Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik,
Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie
der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Dritter Band.
Zweite Hälfte.

Heidelberg, 1850.
Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Inhalt

der zweiten Hälfte des dritten Bandes.

Fünfzehntes Buch.

Das deutsche Reich unter den Wahlkönigen des karolingischen, sächsischen und salisch-fränkischen Stammes

und die außerdeutschen Völker und Reiche vom 9. bis zum 12. Jahrhundert.

Kap. 7. Das griechische Reich und die muhammedanischen Staaten von der Mitte des 9 bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts.

1. Das byzantinische oder griechische Reich. Macedonische Dynastie bis Michael VI. Aufrechthaltung des äußern Reichsbestands gegen den Andrang barbarischer Völker. Die Kaiser aus dem Hause der Comnenen bis Alexius I. Verlust der asiatischen Besitzungen an die Seldschucken. Verfall des Reichs.
2. Fortsetzung: Innere Zustände im byzantinischen Reich. Sittenversunkenheit bei fortdauernder Beschäftigung mit den Werken des klassischen Alterthums. Die Schriften des Photius, Constantinus Phophyrogenitus, Leo Diaconus, Psellus d. J. u. a.
3. Die muhammedanischen und christlichen Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel bis zum Ende des 11. Jahrhunderts: das maurische Spanien. Das Chalifat von Cordova ein Culturstaat. Glanz desselben unter Abderrahman III. Uebergang der Macht an die Vezire. Zerfall des Chalifats. Arabische Kunst und Wissenschaft.
4. Das christliche Spanien bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Galicien und Asturien. Die Königreiche Leon, Castilien, Navarra und Aragonien. Die Grafschaft Barcellona. Einigung der vier Königreiche in zwei größere: Castilien und Aragonien. Theilung Castiliens. Fortgesetzte Kämpfe der Christen gegen die Mauren. Der Cid. Die Almoraviden nnd Almohaden im Kampf. Uneinigkeit der Reiche Castilien und Navarra.
5. Die muhammedanischen Reiche im Morgenland, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Das Chalifat der Fatimiden in Aegypten: Toleranz und Bildung unter den fünf ersten Chalifen. Hakem's Fanatismus. Verfall des Reichs durch Glaubensspaltungen. Die Secten der Drusen und Ismaelier; die Assasinen. — Das Chalifat der Abbasiden in Bagdad. Reichstheilung unter Harun al Raschid's Söhnen, Religionsstreitigkeiten und Empörungen. Uebergang in Militärdespotismus. Zerfall. Emir al Omra, weltlicher Chalife. Uebergang des Chalifats in das Seldschuckenreich. Größe und Verfall desselben.
6. Fortsetzung: Arabische Wissenschaft und Literatur. Arabische Poesie: Firdusi; Hariri. Musik und Baukunst.

Kap. 8. Beginn der Weltbewegung der Kreuzzüge: der erste Kreuzzug und Gründung der morgenländisch-christlichen Ritterreiche.

1. Das heilige Land unter der Herrschaft der Araber. Die Seldschucken in Syrien und Palästina. Bedrückung der Christen. Peter von Amiens. Urban auf der Kirchenversammlung zu Clermont. Sammlung der Kreuzfahrer. Aufbruch ungeordneter Schaaren.

Sechzehntes Buch.

Der Kampf der Welfen und Ghibellinen im Zeitalter der Hohenstaufen:

Die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

3. Deutsche Wissenschaft im 12. und 13. Jahrhundert. Fortbildung des Rechts und der Gerichtspflege. Die Weisthümer. Geschriebenes Recht: der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel ꝛc. — Die Geschichtschreibung: Otto von Freysing, Saxo Grammaticus, Albertus Magnus.
4. die deutsche Kunst von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Dichtkunst: mittelniederdeutsches Epos; mittelhochdeutsche Volkspoesie. Die Heldensage. Die sechs Sagenkreise. Das Niebelungenlied; das Lied von Gudrun, das Heldenbuch.
5. Fortsetzung: mittelhochdeutsche Kunstpoesie. Das Rolandslied; der heilige Gral. Wolfram von Eschenbach. Gottfried von Straßburg. Hartmann von der Aue. Das Alexanderlied. Heinrich von Veldeck. Die Legendenpoesie; die poetische Erzählung; die Thiersage; das Lehrgedicht; die lyrische Poesie: die Minnesänger.
6. Die altdeutsche Baukunst und ihre Bedeutung. Der Dom zu Köln. Der Münster von Straßburg ꝛc. Die Baubrüderschaften.
7. Der allgemeine Standpunct der Theologie und religiösen Volksbildung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mystisch-religiöse Theologie: Bonaventura; dialectisch-gelehrte Theologie: Albertus Magnus. Der Scholasticismus in seiner höchsten Ausbildung. Aristotelischer Realismus: Thomas von Aquino. Platonischer Realismus: Duns Scotus. Reformatorischer Gegensatz: Roger Baco. Das Kirchenlied; die lateinischen Hymnen.

Kap. 9. Die außerdeutschen Völker und Staaten vom Anfang des 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

1. Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert. Ludwig VI. Hebung des königlichen Ansehens. Aufkommen des dritten Standes. Ludwig VII; Guyenne und Poitou, die Normandie, Anjou, Maine und Touraine mit England verbunden; Philipp II August. Wachsende Macht des Königthums. Errichtung der Pairschaft. Ludwig VIII: seine Eroberungen; sein Antheil an den Albigenserkriegen.
2. Frankreich. Fortsetzung: Ludwig IX der Heilige. Waffenstillstand mit Heinrich III von England. Siebenter Kreuzzug. Die Ejubiden in Palästina und Syrien. Ludwig in Aegypten. Eroberung und Wiederverlust Damiette's. Die Mamelukenherrschaft. Ludwig's Rückkehr. Staatsreformen. Kreuzzug gegen Tunis. Ludwig's Tod. Ende und Folgen der Kreuzzüge.
3. England von der zweiten Hälfte des 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Die vier ersten Könige aus dem Hause der Plantagenet: Heinrich II. Beschränkung des Klerus. Thomas Beket. Erwerbung Irlands. Schottland lehenspflichtig. Empörung seiner Söhne. Sein Tod.

4. England. Fortsetzung: Richard Löwenherz seit seiner Rückkehr aus Palästina. Johann ohne Land. Krieg mit Frankreich. Schlacht bei Bouvines. Magna Charta. Johann's Kampf mit den Großen. Heinrich III. Günstlingsregierung. Das tolle Parlament. Bürgerkrieg. Grundlage des Hauses der Gemeinen. Prinz Eduard's Sieg. Ruhe.
5. Die pyrenäische Halbinsel im 12. und 13. Jahrhundert. Fortgesetzte Kriege mit den Mauren. Castilien: Alfons VII und VIII. Ritterorden. Die Morawiden und Almohaden. Sieg bei Tolosa. Verfall der Sarazenenherrschaft. Alfons X. Die Meriniden. Sancho. Aragonien: Vereinigung mit Catalonien. Eroberung von Valencia. Erwerbung Siciliens. Navarra aragonisch, dann französisch. Portugal unabhängig von Castilien. Sieg bei Ourique. Sancho I bis Alfons den Wiederhersteller.
6. Die scandinavischen Reiche im 12. und 13. Jahrhundert. Schweden: die Folkunger. Jarl Birger. Waldemar I bis Magnus I Ladulas. Norwegen: Hakon V bis Hakon VII. Vereinigung Islands. Norwegen schwedisch. Dänemark: Swen II bis Waldemar II. Machthöhe und Verfall. Theilung des Reichs. Bruderkriege. Christoph I bis Erich VII. Steigende Macht der Aristokratie.
7. Polen, Rußland, Ungarn im 12. und 13. Jahrhundert. Polen: Wladislav bis Lesco. Wiederholte Theilungen und Bürgerkriege. — Rußland: Verwirrung durch die Theilfürstenthümer. Moskau gestiftet, Kiew und Nowgorod erobert. — Ungarn: Stephan II bis Geisa II. Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II; das goldne Buch. Adelsherrschaft.
8. Die mongolische Bewegung und die asiatischen Reiche im 13. Jahrhundert: Dschingischan's Eroberungen in Asien und Südrußland. Octai und seine Brüder. Batu in Rußland, Polen und Ungarn; Bela IV. Die Mongolen in Schlesien. Rückgang derselben nach Asien. Mandschu. Fall Bagdad's. Die Mongolen in China, Tibet und Indien.

Siebenzehntes Buch.

Beginnender Verfall der mittelalterlichen Zustände im vierzehnten Jahrhundert. Zerlockerung des Lehnstaats und sinkende Macht der Hierarchie.

Böhmen. Fanatismus der Taboriten. Ziska's Tod. Die hussitischen Parteien. Die beiden Procope. Vergebliche Anstrengungen des Kaisers und des Papstes.

2. Das Concilium in Basel. Versuch zu gütlichen Unterhandlungen mit den Hussiten. Die Compactaten. Die Orphaniten und Taboriten im Kampf mit den Calixtinern. Tod der beiden Procope. Die böhmischen Brüder. Der Iglauer Vertrag. Siegmund König von Böhmen. Sein Tod. Veränderungen im Reich.

3. Die Kirchenreformen des Basler Conciliums. Banndrohung Eugen's IV. Berufung des Concils nach Italien. Kurze Regierung Kaiser Albrecht's II. Wahl Friedrich's III. Der Gegenpapst Felix V und Papst Nicolaus V. Die Wiener Concordate. Auflösung des Basler Concil's. Aeneas Sylvius als Pius II. Die Bulle Execrabilis.

Kap. 4. Wirren im deutschen Reich unter Friedrich's III schwacher Regierung.

1. Friedrich's III Zerwürfnisse mit der Schweiz. Entfremdung der Schweiz vom Reich. Eroberungsgelüste der Eidgenossen. Die toggenburger Fehde. Der Dauphin und die Schweizer bei St. Jacob. Erstes Bündniß der Schweiz mit Frankreich. Die thurgauer Fehde. Beginn des Reißlaufens.

3. Friedrich's III Bedrängniß in Ungarn und Böhmen. Johann Hunyades; Matthias Corvinus, König in Ungarn. Georg Podiebrad in Böhmen. Friedrich's Gleichgültigkeit bei der Eroberung Constantinopels durch die Türken. Faustrechtlicher Zustand in Deutschland: der sächsische Bruderkrieg; der letzte fränkisch-schwäbische Städtekrieg; der Pfälzerkrieg, der bayrisch-brandenburgische Krieg und die Mainzer Bisthumsfehde.

3. Friedrich's Bedrängniß in Oesterreich. Krieg mit Georg Podiebrad in in Böhmen. Podiebrad im Kampf mit Pius II (dem Restaurator des Papstrechts), mit Paul II und mit Matthias Corvinus. Sein Untergang. Friedrich im Kampf mit Ungarn. Corvinus in Wien und Flucht Friedrich's in's Reich.

Kap. 5. Frankreich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Tiefste Ohnmacht der Nationalkraft und Wiederbelebung derselben.

1. Fortwährende Zerrüttung Frankreich's unter Karl VI. Parteiungen und Sittenlosigkeit am Hof. Ermordung Ludwig's von Orleans durch Johann von Burgund. Bürgerkrieg zwischen den Armagnac's und den Burgundischgesinnten. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Niederlage bei Azincourt. Der Herzog von Burgund in Paris. Rachegräuel an den Armagnac's. Ermordung des Herzog's von Burgund. Philipp der Gute. Vertrag von Troyes. Heinrich V von England im Besitz von Nordfrankreich. Heinrich's V und Karl's VI Tod.

2. Florenz im 14. und 15. Jahrhundert. Weitere Ausbildung der demokratischen Verfassung. Ostracismus. Gewaltsames Aufstreben der niedere Zünfte. Steigende Macht der Signorie. Aufgang der Mediceer. Cosimo's alleinherrliches Walten. Lorenzo der Prächtige. Pflege der Künste und Wissenschaften. Verschwörung der Pazzi. Krieg mit Sixtus IV und Neapel. Sinken und Widersteigen der Mediceer.
3. Mailand im 15. Jahrhundert. Die Gewaltherrschaft der Visconti. Johann Galeazzo Alleinherr. Treulose Staatskunst der Visconti. Krieg mit den Venetianern und deren Verbündeten. Die Condottieri. Sturz der Visconti. Die Herrschaft der Sforza.
4. Der Kirchenstaat seit Martin V. Befestigung der weltlichen Herrschaft Rom's unter Eugen IV und Nicolaus V. Der Nepotismus unter Calixt III (Borgia) und Sixtus IV. Römisches Sittenverderbniß unter Alexander VI. — Neapel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder aragonisch.

Kap. 14. Deutschland und Italien zur Zeit Maximilian's I.

1. Befreiung Oesterreichs vom Joche der Ungarn. Tod des Matthias Corvinus. Thronstreit in Ungarn. Kampf Maximilians mit Wladislaw. Vergleich. Friedrich's III Tod und Maximilian's Regierungsantritt. Verworrene Lage Deutschland's. Maximilian's Vermählung mit Blanka Sforza von Mailand. Ludwig Moro Anstifter des französischen Einfalls in Neapel: Eroberungszug Karl's VIII. Kurze französische Herrschaft in Neapel.
2. Maximilian in den Niederlanden: Verwirklichung der habsburgisch-spanischen Familienverbindung. Reichstag zu Worms. Stiftung des ewigen Landfriedens. Das Reichskammergericht. Eintheilung Deutschland's in anfang's sechs, dann zehn Kreise. Beginnende Lösung der Schweiz vom deutschen Reiche. Der Schwabenkrieg. Wachsende Bedeutung der Eidgenossenschaft.
3. Vertreibung der Franzosen aus Neapel. Rückkehr Unteritaliens unter die aragonische Herrschaft. Gonsalvo de Cordova. Ludwig's XII Entwürfe auf Italien. Die Franzosen in Mailand; Ludwig Moro's Sturz. Der Friede von Trient. Krieg zwischen Frankreich und Spanien wegen Neapel. Siege Gonsalvo's. Spanien's Ferdinand Herr in Neapel.
4. Maximilian's vergebliche Bemühung für einen Türkenkrieg. Der bayrische Erbfolgekrieg. Das Haus Habsburg in Philipp von Burgund auf castilischem Thron. Philipp's Tod. Ludwig's XII Eifersucht auf das habsburgische Haus und erneuerte Absichten auf Italien. Maximilian's Römerfahrt. Erwerbung des Kaisertitels. Maximilian's Krieg mit Venedig. Waffenstillstand.
5. Die Ligue von Cambray zwischen Frankreich, dem Kaiser, Spanien und dem Papst gegen Venedig. Demüthigung Venedig's. Julius II.

Die heilige Ligue zwischen dem Papst, Spanien, Venedig und den Schweizern gegen Frankreich. Maximilian anfangs noch auf Seite Frankreich's. Gaston de Foix. Das Lateranconcil. Maximilian's und England's Zutritt zur Ligue und Venedig's Austritt. Der Kampf um den Besitz von Mailand. Demüthigung Frankreich's. Friedensunterhandlungen. Tod Ludwig's XII. Wiederbeginn des Kriegs unter Franz I. Eroberung Mailand's durch die Franzosen. Der Friede zu Noyon. — Maximilian und die Ungarn. Wachsthum der habsburgischen Hausmacht durch Verstärkung des Anrechts auf Ungarn und Böhmen mittels Wechselheirath.

Kap. 14. Deutsches Wesen im 15. Jahrhundert in Bezug auf sociales und sittliches Leben, so wie auf Handel, Gewerbe und Kunst.

1. Rühriges Leben im Handels- und Gewerbswesen Deutschland's im 15. Jahrhundert. Fortblühen der Hansa nach Außen. Schwächung derselben durch innere Zwiste. Süddeutscher Handel. Steigender Luxus. Zunehmender Sittenverfall. Geist des Bürgerthums. Unterschied unter den aristokratisch und demokratisch regierten Städten. Einreißende Sittenlosigkeit im Herrenstand.
2. Die deutsche Kunst im 14. und 15. Jahrhundert. Verfall der Kunstpoesie. Umdichtungen und Umarbeitungen. Geschmacksverirrungen Der Theuerdank. Die Reimkunst der Meistersänger. Das Volkslied. Hebung der deutschen Prosa in Chroniken und ascetischen Schriften. — Die deutsche Malerkunst, insbesondere die niederländische und oberdeutsche Malerei im 15. Jahrhundert.

Druckfehler

in der zweiten Hälfte des dritten Bandes.

S. 12. Z. 4 v. o. in der Ueberschrift anstatt christlichen lies: poetischen.
„ 13. „ 9 v. o. anstatt Glaubens lies: Glauben.
„ 43. „ 6 v. o. tilge das Wörtchen er.
„ 118. „ 8 v. u. anstatt die drei ersten Nachfolger Alfred's Edred I ꝛc. lies: die vier ersten Nachfolger Alfred's Eduard I, Edred I ꝛc.
„ 161. „ 3 v. o. anstatt Emyörungen lies: Empörungen
„ 166. „ 2 v. o. „ Kreuzüge lies: Kreuzzüge
„ 190. „ 5 v. o. „ einem lies: einen
„ 202. „ 17 v. o. „ ausgezeichnetem lies: ausgezeichneten
„ 202. „ 16 v. u. „ Jahrhundert lies: Jahrhunderts
„ 231. „ 6 v. o. „ an sich reißen lies: an sich zu reißen
„ 234. „ 13 v. o. tilge das Wort von
„ 292. „ 7 v. u. tilge vor dem Worte nur das Komma
„ 299. „ 18 v. o. tilge das Wort der
„ 299. „ 11 v. u. anstatt schwören lies: zu schwören
„ 302. „ 1 v. o. „ setn lies: sein
„ 319. „ 18 v. o. „ 102 lies: 1202
„ 320. „ 17 v. o. „ Throne lies: Thron
„ 428. „ 16 v. o. „ Wissenschoft lies: Wissenschaft
„ 440. „ 8 v. o. „ Eroberung lies: Erwerbung
„ 486. „ 17 v. o. „ Sarern lies: Sarnen
„ 508. „ 1 v. u. „ eine lies: ein
„ 527. „ 10 v. u. „ nehmen lies: zu nehmen
„ 552. „ 17 v. o. „ bei der lies: bei den
„ 569. „ 17 v. u. „ mußte lies: wußte
„ 596. „ 16 v. o. „ Fläschenraum lies: Flächenraum
„ 621. „ 4 v. u. „ Dootor lies: Doctor
„ 622. „ 16 v. o. „ führten lies: führte
„ 633. „ 12 v. o. „ abseßte lies: absetzte
„ 633. „ 16 v. o. „ haltendem lies: haltenden
„ 705. „ 11 v. o. „ fertig werden lies: fertig zu werden
„ 717. „ 15 v. u. „ hohen lies: hoher
„ 757. „ 14 v. u. „ Platon's Aristoteles und lies: Platon's, Aristoteles' und
„ 766. „ 8 v. o. „ Kärthen lies: Kärnthen
„ 791. „ 2 v. o. „ Gonsolvo lies: Gonsalvo
„ 803. „ 5 v. u. „ sogleth lies: sogleich.

Zugleich mit dieser Abtheilung des Dittmar'schen Werkes wird als Supplement ausgegeben:

Historischer Atlas.

Nach Angaben von *H. Dittmar*
entworfen und lithographirt von **M. Frommann.**

Ein Supplement zu Dittmar's Geschichte der Welt und zu jeder andern Weltgeschichte.

II. Abth. 2te Lieferung. **Atlas zur Geschichte des Mittelalters und der neuen Zeit.** Preis 54 kr. oder 16 Ngr. Inhalt: 11) Die Zeit von Rudolph von Habsburg bis Maxim. I. — Constantinopel bei der Eroberung durch die Türken 1453. — Das Osmanische Reich unter Bajazeth. — 12) Die Schweiz im 13. Jahrhundert. — Das Land der Eidgenossen seit dem 14. Jahrhundert. — Das Mongolenreich unter Dschingis-Chan und seinen Nachfolgern. — 13) Deutschland nach seinen ehemaligen Erzbisthümern und Bisthümern. — Deutschland im 30jährigen Kriege. 14) Europa seit Friedrich dem Grossen bis zur französischen Revolution. — Die Zeit der ersten Republik. — Europa zur Zeit Napoleons.

Die I. Lieferung dieser **II. Abtheilung** (Preis 54 kr. od. 16 Ngr.) enthielt: 7) Das alte Gallien, Brittanien und Germanien, mit den Oberdonauländern Vindelicien, Rhätien, Noricum und Pannonien. 8) Das weströmische Reich bis zu seinem Untergange im 5. Jahrhundert nach Chr. — Der Occident im Anfang des 6. Jahrhunderts nach Chr. 9) Das Reich Karls des Grossen. — Das byzantinische Reich und die muhamedanischen Länder im Orient zur Zeit Karls des Grossen. 10) Das Zeitalter der Hohenstaufen. — Die Zeit der Kreuzzüge. — Jerusalem bei der Einnahme durch die Kreuzfahrer. — Das lateinische Kaiserthum.

Die **I. Abtheilung** dieses Atlasses enthielt den **Atlas der alten Welt**, 6 Blätter in Quer-Folio. Preis fl. 1. 12 kr. oder 20 Ngr.

Inhalt: 1) Die Welt der Alten bis zur Zeit des Cyrus, mit den phönizischen und griechischen Colonieen. — Homerische Welttafel. Das Ruinenfeld von Theben. 2) Aegypten und Palästina. — Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus. 3) Griechenland, die griechischen Inseln und die Westküste Kleinasiens. — Athen und seine Häfen. — Sparta. — Korinth. — 4) Hellas und der Peloponnes. — Plan von Athen. — Kleinasien mit Syrien. 5) Das persische Reich bei Alexanders Eroberung. — Die persischen Provinzen in Oberasien zur Zeit Alexanders. — Die Staaten aus Alexanders Nachlass bis zum Jahr 113 vor Chr. 6) Das römische Reich im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts nach Chr. — Italien. — Das alte Latium. — Rom in der ältesten Zeit.

Hiermit ist dieser Atlas vollständig und bietet wie bisher die Atlasse der alten Welt für die alte Geschichte, dem Unterricht in Schulen und dem Selbststudium ein geographisches Veranschaulichungsmittel der ganzen Weltgeschichte dar, welche sich ebensosehr durch compendiöse Einrichtung, als durch Schönheit und Genauigkeit der Darstellung auszeichnet und von Seiten der Kritik bereits die rühmlichste Anerkennung gefunden hat. L. Völter spricht sich darüber in folgenden Worten aus:

„Fehlte es bisher an Lehrmitteln dieser Art, so befriedigt nun der historische Atlas „dieses Bedürfniss auf ausgezeichnete Weise. Denn während man sonst oft das Schlechteste „für die Jugend für gut genug hielt, verbindet er mit Genauigkeit und Sorgfalt eine gewisse „moderne Eleganz. Papier, Druck und Lithographie sind ausgezeichnet, die Farbengebung „fein und gefällig. Die Darstellung der horizontalen und vertikalen Terrainverhältnisse ist „so genau und schön, wie man sie in Atlassen der alten Welt gar nicht gewöhnt ist und „wie man sie nur in den bessern und neuesten politisch-physikalischen Atlassen antrifft. „Die Auswahl und Einrichtung ist zweckmässig etc. Der Preis ist im Verhältniss zu „der schönen Ausstattung äusserst billig.“

Die Abnehmer des Dittmar'schen Werkes, welche sich dieses Supplement anschaffen, erhalten gratis dazu:

Drei bildliche Darstellungen in Stahlstich,

welche zugleich als Titelkupfer zum 1., 2. und 3. Band der Geschichte der Welt dienen können:

1. Homer und das griechische Volk,
gezeichnet von G. Jäger, gestochen von E. Schuler.

2. Roma, die Völkerbezwingerin,
gezeichnet von E. Ihlée, gestochen von E. Schuler.

3. Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum.
Nach einem Gemälde von Ph. Veith. — Gestochen von E. Schuler.

Fünfzehntes Buch.

Das deutsche Reich

unter den Wahlkönigen des

karolingischen, sächsischen und salisch-fränkischen Stammes

und

die außerdeutschen Völker

vom 9. bis zum 12. Jahrhundert.

Fünfzehntes Buch.

Das deutsche Reich unter den Wahlkönigen des karolingischen, sächsischen und salisch-fränkischen Stammes und die außerdeutschen Völker und Reiche vom 9. bis zum 12. Jahrhundert.

---

1. Kapitel.

Ausgang der Karolinger in Deutschland.

1. Kaiser Arnulf. Die Einfälle der Normannen und Magyaren. Arnulf's Römerzug.

Deutschlands Scheidung vom altfränkischen Gesammtreich war mit der Erwählung Arnulf's vollzogen und dadurch der Grund zur deutsch-nationalen Einheit gelegt, die selbst wieder zum tiefern Grundstein die deutsche Kirche hatte. Die Befestigung jener Einheit mit fernerer Unterstützung der deutschen Kirche war Aufgabe der deutschen Könige. Schwere Heimsuchungen durch äußere Feinde erschwerten aber dem absterbenden Karolingergeschlechte diese Aufgabe. Sie nach Möglichkeit zu erfüllen war wenigstens Arnulf's Streben. Konnte er auch nicht erwarten, daß der neuerwählte französische König Odo ihm den Lehnseid leistete, so hatte er doch die Genugthuung, daß derselbe nach Worms kam und ihn um seine Anerkennung bat; und mußte sich Arnulf auch begnügen, den König Rudolf von Hochburgund, der die Lothringer dem deutschen Reiche abwendig zu machen suchte, das

Elsaß zu verschließen, ohne ihn hinter seine Gebirgswälle verfolgen zu können: so kam derselbe doch selbst nach Regensburg, um sich mit Arnulf in Güte auseinander zu setzen.

Dadurch auf den Seiten — und durch Verleihung Böhmens an den mächtigen Mährenfürsten Swatopluk im Rücken gedeckt, gieng Arnulf eben damit um, sich in Italien die Kaiserkrone zu holen, als im Jahr 891 ein verheerender Einfall der Normannen in die niederrheinischen Gegenden und die Niederlage der Rheinfranken und Lothringer gegen dieselben (wobei unter andern der Erzbischoff von Mainz blieb) den König Arnulf nöthigte, sich mit seinen treuen Ostfranken gegen die Normannen zu wenden, und sie nach seinem Uebergang über die Dyle in ihren Verschanzungen bei Löwen anzugreifen. Obgleich ihn Fluß und Morast hinderte, von seiner Reiterei Gebrauch zu machen, so gewann er doch einen vollständigen Sieg über die beiden normannischen Fürsten Siegfried und Gottfried, die mit ihrem ganzen Heere aufgerieben wurden. Zwar kamen die Normannen gleich im nächsten Jahr wieder und drangen am Rhein bis Bonn, in den Ardennen bis zum Kloster Prüm vor, zogen aber bei Arnulf's raschem Anzug eilig wieder ab und ließen sich unter seiner wachsamen Regierung nicht wieder sehen.

Da seine Bemühungen, den übermüthigen Mährenfürsten in Schranken zu halten, vergebens waren, und dessen trotzige Stellung seinen Entwürfen auf Italien im Wege war, suchte er die Mähren durch die Bulgaren zu beschäftigen, ja er soll sogar die christfeindlichen Magyaren zu einem Einfall in Mähren veranlaßt haben, während er selbst 892 von der Donau her, der thüringische Herzog Poppo aber von Norden her gegen die Mähren vordrang. Dennoch mißlang die Unternehmung: Swatopluk zog sich in seine Besten zurück und stand, als die Feinde das verwüstete Land verließen, wieder „in alter Furchtbarkeit" da. — Noch einmal verwüstete Arnulf das Mährenland, worauf nicht lange nachher der Tod Swatopluk's (894) ihn von diesem gefürchteten Gegner befreite, Mährenland aber dem Zwiste der beiden Söhne desselben und den beständigen Angriffen der Magyaren anheimfiel, von denen fortan Deutschland, zwar

nicht bei Arnulf's Lebzeiten, desto mehr aber nach seinem Tode schwer zu leiden hatte.

Die **Magyaren** — so nannten und nennen sich noch heute die Ungarn selber — sind ein finnischer Stamm. Die Slawen nannten sie Ugri, die übrigen Abendländer Ungri (ungenau Hungari), woraus der Name Ungarn entstand, der mit dem Namen Hunnen nichts gemein hat, während ihre Rohheit und wilde Lebensart allerdings an die Hunnen erinnerte und Veranlassung gab, sie mit diesen zu verwechseln. Sie waren, als ein geübtes Jäger- und Reitervolk, vom südlichen Uralgebirg aus an den untern Dnjepr und von da an die untern Donaumündungen gezogen, wo sie fälschlich mit den Türken verwechselt wurden; doch mögen sie daselbst türkische Bestandtheile in sich aufgenommen haben. Diese Gegenden verließen sie, von den Petschenegen gedrängt, im Jahr 889 und zogen in die südlichen Flächen der Mitteldonau, wo sie zur Linken die Mähren, zur Rechten die Ueberbleibsel der Avaren zu Nachbarn bekamen. Nach der Besiegung der Mähren nahmen sie das Land vom Gran bis an die Morawa ein, von wo aus sie durch ihre schrecklichen Raubzüge über nahe und entfernte Völker unsägliches Verderben brachten. In Bezug auf ihr häßliches Aeußere und ihre barbarischen Sitten sagt ein damals lebender Schriftsteller, „man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen — nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten so kostbares Land überlassen habe." — Die Vergleichung dieses ihres damaligen Wesens mit dem, das sich nunmehr an ihnen findet, läßt auf die Macht des christlich-germanischen Bildungselementes schließen.

Nun endlich auf allen Seiten gesichert — indem auch König Odo von Frankreich in einem Kronstreit mit Karl dem Einfältigen gehindert war, seine Absichten auf Lothringen zu verfolgen, — trat Arnulf 894 seine erste Heerfahrt nach Italien an, wo das Kaiserthum in Gefahr war, auf ein anderes Geschlecht überzugehen. Denn dort hatte Herzog Guido (Wido) von Spoleto sich vom Papst Stephan, seinem Freunde, die Kaiserkrone geben lassen und den folgenden Papst Formosus gezwungen, auch seinen noch unmündigen Sohn Lambert zu krönen. Als ihm darauf der von Arnulf insgeheim unterstützte Herzog Berengar von Friaul die italienische Krone streitig machte, besiegte er ihn in verschiedenen Feldzügen. Daher wendeten sich sowohl der Papst, der sich nicht länger zu Guido's Werkzeug herabwürdigen lassen wollte, als auch Berengar, der

Italien wenigstens als Lehnsreich für sich zu haben wünschte, an Arnulf um Hülfe.

Obgleich nun Arnulf die Städte Mailand und Pavia und außerdem mehrere italische Große zur Unterwerfung brachte, sah er sich doch durch Krankheiten in seinem Heere genöthigt, den Zug nach Rom selbst noch einzustellen und sich gegen den die Italiener unterstützenden Herzog Rudolf von Burgund zu wenden, konnte ihm jedoch auch diesmal nichts anhaben. Nach Deutschland zurückgekehrt, veranlaßte er 897 durch den Zusammentritt aller deutschen Fürsten und Bischöffe die große Synode zu Tribur, deren Beschlüsse auf die Wiederherstellung der sinkenden geistlichen Macht und auf innigern Zusammenhang der deutschen Kirche mit dem Papste abzielten und so dem König Arnulf die Gunst der Geistlichkeit für seine ferneren, die Befestigung seines Throns bezweckenden Plane gewannen.

Nachdem er daher von den geistlichen und weltlichen Fürsten die Zustimmung zur Verwandlung des Herzogthums Lothringen in ein Königreich für seinen unechten Sohn Swentobold erlangt hatte, trat er seinen zweiten Zug nach Italien an, wo sich nach Guido's Tode dessen Sohn Lambert das Kaiserthum, Berengar von Friaul aber das italienische Königthum angemaßt hatten. Obgleich von Berengar und seinen Bundesgenossen im Rücken bedrängt, gieng er doch diesmal gerade auf Rom los, wo Guido's muthige Wittwe Agiltrud den Papst unter ihrer Botmäßigkeit hielt und alles zur Vertheidigung der Stadt vorgekehrt hatte. Allein Arnulf erstürmte Rom und wurde vom Papste sowohl, als vom Senat und Volk als Befreier der Kirche von spoletanischem Druck empfangen, worauf ihn Formosus 896 die römische Kaiserkrone auf das Haupt setzte und das römische Volk ihm den Eid der Treue schwur.

Hierauf brach er nach Spoleto auf, um diese Stadt, wohin sich Agiltrud geflüchtet hatte, zu züchtigen, als er plötzlich — man glaubte, durch italisches Gift — von einer furchtbaren Kopfkrankheit befallen wurde, die ihn nöthigte, nach Deutschland zurückzukehren und Italien auf's Neue den alten Parteiwir=

ren zu überlassen. Arnulf's Anhänger wurden allenthalben vertrieben und getödtet, Lambert und Berengar theilten sich förmlich in Italien und ersterem wurde von dem neuen Papste Stephan VI die Kaiserkrone zugesprochen.

Während Arnulf die unterdeß in Deutschland eingerissenen Unordnungen, welche namentlich die Zwietracht der beiden Mährenfürsten und der Streit seines despotischen Sohnes Swentobold mit seinen lothringischen Vasallen erregte, vergebens zu schlichten bemüht war, starb er an den Folgen seiner Krankheit am Ende des Jahres 899 zu Regensburg und wurde dort bestattet.

2. König Ludwig das Kind. Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland. Herrschaft des Faustrechts. Die babenberger Fehde.

Die Besorgniß, daß das Reich in Parteien zerfallen möchte, so wie die Rücksicht auf die Erhaltung des karolingischen Stamms bewog die im J. 900 zu Forchheim versammelten Fürsten, Arnulf's siebenjährigen rechtmäßigen Sohn Ludwig zum König zu wählen und zu krönen und dem Erzbischoff Hatto von Mainz in Verbindung mit dem Herzog Otto von Sachsen die Reichsverwaltung zu überlassen.

Bei dieser Gelegenheit wurde Lotharingen, das Swatopluk als ein von Deutschland getrenntes Königthum besaß, wieder mit Deutschland vereinigt, indem die lothringischen Stände, empört über die Gewaltherrschaft Swatopluks, der sogar den Erzbischoff Ratbod von Trier mit Stockschlägen hatte züchtigen lassen, dem jungen Könige Ludwig zu Diedenhofen als ihrem Lehnherrn huldigten. Zwar suchte der entthronte Fürst im Lande umherziehend das Volk aufzureizen; allein er wurde von einem seiner ehemaligen Vasallen an der Maaß überfallen und fand im Gefechte seinen Tod.

Während Deutschland zu keiner Zeit mehr einer kräftigen Regierung bedurft hätte, als damals, war es unter einem so schwachen Haupte dem Unheil der innern und äußern Zerrüttung preißgegeben. Indessen Herzog Otto der Erlauchte in seinem Sachsen unbeschränkt schaltete, wurde ganz Franken durch die

babenberger Fehde zerrissen, die nur durch die eben so gemeinschädliche Hinterlist des Erzbischoffs Hatto gedämpft wurde.

Die **babenberger Fehde** war ein langjähriger Krieg, den die zwei im Hessenfrankengau mächtigsten Geschlechter aus Eifersucht gegeneinander führten. An der Spitze des einen Geschlechts stand Graf Adalbert von Babenberg, Sohn eines unter Karl dem Dicken bei Paris gefallenen Herzogs, dessen Bruder Poppo der obgenannte Herzog von Thüringen war. Das Haupt des andern Geschlechts war Graf Konrad von Franken, der, als Kaiser Arnulf den Herzog Poppo wegen eines verunglückten Feldzugs gegen Böhmen absetzte, an dessen Stelle das Herzogthum Thüringen bekam, aber bald wieder freiwillig zurücktrat, weil er sich gegen die in Thüringen noch mächtigen Babenberger nicht halten konnte. Die dadurch gesteigerte Erbitterung beider Geschlechter konnte jedoch erst nach Arnulf's Tod zum thätlichen Ausbruch kommen. Zuerst überfiel Graf Adalbert mit seinen Brüdern den Bruder Konrad's, den fränkischen Bischoff Rudolf von Würzburg, zog aber, obwohl Rudolf's anderer Bruder fiel, den Kürzern, indem er dabei zwei Brüder verlor, von denen der eine in der Schlacht fiel, der andere gefangen und enthauptet wurde. Bei einem zweiten Ueberfall aber vertrieb Graf Adalbert den Bischoff von Würzburg und nahm dessen Ländereien am Main in Besitz. Obgleich nun Hatto die süddeutschen Fürsten gegen Adalbert aufbot, so richtete man doch nichts gegen ihn aus. Bald darauf fiel Adalbert in Hessen ein, schlug den Grafen Konrad, der selbst in der Schlacht fiel, und zog mit reicher Beute in seine Babenburg zurück. Jetzt wurde er vor den Reichstag nach Tribur beschieden und, als er nicht erschien, in die Reichsacht erklärt und vom König Ludwig und dem Erzbischoff Hatto in der Burg Theres bei Bamberg belagert. — Von seinen Freunden verlassen, ließ er sich mit Hatto in eine Unterhandlung ein, indem dieser persönlich zu ihm in die Burg kam und ihn beredete, sich zu einer versöhnlichen Unterredung in das kaiserliche Lager zu begeben; er (Hatto) werde ihn unbeschädigt wieder in die Burg zurückbringen. Als sie aus der Burg geritten waren, bemerkte Hatto, es sey ziemlich weit in's Lager, darum werde es gut seyn, erst ein Frühstück in der Burg einzunehmen. Adalbert kehrte daher zu diesem Zweck mit dem Erzbischoff in die Burg zurück, und alsdann begaben sie sich in das kaiserliche Lager. Hier wurde Adalbert sogleich verhaftet und als er sich auf des Erzbischoffs Wort berief, behauptete dieser, sein Wort gehalten und ihn unversehrt in seine Burg — zum Frühstück nämlich — zurückgebracht zu haben. Darauf wurde Adalbert enthauptet und sein Besitzthum eingezogen. — Beruht auch die Erzählung von Hatto's Hinterlist nur auf der Angabe eines spätern Chronisten, so ist doch gewiß, daß das Volk damals durch Spottlieder dem Erzbischoff als dem Anstifter des Untergangs des Babenbergischen Hauses Schuld gab.

Während dieser zerrüttenden Unruhen im Innern war Deutschland von Außen durch die beständigen Einfälle der wilden Ungarn bedrängt, welche gleich nach Arnulf's Tode die Ostmark anfielen, die Slaven an der Drau und Sau überwältigten, und in Italien eindrangen, ja im J. 907 sogar ein ganzes deutsches Heer, das von Herzog Luitpold von Bayern und dem König Ludwig geführt war, fast ganz aufrieben und Bayern verheerten. Eben so drangen sie in Thüringen ein, wo sie den thüringischen Herzog Burkhard und den Bischoff Rudolph von Würzburg erschlugen, desgleichen in Schwaben, wo sie ebenfalls auf das entsetzlichste raubten und mordeten. Im Jahr 909 schlugen sie noch einmal den König Ludwig und stürmten bis an den Rhein, und da sie alljährlich wiederkehrten, schien Deutschland in seiner Uneinigkeit und Schwäche ihnen so gut wie zinsbar zu seyn, und mit Recht wandte man damals den salomonischen Spruch: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist!" auf Deutschland an.

Zum Glück starb Ludwig schon in seinem 18. Lebensjahre — nach Einigen vor Kummer, weil ihn die Fürsten der Herrschaft entsetzt hätten, im J. 911 und mit ihm erlosch der Mannsstamm der Deutsch-Karolinger auch in seinem unechten Zweige.

3. Konrad der Franke. Abfall der Lothringer an Frankreich. Seine Kämpfe mit den Sachsen, Schwaben und Bayern. Erneuerte Einfälle der Magyaren. Konrad's Tod.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes war Deutschland nahe daran, in Einzelstaaten zu zerfallen, da die fünf mächtigsten Stammhäupter — die Herzöge von Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben und Lothringen — von Anfang an nach unabhängiger Macht strebten und bei der Erschlaffung des Königthums nur in einem losen Verband zueinander standen. Doch der heilsame Widerstand, den ihnen die Grafen und Bischöffe entgegensetzten, so wie vorzüglich die von den Magyaren und Slaven drohende Gefahr trieb zur Einigung und diese zur Wahl eines neuen Königs.

Diese fiel auf den Vorschlag des Erzbischoffs von Mainz zunächst auf den mit den Karolingern verwandten, durch Edelsinn, Erfahrung und seine früheren Siege über die Normannen hochgeachteten Otto den Erlauchten, Herzog von Sachsen und Thüringen, dessen Länderbesitz von der Weser bis zur Elbe, und von der Eider bis zum Fichtelgebirg reichte (also das spätere Niedersachsen und einen Theil von Westfalen umfaßte). Allein Otto, der schon bejahrt war, nahm die Würde nicht an, und schlug den Herzog Konrad von Franken vor, der, ein Sohn jenes in der babenbergischen Fehde gefallenen Konrad's, in weiblicher Linie mit den Karolingern verwandt, über den Hessenfrankengau am Main und Mittelrhein zwischen dem Sachsen- und Schwabengau herrschte und als tapferer, rechtschaffener und verständiger Mann allgemeine Achtung genoß.

Konrad wurde auch von den übrigen Stämmen anerkannt, nur nicht von den Lothringern, die gleich nach Ludwig's Tode vom Reich abgefallen waren und sich dem Könige von Frankreich, Karl dem Einfältigen, untergeben hatten, unter dessen schwacher Regierung sie ihre Macht erweitern zu können hofften. Vergebens suchte Konrad sie zum Reiche zurückzubringen: es gelang ihm nur mit Elsaß und Utrecht. Aber auch mit andern empörerischen Lehensgroßen — Sachsen, Schwaben, Bayern — hatte er Kämpfe, die ihm seine Regierung außerordentlich erschwerten und am Ende durch erneuerte Einfälle der Ungarn das Reich fast mit Auflösung bedrohten.

Als nämlich Otto der Erlauchte starb, wollte König Konrad dem Sohne desselben, dem Herzog Heinrich von Sachsen einen Theil seines übergroßen Lehens entziehen; aber Heinrich, im Gefühle seiner Macht, widersetzte sich und schlug des Königs Bruder Eberhard bei Ehresburg. Zwar belagerte ihn nun Konrad selbst in seiner Burg Grona und zwang ihn zu unterhandeln. Während seiner Unterredung mit dem Kaiser kam ein Graf Ditmar und fragte den Herzog, wo er wolle, daß die Hülfsvölker, die er brächte, sich lagern sollten? Erfreut über diese Hülfe, brach Heinrich die Unterhandlung ab, und der König, der nicht wußte, daß dieß nur eine List war, hob die Belagerung auf und stand seitdem von seiner Forderung ab.

Schwaben wurde noch von Kammerboten (den missis fiscalicis Karl's des Großen) verwaltet, die aber längst nach herzoglicher Macht strebten. Da die

damaligen Kammerboten, die Brüder Berthold und Erchanger, einen Theil ihrer bedeutenden Kammergüter an den Erzbischoff von Mainz und an den Bischoff von Constanz abgeben sollten, so überfielen sie den Constanzer Bischoff, mißhandelten ihn auf die unwürdigste Weise und schleppten ihn gefesselt auf eines ihrer Schlösser. Da nun kurz vorher an zwei andern Bischöffen ähnliche Frevel verübt worden waren, so sah sich Konrad gezwungen, mit Ernst gegen die Grafen einzuschreiten, obgleich sie seine Schwäger waren. Sie wurden gefangen und nach dem Ausspruche des Fürstengerichts enthauptet. Dennoch mußte König Konrad den Bundesgenossen derselben, den mächtigen Grafen Burkhard, den die Schwaben nun zu ihrem Herzog wählten, in seiner angemaßten Würde bestätigen, die derselbe auch gegen den König Rudolf II von Hochburgund behauptete.

Da auch Herzog Arnulf der Böse von Bayern den Empörern beigestanden hatte und dafür zur Rechenschaft gezogen werden sollte, entfloh er zu den Magyaren und reizte sie zu einem Einfall, in welchem sie zwischen den Jahren 915—917 Schwaben, Elsaß und Lothringen durchplünderten.

Bereits machte Konrad Anstalt, dem eingedrungenen Feind zu begegnen, als er zu Limburg an der Lahn an einer alten Wunde erkrankte und nach längerm Leiden auf seinem Sterbebette — in der festen Ueberzeugung, daß Deutschland nur durch ein Oberhaupt mit bedeutenderer Hausmacht und großer Geschicklichkeit vor dem Verfall bewahrt werden könnte, — seinen Bruder Eberhard verpflichtete, auf die Nachfolge im Reich zu verzichten und die Reichskleinodien seinem ehemaligen Gegner, dem Herzog von Sachsen, zu überbringen, dessen Macht allein die Würde der Krone behaupten könne und den er daher zur Wahl empfahl. Gerührt von diesem Edelsinn versprachen die um ihn versammelten fränkischen Großen, seinen Willen zu erfüllen. Und als Konrad gestorben und die neue Königswahl zu Fritzlar von den Franken und Sachsen vorgenommen war, begab sich Eberhard in edler Selbstverläugnung nach dem Harz, um sie sammt seiner Huldigung dem neuen Könige zu überbringen. Also gieng das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

4. Der Bildungsstand in den letzten Zeiten der Karolinger. Die Wissenschaft: Joh. Scotus, Rabanus Maurus, Ottfried. Die Dichtkunst: altnationale Heldendichtung; das christliche Epos. Stillstand der christlichen Thätigkeit; Verfall der Bildung und Sittlichkeit überhaupt.

War auch der von Karl dem Großen angeregte Eifer für die Wissenschaften in seinen Nachkommen nicht mehr so lebendig, so erhielt er sich doch noch eine Zeit lang an den Hauptherden damaliger Bildung und namentlich gieng von der Hofschule zu Paris, wohin Karl der Kahle den Johannes Scotus, einen hoch über seiner Zeit stehenden Gelehrten aus England berief, — besonders aber von der gelehrten Schule zu Fulda durch deren berühmtesten Lehrer Rabanus Maurus der Geist wissenschaftlicher Bildung aus, von dem auch die Nachbarländer wesentlichen Nutzen zogen. In Fulda den Rabanus gehört zu haben, galt als die beste Empfehlung zur Erlangung wichtiger Kirchenämter, und die edelsten Geschlechter sandten ihre Söhne oft aus weiter Ferne dahin, um sie daselbst bilden zu lassen. Durch ihn, wie auch durch Walafried Strabo, Haymo und Thrutmar wurde vorzüglich die biblisch-practische Theologie gefördert, indeß die zuerst von der griechischen Kirche ausgehende beschaulich-mystische Richtung durch Hilduin von St. Denys vertreten und in Verbindung mit ihr die speculativ-dialectische durch den erwähnten Scotus begründet wurde.

Johannes Scotus, mit dem Beinamen Erigena, weil er in Irland geboren war, leuchtete nicht nur als großer Kenner der klassischen Sprachen, wie auch des Arabischen, sondern auch als scharfsinniger Denker seinen Zeitgenossen vor. Er begründete die später sich entwickelnde Kirchenschuldialectik und Mystik, und bestimmte das Verhältniß der Philosophie zur Theologie auf eine Weise, die unter andern Umständen und zu einer andern Zeit die Kirchenlehre in große Gefahr hätte bringen können. Von seinen Schriften ist seine Uebersetzung der Ethik (Sittenlehre) des Aristoteles zu erwähnen. Nachdem er bis 877 an der Schule zu Paris gewirkt hatte, verließ er, als Ketzer verfolgt, Frankreich und wurde in England von Alfred dem Großen als Lehrer nach Oxford berufen, wo er 886 starb.

Rabanus Maurus, geb. 776 zu Mainz, Alcuin's ausgezeichnetster Schüler in Tours, wurde späterhin Abt in Fulda (822—842), das ihm den

Ruf als erste Schule Deutschlands verdankte, weil er nicht nur Theolog, sondern auch Philosoph, Astronom, Redner und Dichter war, wie er denn auch die deutsche Sprache eifrig pflegte. Von 847 an wirkte er als Erzbischoff von Mainz und starb 886. Von seinen vielen noch vorhandenen Schriften sind seine zwei und zwanzig Bücher allgemeiner Wissenschaften und seine Commentarien über den größten Theil der h. Schrift die wichtigsten.

Als Dogmenstreitführer wurde Radbertus Paschasius, zuletzt Abt in Corbie, (gest. 865) berühmt, besonders durch seinen Abendmahlsstreit (Feststellung des Glauben an die substantielle Gegenwart und deren unbedingte Heilskraft, aber nur bedingte Heilswirksamkeit), so wie durch seine Verfechtung der Jungfräulichkeit Mariä. Für Kirchen- und Staatsrecht war der (XIV. 10, 4) geschilderte Erzbischoff Hinkmar von Rheims eine bedeutende Autorität.

So wie in Verhandlungen des Staats und der Kirche die lateinische Sprache noch vorzugsweise das Organ war, weil sich die Landessprachen noch nicht selbstständig herausgebildet hatten, so lag auch die Literatur der Deutschen noch in dieser fremden Hülle, und Karls des Großen Bemühungen um die Muttersprache hatten keine tiefgreifende Nachwirkung gehabt, zumal seine Sammlung der theils von Mund zu Mund gehenden, theils in den Klöstern niederschriebenen deutschen Heldenlieder verloren gegangen war. Doch wurden schon im 9. Jahrhundert verschiedene das Volksverständniß bezweckende Versuche in der Landessprache gemacht, und selbst eine von Rabanus geleitete Synode zu Mainz drang auf Abfassung der Homilieen (Predigten) in deutscher Sprache. Besondere Verdienste um die Veredlung unserer Muttersprache erwarb sich sodann **Otfried**, der Vorstand der Benedictiner-Klosterschule zu Weißenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus, indem er nicht nur diejenigen tadelte, welche über dem Betrieb der alten Sprachen die Muttersprache vernachlässigten, sondern auch selbst in seinem gereimten Evangelienbuch (870) das Hauptdenkmal der althochdeutschen Sprache hinterließ, von dem weiter unten näher die Rede seyn wird.

„Sie nennen die deutsche Sprache — schreibt er — bäurisch, und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst zu vervollkommnen. Sie hüten sich, in der lateinischen und griechischen Sprache schlecht zu schreiben und scheuen es in der ihrigen nicht. — Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieß fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigne nicht schreiben können! —

Haben so viele andere Völker ihre eigne Sprache angebaut, warum sollen die Franken dieß allein nicht thun und sich nicht einmal getrauen, in ihrer eigenen Sprache das Lob Gottes zu singen?"

Was sich aus dem 9. Jahrhundert an Heldenliedern erhalten hat, beschränkt sich auf drei Proben, die wir jedoch nicht mehr in der ursprünglichen Fassung, sondern in einer neuen, aus dem 13. Jahrhundert herrührenden Gestalt besitzen, nämlich 1. ein Bruchstück des zu dem Sagenkreis Dietrichs von Bern (XIII. 11, 1.) gehörigen Liedes vom Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, in althochdeutscher, theilweise zum Niederdeutschen neigender Sprache; — 2. das Lied vom Kampfe Walters von Aquitanien mit dem Burgundenkönig Gunthar, das ursprünglich deutsch war, aber nur in einer, aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts herrührenden lateinischen Uebersetzung noch übrig ist; — 3. das in altsächsischer Sprache geschriebene Heldengedicht Beowulf.

Es sind diese Sagenlieder keine Erfindungen einzelner Dichter, sondern Schilderungen geschichtlicher Thatsachen, wie sie im Gesammtbewußtseyn des Volkes lebten und aus demselben heraus wiedergegeben waren; wie denn die Dichter jener Zeit keine auf Effect ausgehenden Erfinder, sondern nur Sänger — die Dichtkunst selbst nur „das Herz und den Mund der Volksgenossen in gleicher Weise erfüllender und bewegender Gesang" war. Nicht selten waren solche Sänger selbst zugleich Helden, wiewohl es auch Sänger von Gewerbe gab, die an Königshöfen umherziehend für Ehre und Gaben sangen, wie z. B. der blinde Friese Bernlef im J. 800 als ein solcher Sänger am bischöfflichen Hofe zu Münster genennt wird.

Der altdeutsche Vers, der den Reim noch nicht kennt, ruhte nicht auf der Quantität oder auf dem Verhältniß der Kürze und Länge der Silben, sondern auf dem Accent oder auf der Hervorhebung des Bedeutenden im Wort. Die hervorragendsten Wörter im Vers, Liedstäbe genannt, entsprachen einander durch gleiche Anfangsbuchstaben, was man Alliteration oder Stabreim nennt, und wovon noch in unserer Umgangssprache in Redensarten wie: **Wohl** und **Weh**, **Land** und **Leut'**, **Schutz** und **Schirm**, **Stock** und **Stein** ꝛc. eine nachklingende Anwendung vorkommt. — Auch die obgenannten noch übrigen Heldenlieder sind aus solchen Alliterationsformeln zusammengesetzt,

die übrigens aus der Natur der Sache geschöpft waren und nicht dem Dichter, sondern dem ganzen Volke angehörten, daher sie den „Character einfacher Erhabenheit“ an sich trugen. Neuere Nachahmungen wie z. B. Friede dir, freudiger Frost der Nacht, blinkende, blanke Blume des Schnee's 2c., sind nur Künstelei, nicht mehr Natur.

Diese altnationale Heldendichtung gieng mit dem Wachsthum des Christenthums auf deutschem Boden unter, weil das Heidnisch-Mythologische in ihnen dem christlichen Sinn anstößig und der Ausbreitung des Christenthums hinderlich war; daher viele Synoden diese Dichtungen ausdrücklich verboten und somit zu ihrer Vernichtung beitrugen. Ein Theil dieser Lieder wurde theils durch Verwischung der heidnischen Züge, theils durch christliche Zusätze gerettet (wie die obgenannten Lieder Walter v. Aquitanien und Beowulf), zogen sich aber mehr und mehr aus den höhern, gebildeten Kreisen in die niedern des Volkes zurück, bis sie zuletzt mit dem Ende des 9. Jahrhunderts völlig verschwanden.

Dafür trat im 9. Jahrhundert die geistliche Dichtkunst hervor, welche anfangs theils noch die alliterirende Form hatte und sich dem Tone der bisherigen weltlichen Volksdichtung anschloß. Die ältesten Ueberbleibsel solcher geistlichen Dichtung sind 1. das Wessobrunner Gebet; 2. das Bruchstück eines, den Namen Muspilli führenden Gedichts vom Ende der Welt und dem jüngsten Gericht, das „an Erhabenheit der Schilderung nur der h. Schrift nachstehen“ soll; 3. die auf Befehl Ludwig's des Frommen verfaßte und mit dem Namen **Heliand** (Heiland) bezeichnete altsächsische Evangelienharmonie, als das einzig vorhandene wirkliche christliche Epos.

Es ist dieser „Heliand“ im Grunde eine in die altdeutsche (altsächsische) Lebensform gekleidete Erzählung von Christi Leben nach den Berichten der vier Evangelisten in der überlieferten Alliterationsform. „Er ist (nach Vilmar) das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht — ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat.“ — Es ist dieses Gedicht das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum und für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland, von hoher, und zwar um so höherer Bedeutung, als diese Schilde-

derung voll Wärme, Leben und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volke ausgegangen ist, welches man bis daher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christenthum gehalten hat, und als man überhaupt nicht anzunehmen geneigt ist, es könne eine durch große Weltbewegungen, durch Krieg und Blutvergießen vermittelte Bekehrung eine wahre seyn."

Etwa dreißig Jahre nach dem Untergang der ältesten deutschen epischen Dichtung kam eine Dichtart auf, bei welcher statt der kräftigen und schlagenden Ausdrucksweise der objectiven Volksdichtung die mehr ausmalende, gemüthlichbreite, subjective Betrachtungsweise des Dichters hervortritt, und welche anstatt der Alliteration den Reim einführt. Dieß geschah zuerst in dem oberwähnten Evangelienbuch Otfried's, das übrigens als Sprachquelle von höchster Wichtigkeit ist und als erstes, metrisch wohlbemessenes Reimwerk für eine lange Folgezeit die Grundregeln zur deutschen Verslehre hergab.

Es ist aus jener Zeit, und zwar aus dem Jahr 887, noch ein gereimtes Lied übrig, das sogenannte Ludwigslied, worin ein Sieg des fränkischen Königs Ludwig's III über die Normannen gefeiert wird.

Nach dem Verwelken der im 9. Jahrhundert aufgeblühten Poesie trat, vom 10. Jahrhundert an, ein drittehalbhundert Jahre langer Stillstand der dichterischen Kraft und Thätigkeit ein, nur aber um dann mit verstärkter Kraft und Innigkeit in einem neuen schönern Lenz hervorzubrechen. Dafür wurde der deutsche Geist nun auf dem Boden der Prosa fruchtbarer. Was jedoch aus dem 9. Jahrhundert von prosaischen Schriftwerken noch übrig und nicht oben schon erwähnt ist, beschränkt sich auf theologische Schriften und Uebersetzungen einzelner Theile der Bibel, sowie der Schriften einiger lateinischer Schriftsteller des fünften Jahrhunderts. Die auf uns gekommenen Reste der historischen Literatur dieser Periode sind in lateinischer Sprache geschrieben.

Dahin gehört das Leben Ludwig's des Frommen von Theganus, Bischoff von Trier; dasselbe von einem Unbekannten; das Werk **Nithard's** († 858) eines Enkels Karl's des Großen, das den Streit der Söhne Ludwig's des Frommen beschreibt; ferner Rimpert's Leben des h. Ansgar; endlich die Chronik des Abts **Rhegino** († 915), welche für die Geschichte der letzten

Karolinger wichtig ist. Eben so sind die Capitularien oder Reichsgesetze und Verordnungen der Könige eine Hauptquelle für die Geschichte.

Da bei den über Deutschland einbrechenden schrecklichen Verheerungen der Normannen, Slaven und Magyaren auch so viele Klöster und Schulen zerstört wurden, so machte von da an die Bildung Rückschritte und in den letzten Zeiten der Karolinger brach tiefe Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit ein. Der sittliche Zustand der Menschheit bot daher in dieser Periode keinen erfreulichen Anblick dar und selbst die schwersten Vergehungen konnte der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen.

Bei der Unvollkommenheit der Rechtspflege, die in diesen trüben Zeiten des Faustrechts und bei der gränzenlosen Verwirrung durch die Einfälle jener wilden Gränzvölker oft völlig still stand, war es daher ein Glück, daß von Seiten der Bisthums- und Klostergeistlichkeit eine Art Aufsicht über alle Bewohner ihrer Sprengel geführt und namentlich durch die jährliche Abhaltung des Send, d. i. eines von den Bischöffen bei der jährlichen Bereisung ihrer Sprengel in jeder einzelnen Gemeinde abgehaltenen Sittengerichts, vielem Bösen gesteuert wurde. Zu den Strafmitteln, die sie anwandten, gehörte, außer Fasten und Geldbußen, vorzüglich der Kirchenbann, den sie jedoch, um seine Wirkung nicht zu schwächen, nur selten anwandten, zumal derselbe in Ausschließung nicht bloß vom Sacrament, sondern auch von der bürgerlichen Gemeinschaft mit andern bestand, und die Gebannten im Weigerungsfalle sogar vor die weltlichen Gerichte gezogen werden konnten.

Unter den Fragen, welche in den oberwähnten Sendgerichten von den sieben Aeltesten jeder Gemeinde nach vorher abgelegtem Eide beantwortet werden mußten, befanden sich nach einem Verzeichnisse, das Rhegino, ein Klostergeistlicher zu Prüm, hinterlassen hat, auch folgende: Ob sich in der Gemeinde ein Mörder finde, ob ein Seelenverkäufer, ein Zauberer oder Wahrsager, ein Weib, das die Gemüther der Menschen zu Haß oder Liebe lenken zu können vorgebe, ein Jude, der mit Christensclaven handle rc.?

Was den Handel betrifft, so befand sich derselbe fast bloß in den Händen der Juden, die überall dieses Gewerbe, als das

einträglichste, betrieben und sich große Reichthümer erwarben, wodurch sie sich Befreiung von bürgerlichen Lasten, ja selbst Einfluß an den Höfen zu verschaffen wußten. Dieser Umstand erregte den Haß des Volks, der sich nicht selten in thätlichen Ausbrüchen kund gab, wogegen jedoch Gesetze und die Gunst der Mächtigen sie zu schützen suchte.

---

2. Kapitel.

Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme.

1. Heinrich I. Wiederaufrichtung des Reichs. Lothringen wieder beim Reich. Einfall der Magyaren und Gegenvorkehrungen. Die Schlacht bei Merseburg. Kampf gegen die Dänen.

Der Sachsenherzog Heinrich war der Sage nach gerade mit dem Vogelfang beschäftigt, als er die Botschaft von seiner Wahl empfieng; daher ihn spätere Chronisten den Beinamen „der Vogelsteller" (Henricus auceps) gaben, während ihn bezeichnender der Beiname „der Große" schmücken sollte. Denn er war es, der durch klaren Verstand, rüstige Kraft und beharrliche Thätigkeit das sinkende Reich wieder aufrichtete und die Größe Deutschlands anbahnte.

Bei seiner Wahl hatten sich die geistlichen Fürsten nicht betheiligt und als ihm Erzbischoff Engelbert von Mainz die kirchliche Salbung antrug, schlug er sie aus, indem er erklärte, dieser hohen Ehre nicht würdig zu seyn, — im Grund aber wohl, weil er den Einfluß einer herrschenden Geistlichkeit ferne —, ja sie in einer gewissen Abhängigkeit halten wollte. Daß er dieß nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion that, beweist der Umstand, daß er in frühern Jahren aus Frömmigkeit eine Bußfahrt nach Rom und zwar mehr zu Fuß, als zu Pferd unternommen hatte.

Da aber auch die Bayern und Schwaben bei seiner Wahl nicht befragt worden waren, so erhob sich Widerspruch; doch fruchtlos: Herzog Burkhard von Schwaben mußte sich dem

Schwerte Heinrichs fügen und Arnulf von Bayern gab Heinrich's gewinnenden Vorstellungen nach und schloß einen Vergleich, in welchem der König ihm das Recht einräumte, in Bayern selber die Bischöffe einzusetzen und in des Königs Namen zu belehnen. (Eben von der Strenge, mit der Arnulf seine Geistlichkeit behandelte, erhielt er von ihr den Beinamen „der Böse".)

Der Umstand, daß die lothringischen Großen mit dem französischen König Karl dem Einfältigen in ein Zerwürfniß geriethen, gab dem König Heinrich Gelegenheit, Lothringen wieder mit dem Reich zu vereinigen. Karl selbst trat es ihm in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bonn ab, um sich wenigstens im übrigen Frankreich zu behaupten.

Um sich der Treue der Lothringer, die der alte Chronist Wituchind (Wittechind) ein wankelmüthiges und neuerungssüchtiges Volk (gens varia et mobilis ad rerum novitates) nennt, zu versichern, erhob König Heinrich ihren mächtigsten Grafen Giselbert, des obgenannten Raginar's Sohn, zum Herzog von Lothringen und gab ihm seine Tochter Gerberga zur Gemahlin. Seitdem blieb Lothringen an 700 Jahre lang mit Deutschland verbunden.

Nun galt es, den Raubzügen der Magyaren Einhalt zu thun und, wo möglich für immer ein Ende zu machen. Sie hatten noch im Jahr 922 mit ihrer schnellen Reiterei einen furchtbaren Raubeinfall bis tief in Sachsen und in das Elsaß hinein gemacht, und im Jahr 924, als eben Heinrich in seiner Pfalz Werle (Werlaon, wahrscheinlich in der Nähe von Goßlar) krank lag, durchstürmten sie wieder das Sachsenland und schlugen ein königliches Heer bei Wurzen an der Mulde. Zum Glück war bei einem Ausfall ein vornehmer magyarischer Anführer in Heinrich's Hände gefallen, den die Magyaren durch die Bewilligung eines neunjährigen Waffenstillstandes und gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs lös'ten. Diese Waffenruhe wußte aber Heinrich zur Ausführung wohlausgedachter Gegenvorkehrungen zu benützen, die dem Feinde die Wiederkehr erschweren, ja verleiden sollten.

Zunächst wendete er sich mit Strenge gegen die innern Friedensstörer, bestrafte die Schlechtgesinnten und gab den Taugli-

2*

cheren Gelegenheit, an der bedrohten Ostgränze ihre Kampflust gegen die Reichsfeinde zu befriedigen. Einer solchen Schaar wies er z. B. Merseburg zum Standort an und brauchte diese sogenannte Merseburger Legion als Vorkämpfer gegen die Slaven.

Damit aber seine Kriegsschaaren, die meist aus schwerem, mit Streithämmern bewaffnetem Fußvolk bestanden, den Kampf mit dem berittenen, mit Pfeil und Bogen leicht bewaffneten und darum allüberall gegenwärtigen Feinde besser bestehen könnten, lehrte er sie den ersten furchtbaren Angriff der Feinde ruhig aushalten; und um den, gewöhnlich nach dem ersten Ansturm plötzlich zur Flucht sich wendenden Feind verfolgen zu können, schuf er sich eine Reiterei in größerm Maaßstab und übte sie in geschlossenen Reihen anzugreifen. Mit diesem neugebildeten Reiterdienst verband er auch eine strenge Kriegsordnnng und spätere Chronisten schreiben ihm auch die Einrichtung der mit dem Ritterwesen in Verbindung stehenden Turniere zu, die jedoch weit früher schon vorhanden waren und von ihm nur etwa verbessert wurden; denn eine förmliche Turnierordnung kam erst später auf (K. 3, 2.)

Damit aber bei den windschnellen, weit sich verbreitenden Ueberfällen dieses Feindes die Bewohner der offenen Gegenden vor Raub und Mord sich besser sichern könnten, so ließ Heinrich theils schon vorhandene Oerter, besonders in Sachsen und Thüringen, mit Mauern umgeben, theils neue Befestigungsorte, an denen namentlich das nördliche Deutschland großen Mangel hatte, anlegen, in die man sich vom platten Lande flüchten und so wenigstens das Leben und manche bewegliche Habe retten konnte: denn die Ungarn gaben sich nicht leicht mit Belagerung fester Orte ab und kamen auch nicht leicht in solche Gegenden wieder, wo sie nichts zu plündern fanden.

Unter den Orten, die er mit Mauern umgab, befanden sich Merseburg, Nordhausen, Duderstadt, Gronau; unter den neugegründeten werden genannt Quedlinburg, Goßlar; auch Meißen, Wittenberg, Soest werden ihm zugeschrieben. Daher führt er auch den Beinamen „der Städtebauer." Das nachher in diesen Orten aufkommende, auf Gewerbe und Handel

gegründete Städteleben entwickelte sich erst in der Folge durch den Hinzutritt anderer Einflüsse, die damals noch nicht in Heinrichs Gesichtskreis liegen konnten. Doch gab (nach Wituchind's Bericht) schon damals Heinrich die Verordnung, daß künftig alle Berathungen, Versammlungen und Feste von den Umwohnern in den Städten sollten vorgenommen werden. — In diese Städte und Burgen legte er je den neunten Mann vom Lande zur Anlegung und Vertheidigung der Befestigungen, während die übrigen acht Theile der Bevölkerung als Gränzner jährlich den dritten Theil ihres Fruchteinkommens zur Anlegung von Vorräthen in jene Orte abliefern mußten, damit, wenn ein feindlicher Einfall sie nöthigte, hinter deren Mauern Schutz zu suchen, alle den erforderlichen Unterhalt fänden.

Nach diesen Vorkehrungen, welche drei Jahre erforderten, gab er seinen Kriegsleuten Gelegenheit zu ernstern Vorübungen, indem er sie zwischen den Jahren 928 und 929 gegen die Slaven führte, die in der Regel gleichzeitig mit den Magyaren in das Land eingebrochen waren. Zuerst drang er in's Land der Heveller und zwar im Winter, wo der Zugang zu den mit Seen nnd Sümpfen umgebenen Hauptort derselben, Namens Brennaborg (daher nachher der Name Brandenburg) durch Frost gebahnt war, eroberte denselben, legte Besatzung hinein und machte das Volk zinsbar. Hierauf bezwang er die Daleminicier, legte Meißen an und übergab das Land einem Markgrafen zur Beschützung. — Auch nach Böhmen machte er einen Zug, nöthigte den Herzog Wenzeslaus zur Uebergabe seiner Hauptstadt Prag und legte ihm die Zins- und Lehnspflicht auf. — Ein allgemeiner Aufstand der Slaven — ausgehend von dem Volke der Redarier, führte bei Lenzen (Lukini) an der Elbe zu einer blutigen Schlacht, in der so viele Slaven fielen, daß sie von da an sich dauernd der sächsischen Herrschaft unterwarfen und ihr Besieger Graf Ditmar die Gränzhut bekam, woraus sich später die Markgrafschaft Nordsachsen (die heutige Altmark) bildete.

So stand Deutschland unter seinem rüstigen Könige in erneuter Volkskraft da und konnte nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes den Kampf mit den Magyaren aufnehmen. Vorher jedoch unterließ er nicht, seine Deutschen in einer Versammlung unter Hinweisung auf alles, was ihnen bisher mit Gottes

Hülfe gelungen sey, zu ermahnen, auch gegen diesen allgemeinen Feind sich standhaft zu erheben. Bisher hätte er, was ihren Kindern gehörte, hingeben müssen, um die Feinde zu bereichern; ob man denn auch Kirchen plündern und, was zur Ehre Gottes bestimmt sey, hingeben solle, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen, oder ob sie, wie es Deutschen zieme, fest vertrauen wollten, daß der sie erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser sey?" — Da gelobte das Volk einmüthig mit emporgehobenen Händen, zum Streit auszuziehen. Und als die Gesandten der Magyaren kamen, den gewohnten Tribut einzufordern, wurden sie mit Hohn zurückgewiesen.

Nicht lange, so brachen die Magyaren in zwei großen Schwärmen in die deutschen Gaue ein, um Rache zu nehmen. Der eine Schwarm verheerte Thüringen bis zur Weser, wurde aber bei Sondershausen von einem sächsischen Heere geschlagen und auf der Flucht durch Schwert, Hunger und Kälte aufgerieben. Dem andern größern Schwarm, der noch in den Ostlanden stand und dort eben eine Stadt — nach Einigen Merseburg, nach Andern Wittenberg — belagerte, rückte Heinrich in Person entgegen und schlug ihn in der Haßgauer Schlacht bei Merseburg 933 so nachdrücklich, daß sie nach dem Verlust aller ihrer Beute auf der Flucht großentheils gefangen oder niedergemacht wurden und die übrigen Magyaren bei Heinrichs Lebzeiten nicht wieder kamen.

Vor der Schlacht hatten die Magyaren, welche bereits Nachricht von der Niederlage des andern Schwarms erhalten hatten, ihre beim Plündern zerstreuten Haufen durch Feuerzeichen zusammengezogen, und rückten aus ihrem Lager aus. Als König Heinrich am folgenden Morgen heranzog, vor ihm her das flatternde Banner des Erzengels Michaels, und er mit der „heiligen Lanze" in der Hand seine Schaaren geordnet hatte, sandte er einen Theil der thüringischen Landwehr voraus, damit sie, vom raschanstürmenden Feinde angegriffen und verfolgt, durch ihre Flucht denselben bis an's Hauptheer heranlocken möchte. Dieß geschah; allein kaum waren die Magyaren der dichtgeschlossenen Reihen des wohlgerüsteten Hauptheeres ansichtig, als sie, ohne es zu einer ordentlichen Hauptschlacht kommen zu lassen, schon die Flucht ergriffen. — In dem erbeuteten Lager fand man außer den geraubten Schätzen eine große Anzahl zusammengetriebener Deutschen, die für die Sclaverei bestimmt waren

und nun alle so unerwartet befreit wurden. Da fiel Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für diesen Sieg; den Tribut aber, den man bisher den Ungarn hatte geben müssen, bestimmte er zur Wiederherstellung zerstörter Kirchen und zur Unterstützung der Armen. Zum Andenken an diesen Sieg ließ er auch ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz anbringen. Noch heute wird das Andenken an die Errettung von einem so grimmigen Feind in dem Dorfe Keuschberg, unweit Merseburg, alljährlich durch eine Predigt und durch Vorlesung einer alten Darstellung jener Schlacht gefeiert.

Im folgenden Jahre 934 ließ König Heinrich die deutsche Kraft auch die Dänen fühlen, die unter ihrem Könige Gorm die Slaven unterstützt und in Sachsen und Friesland geplündert hatten. Er drang bis Jütland vor, stellte die schon von Karl dem Großen dort errichtete Markgrafschaft Schleswig zwischen der Schlei und der Eider wieder her und verpflanzte sächsische Colonisten dahin. Ja Gorm's Sohn Knud oder Kanut ließ sich für die Taufe gewinnen und schaffte die bis dahin bei den Dänen gebräuchlich gewesenen Menschenopfer ab.

Nach solchen Thaten, durch welche es ihm gelang, Ruhe und Ordnung in's Reich zurückzuführen und dessen Ansehen und Würde auch nach Außen zu erhöhen, soll Heinrich mit dem Gedanken umgegangen seyn, durch einen Zug über die Alpen die Verbindung Deutschlands mit Italien wieder herzustellen, als ihn an dessen Ausführung ein Schlagfluß hinderte. Nach seiner Wiedergenesung hielt er eine Versammlung seiner Großen zu Erfurt, in der er sich von ihnen das Versprechen geben ließ, seinen ältesten Sohn zum Nachfolger zu wählen. Nicht lange darauf starb er am wiederholten Schlagfluß in seiner Pfalz zu Memleben (Miminlevo) an der Unstrut im 60. Jahre seines Lebens, im 16. seiner Regierung, mit Recht betrauert von allen Fürsten seines Reichs, und wurde in dem von ihm erbauten Quedlinburg (Quindilingaburg) bestattet.

Seine erste Gemahlin war Hatburg, die verwittwete Tochter eines Grafen, die das Gelübde gethan hatte, nicht wieder zu heirathen: daher seine Ehe wieder getrennt und der mit ihr erzeugte Sohn Thankwart nicht anerkannt wurde. Seine zweite Gemahlin, die schöne Mathilde aus dem Geschlechte Wittekind's, gebar ihm drei Söhne: Otto, Heinrich und Bruno,

und zwei Töchter, die obgenannte Gerberga, und Hedwig, die Gemahlin Hugo's des Großen und Mutter Hugo Capet's. Otto war noch vor seines Vaters Erhebung auf den Thron geboren, daher Mathilde den als königlichen Prinzen gebornen und ihr wegen seiner Sanftmuth lieben Sohn Heinrich zum Thronfolger wünschte. Allein König Heinrich erkannte in Otto eine kräftigere Stütze des Reichs und täuschte sich darin nicht.

2. Otto der Große. Otto in Deutschland. Kämpfe mit den Franken, Bayern und Böhmen. Bezwingung und Christianisirung der Slaven und Dänen.

Ihrer Zusage gemäß erwählten die Fürsten Heinrich's Sohn Otto, setzten ihn zu Aachen auf den Stuhl Karl's des Großen und schwuren ihm den Lehenseid. Darauf folgten sie ihm in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit versammelt war und der Erzbischoff Heribert von Mainz ihn dem versammelten Volke mit den Worten vorstellte: „Sehet hier den von Gott erkorenen, von König Heinrich empfohlenen und von den Fürsten einmüthig erwählten König Otto! Gefällt Euch die Wahl, so erhebe ein Jeder die Hand!" Dieß geschah mit allgemeinem kräftigen Zuruf. Darauf folgte die Krönung, bei der Otto auch die Salbung sich gefallen ließ, da es dahin gekommen war, daß „der Klerus jetzt nicht mehr glauben durfte, ihm damit ein Recht zu übertragen."

Auf die Ehre, die Krönung zu verrichten, machten die drei Erzbischöffe Anspruch: der von Köln, weil Aachen in seinem Sprengel liege; der von Trier, weil sein Bisthum das älteste sey; der von Mainz als bisheriger Primas Germaniens. Dem letztern wurde die Ehre überlassen. Er führte daher den in die enge fränkische Tracht gekleideten Otto an den Altar, worauf die Reichskleinodien lagen und übergab ihm jedes einzelne Stück derselben mit angemessenen Ermahnungen, wie z. B. den Herrscherstab mit den Worten: „Regiere die Völker mit väterlichem Ansehen; sey barmherzig den Dienern Gottes, den Wittwen, Waisen und Armen, auf daß auch du in diesem und jenem Leben vor Gott Gnade findest!" — Zuletzt benetzte er ihm die Stirne mit dem h. Salböl, setzte ihm die Krone auf und führte ihn zum Throne, worauf das Te Deum gesungen wurde.

Als es darnach zum Krönungsmahl in der Pfalz gieng, verrichteten die Herzoge zum erstenmal die nachher mit dem Namen „Erzämter" bezeichneten Dienste beim Kaiser, indem der Her-

zog Eberhard von Franken als Truchseß die Tafel ordnete, der Herzog Hermann (Burkhard's Nachfolger) von Schwaben als Mundschenk den Becher kredenzte, der Herzog Giselbert von Lothringen als Kämmerer, für die Beherbergung und den Haushalt —, der Herzog Arnulf von Bayern als Marschall für das Reitzeug und die Unterkunft des Rittergefolges sorgte.

Mit diesem Krönungsglanz wollte Otto anzeigen, daß von nun an die Größe und der Glanz des deutschen Reiches der Hauptgegenstand seiner Sorgen seyn werde. Ausgestattet mit allen Eigenschaften für ein mächtiges Wirken nach Außen, war er nur wenig geneigt für ruhigüberlegsame Thätigkeit, an der ihn seine Leidenschaftlichkeit hinderte, die ihm viele Gegner zuzog, mit deren Bekämpfung er einen großen Theil seiner Kraft und seines Lebens verbrauchte. Aber wie er im Zorn das Furchtbare eines Löwen hatte, und auch löwenmuthig alle seine Feinde zu Boden schlug, so fehlte ihm auch die Großmuth nicht, mit der er Schwächere schonte.

Alles an ihm zeigte den gebornen Herrscher: seine hohe königliche Gestalt, sein rascher Gang, die mächtige Brust, die großen strahlenden Augen, die rothen Wangen, das lange blonde, wenn auch dünn wallende Haar; sein würdevolles Benehmen, gepaart mit heiterer Milde. In Allem schien er Karln den Großen zum Vorbild gewählt zu haben. War er auch hart in Bestrafung der Frevler, so vergab er dem Reuigen mehr als einmal. Denn wenn ihn nicht gerade der Zorn übermannte oder der gekränkte Stolz ihn zu weit führte, so bestrebte er sich doch ernstlich der Gerechtigkeit und sein offenes Gemüth kannte keine Arglist. Der Religion war er mit innerstem Eifer ergeben, ohne sich von der Geistlichkeit beherrschen zu lassen. Die Wissenschaft achtete er, ohne sie jedoch selbst zu betreiben, da er das rauhe Kriegsleben liebte. Stolz auf seine deutsche Abkunft, sprach er nur deutsch, doch ohne beredt zu seyn; auch trug er stets vaterländische Kleidung.

Zunächst verwickelte ihn seine Strenge gegen den alten Herzog Eberhard, der einst seinem Vater die Krone gebracht hatte, in eine Reihe von Kämpfen mit seinen Vasallen. Weil nämlich Eberhard einen säumigen Lehnsmann, der ein Sachse war und den Uebermuth seines auf ihren König stolzen Stammes theilte, mit Fehde überzog, strafte ihn Otto mit einer ungeheuern Geld=

buße und dessen Fehdegenossen mit der entehrenden Strafe des Hundetragens. Daher verband sich der gekränkte Eberhard mit Otto's Stiefbruder Thankmar, der — weil ihm Otto sein mütterliches Erbe versagt und es dem Markgrafen Gero von der Ostmark gegeben hatte, Otto's Bruder Heinrich gefangen nahm und sich der Ehresburg bemächtigte. Doch Otto, dem die Sachsen treu blieben, nahm sie wieder und Thankmar fiel dabei, von einer Lanze getroffen, die ihn in der Kirche, worein er sich flüchtete, erreichte; Eberhard aber, dem der Erzbischoff von Mainz des Königs Verzeihung gewährleistet hatte, wurde nach Hildesheim verbannt.

Nun aber verbanden sich Eberhard und der gleichfalls mit Otto's Strenge unzufriedene Herzog Giselbert von Lothringen mit Heinrich, um diesem die Krone zu verschaffen. Ungesäumt zog Otto gegen sie, schlug sie und belagerte Breisach. Da sich nun aber auch der Erzbischoff von Mainz und der Bischoff von Straßburg zu den Empörern schlugen, erschien die Sache gefährlicher. Da traf sich's, daß die Verbündeten, als sie eben bei Andernach über den Rhein setzten, von zwei fränkischen Grafen, die zum Reiche hielten, einen Ueberfall erlitten, wobei Eberhard getödtet wurde und Giselbert ertrank (939). — Das dadurch erledigte Herzogthum Franken gab Otto seinem Schwiegersohne Konrad zur Verwaltung und belehnte ihn nachher auch mit dem erledigten Herzogthum Lothringen. Und da der Herzog Hermann von Schwaben selbst den König bat, seine einzige Tochter mit Otto's Sohne Ludolf vermählen und diesem die einstige Nachfolge im Herzogthum zuwenden zu dürfen, so fehlte Otto's Genehmigung nicht. Obgleich sein Bruder Heinrich nach erhaltener Verzeihung sich noch einmal in eine Verschwörung gegen ihn einließ, so verzieh er ihm doch auf bezeugte Reue zum zweitenmal und gab ihm sogar das unterdessen erledigte Herzogthum Bayern zu Lehen, wofür ihm Heinrich fortan zeitlebens die treuste Anhänglichkeit widmete.

Da somit die bedeutendsten Reichstheile von seinen Verwandten besetzt waren, so war die Reichseinheit gesichert und er konnte nun auch um so eher seinem Freunde Hermann Billung

zur Belohnung für die Tapferkeit, womit derselbe die Unterwerfung des Böhmenherzogs Boleslav, der sich durch Brudermord auf den Thron geschwungen und dem Könige gleich anfangs die Lehenspflicht verweigert hatte, in einem zwölfjährigen Kampfe zuwege brachte, sein eigenes Herzogthum Sachsen überlassen und sich im Gefühle seiner Macht mit der bloßen Königswürde begnügen; er bedachte aber dabei nicht, daß er durch diese Verzichtleistung die Macht seines Hauses untergrub und seinen Nachkommen, falls sie seiner Kraft ermangelten, viele Schwierigkeiten bereitete.

Während dieser innern Kriege hatte der zwar tapfere und kräftige, aber harte und grausame Markgraf Gero dadurch, daß er dreißig Häuptlinge der die Gränzen stets beunruhigenden Lausitzer bei einem Gastmahl treulos ermorden ließ, in einen blutigen Kampf mit allen den slavischen Völkern verwickelt, die von der Ostsee und Elbe bis zur Oder in wilder Wuth sich erhoben. Nach langem Streit erlagen sie nicht sowohl dem Schwerte Otto's, als vielmehr dem Verrathe eines ihrer eigenen Fürsten, der, durch Versprechungen gewonnen, die Veste Brennaborg durch Ermordung des Befehlshabers derselben den Deutschen in die Hände spielte, worauf sich die Slaven unterwarfen und das ihnen aufgezwungene Christenthum annahmen, zu dessen Einführung und Befestigung Otto allmälig die Bisthümer Brandenburg 939, Havelberg 946, Meißen 959, Merseburg 965, Prag 967, Zeiz und das Erzbisthum Magdeburg 968 gründete. Nichts desto weniger erneuerte sich der Kampf noch oft, wurde aber durch Markgraf Gero immer siegreich beendet.

Mittlerweile war der dänische König Harald Blatand (Blauzahn), Gorm's Sohn, plündernd in die Markgrafschaft Schleswig eingefallen, so daß Otto zur Bestrafung dieses Frevels die dänische Halbinsel bis zur Spitze Jütlands verwüstend durchzog und dort seine Lanze in den Meerbusen warf, der dadurch den Namen Ottensund erhielt. Der Dänenkönig mußte im Frieden Lehenstreue geloben und die Taufe annehmen, worauf Otto durch Errichtung der Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus die Ausbreitung des Christenthums anbahnte.

3. Fortsetzung: Otto I in Italien. Adelheid. Berengar von Ivrea. Aufstand Ludolf's und Konrad's. Einfall der Magyaren. Sieg auf dem Lechfeld. Kampf mit Berengar. Otto, König von Italien. Wiedererneuerung des abendländischen Kaiserthums. Untreue der Römer. Otto's Absichten auf Unteritalien. Theophania.

So festbegründet war nun Otto's Ruhm und Macht, daß er es wagen konnte, die Ansprüche, welche seine carolingischen Thronvorgänger auf Italien, gemacht hatten, aufzunehmen und sie weiter durchzuführen, als es selbst Karl dem Großen gelungen war. Veranlassung dazu gab ihm der Hülferuf der jungen, schönen und geistvollen Wittwe des italischen Königs Lothar, Namens Adelheid, und der sie unterstützenden deutschgesinnten Partei Italiens gegen den Markgrafen Berengar von Ivrea.

In Italien war nämlich nach Lambert's Tode (K. 1, 1.), mit welchem die spoletanische Dynastie erlosch, Boso's Sohn, Ludwig von der Provençe oder Arelat d. i. dem cisjuranischen Burgund (Neuburgund), zum König gemacht, aber von Berengar I wieder vertrieben worden. Diesen mußte alsdann Papst Johann X, der seiner Hülfe gegen die Sarazenen in Unteritalien bedurfte, zum Kaiser krönen. Damals war überhaupt der römische Stuhl so tief erniedrigt, daß die an der Spitze der römischen Adelspartei stehende Römerin Theodora (die ältere), die Buhlerin des Markgrafen von Tuscien, sammt ihren beiden gleichgesinnten Töchtern Theodora (der jüngern) und Marozia fast 50 Jahre hindurch den römischen Stuhl beherrschte und ihre Söhne und Enkel oder andere ihrer Creaturen (wie z. B. eben jener Johann X war) nach Gefallen zu Päpsten machte. (Man nennt diese päpstliche Wirthschaft Pornokratie.)

Gegen Berengar aber stellte die französisch-gesinnte Partei den König von Hochburgund oder dem transjuranischen Burgund, Rudolf den Andern (II), als italischen König auf. Als nachher Berengar durch einen seiner eigenen Diener ermordet wurde, wählte seine Partei den König Hugo von Neuburgund, der dann, um sich in Italien zu halten, jenem König Rudolf für den italischen Thron sein neuburgundisches Königreich abtrat, also daß Rudolf II nun die beiden Burgund (mit Ausnahme des Herzogthums Niederburgund oder der Bourgogne) unter seiner Herrschaft vereinigte. Nach einiger Zeit trat Hugo, der sich durch seine Despotie den Italienern verhaßt gemacht hatte, in ein Kloster und überließ Italien seinem Sohne und bisherigen Mitregenten Lothar. Dieser fand nun aber an dem Markgrafen Berengar II von Ivrea, einem Enkel des ersten Berengar, einen Gegner, der ihn, wie man allgemein annahm, durch Gift aus dem Weg räumte, sich zum König krönen ließ, und um sich auf dem Thron zu befestigen, die junge, schöne und geistvolle Wittwe Lothar's, Adelheid, eine Tochter

Rudolf's II von Burgund, zu einer Vermählung mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zwingen wollte. Diese aber, voll Abscheu gegen diese Verbindung, entfloh, um in Deutschland Schutz zu suchen, wo ihr Bruder am Hofe Otto's erzogen wurde. Sie wurde jedoch eingeholt und von Berengar's Gemahlin Willa mit Fäusten geschlagen, an den Haaren herumgezogen und zuletzt in einen Thurm am Gardasee eingesperrt. Ein treuer Mönch aber, Namens Martin, untergrub die Grundmauer des Thurms, befreite sie und verbarg sie bei einem Fischer, worauf Markgraf Azzo sie in seine Burg Canossa in Sicherheit brachte. Hierauf begab sich der Mönch im Auftrage der deutschgesinnten Großen nach Deutschland mit einem Schreiben an König Otto, worin ihm Adelheid's Hand und Italien zur Mitgift angeboten wurde. Otto, der gerade Wittwer war, säumte nicht und zog mit einem Heer über die Alpen.

In Italien angekommen, entsetzte er die von ihrem Dränger in der Burg Canossa belagerte Adelheid, ließ sich nach der Einnahme von Pavia als König von Italien huldigen und feierte um Weihnachten 951 mit großer Pracht das Fest seiner Vermählung mit Adelheid.

Unzufrieden mit diesem Schritte seines Vaters, kehrte Ludolf, der aus dieser Ehe Gefahr für sein Thronrecht fürchtete, gleich nach dem Feste nach Deutschland zurück, ohne sich zuvor zu verabschieden. Schlimmes ahnend, eilte ihm Otto nach und überließ die Beendigung des Kampfes mit Berengar seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen, der den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme beim Kaiser vollends zur Unterwerfung brachte. Weil aber Otto denselben zu Magdeburg gar nicht vorließ, sondern ihn auf spätere Zeit nach Augsburg beschied, so fühlte sich auch Konrad gekränkt, und er und Ludolf stifteten gegen den König eine Empörung, an der auch der Erzbischoff von Mainz Theil nahm. So mußte sich denn Otto wieder gegen Blutsverwandte rüsten und sie in Mainz belagern. Zwar zeigten sie sich — nach 60 Tagen — zur Unterwerfung bereit, verlangten aber auch Verzeihung für alle ihre Anhänger, und da Otto dieß nicht gewährte, beharrten sie im Widerstand, ja Ludolf, der aus Mainz entkam, wiegelte auch Bayern auf, so daß Otto ihn wieder lange in Regensburg belagern mußte, bis er sich endlich ergab und nebst Konrad die nachgesuchte Verzeihung erhielt. Doch verloren beide ihre Herzogthümer: Schwa-

den erhielt Heinrich's Schwiegersohn Burkhard 954, Lothringen dagegen Otto's Bruder Bruno, Erzbischoff von Köln, auf dessen Antrag dann das Land in Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas) getheilt wurde, von denen jedes einen eigenen Herzog bekam und unter Bruno's Aufsicht stand. Bayern aber kam nach Heinrich's Tod an dessen Sohn Heinrich II den Zänker. — Dem Berengar, der sich zu Augsburg stellte, verzieh Otto und gab ihm, um Italien zu beruhigen, dieses Königreich zum Lehen, jedoch gegen Abtretung von Verona und Aquileja, das er an Heinrich den Zänker verlieh.

Kaum war auf diese Weise die Ruhe des Reichs hergestellt, als die Ungarn, die während dieses innern Bürgerkriegs bereits einen Raubzug durch Deutschland, Südfrankreich und Italien gemacht hatten, einen erneuerten Einfall in Bayern machten und unter Morden und Brennen Augsburg belagerten. Muthvoll vertheidigte diese Stadt ihr Bischoff Udalrich, bis Otto mit dem unterdeß gesammelten Reichsheere herbeirückte und am 10. August 955 den Ungarn auf dem Lechfelde eine so völlige Niederlage beibrachte, daß sie von nun an nie wieder nach Deutschland kamen und nach und nach dem Christenthum bei sich den Eingang ließen, das von Passau aus durch Missionäre zu ihnen gebracht wurde und auch dieses wilde Raubvolk allmählig zu gesitteten Menschen machte.

Des Königs Heer war am Lech gelagert und in acht Streithaufen getheilt: die drei ersten bestanden aus Bayern, der vierte aus Franken, bei denen sich Herzog Konrad befand, der fünfte aus Erlesenen aller Stämme, von Otto selbst angeführt, der sechste und siebente aus Schwaben, bei dem achten waren 1000 böhmische Reiter zur Deckung des Gepäcks. Der Sachsen waren wenige dabei, da sie gerade gegen die Slaven beschäftigt waren; die Lothringer, als zu entfernt, waren nicht aufgeboten worden. Als die Ungarn des deutschen Heeres ansichtig wurden, schwammen sie keck durch den Lech, umschwärmten auf allen Seiten die Deutschen und griffen unvermuthet das Lager im Rücken an, so daß die bei der Nachhut befindlichen Böhmen in Unordnung geriethen und das Gepäck verloren gieng. Schon wichen auch die Schwaben, als der herbeieilende Konrad die Ordnung wieder herstellte und den Angriff zurückwies. Am folgenden Tag, als am Tage des h. Laurentius, bereitete sich

das ganze Christenheer durch Gebet und Empfang des h. Sacraments zur Hauptschlacht vor, und alle schwuren, auf Otto's Ermahnung, treu bis in den Tod zu einander zu halten. Darauf erhob Otto die h. Lanze; das Banner des Erzengels Michael, das schon bei Merseburg zum Siege geweht hatte, flatterte wieder voran und nach gegebenem Schlachtzeichen stürzte Otto zuerst gegen den Feind. Der Streit war hart und dauerte vom Morgen bis zum Abend. Otto und Konrad gaben den Ausschlag: die dichten Haufen der Feinde wurden endlich durchbrochen und unter dem wuchtigen Schwertschlag der Deutschen ergossen sich die Ungarn in allgemeine Flucht, auf der sie größtentheils gefangen und niedergemacht, und drei ihrer Anführer gleich an Bäume aufgehängt wurden. Der ungar'sche Schriftsteller Keza gesteht selbst, daß von zweien ihrer Heerhaufen, welche zusammen an 60,000 Mann stark waren, nur Sieben mit abgeschnittenen Ohren in die Heimath zurückgekehrt seyen. Aber auch das deutsche Heer verlor viele Tapfere und Edle, darunter den Herzog Konrad, der durch angestrengte Tapferkeit sein Vergehen gegen das Vaterland wieder gut hatte machen wollen. Denn als er, um sich die Hitze zu kühlen, die Halsberge lüpfte, traf ihn ein Pfeil in die Kehle und tödtete ihn.

Die Kriegsunruhen, von welchen Deutschland heimgesucht war, hatte unterdeß Berengar in Italien benützt, um sich unabhängig zu machen; ja er hatte sogar Rom angegriffen und den Papst Johann XII (einen Enkel der obgenannten Marozia) so gedrängt, daß dieser den König Otto zu Hülfe rief. Otto sandte einstweilen seinen Sohn Ludolf über die Alpen; dieser bekam in kurzer Zeit den Berengar in seine Gewalt, ließ ihn aber aus unzeitiger Großmuth wieder frei. Plötzlich starb Ludolf, wie man glaubte, von Berengar's Gattin Willa vergiftet; und Berengar erhob sich auf's Neue und übte an seinen Gegnern noch grausamere Rache als zuvor.

Nun beschloß Otto, dem unbestimmten Verhältnisse Deutschlands zu Italien ein Ende zu machen. Er erschien daher 961 zu Mailand, ließ den Empörer von den geistlichen und weltlichen Großen für abgesetzt erklären und sich die lombardische Krone aufsetzen. Darauf zog er 962 in Rom ein und empfieng aus den Händen des genannten Papstes auch die kaiserliche Krone unter dem Zujauchzen des römischen Volks, das ihm unverbrüchliche Treue schwur.

Ob er gleich zunächst dadurch nur die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet erhielt, so hat er doch durch diese

Verbindung der römischen Krone mit der deutschen der unter den schwachen italienischen und burgundischen Fürsten bedeutungslos gewordenen Kaiserwürde einen neuen Glanz verliehen. Denn mit der Wiedererneuerung des von Karl dem Großen gegründeten abendländischen Kaiserthums, das von nun an ununterbrochen bei dem deutschen Reiche blieb, verband sich forthin auch wieder die Idee der Schutz- und Schirmherrschaft über die Kirche und der oberstrichterlichen Gewalt über alle, die dem Recht und der Ordnung widerstrebten. Das Ziel, das dadurch Otto allen seinen Nachfolgern, als Vorstehern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, vorsteckte, war allerdings mehr ein ideales, oft gar weit hinter der wirklichen Ausführung zurückbleibendes, und kostete allerdings bei seiner Erstrebung dem deutschen Volke unverhältnißmäßig große Opfer an Blut und Kraft; nichts desto weniger war das deutsche Kaiserthum kein willkührlich gemachtes, sondern von Innen heraus gewordenes, daher „nothwendiges Glied in der Kette der geschichtlichen Entwicklungen", und weit entfernt, daß das deutsche Volk dadurch an sich geschwächt worden wäre, rankte sich vielmehr seine Kraft und Größe an dem Gedanken empor, daß unter allen Völkern das deutsche an Macht das Erste und sein Kaiser unter allen christlichen Herrschern der Erste sey: ohne die Verbindung mit Italien aber wäre beides unmöglich gewesen. Die obgenannten Nachtheile jener Verbindung Deutschlands mit Italien wurden übrigens auch noch durch andere Vortheile aufgewogen: denn es darf nicht übersehen werden, daß der deutsche Geist sich an den Resten der antiken Cultur, in deren Besitz Italien war, weiter entwickeln —, ferner daß er in der Folge durch die Anschauung des ausgebildeten Bürgerthums in den italischen Städten nach bürgerlicher Freiheit streben —, endlich, daß er durch die nähere Berührung mit dem örtlichen Mittelpunkt, woraus er seine kirchlichen Formen erhalten hatte, zum Gewinn für sein höheres geistiges Leben „zwischen Priesterthum und Christenthum unterscheiden" lernte. In letzterer Beziehung wenig-

stens wurde schon Otto mit seinen Deutschen im damaligen Rom auf das anschaulichste belehrt.

Und wenn er auch zur Behauptung der weltlichen Gewalt das Papstthum unter sich zu beugen strebte, so wurde er doch durch die unwürdige Erscheinung des damaligen Repräsentanten der geistlichen Macht nicht irre an der Religion selbst, sondern fuhr mitten in den italischen Verwicklungen, in die er auf viele Jahre lang hineingezogen wurde, gleich Karln dem Großen fort, der Ausbreitung des Christenthums im Osten seines Reichs, an die sich zugleich das Vordringen des germanischen Elements knüpfte, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen.

Als sich Otto aus Rom entfernt hatte, um sich gegen Berengar zu wenden, knüpfte Papst Johann, der in dem Kaiser einen viel gefährlichern Herrn erkannte, geheime Verbindungen mit Berengar an und nahm dessen Sohn Adalbert mit größter Auszeichnung bei sich auf. Empört über diesen Treubruch, kehrte Otto nach Rom, woraus Johann entfloh, zurück, berief ein Concilium deutscher und italienischer Bischöffe in der Peterskirche, ließ auf ihre Beschwerden über des Papstes sittenloses Leben, seine Absetzung aussprechen und den Archivar desselben unter dem Namen Leo VIII 963 wählen, zugleich aber die Römer geloben künftig keinen Papst ohne seine Genehmigung zu wählen.

Während nun der Kaiser den Winter über in Rom zubrachte, benützten Johann's Anhänger daselbst den Umstand, daß er den größten Theil des Heerbanns nach Deutschland entlassen hatte, und machten einen Angriff auf das zurückgebliebene Häuflein der Deutschen, wurden aber auf der Tiberbrücke geschlagen und mußten abermals Treue schwören und 100 Geiseln stellen.

Kaum war der Kaiser zur Verfolgung Adalberts nach Spoleto aufgebrochen, als die Römer den neuen Papst vertrieben und Johann XII wieder bei sich aufnahmen, ja nach dessen baldigem Tod einen andern wählten. Da kehrte Otto mit verstärktem Heere zurück, eroberte Rom, ließ von einem versammelten Concil den Papst Leo VIII wieder einsetzen und verwies den abgesetzten

nach Hamburg. Und da auch Berengar endlich bezwungen wurde, schickte er ihn und seine Gemahlin Willa als Gefangene nach Bamberg; Adalbert war nach Frankreich geflohen und dort gestorben.

Otto selbst kehrte nach langer Abwesenheit nach Deutschland zurück, wurde aber bald darauf durch den Ungehorsam der Römer wieder nach Italien gerufen, die den vom Kaiser nach Leo's Tode eingesetzten Papst Johann XIII vertrieben hatten. In Rom angekommen, hielt nun der Kaiser über die Widerspenstigen ein schweres Gericht, indem er 13 der Trotzigsten des Adels hängen, andere blenden oder enthaupten ließ. Darauf ließ er durch den wieder eingesetzten Johann XIII seinen mit Adelheid erzeugten Sohn Otto als Nachfolger im Kaiserthum krönen und für denselben in Constantinopel durch eine Gesandtschaft um die Hand der Tochter des griechischen Kaisers Romanus I, Namens Theophania (auch Theophano) werben, um von dem südlichen Theile Italiens, wo ihm schon die Fürsten von Capua und Benevent gehuldigt hatten, auch die übrigen, dem griechischen Kaiser noch gehörigen Landschaften Apulien und Calabrien als Brautschatz unter seine Hoheit zu bekommen. Mit lächerlichem Stolz jedoch wies der Kaiser Nicephorus Phokas den Antrag zurück und und verlangte sogar, Otto solle Rom und alle seine andern mittelitalischen Erwerbungen herausgeben.

Von dem damaligen Zustand des griechischen Kaiserthums schrieb der bei der Gesandtschaft befindlich gewesene Bischoff Liutprand an den Kaiser Otto, seinen Herrn: „Der griechische Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust; selbst an Festtagen werden Schauspiele gehalten. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und auf russischen Seeleuten. — Ich meine, daß 400 Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden."

Ueber diese Weigerung kam es zum Krieg in Unteritalien, bis der Nachfolger des Nicephorus, der in einem Aufstande ermordet worden war, Frieden schloß (970) und in die Verbindung Theophania's mit Otto willigte. Zwei Jahre darauf (972) erfolgte in Rom die Krönung und Vermählung Theophania's mit

Otto. Noch in demselben Jahre kehrte der alte Kaiser nach Deutschland zurück, wo die verschiedensten Völker Europa's: Polen, Böhmen, Slaven, Griechen, Bulgaren, Ungarn, Italiener, Dänen und selbst die Sarazenen Afrika's den ruhmreichen Kaiser durch Gesandte ehrten, aber auch der Tod geliebter Verwandten, am meisten aber seines treusten Freundes, des Herzogs Hermann Billung, ihn erschütterte. — Nach kurzer Ruhe starb er zu Memleben am 7. Mai des Jahres 973 im 61. Jahre seines Lebens, im 38. seiner Regierung, nach genommenem Abendmahl, umgeben von mehreren seiner Fürsten, in einem Sessel eines sanften Todes und wurde zu Magdeburg in der Kirche des h. Mauritius an der Seite seiner ersten Gemahlin beigesetzt.

4. Otto II. Krieg mit Frankreich wegen Lothringen. Zug nach Italien. Der Usurpator Crescentius. Kampf mit den Griechen. Niederlage bei Basantello. Neue Rüstung und Tod.

In Otto dem Großen war das deutsche Kaiserthum „zu seiner höchsten Erscheinung gekommen", und wenn auch nachher noch mehrere Kaiser von der großartigen Idee der deutschen Oberherrlichkeit erfüllt waren, so gieng sie doch in der wirklichen Darstellung mehr und mehr rückwärts und gleich seine eigenen Nachkommen konnten sie in dieser Machtfülle nicht festhalten.

Otto II war erst 18 Jahre alt, als er die Regierung antrat. Dieses sein jugendliches Alter, verbunden mit einer durch seine frühe Erwählung genährten Eigenliebe, mit der er den Rath seiner staatsklugen Mutter Adelheid zurückwies (die sich daher zu ihrem Bruder nach Burgund zurückzog) ließ ihn in den verwickelten Verhältnissen eines so großen, aus den verschiedensten Nationalitäten bestehenden Reichs nicht immer mit der erforderlichen Umsicht und Sicherheit auftreten, obwohl es ihm an Entschlossenheit und Tapferkeit nicht fehlte.

In dem Streite seiner beiden Verwandten, des Herzogs Otto von Schwaben (Ludolf's Sohns) und Heinrich's II von Bayern (des Zänkers), begünstigte er den erstern, und als der letztere Hülfe bei den Böhmen und Polen suchte, ließ ihn Kaiser Otto zur Haft bringen. Als er daraus entfloh und mit Hülfe

der Böhmen ein kaiserliches Heer schlug, belagerte ihn der Kaiser in Passau, bis er sich ergab, worauf ihn Otto durch ein Fürstengericht seines Herzogthums entsetzen ließ und dieses dem Herzog Otto gab, der demnach zwei Herzogthümer besaß und sie bis an sein Ende behielt.

Als sodann Lothringen, das jederzeit am schwersten im Gehorsam zu halten war, von dem französischen König Lothar für seinen Bruder Karl in Anspruch genommen wurde, belehnte Otto ihn mit Oberlothringen. Aber nicht zufrieden damit, wollte Lothar ganz Lothringen mit seinem Reiche verbinden, besetzte Aachen und ließ den Adler auf der Kaiserpfalz, der stets nach demjenigen Lande hingekehrt seyn mußte, welchem Lothringen angehörte, herumwenden, so daß er nach Frankreich schaute. Da machte sich der junge Kaiser auf, trieb den König aus Lothringen hinaus, machte eine unvermuthete Wendung gegen Paris, nahm und verbrannte die Vorstädte und obgleich er sich zur Umkehr genöthigt sah, mußte doch Lothar im Friedensschluß auf Lothringen verzichten. Doch gab der Kaiser dem Bruder desselben Niederlothringen zum Lehen.

Unterdeß waren in Italien mannigfaltige Wirren eingerissen. Die Mailänder hatten mit ihrem Erzbischoff Streit; der kleine Adel auf seinen Burgen (die capitani) befehdeten die Städte; in Rom bekämpften sich die Adelsfactionen, und besonders bedrängte Crescentius, ein Sohn der jüngern Theodora (K. 2, 2. a. E.), den päpstlichen Stuhl und gieng darauf aus, die alte römische Republik herzustellen; Unteritalien war mit den Griechen (in Neapel und Amalfi) und mit den Sarazenen (in Bari) in wechselndem Zwiespalt, während die Herzöge von Capua und Benevent weiter um sich griffen.

Von verschiedenen Seiten zu Hülfe gerufen, erschien Otto mit seiner Gemahlin Theophania in Italien, brachte in Mailand die Parteien zur Sühne, demüthigte in Rom den trotzigen Adel und richtete seine hochstrebenden Plane auf Apulien und Calabrien, als auf das vermeintliche Besitzthum seiner Gattin. Schon hatte er den Griechen Tarent entrissen, als sie mit den Sarazenen gemeinschaftliche Sache machten und gegen den Kaiser

zogen, der sie anfangs zwar mehrmals schlug, aber dann von ihnen in der Schlacht bei Basantello 982 durch ihre verstellte Flucht eine so schwere Niederlage erlitt, daß nicht nur eine große Anzahl deutscher Edlen fiel, sondern auch der Kaiser selbst nur durch die Flucht der Gefangenschaft entgieng.

Er floh dem Meergestade zu, von wo aus er (nach dem Berichte Ditmar's v. Merseburg) auf dem Rosse eines Juden nach einem der zwei, in seinem Dienste befindlichen griechischen Schiffe (Salandrien genannt), die er in der Ferne sah, hinschwamm, aber als er nicht aufgenommen wurde, wieder zurückkehrte. Da aber seine Verfolger immer näher kamen, warf er sich abermals mit dem Roß in's Meer und wurde auf dem zweiten griechischen Schiffe, das jenem folgte, von einem Dienstmanne, der allein ihn kannte, aufgenommen und auf das Bett des Schiffsherrn gebracht. Da er aber von diesem erkannt wurde und sich nichts Gutes von ihm und seiner griechischen Mannschaft versah, bat er ihn, er möchte ihn zu Rossano an's Land setzen, wo er seine Gemahlin und Schätze habe, die er abholen und dann mit ihm nach Constantinopel fahren wolle, wo sein Schwager, der Kaiser ihm aus dieser Noth helfen werde. Der Grieche that's, und in der Nähe von Rossano schickte der Kaiser jenen Dienstmann an's Land, um die Kaiserin zu benachrichtigen. Bald darauf erschien sie mit Gefolge und Geschenken am Ufer, worauf der Grieche Anker warf und einige von dem Gefolge der Kaiserin in's Schiff ließ. Rasch sprang nun der Kaiser in's Meer, um an's Ufer zu schwimmen. Zwar wollte ihn beim Hinausspringen einer der Griechen am Gewand ergreifen, wurde aber von einem Ritter des Kaisers durchbohrt. Erschrocken wichen die Griechen auf die andere Seite des Schiffes, während des Kaisers Leute sich auf den Böten, auf denen sie gekommen waren, an's Ufer retteten. Zwar wollte nun der Kaiser dem Schiffsherrn die versprochene Belohnung geben, dieser aber war in seiner Bestürzung schon davon gesegelt. „So sahen diejenigen (sagt gedachter Geschichtschreiber), welche an List beständig alle anderen Nationen übertroffen hatten, sich nun selbst durch einen ähnlichen Kunstgriff getäuscht." — Theophania empfieng übrigens ihren Gatten mit den spöttischen Worten: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!" — eine Rede, die ihr die Deutschen sehr verargten.

Nach Oberitalien zurückgekehrt, führten ihm seine treuen deutschen Vasallen Verstärkung zu, und nachdem er einen allgemeinen Reichstag in Verona gehalten und auf demselben den bayrischen Heinrich wieder in sein Herzogthum eingesetzt, auch bei den Fürsten die Wahl seines dreijährigen Sohnes Otto zum deutschen König erwirkt hatte, machte er neue Rüstun=

gen zu einem Zug nach Unteritalien, fiel aber zu Rom, nachdem er eben seinen Kanzler Peter von Pavia zum Papst (Johann XIV) erhoben hatte, in Folge der erlittenen Anstrengungen in eine hitzige Krankheit und starb den 7. Dezember 983. Er wurde im Vorhof der Peterskirche begraben.

5. Otto III. Theophania's vormundschaftliche Regierung. Otto's Römerfahrten. Bestrafung des Crescentius. Gerbert. Otto's Wallfahrt nach Gnesen. Otto am Grabe Karl's des Großen. Otto's letzte Römerfahrt.

Sein Sohn **Otto** III, wegen seiner geistigen Gaben das „Wunderkind" genannt, war eben zu Aachen gesalbt worden, als die Nachricht von des Kaisers Tod in Deutschland ankam. Treu ihrem Eide übergaben die deutschen Fürsten den kleinen König dem mehrgenannten Herzog Heinrich II von Bayern in die Vormundschaft, und als dieser sowohl, als auch der französische König Versuche machte, die Krone an sich zu bringen, widerstanden sie einig und standhaft und nöthigten den Herzog, das königliche Kind seiner Mutter Theophania und Großmutter Adelheid zu übergeben. Diese erzogen ihn unter dem Beirath des Erzbischoffs Willigis von Mainz eines weisen und würdigen Mannes, der sich vom Sohn eines Wagners zu dieser Würde emporgearbeitet hatte, und ließen ihn von dem tüchtigen Bischoff Bernward von Hildesheim und dem gewesenen Bischoff Gerbert, dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichten und dabei in ritterlichen Uebungen heranbilden.

Dabei wurde von Seite seiner, übrigens hochgebildeten Mutter, die aber als Griechin eine zu geringe Meinung von der Bildung der Deutschen hatte, der Mißgriff gemacht, den jungen Kaiser gegen seine vaterländische Sprache und Sitte einzunehmen und ihm die byzantinische Hofsitte als Ideal darzustellen, so daß er z. B. bei Tafel von den Andern abgesondert saß und speis'te. Beide Frauen stellten übrigens die Ruhe des Reichs durch Klugheit, Mäßigung und Festigkeit glücklich wieder her. Denn nicht nur wurden die Marken gegen die Slaven und Ungarn geschützt und die Herzoge von Polen und von Böhmen zur Lehenspflicht zurückgebracht, sondern auch mit dem französischen König Lothar 987 Frieden geschlossen. Theophania starb indeß schon 990 zu Nymwegen, worauf sich seine verständige

Großmutter mütterlich sorgend seiner annahm, bis er späterhin, durch leichtsinnige Genossen verleitet, sie zu ihrer Betrübniß von sich entfernte. Sie starb 999 zu Selz.

Schon als Knabe ließ man ihn an verschiedenen Feldzügen gegen die Slaven Theil nehmen, die von Jahr zu Jahr in Ostsachsen bekämpft werden mußten, bis er so weit herangewachsen war, daß er 996 den von ihm längstersehnten Zug nach Rom antreten konnte. Daselbst ließ er an der Stelle des damals eben verstorbenen Papstes seinen Neffen Bruno (Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, das bei der Wiedereinsetzung Heinrich's II von Bayern abgetrennt und dem jüngern Heinrich aus dem babenbergischen Hause zugetheilt worden war) unter dem Namen Gregor V zum Papst wählen und sich von ihm am 13. Juli zum Kaiser krönen. Kaum war er wieder nach Deutschland zurückgekehrt, um gegen die Slaven zu ziehen, als jener Crescentius einen Gegenpapst (Johann) aufwarf und des Kaisers Getreue verhaftete.

Daher machte Otto 998 seine zweite Römerfahrt, eroberte durch den Markgrafen Eckhard von Meißen die Engelsburg, in die sich Crescentius eingeschlossen hatte, und ließ ihn mit 12 andern trotzigen Großen enthaupten. An die Stelle des Papstes Johann, den die Römer selbst grausam verstümmelt hatten, setzte er Gregor V wieder ein, und als derselbe schon im folgenden Jahre starb, beförderte Otto seinen theuern Lehrer Gerbert unter dem Namen Sylvester II auf den päpstlichen Stuhl.

Gerbert stand als Gelehrter hoch über seiner Zeit. Er betrieb außer der Theologie und Philosophie auch die realen Wissenschaften, insbesondere Astronomie, Mathematik, Physik und Mechanik, und besaß darin so viele practische Kenntnisse und Fertigkeiten, daß die Unwissenheit jener Zeit ihn für einen Zauberer hielt. Er hatte sie sich auf einer Reise nach Spanien in den dortigen Städten und Schulen der Mauren erworben und in den Schulen Italiens und Roms erweitert. Er berechnete z. B. den Umlauf der Erde und anderer Planeten nach der Methode der Araber; er verfertigte Erd- und Himmelsgloben, sowie auch Sonnenuhren ꝛc. Otto der Große, der ihn hochschätzte, machte ihn zum Abt von Bobbio; weil man ihn aber seines Wissens wegen dort verfolgte, begab er sich nach Rheims, wo er bald Vorstand der dortigen Ge-

lehrtenschule wurde, und selbst den französischen König Robert und den gelehrten Fulbert von Chartres zu Schülern hatte. Darauf wurde er vom Kaiser Otto II zum Erzbischoff von Magdeburg und nach dessen Tod als Lehrer Otto's III zum Erzbischoff von Ravenna und von da zum Papst erhoben.

Um diese Zeit trat in Otto III eine trübsinnige Stimmung hervor, die bei der nicht starken Leibesbeschaffenheit des noch im Uebergang zur Mannbarkeit begriffenen Jünglings zuweilen bis zur religiösen Selbstpeinigung stieg, sich aber allmählig wieder minderte.

Es waren italienische Asceten, die ihm diese Richtung gaben, so daß er eine Zeit lang in einem Kloster am Monte Gorgano in Apulien strengen Bußübungen oblag und auch den 90jährigen Einsiedler Nilus besuchte; ja er soll selbst eine Woche lang in der Nähe von Ravenna bei Einsiedlern zugebracht und Visionen gehabt haben. Der Gedanke an das herannahende Ende des ersten Jahrtausends nach Christo, das in vielen Gemüthern der damaligen Zeit die Furcht vor dem Untergang der Welt erzeugte und nicht Wenige trieb, nach Jerusalem zu wallfahrten, um dieses Ereigniß dort abzuwarten, mochte in der Umgebung, der sich Otto hingab, auch auf jene seine Thatkraft lähmende Befangenheit seines Geistes Einfluß gehabt haben. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er im J. 1000 eine Wallfahrt nach Gnesen zu dem Grabe des Martyrers Adalbert, Bischoffs von Prag, des Apostels der Preußen, der vor seiner Mission nach dem Norden im vertrautesten Umgang mit dem jungen Kaiser gelebt hatte und 999 von den heidnischen Preußen erschlagen worden war. Als er die Stadt von ferne erblickte, stieg er vom Pferd und ging baarfuß den übrigen Weg zum Grabe, an welchem er heiße Thränen der Andacht und Buße weinte. Darauf erhob er das Bisthum Gnesen zum Erzbisthum und übergab ihm die Aufsicht über die Bisthümer Breslau, Krakau und Kolberg. Der Herzog von Polen erwies ihm bei seiner Ankunft, wie bei seiner Abreise, die glänzendsten Ehren.

Da ihm von seinen Erziehern, insbesondere von dem ihm übermäßig schmeichelnden Gerbert, auf den Grund seiner Abstammung aus römisch-deutschem und griechischem Kaiserblute die höchste Idee von der Würde eines römisch-deutschen Kaisers beigebracht worden war und ihm der Stifter dieser Würde im Lichte des erhabensten Vorbildes erschien, so reis'te Otto von Gnesen aus nach dem Grabe Karls des Großen und ließ dasselbe öffnen, um sich an dem Anblicke der Ueberreste desselben zu begeistern; und nachdem er Einiges von den Kleidungsstücken hinweg=

genommen und das goldene Kreuz, das den Todten schmückte, ab- und sich umgethan hatte, ließ er die Stätte wieder schließen und kehrte sodann nach Italien mit dem Gedanken zurück, das Reich der Römer in seiner ganzen Herrlichkeit wiederherzustellen. Ja er soll, aus Vorliebe für Rom und die Römer und aus Geringschätzung der unfeinen Deutschen, mit dem Plan umgegangen seyn, die ehemalige Weltstadt zum Mittelpunkt des Reiches zu machen. Allein ein Aufstand der Römer, die ihn drei Tage lang in seinem Palaste auf dem Aventin einschloßen, ließ ihn die Falschheit dieser Wälschen —, dagegen der entschlossene Muth, womit ihn sein Gefolge, insbesondere der edle Bischoff Bernward, vertheidigte, die Treue seiner Deutschen erkennen. Obgleich er den Römern verzieh, so wiederholten sie doch den Aufstandsversuch und verleideten ihm das geliebte und bevorzugte Rom auf das gründlichste. Mit dem Schmerz, daß auch einige italische Herzoge und Grafen nicht ohne Vorwissen der Bischöffe Pläne gegen ihn schmiedeten, erkrankte er in Paterno — nach Ditmar an den Frieseln, — nach Wituchind an Gift, das ihm die Wittwe des Crescentius beigebracht haben soll, und starb 1002 im 22. Jahre seines Lebens.

Man mußte wegen der Treulosigkeit der Italiener seinen Tod so lange verheimlichen, bis ein hinreichendes Heer zusammengezogen war, um seine Leiche nach Deutschland zu geleiten, und dennoch mußte der Leichenzug sieben Tage lang beständige Angriffe erdulden, bis er Verona erreichte, wo Herzog Heinrich der Jüngere von Bayern ihn in Empfang nahm und nach Augsburg geleitete, von wo der Leichnam nach Aachen gebracht wurde.

6. Heinrich II der Heilige. Streben der Bischöffe nach Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt in ihren Sprengeln. Heinrich in Pavia. Aufstand der Lombarden. Die Kämpfe mit den Polen. Die Böhmen und ihr Verhältniß zum Reich. Zweiter italischer Zug. Vertrag mit Rudolf von Burgund. Dritte Römerfahrt. Grundlegung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Da mit Otto III der sächsische Mannsstamm ausgestorben war, so gab sich Herzog Heinrich von Bayern, Urenkel Kaiser Heinrich's I, als letzter Sprosse des sächsischen Königsgeschlechts, alle Mühe, die aus Italien zurückkehrenden Fürsten für die Wahl seiner Person zu gewinnen und erhielt zuerst die Stimme der

Sachsen. Es machten sich aber auch der Markgraf Eckhard von Meißen, der tapferste Fürst seiner Zeit, und der Herzog Hermann von Schwaben Hoffnung auf die Thronfolge und verlegten Heinrichen den Weg nach Mainz zur Versammlung der fränkischen Großen. Aber während Markgraf Eckhard von Privatfeinden (zweien Söhnen des Grafen von Nordheim) ermordet wurde, gelangte Heinrich, das Heer der Schwaben umgehend, nach Mainz, wo er unter Willigis' Beistand und mit Zustimmung der Franken zum König gekrönt wurde. Nachdem er in Merseburg die Huldigung der Sachsen und Thüringer, so wie des Polenherzogs Boleslav empfangen und letztern mit der bereits von ihm besetzten Lausitz belehnt hatte, empfing er zu Duisburg die Beistimmung der Lothringer und wurde zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt, worauf auch der Schwabenherzog zur Unterwerfung gebracht wurde.

Die Ostmarken mit ihrer unruhigen slavischen Nachbarschaft sowohl, als auch der deutsche Westen im lothringischen Gebiet von Friesland bis in's Elsaß machte wegen fortwährender wilder Fehden überhaupt jedem Kaiser viel zu schaffen. „In Lothringen, sagt der Merseburger Geschichtschreiber, geht nicht nur die Sonne, sondern alle Gerechtigkeit unter"; selbst der Kirchenbann werde nicht geachtet.

Heinrich II war ein redlicher und frommer Mann, hatte aber nicht die Thatkraft, die seinen Urahnherrn beseelte; wenigstens wurde es ihm schwer, sich gegen seine weltlichen Vasallen gehörig zu behaupten: desto mehr war er von den geistlichen unterstützt, weil er gegen sie stets willfährig war und zwar in dem Grade, daß er mit mancher Kirche mehr als eine Grafschaft verband, und die Bischöffe seitdem immer mehr darauf ausgiengen, die geistliche und weltliche Gewalt in ihren Bisthumssprengeln miteinander zu verbinden.

Nachdem er da und dort die im Reiche eingerissenen Unordnungen gesteuert hatte, richtete er sein Augenmerk auf Italien, wo sich unterdeß Markgraf Harduin von Ivrea, ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, zum König aufgeworfen, die Alpenpässe besetzt und eine vom König Heinrich unter dem Herzog

Konrad von Kärnthen vorausgesandte Schaar bei Verona geschlagen hatte. Umgeben von seinen Getreuen und einer ansehnlichen Heeresmacht erschien nun Heinrich in Trient, ließ die Clausen an der Brenta stürmen, rückte dann über Verona, Brixen, Bergamo, wo ihm überall die geistlichen und weltlichen Großen huldigten, in Pavia ein, und empfing daselbst er die lombardische Krone.

Aber ein Theil der Pavesaner, denen Heinrich's Gerechtigkeitsliebe mißfiel und Harduin's schlaffe Nachsicht lieber war, griffen des Nachts den königlichen Palast auf das wüthendste an und wurden nur mit genauer Noth durch die Tapferkeit des königlichen Gefolgs so lange aufgehalten, bis des Königs Heer vor der Stadt am Morgen die Mauern erstieg und gegen die Stadt und ihre Einwohner, welche Steine und Geschosse auf das eindringende Heer warfen, mit Feuer und Schwert so lange wütheten, bis der König Einhalt gebot, worauf sich ihm nicht nur die Pavesaner, sondern auch die übrigen Lombarden sammt den Tusciern unterwarfen.

Bei jenem Sturm auf den Palast, soll sich der König durch einen Sprung aus dem Fenster haben retten wollen, wovon er einen lahmen Fuß und von der Krücke, die er tragen mußte, den Spottnamen „Huffeholz" erhielt.

Erfüllt mit Widerwillen gegen das Benehmen der Pavesaner, eilte Heinrich, ohne Rom zu berühren, wieder nach Deutschland zurück, um von Sachsen aus den unruhigen und anmaßlichen Polenherzog Boleslav, welcher Böhmen und Schlesien an sich gerissen hatte und bei vielen Gelegenheiten sich als ein hinterlistiger Blutmensch zeigte, endlich zur Strafe zu ziehen. Wirklich kam er demselben mit Hülfe des von ihm vertriebenen Böhmenherzogs Jaromir so unvermuthet auf den Hals, daß Boleslav entfloh und Jaromir zu Prag wieder auf seines Vaters Thron eingesetzt werden konnte. Darauf suchte Boleslav die Gnade des Königs nach, brach aber doch in der Folge den Frieden noch mehrmals mit der schändlichsten Hinterlist, in der sein Sohn Miesco (Miseco) mit ihm wetteiferte, bis er endlich 1013 den Lehnseid leistete, und von da an, gegen Osten gewendet, sich

den Russen, denen er Kiew entriß, ja selbst dem griechischen Kaiser furchtbar machte. — Jaromir dagegen blieb zeitlebens dem deutschen Reiche treu, wie denn seine vom Kaiser gegen die Polen so kräftig geschützten Böhmen mehr und! mehr erkannten, daß sie nur in Verbindung mit Deutschland sich bei einer gewissen nationalen Selbständigkeit erhalten könnten.

Die Böhmen nennen sich auch Tschechen, ein Namen, den die böhmische Sagengeschichte von ihrem Stammvater Tschech ableitet, der sie in früher Zeit in das von den Germanen verlassene Böhmenland geführt und dort die Hauptstadt Prag gebaut habe. Innere Zwietracht brachte — wie die Sage weiter berichtet — ihr Volksthum der Auflösung nahe, bis sich ein Wahrsager als Herrscher aufwarf, der die Einheit und Ordnung wieder herstellte und das Reich seiner, ebenfalls mit dem Wahrsagergeiste begabten Tochter Libussa hinterließ. Diese, gedrängt von ihren Großen, einen Gatten zu wählen, schickte Boten aus, die denjenigen ihr zuführen sollten, den sie zuerst hinter dem Pflug gehend treffen würden. So wurde denn Primislav, ein Bauer, Libussa's Gemahl und König von Böhmen. Als Libussa starb, wollten sich die Weiber seine Herrschaft nicht gefallen lassen, worüber der sogenannte böhmische Mägdekrieg ausbrach, der erst nach sieben Jahren durch Besiegung der Widerstrebenden endete, worauf Primislav den Thron auf seine Nachkommen vererbte.

Das Christenthum fand bei den Böhmen zur Zeit der letzten deutschen Karolinger durch den griechischen Mönch und Missionar Methodius Eingang, von welchem sich der Böhmenfürst Borciwoy mit seiner Gemahlin Ludmilla, die ihren Gatten dafür gewonnen hatte, um das Jahr 870 taufen ließ. Doch breitete sich das Christenthum unter seinen nächsten Nachfolgern nur langsam aus. Die Abhängigkeit vom deutschen Reich, zu welcher die Karolinger sie gebracht hatten, mußte oft durch Kriegszüge gegen sie wiederhergestellt werden. Als Herzog Boleslav I, der sich durch Brudermord auf den Thron geschwungen hatte und das Christenthum auf das wüthendste verfolgte, nach seinem Abfall vom Reich in das sächsische Land einfiel, wurde er von Hermann Billung (K. 2, 2.) geschlagen und gefangen, Böhmen aber seinem Sohne Boleslav II dem Frommen überlassen, der dann das Christenthum in seinem Lande auf jede mögliche Weise zu fördern suchte.

Als König Heinrich auch noch in andern Theilen Deutschlands die häufig gestörte Ruhe herzustellen gesucht, Vieles mit seiner Güte geordnet und auch das Bisthum Bamberg, eine Lieblingsstiftung von ihm, im Beisein fast aller Großen des

Reichs durch 30 Bischöffe und einen Patriarchen hatte weihen lassen, trat er, von seiner frommen Gemahlin Kunigunde und einem wohlgerüstetem Heere begleitet, 1013 seinen zweiten Zug nach Italien an. Da Harduin vor ihm zurückwich, so erreichte er ungehindert Rom, setzte daselbst den von den Römern vertriebenen Papst Benedict VIII wieder ein und empfing von ihm gegen das Versprechen, ein treuer Schutz- und Schirmherr der Kirche seyn zu wollen, mit seiner Gemahlin 1014 die römische Krone. Da auch die Lombarden sich ruhig verhielten, so kehrte Heinrich wieder nach Deutschland zurück, wo er sich wohler fühlte.

„Denn, sagt sein Geschichtschreiber, Italiens Luft und Bewohner stimmen nicht zu unserer Natur. Viel Tücke und Hinterlist herrscht leider im Römerlande und in der Lombardei. Alle, die dorthin kommen, empfängt nur wenig Liebe; Alles, dessen dort die Fremden bedürfen, muß bezahlt werden, und zwar immer noch mit Gefahr des Betrugs; viele sterben auch an Gift." — Gleich nach des Kaisers Abzug fieng Harduin wieder an, sein altes Wesen zu treiben, zog sich aber bald, von vielen seiner Anhänger verlassen und durch Krankheit zur Reue ermahnt, in ein Kloster zurück.

Im Jahre 1016 hielt der Kaiser mit dem König Rudolf III von Burgund, seinem Oheim, eine Zusammenkunft zu Straßburg und ließ sich ein von demselben schon früher eidlich gegebenes Versprechen, kraft dessen der Kaiser nach Rudolf's kinderlosem Absterben die Herrschaft über alle burgundischen Lande lehnsweise erhalten sollte, wiederholt bestätigen. Dazu entschloß sich Rudolf, um des Kaisers Schutz gegen seine widerspenstigen Vasallen zu erhalten, von denen besonders ein Graf Wilhelm von Poitiers mit unbeschränkter Gewalt im Lande schaltete, ohne sich an seinen freilich überaus schwachen König zu kehren.

Vier Jahre darnach, (1020) kam Papst Benedict VIII selbst nach Deutschland, weniger um die Domkirche zu Bamberg feierlich zu weihen, als vorzüglich um den Kaiser zu einem Zug gegen die italischen Griechen zu vermögen, welche seit Otto's II Niederlage sich immer weiter in Unteritalien ausgebreitet hatten und selbst Rom bedrohten. Nach gehöriger Rüstung

unternahm Heinrich 1021 seine dritte Römerfahrt, auf der er die Griechen bis auf die untersten Spitzen Italiens zurückdrängte und die Herzoge von Benevent, Salerno und Neapel zur Unterwerfung brachte, die aber keinen Bestand hatte.

Zur Bekämpfung der Griechen bediente er sich auch einer Schaar **Normannen**, die gerade auf einer Fahrt nach Constantinopel begriffen waren und von ihm in Sold genommen wurden. Für die von ihnen geleistete Hülfe verschaffte er ihnen vom Herzog von Apulien ein Stück Land und setzte sie daselbst zu Hütern der Mark, ohne zu ahnen, welch' eine mächtige Stütze sie einst für die päpstliche Herrschaft gegen die kaiserliche werden würden.

Da das ungewohnte Klima wieder den Kern der deutschen Streiter durch Krankheit hinraffte, so kehrte Heinrich im nächsten Sommer nach Deutschland zurück, wo er die beiden letzten Jahre seines Lebens fortfuhr, sich theils mit dem Bau und der Verschönerung von Kirchen, theils mit der Sorge für Verbesserung der Kirchendisciplin, insbesondere der Klosterzucht und andern Verfügungen zum Wohl der von ihm eifrig geschützten Kirche zuzubringen. Er starb am 13. Juli 1024 auf seiner Burg zu Grona im Leingau (bei Göttingen) im 52. Jahre seines Lebens, nachdem er seine Gemahlin Kunigunde beauftragt hatte, die Reichskleinodien (Mantel, Scepter, Schwert) demjenigen auszuliefern, der von der deutschen Nation in freier Wahl zu seinem Nachfolger gewählt werden würde.

Er wurde im Dom zu Bamberg beigesetzt, wo nachher an seiner Seite auch seine Gemahlin Kunigunde ihre Ruhestätte erhielt. Beide wurden in der Folge (im J. 1146) vom Papst Eugen III unter die Heiligen versetzt.

---

3. Kapitel.

Verfassung und Cultur Deutschlands unter den sächsischen Kaisern.

1. Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht. Gegengewicht durch die Pfalz- und Markgrafen. Kaiserliche Schirmvogtei über die Kirche. Die Politik der Ottonen gegenüber dem Papste.

Die aristokratisch-monarchische Regierungsform, in welche die unbeschränkte Lehensmonarchie Karl's des Großen unter

seinen Nachkommen durch das Wiederaufkommen der herzoglichen Macht übergegangen war, hatte sich theils durch das Bedürfniß des Schutzes gegen die Gränzfeinde, theils durch die in der Verschiedenheit der Stämme gegründete Anhänglichkeit an einen Stammfürsten als nothwendig und naturgemäß herausgestellt. Wenn nun diese Lehnsgroßen stets das Wohl der Gesammtheit vor Augen gehabt und sich nicht so oft eigensüchtig der königlichen Macht entgegengesetzt hätten, so würde weder die Einheit des Reichs, noch das Gleichgewicht der weltlichen und geistlichen Macht darunter gelitten haben.

Die Herzöge hatten das Recht, den allgemeinen Heerbann ihres Landes der die kleinern Lehnspflichtigen des Reiches enthielt, aufzubieten, die Landtage zu berufen und auf denselben Streitigkeiten durch Vergleich zu schlichten oder über die Streitenden mit Zuziehung Nicht-betheiligter Recht zu sprechen. Obgleich ihr Amt noch nicht erblich war, der König also es im Fall einer Lehnspflichtverletzung oder beim Tod des Lehnsträgers einziehen und einem andern geben konnte, so galt es doch für despotisch, wenn der König die Herzogswürde nicht auf die Söhne übergehen ließ, wodurch dann aber freilich der künftigen Erblichkeit Vorschub geleistet wurde. Und da anderseits die Königswahl von den Herzögen abhieng, so waren die Kronbewerber genöthigt, sich ihre Stimme durch mancherlei Rechtsbewilligungen zu gewinnen, die der kaiserlichen Machtfülle Abbruch thaten. — So kam es, daß, während es Frankreichs Königen leichter wurde, sich ihre Machtunbeschränktheit zu erringen, das deutsche Königthum verhindert ward, zur vollen Erscheinung zu kommen, zumal sich die Herrscherkraft nicht auf Deutschland allein zu concentriren hatte, sondern sich in Folge der dem Kaiserthum inne wohnenden Idee zugleich in auswärtigen Kämpfen erschöpfte. Nichts desto weniger war diese Vertheilung der herrschenden Kraft auf die verschiedenen deutschen Einzelstaaten der innern Entwicklung des deutschen Kerns und Wesens bei weitem förderlicher, und brachte durch das dadurch ermöglichte vollständige Hervortreten der Stämme-Eigenthümlichkeiten jene reiche Mannigfaltigkeit hervor, durch welche das deutsche Leben jener Zeiten sich vor andern Volksthümern so wesentlich und vortheilhaft auszeichnet.

Das Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der Kaisermacht trat unter schwachen Kaisern am meisten hervor und es bedurfte eines äußerst starken Willensarms von Seiten des Reichsoberhaupts, um jenes Streben zurückzudrängen. Nur durch eine Politik, wie die der Otto-

nen, welche die meisten Herzogssitze mit Verwandten besetzte oder sich durch Aufstellung von Pfalzgrafen zur Verwaltung und Sicherung der königlichen Rechte in den Herzogthümern, vorzüglich aber durch Belehnung der Bischöffe und Aebte mit bedeutenden Immunitäten, ja sogar mit den Grafschaftsrechten die Geistlichkeit verbindlich und willfährig machte, konnten sich die Kaiser im Kampf mit ihren weltlichen Vasallen bei Macht erhalten.

Die **Pfalzgrafen**, welche von den Ottonen eingeführt wurden, waren im Grunde ständiggemachte missi regii (jene Sendboten Karl's des Großen s. XIV 8, 1). Ein solcher Pfalzgraf hatte in dem Herzogthum, für das er aufgestellt war, die kaiserlichen Allodialgüter, Regalien und andern Gefälle zu verwalten, und dabei selbst über den Herzog eine Art Aufsicht zu führen. — Die Kaiser verschafften sich auch dadurch ein Gegengewicht gegen die Herzöge, daß sie über neueroberte Gränzländer **Markgrafen** setzten, die von den Herzögen unabhängig waren; eben so dadurch, daß sie innerhalb eines Herzogthums das Emporkommen mächtiger Grafen begünstigten, die zwar dem Namen nach von den Herzögen abhängig waren, aber durch ihre großen Lehngüter denselben das Gleichgewicht hielten. Manche solche Grafen verdrängten in der Folge die Stammherzöge und wurden dem Kaiser und dem Reiche weit gefährlicher.

Um sich die Geistlichkeit geneigt zu machen, beschenkten die deutschen Könige im Reiche — und, ihnen nach, die Herzöge in ihren Landen — die Stifter und Klöster nicht nur mit Gütern verschiedener Art, z. B. mit Weiden, Wäldern, Bergwerken, mit Jagdrecht, Fischereibenutzung, Zollgerechtigkeiten, sondern auch mit mannigfaltigen Immunitäten oder Befreiungen von öffentlichen Lasten (Kriegsfuhren, Einlagerung rc.), selbst oft mit der Exemtion (Ausnahme) von der Gewalt der königlichen Beamten; ja viele Bischöffe erhielten die Befugniß, in ihrer Umgebung das Grafenamt, also die Gerichtsbarkeit sammt dem Blutbann an ihre Kirchenvögte zu übertragen, so daß in solchen geistlichen Gebieten kein königlicher Beamter mehr einschreiten durfte. Es wurden den Bischöffen sogar ganze Gauen mit voller Gerichtsbarkeit sammt dem Rechte übergeben, Beamte darin einzusetzen und die Freien zum Heerbann aufzubieten. Heinrich II gieng so weit, daß er mit mancher Kirche zwei oder drei Grafschaften, ja mit der zu Gandersheim sieben Grafschaften verband! Dagegen nahmen sich aber auch die Könige das Recht, selber die Bisthümer entweder unmittelbar mit Männern ihrer Gunst zu besetzen oder die Wahlen der Domkapitel nach Umständen zu bestätigen oder ihre Zustimmung dazu zu verweigern, somit also die Verhältnisse des Lehnwesens auf den ganzen Kirchen-

güterumfang überzutragen, — was so weit gieng, daß sie selbst die Feudalstrafen gegen widerspenstige oder nachlässige Bischöffe anwandten. Es leistete daher der Bischoff oder Abt beim Antritt seines Amtes, gleich den weltlichen Vasallen, dem Könige den Lehnseid und empfieng aus den Händen desselben Ring und Stab zum Zeichen der Uebertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Dieses Ernennungsrecht oder Recht der Investitur übten die Könige allerdings nicht unwidersprochen, und vielfach beriefen sich die Kirchengemeinden und der Klerus auf ihr uraltes Recht, sich ihre Vorsteher selbständig zu wählen. Manchem Stifte glückte es, sich in seinem Wahlrechte zu behaupten; andere suchten es sich wenigstens als ein Privilegium zu erwerben. Wer freilich sich von weltlicher Hand so viele Vortheile und Gaben geben ließ, mußte sich es gefallen lassen, wenn ihm dieselbe Hand auch oft schwer auflag! Mehr und mehr erschien die Kirche unter die weltliche Macht gebeugt, die sich nicht selten hart, ja grausam zeigte, was z. B. daraus zu ersehen ist, daß Herzog Heinrich von Bayern den Erzbischoff von Salzburg sogar blenden ließ, weil er für Ludolf Partei genommen hatte. Obgleich der Klerus in der Volksverehrung und im Kirchenbanne bedeutende Mittel zu seiner Vertheidigung hatte, so konnte er doch in dem ruhigen Besitze seiner Güter weder selbst sich schützen, noch selbst vom Könige hinreichend geschützt werden. Ermordungen der Bischöffe und Beraubung ihres Kirchenguts durch mächtige weltliche Nachbarn kamen selbst unter den sächsischen Kaisern noch oft vor. Aus Furcht vor Mißhandlungen begaben sich daher Kirchen und Klöster in die Schirmvogtei des Königs oder sonst eines mächtigen weltlichen Fürsten, der natürlich dadurch das Recht bekam, den Kirchenvogt zu setzen. Die Kirchenvögte selbst, mochten sie nun vom geistlichen oder weltlichen Oberherrn gesetzt seyn, suchten ebenfalls ihr Amt zu einem erblichen Beneficium zn machen, vergaben es an Untervögte, oder vertauschten oder verpfändeten es, wodurch die Verwirrung nur um so größer wurde.

Der gewaltthätige, zügellose Sinn jener Zeit ergiebt sich schon aus dem Umstand, daß wenn ein Abt oder sonstiger Stiftsvorsteher starb, die Leute oft gewaltsam in das Kloster oder Stift eindrangen und so lange darin hausten, bis alle Vorräthe aufgezehrt waren; daß ferner unzählige Mordthaten vorfielen, wie denn der Bischoff Burkhard von Worms († 1025) in seinem Sprengel nur in einem einzigen Jahr 35 Mörder zählte, die alle keine Spur von Reue bewiesen; daß endlich Menschenraub nnd Menschenhandel häufig vorkam, mit welchem letztern sich besonders die Juden befaßten.

Dieselbe Politik der Kaiser, wie die gegenüber den weltlichen Vasallen, bewährte sich gegenüber dem Papste: denn die

durch solche bedeutende Vortheile gewonnenen Bischöffe und Aebte machten es den deutschen Kaisern möglich, nicht nur die Schirmvogtei über die Kirche zu behaupten, sondern überhaupt dem Kaiserthum das Uebergewicht über das Papstthum, zu geben, — ein Uebergewicht, das dann allerdings bei einzelnen gewaltigen Kaisern leicht in Ueberschreitung der geistigen Gränzlinie, die zwischen diesen beiden höchsten Gewalten bestund, folglich in Eingriffe in's Innere der Kirche übergieng. Dies war vorzüglich bei den von den Kaisern veranstalteten Concilien zur Einsetzung von willfährigen Päpsten öfters der Fall. Das Bestätigungsrecht der Papstwahl, das sich Otto der Große von dem Papst und den Römern hatte geben lassen, wurde übrigens in der Regel von dem päpstlichen Stuhle bestritten, der vielmehr umgekehrt das Bestätigungsrecht der Kaiserwahl für sich in Anspruch nahm, wozu er jedoch nur in Bezug auf die Karolinger einen Grund anführen konnte, der ihm in Bezug auf die folgenden deutschen Könige mangelte, welche vielmehr seit Otto dem Großen, dem Wiederhersteller dieser Würde, nicht selten die römische Krone erst erkämpfen mußten.

Die bei solchem Ineinandergreifen staatlicher und kirchlicher Rechte so nahe liegende Gefahr eines Uebergriffs von der einen, wie von der andern Seite, ließ sich nur durch Selbstverleugnung vermeiden; fehlte diese, so konnte ein Kampf nicht ausbleiben, der, je höher sich die Ansprüche steigerten, desto erbitterter geführt und desto verderblicher auf das Wohl des Ganzen zurückwirken mußte. Daß und wie es zu solchem Kampfe kam, zeigt die Geschichte der folgenden Periode.

2. Das Lehnrechtswesen; das Gericht der Gleichen. Das Ritterwesen. Das deutsche Städtewesen vor seiner Ausbildung durch das lombardische. Die freien Bauerngemeinden.

War auch bei der im 10. Jahrhundert vollendet dastehenden Lehnsverfassung das Verhältniß des Lehnsmannes zu seinem Lehnsherrn im Grundsatze festbestimmt, so war doch in der Wirklichkeit noch gar Vieles dem Zufall und den Umständen überlassen. So betrachteten sich z. B. die auf der nämlichen Stufe befindlichen Vasallen eines und desselben Lehnsherren unter einander als Gleiche (Pares); dennoch war das

unter ihnen bestehende Band so locker und willkührlich, daß eben darum der Feudalstaat zu keiner rechten Kraft gedeihen und kein wahres allgemeines Bürgerthum aufkommen konnte. In ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von einander sich in den meisten Beziehungen einander fremd bleibend und nur in zufälliger Berührung mit einander lebend, traten sie eben darum so oft feindlich einander entgegen und zerrissen sich und das Land in beständigen Fehden. Wie oft auch die dem Lehnsherrn schuldige Heerfolge oder ein Fest, wobei entweder die Kirche oder der Lehnsherr der Mittelpunct war, die Feudalglieder vereinigte; — wie mannichfaltig auch die durch das Kriegs- und Hofleben entstehenden Berührungen derselben untereinander waren: so wurde dadurch doch die Starrheit der übrigen, im Unabhängigkeitsstreben liegenden Vereinzelung und Absonderung nicht aufgehoben und in ihr ist hauptsächlich die politische Schwäche des Feudalstaats, so wie auch ein wesentliches Hinderniß eines raschern Vorwärtsschreitens in der höhern menschlichen Gesittung zu suchen.

Diesen Mangel einer aus innerlicheren Beziehungen hervorgehenden bürgerlichen Verbindung im Feudalstaate suchten jedoch — außer dem Alle umschlingenden Kirchenbande — noch gewisse andere Institutionen zu ersetzen, zu denen vor allen das Lehnrechtswesen und das Ritterwesen gehört.

Da es nämlich keinen besonderen Richterstand gab, der sich bei dem nach möglichster Unbeschränktheit und Willkühr strebenden Sinn der Feudalglieder nicht wohl ausbilden konnte, und da auch der in den Lehnsverband getretene Klerus nur im Fall einer Benachtheiligung der Kirche eintrat und selbst dann meist mit Hintansetzung seines priesterlichen Characters nur einen schwachen Einfluß üben konnte: so bildete sich mit einer gewissen Nothwendigkeit ein eigenes Lehnrecht aus, das auf dem Grundsatze ruhte, daß der Gleiche nur vom Gleichen gerichtet werden könne. Sah sich nämlich Jemand in seinem Rechte verletzt, so klagte er bei'm Lehnherrn; dieser durfte aber nicht entscheiden, sondern mußte die Pares des Angeklagten berufen, die über den

streitigen Fall das Urtheil sprachen, welches dann der Lehnsherr nur bekannt zu machen und zu vollziehen hatte.

Dieser dem Lehnsherrn dabei eingeräumte Einfluß war größer, als ihn ehehin der altgermanische Häuptling oder König übte, und unterschied das Feudalgericht von ähnlichen, auf dem gleichen Grundsatz fußenden Gerichten des griechischen und germanischen Alterthums. Die dem Feudalstaat eigene ungleiche Anwendung des gleichen Prinzips fühlten die größern Vasallen nicht und ließen sich daher das Recht, von Gleichen gerichtet zu werden, um keinen Preis nehmen. Desto mehr aber hatten die niedern Vasallen oder das Landvolk von jener ungleichen Anwendung zu leiden; ja indem ihnen jenes Recht, besonders auf landesfürstlichem Gebiete, von ihren Grundherren meist ganz entzogen wurde, waren sie fast rechtslos und der drückendsten Willkühr ausgesetzt.

Das Gericht der Gleichen schlichtete nicht bloß die Rechtshändel zwischen den Dienstmannen des nämlichen Lehnsherrn, sondern auch über Lehnsstreitigkeiten zwischen dem Dienstmann und Lehnsherrn. Andere, nicht aus dem Lehnsverband entspringende Streitigkeiten (z. B. Angriffe des Lehnsherrn auf das freie Eigenthum des Vasallen 2c.) mußten von einer höhern Instanz, also von dem über dem Lehnsherrn stehenden höhern Lehnsherrn, gerichtet werden. War also in einem das Feudalverhältniß nicht berührenden Streite der Beklagte ein unmittelbarer Vasall des Königs, so hatte der König selbst und allein zu entscheiden. — Im Fall der Rechtsverweigerung oder der Unzufriedenheit einer Partei mit dem Spruch galt ebenfalls Berufung an den höhern Lehnsherrn und zuletzt an den König.

Allmählig wurde diese Berufung an den höhern Lehnsherrn auch in nichtlehnrechtlichen Fällen angewendet, besonders da leicht durch falsche Deutung und durch Kunstgriffe etwas als ein Lehnsverhältniß dargestellt werden konnte, was kein solches war. Diese Ausdehnung der lehnrechtlichen Gränze durch Unterwerfung der mittelbaren Vasallen unter das oberherrliche Gericht war besonders für die französischen Könige das Mittel, ihre nachmalige Unumschränktheit vorzubereiten.

Der im deutschen Volk wohnende Rechtssinn bildete zwar sowohl das Lehnrecht, wie jedes andere Recht (der Gemeinden, Stände, Corporationen rc.) bis in's Einzelnste aus; aber Theorie und Praxis, Idee und Erscheinung stunden sich dabei zu unvermittelt gegenüber. Auch gab es in Bezug auf die Organisation des Gerichts der Gleichen, auf die Art der Berufung und Zusammensetzung desselben, noch wenig allgemein gültige Formen: dem Belieben des Lehnsherrn blieb dabei zu viel überlassen und der Vollziehung des erkennenden Richters fehlte vollends alle Gewähr, so daß gar häufig der Verurtheilte, der sich dem Spruche nicht fügen wollte, Fehde bot und so am Ende wohl noch als Sieger hervorgieng.

Oft war selbst der gerichtliche Zweikampf — der sog. Schwertspruch, placitum ensis — der einzige Ausweg, einer noch größern Gesetzlosigkeit vorzubeugen, und die Anwendung dieses im damaligen kriegerischen Geiste des Volkes liegenden Rechtsmittels war daher mit viel ausgebildeteren Formen umgeben, als selbst das friedliche Verfahren des Gerichts der Gleichen. Selbst Greise, Geistliche und Frauen mietheten zur Vertheidigung ihrer Sache eigene Kämpfer, die ihre Waffen einsegnen ließen und auf das Evangelium schwuren, die Sache ihrer Committenten auf's äußerste vertheidigen zu wollen.

Die andere, dem Mittelalter eigenthümliche, politisch und sittlich wichtige Institution, welche wenigstens einen großen Theil der vereinzelten Glieder des Feudalstaats einander mehr zu nähern die Bestimmung und Folge hatte, war das **Ritterthum**, das, seit der eigentliche Kriegsdienst vorzugsweise Reiterdienst und dieser von dem Adel und seinen Dienstleuten geleistet wurde, die kriegerischen Ehren im vollsten Umfang als ausschließliches Erbtheil in Anspruch nahm. Dasselbe hatte seine Wurzel im altgermanischen Leben, bekam aber durch den aufkommenden Lehnsgeist eine andere Gestaltung. Die altgermanische Sitte, die Jugend beim Eintritt in die Männlichkeit durch feierliche Uebergabe der Waffen für wehrfähig zu erklären, war auch in den Lehnsstaat übergegangen und hatte vom Christenthum eine gewisse religiöse Weihe erhalten. Nachdem sich mit dem Verfall der Karolinger-Monarchie ein selbstherrlicher Herrenstand mit großer Ungleichheit seiner Glieder gebildet hatte, so daß der Schwächere

die Gunst und den Schutz des Mächtigen suchen mußte, war es Sitte geworden, daß der Lehnsmann seine Söhne in der Umgebung des Lehnsherrn erziehen ließ, der dadurch um so mehr der Treue seines Vasallen versichert wurde. War der junge Edle unter den für jeden Freien und Mittelfreien nothwendigen Waffenübungen zu einem gewissen Alter herangewachsen, so trat er durch den feierlichen Empfang der Waffen aus der Hand des Lehnsherrn nicht nur in den Ritterstand, sondern zugleich auch in ein näheres Verhältniß zu seinem künftigen Lehnsherrn.

In dieser Form war das Ritterthum in Deutschland schon unter den sächsischen Kaisern vorhanden. Seine weitere Ausbildung erhielt es sodann (in romanischen, wie in germanischen Landen) im 11. Jahrhundert, und vom 12. Jahrhundert an erhielt es durch die Kreuzzüge (K. 8, 4. a. E.) eine höhere Weihe dadurch, daß in ihm die Idee des Kriegers und des Christen zu einer eigenthümlichen Vereinigung gelangte. Die folgende Periode wird den tiefgehenden Einfluß aufzeigen, den diese Blüthezeit des Adels auf die Weltverhältnisse hatte.

Eine kurze Schilderung des **Ritterwesens**, wie es sich im 11. Jahrhundert gestaltete, mag hier am Orte seyn, wenn schon manche Momente dabei erst im 12. Jahrhundert zur vollen Entwicklung kamen. — Zum Ritterstand führten drei Stufen: denn ehe man zum Ritter erhoben wurde, mußte man erst Edelknabe oder Junker und dann Knappe gewesen seyn. War der adelige Knabe den Frauenhänden, in deren Pflege er bis zu seinem vollendeten 7. Jahre stand, entwachsen, so trat er als Edelknecht (Page) in den niedern Dienst eines Höheren, gewöhnlich des Lehnsherrn, und begleitete ihn auf der Jagd, auf Reisen und anderen Fahrten, um an Zucht und Gehorsam, so wie an Abhärtung und Entbehrung gewöhnt zu werden. Mit dem Beginn seines 15. Lebensjahres wurde er unmittelbarer Dienstmann und empfieng als Knappe in Gegenwart der Seinigen aus Priesters Hand das Schwert: denn von da an erlernte er die eigentliche Waffenkunst oder kunstmäßige Führung der Waffen in strengern Uebungen. Er begleitete als Schildträger und Wappner seinen Herrn überall hin, besonders in Fehden und zu Turnieren, und leistete ihm, oft an seiner Seite fechtend, treulichen Beistand, ja gieng nicht selten für ihn in den Tod. Hatte er sich als Knappe bewährt, so wurde er in seinem 21. Lebensjahre unter besondern Feierlichkeiten in den Ritterstand aufgenommen. Dieß geschah gewöhnlich am Hofe des Lehnsherrn bei gelegent-

lichen Festen in einer glänzenden Versammlung von vornehmen geistlichen und weltlichen Herren. Tags zuvor mußte der Aufzunehmende fasten, dann des Nachts in der Kirche unter Gebet zubringen, am Morgen des Festes ein Bad (als Sinnbild der innern Reinigung) nehmen, und alsdann sich in ein schönes Bett legen (anzudeuten, daß ihm nur nach dem Kampf mit der Sünde und nach geschehener Reinigung das Paradies zufalle). Darauf wurden ihm weiße und rothe Gewänder und schwarze Schuhe angethan, um dadurch anzudeuten, daß er einen reinen Wandel führen, für Gott und die Kirche sein Blut vergießen und an den Tod gedenken müsse. So in die Versammlung geführt, mußte er zuerst auf das Evangelienbuch schwören, daß er der Tugend unwandelbar leben, täglich zum Andenken an das Leiden Christi die Messe hören, dem katholischen Glauben bis zum Tode treu seyn, die Kirche und ihre Diener schirmen, Wittwen, Waisen und Unmündigen beistehen, die Unschuld vertheidigen, keine ungerechte Fehde führen, dem Oberlehnsherrn gehorchen, das Reich mehren und überhaupt vor Gott und der Welt untadelig leben wolle. — Darauf wurde ihm von seinem Herrn oder einem andern Höhergestellten, bisweilen von einem Fürsten oder dem Könige, vor Ueberreichung des Ritterschwerts, die Accolade, d. i. ein leichter Schlag (oder einige Schläge) mit dem Schwert auf die Schulter gegeben, und er so im Namen Gottes, des heil. Michaels und des heil. Georgs zum Ritter geschlagen, worauf ihm auch die übrigen Waffenstücke, nämlich die Lanze oder Gleve, der Helm mit dem Visier und dem Helmschmuck (cimier), der platte oder Ringelpanzer (die Brünne), der gestickte Waffenrock, die farbige Schärpe, die Blechhandschuhe, die goldnen oder vergoldeten Sporen ꝛc. unter angemessenen Sprüchen angethan wurden. — Die ganze Feierlichkeit schloß oft mit einem Turnier und darauffolgendem Festgelage. Bei Aermeren waren die Ceremonieën natürlich einfacher und oft wurde ein tapferer Knappe nach einem Siege gleich auf dem Schlachtfelde mit mehreren andern zum Ritter geschlagen.

Die **Turniere** waren ritterliche Waffenspiele, die zur Uebung der Kraft und Gewandtheit und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes schon in frühen Zeiten aufgekommen, nur anfangs in noch roher Form und ohne bestimmte Ordnung betrieben worden waren, wie denn schon Heinrich der Vogelsteller dergleichen Uebungen zur Ausbildung des Reiterdienstes häufiger anstellen ließ. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts erhielten diese Ritterspiele — wie man annimmt — durch einen französischen Ritter, Namens Gottfried von Preuilly, eine durch Gesetze bestimmte und mit gewissen Feierlichkeiten verbundene Ordnung, durch welche sie erst recht eine „Hochschule der Ritterschaft" wurden. — Sie wurden gewöhnlich zu Ehren eines festlichen Tages veranstaltet und die Theilnehmer lange zuvor eingeladen. Nur Ritter mit einer bestimmten Anzahl von Ahnen und von unbescholtener Sitte durften sich

dabei betheiligen, weßhalb die Kampfrichter erst durch Prüfung der Wappen und des Wandels die Turnierfähigkeit eines Jeden untersuchen mußten. Der Turnierplan (in einem dazu mit Sand bestreuten Burghof oder Stadtmarkt oder sonstigen Platze) war mit Schranken umgeben, (hinter denen das zuschauende Volk stand) und mit Balkonen für Damen und hohe Personen versehen. — Für das Turnier selbst bestanden eigene Turniergesetze, an die sich die Richter und Kämpfer streng halten mußten und auf deren Uebertretung Strafen gesetzt waren. Turniervögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten, jeder in seiner Weise, zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Verhütung von Unglück und Streit beizuwirken. — Das Einreiten der von Kopf bis zum Fuß in Eisen gekleideten Turnierkämpfer in die Schranken geschah unter rauschender Musik, worauf ein Herold die einzelnen Kämpferpaare zum Turnieren aufrief. Bei dem nun folgenden Lanzenstechen suchte Jeder seinen Gegner mit der stumpfen Lanze aus dem Sattel zu heben. Entweder zersplitterten die Lanzen am gegnerischen Panzer, oder der Stoß machte den Gegner bügellos oder warf ihn seitwärts oder rückwärts in den Sand. — Nur beim Scharfrennen gebrauchte man spitze Lanzen, daher ein solches Ritterspiel manchmal auch unglücklich ablief, indem einer tödtlich verwundet wurde; auch sonst brach Mancher, mit dem Pferde stürzend, die Rippen oder gar das Genicke. Zuweilen ritten ganze Schaaren gegen einander, wobei aber leicht ein ernster Kampf entstand, so daß die Kämpfenden oft von den Grieswärteln kaum auseinander gebracht werden konnten und manchmal viele Ritter auf dem Platz blieben. — Oft folgte auf das Lanzenstechen ein Schwertkampf zu Fuß oder zu Roß. Den Schluß machte ein Gesellenstechen, das zur Uebung der Knappen diente. — Wer nach dem Ausspruche der Kampfrichter die meisten Gegner in den Sand gestreckt oder bügellos gemacht hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den sogenannten Dank, der in einer goldnen Kette oder in einem goldnen Ring, oder in einem Wehrgehänge oder sonst kostbaren Waffenstück bestand. Einen dergleichen nur geringern Dank erhielten die beiden nach ihm kommenden Sieger. — Bei dem darauf folgenden Festmahle wurden die Sieger von den Damen entwappnet und durften, mit Prachtkleidern angethan, bei der Tafel neben ihnen sitzen, auch nachher den Fackeltanz mit ihnen eröffnen. — Mancher Turniergeber zeigte dabei seinen ganzen Reichthum, wie denn einmal ein Graf von Toulouse als ersten Dank 100,000 Goldstücke bestimmte, die der Empfänger sogleich unter 100 Ritter vertheilte; ein anderer französischer Herr ließ 3000 Silberstücke in das zum Turnierplatz umgepflügte Feld säen; ein anderer ließ die Festtafel mit Gerichten besetzen, die nur auf Wachskerzenflammen gekocht waren, und was dergleichen Aufwand mehr war, wie er besonders im 12. und 13. Jahrhundert und namentlich in Frankreich zur Schau getragen wurde.

Aus demselben Grund, aus welchem die Ottonen Pfalzgrafschaften und Markgrafschaften zur Beschränkung der herzoglichen Macht einrichteten, beförderten sie auch die äußere Unabhängigkeit der **Städte** durch zahlreiche Freibriefe, durch welche sie von der Herrschaft ihrer geistlichen oder weltlichen Oberherren allmählig los und zu eigener Verwaltung und Gesetzgebung kamen.

Eine Stadtgemeinde hatte sich ursprünglich aus der Vereinigung folgender drei Bestandtheile gebildet, nämlich 1. aus den Ministerialen oder ritterlichen Dienstleuten des Stadtoberherrn, der entweder ein geistlicher oder weltlicher Fürst oder auch der König war; 2. aus den ritterbürtigen Gutsbesitzern und Kaufleuten, als den noch übrigen Gliedern der ehemals schöffenbarfreien Gemeinden; 3. aus den zinspflichtigen und hörigen Gewerbs- und Ackerleuten. Die ersten beiden Bestandtheile machten den Stand der Patricier oder Geschlechter aus und bildeten eine geschlossene Körperschaft. Sie waren die Schöffenbarfreien und der aus ihnen gewählte Schöffenrath war der Vertreter der Stadtgemeinde, stand aber unter einem, vom Stadtoberherrn, zur Wahrung seiner Hoheitsrechte gesetzten Beamten, der den Titel Schultheiß oder Vogt oder auch Burggraf führte.

Von diesen Hoheitsrechten, darunter die Ausübung der Gerichtsbarkeit und des Blutbanns, das Zoll-, Markt-, Stapelrecht ꝛc. begriffen war, suchten sich die Stadtgemeinden eines nach dem andern entweder durch Kauf oder durch Schenkung von ihrem Oberherrn zu erwerben, übten sie aber anfangs noch unter der Oberaufsicht jenes oberherrlichen Beamten aus.

Allmählig strebten die Städte darnach, sich dieser Beamtenaufsicht zu entledigen und sich selber zu regieren. War daher im Fall der Erledigung dieses Amtes der neue Vogt noch nicht ernannt, oder wurde er von der Stadt nicht anerkannt, oder war seine Stelle durch einen Vertrag mit dem Oberherrn ganz aufgehoben: so wählte sich der Schöffenrath aus seiner eignen Mitte einen Vorstand, Bürgermeister oder Rathmeister genannt, wodurch sodann die Stadtgemeinde einen frei-

staatlichen Charakter bekam. Mit dem Abtreten jener oberherrlichen Beamten traten die zinspflichtigen und hörigen Gewerbsleute, die bis dahin ihren besondern Gerichtsstand unter ihm gehabt hatten, aus der Hörigkeit heraus und als gemeine Freie unter das gleiche Gericht mit den übrigen Stadtbürgern, ohne jedoch noch am Stadtregiment irgend einen Antheil zu haben.

Die weitere Ausbildung dieses freistädtischen Wesens war aber erst den nächstfolgenden Jahrhunderten vorbehalten, nachdem das lombardische Städtewesen den Deutschen näher bekannt geworden war. (S. XVI. 1, 1.)

Von den alten Freien, die nicht in die Städte gezogen waren, hatten sich noch freie Bauerngemeinden erhalten, die zwar unter dem Vogt eines geistlichen oder weltlichen Herrn standen, aber sich es nicht nehmen ließen, nach ihren alten Gaurechten zu leben. Bei den meisten war es freilich dem Adel oder dem Klerus gelungen, sie in den hörigen Stand hinabzudrücken. Doch erhielten sich manche Gemeinden in Niedersachsen und in der Schweiz, zum Theil auch in Schwaben, bei ihrer angestammten Freiheit, und die Ostfriesen wußten sie 922 gegen die Anmaßungen des Grafen von Holland, der sich die Westfriesen unterworfen hatte, in glücklichen Kämpfen zu vertheidigen und sich nach altgermanischem Recht in sieben Freigemeinden, die Seelande genannt, zu vereinigen; sie erkannten jedoch den Erzbischoff von Bremen als ihren Oberherrn und blieben dadurch im Verband mit dem Reiche. — In den eroberten slavischen Marken wurde die Leibeigenschaft normaler Zustand.

3. Die Wissenschaft und Kunst im 10. Jahrhundert. Die Dom- und Stiftsschulen. Die Chronisten. Wittechind. Ditmar von Merseburg, Die Nonne Roswitha, Notker etc.

Der gebildete Geist der sächsischen Kaiser und der feinere Ton ihres Hofes hatte auf eine gewisse Wiedererhebung der unter den letzten Karolingern so gesunkenen Wissenschaft einen nicht unbedeutenden Einfluß, welcher besonders von der Mitte des 10. Jahrhunderts an bemerkt wurde. Wer sich bei Hofe Ansehen

erwerben und zu höhern Aemtern gelangen wollte, mußte sich mehr Kenntnisse erwerben, als vorher gewöhnlich waren. Daher fanden sich besonders unter der sächsischen Geistlichkeit Männer, die mit der Liebe zur Wissenschaft und Kunst theils die practische Uebung derselben, theils den Eifer für deren Verbreitung verbanden. So gab sich Bischoff Waldhart von Magdeburg mit Sammlung alter Handschriften ab, und die Bischöffe Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim (der schon oben genannte Lehrer und Berather Otto's III) machten sich vorzüglich um Errichtung und Verbesserung von Schulen verdient. Außer den schon vorhandenen Klosterschulen kamen nun die höhern Dom= und Stiftsschulen, die in den bessern Karolingerzeiten schon geblüht hatten, wieder auf, und unter ihnen werden Corvey, Trier, Köln, Utrecht, Hildesheim, Paderborn und Bremen als die vorzüglichsten genannt. Bereits wurden in denselben Horaz, Virgil, Sallust, auch wohl Cicero, Seneca und Terenz gelesen. Die Folge dieser Studien war eine etwas größere und gediegenere literarische Thätigkeit, wie sie z. B. aus den historischen Arbeiten des Abtes Wittechind von Corvey und des Bischoffs Ditmar von Merseburg, aus der Psalmenübersetzung des Möncbes Notker Labeo von St. Gallen und aus den Dichtungen der Nonne Roswitha von Gandersheim zu ersehen ist.

Wittechind (Witichind, Widukind), Abt des Benedictinerklosters Corvey, der größte Historiker seiner Zeit, lebte unter Heinrich I und Otto I und schrieb „drei Bücher sächsischer Geschichten", die sich durch eine gute Darstellung sowohl, als durch ein sichtliches Streben nach Wahrheit auszeichnen. Er starb im J. 973.

Ditmar (Thietmar), Bischoff von Merseburg, geb. 976 aus einem angesehenen Geschlechte, das väterlicherseits mit dem Markgrafen Liuthar von Brandenburg, mütterlicherseits mit dem sächsischen Kaiserhause verwandt war, bildete sich in einer Klosterschule bei Magdeburg durch das Studium lateinischer Dichter, erwarb sich auf Kriegszügen, mehrjährigen Reisen und an Hoflagern viele Erfahrungen und schrieb in seinen spätern Lebensjahren „Zeitbücher der sächsischen Kaiser", wovon das Original von seiner Hand (in Dresden) noch vorhanden ist. Die Darstellung der Begebenheiten unter den Kaisern Konrad I, Heinrich I und Otto I schöpfte er meist aus Wittechind's Werk, von Otto II

an aber theils aus eignen Erlebnissen, theils aus mündlichen Mittheilungen von Augenzeugen oder sonst zuverlässigen Männern, theils aus Documenten seines Bisthums. Das ganze Werk zeugt von treuer Auffassung, unbefangenem Urtheil und von redlicher Gesinnung. „Es ist (sagt Lappenberg in der Vorrede zu Laurent's neuster Uebersetzung dieser Chronik) nicht nur das einzige, größtentheils gleichzeitige Werk, welches jenes ganze ruhmvollste Jahrhundert der Geschichte Deutschlands mit Ausschluß der letzten Jahre Kaiser Heinrich's II umfaßt, sondern es ist auch besonders dadurch anziehend, daß es mehr als irgend ein anderes des Mittelalters den Character von Denkwürdigkeiten eines wohlunterrichteten, hochgestellten Mannes an sich trägt." Er starb schon 1018.

Roswitha (eigentlich Helena von Rossow, einem angesehenen sächsischen Geschlechte), sehr gebildete Benedictinernonne zu Gandersheim (919—964), schrieb in gutem Latein sechs prosaische Schauspiele aus biblischem Stoff, um den Terenz zu verdrängen: denn — sagte sie — von seiner anmuthigen Sprache angezogen, möchte Mancher sich auch mit der Kenntniß der in seinen Comödien vorkommenden Sünden beflecken. Sie dichtete auch Elegieen und verfaßte eine, wenn auch parteische, doch beachtenswerthe dichterische Lobschrift auf die Thaten Otto's des Großen. Sie starb um 980.

Notker Labeo, der 1022 als Abt von St. Gallen starb, machte sich (nach dem in der vorigen Periode genannten Ottfried) um die deutsche Sprache theils durch ihre Bereicherung mit Vorsylben und Wortzusammensetzungen, theils und vorzüglich durch seine Uebersetzung und Auslegung der Psalmen verdient.

Von Historikern des 10. Jahrhunderts sind auch noch folgende zu beobachten:

Der Fortsetzer der in der vorigen Periode erwähnten Chronik des Rhegino, und zwar bis zum J. 997.

Liutprand von Pavia, zuerst Geheimschreiber Berengar's II, dann in Otto's II Diensten, zuletzt Bischoff von Cremona, schrieb eine gute, aber parteische Geschichte seiner Zeit v. 886—948 und v. 961—964; ferner ein Leben der Päpste, so wie einen Gesandtschaftsbericht über das byzantinische Hofleben.

Richar, Mönch von St. Remy bei Rheims, Gerberts Schüler, schrieb Vier Bücher Geschichten, welche die Zeit v. 888—995 umfassen. Obwohl parteisch für Frankreich, ist er bei der Quellenarmuth jener Zeit doch zu berücksichtigen, zumal seine Darstellung von Kenntniß der Klassiker zeugt.

Die Kunst als Malerei, Bildnerei und Baukunst gewann durch die von den Ottonen erneuerte Verbindung mit Italien, wie die zunehmende Zahl schöner Kirchen bewies, welche nach den Angaben baukundiger Klostergeistlichen, jedoch meist noch im byzantinischen und römischen Geschmacke, gebaut wurden. Daß

auch die Malerei geübt wurde, beweis't die Bemerkung Luitprands, daß die von Heinrich I angeordnete Abbildung des Merseburger Siegs so getreu gewesen sey, daß man beim Anblick geglaubt habe, mitten in der Schlacht zu stehen. Ebenso wird von dem obgenannten Bischoff Bernward erzählt, daß er junge Leute in der Malerei und Bildnerei geübt und sie angehalten habe, schöne in andern Ländern vorgefundene Gefäße nachzubilden. Denn auch in der Kunst gieng Sachsen damals voran, wo (nach Kugler) die Bildhauerkunst sogar früher, als in Italien blühte.

---

4. Kapitel.

Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Stamme.

1. Konrad II. Herstellung der Ordnung in Deutschland. Erbvergleich mit Rudolf von Burgund. Konrad's italischer Zug. Belehnung Dänemarks mit Schleswig. Aufstand des Herzogs Ernst von Schwaben. Verbindung Burgunds (Arelat's) mit Deutschland. Erblichkeitserklärung der kleinen Lehen. Der Gottesfriede.

Nach dem Aussterben des sächsischen Kaiserstamms galt es die Wahl eines Oberhauptes, welches die da und dort gelockerten Theile des Reiches fester zusammenhalten und die bisher behauptete Würde desselben nach Innen und Außen wahren konnte. Denn bei aller Schwäche, die Heinrich II gezeigt hatte, war doch Deutschland — gegenüber dem tiefgesunkenen griechischen Kaiserthum, dem innerlich noch sehr zerstückelten Frankreich und den noch halbbarbarischen Nord- und Ostländern — der Kraft und dem Ansehen nach das mächtigste Reich Europa's. Und so sehr die Fürsten nach eigener Unabhängigkeit strebten, so kam es ihnen aus tiefgefühltem Einheitsbedürfniß nicht von ferne bei, ihrem Sondervortheil das Wohl des Ganzen aufzuopfern. Daher versammelten sich im Herbst 1024 alle deutschen Stämme unter ihren weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren zur Königswahl am Rhein und lagerten sich unter freiem Himmel auf der großen Ebene bei Kambe zwischen Worms und Mainz, und zwar auf dem linken Rheinufer die Ober- und Niederlothringer,

auf dem rechten die Franken, die Sachsen, die Schwaben, die Bayern, die Kärnthner und die Böhmen.

Bei den Vorberathungen neigte sich die Stimmung zu Gunsten des noch in altem Ansehen stehenden Frankenstamms und in demselben zu Gunsten zweier Abkömmlinge jenes Konrad's, des Schwiegersohns Otto's I, beide ebenfalls Konrade genannt, davon der jüngere Herzog, der ältere Graf war, beide so geachtet, daß lange die Wahl schwankte, bis sie für den Grafen Konrad den Salier ausschlug, mit welchem die Reihe der salisch-fränkischen Kaiser beginnt.

Die Herzoge jener Stämme hießen: Friedrich von Oberlothringen, Gozilo von Niederlothringen, Konrad von Franken, Bernhard von Sachsen, Ernst von Schwaben, Heinrich von Bayern, Adalbert von Kärnthen und Udalrich von Böhmen. Sie waren aber nicht alle bei der Wahl zugegegen. — Die beiden Konrade waren Söhne zweier Brüder, und Enkel des Herzogs Otto, des Sohnes Konrad's von Lothringen, der in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde fiel, und von einer Tochter des aus dem rothenburgischen Hause stammenden Kaisers Konrad's I. — Der Name Salier kommt entweder daher, daß Schmeichler seinen Stamm auf die salisch-merowingischen Könige zurückzuführen suchten, oder (nach Kortüm) von den großen Saalgütern d. i. Allodien, die derselbe im rheinischen Franken besaß.

Als die Wahl noch zwischen beiden Konraden schwankte, nahm der ältere den jüngern bei Seite und stellte ihm vor, wie es ihnen, als so nahen Verwandten gezieme, die Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu gefährden, es könnte sonst ein dritter gewählt werden und die Nachwelt sagen, sie wären beide der Krone unwürdig gewesen. „Ist die Krone (schloß er) Dir bestimmt, so bin ich der Erste, der dir huldigt: Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der Jüngere versprach's und als man zur Wahl schritt, so stimmte zuerst der Erzbischoff Aribo von Mainz für den ältern Konrad, und ihm nach eben so die übrigen geistlichen Fürsten. Als sodann die Reihe des Stimmens an die weltlichen Fürsten kam und zuerst der jüngere Konrad, als Herzog der Franken, sich erhob und mit lauter Stimme seinen Vetter wählte, faßte ihn dieser bei der Hand und setzte ihn neben sich, und als auch die übrigen Fürsten die gleiche Stimme abgaben, brach das Volk in lauten Beifallsjubel aus. — Hierauf wurde der neue König nach Mainz zur Krönung geführt, wozu die Kaiserwittwe Kunigunde die Reichskleinode aushändigte. Auf dem Zuge zur Kirche umdrängte ihn eine solche Menge Bittender, die ihn um Gerechtigkeit ansprachen, daß die Bischöffe unwillig wurden. Allein Konrad hörte die Bittenden ruhig an und sagte: „Gerechtigkeit üben, es sey mir bequem

oder nicht, ist die erste meiner Pflichten." Dieß Wort wurde vom Volke gern gehört und die Huldigung von Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft mit Freuden geleistet.

Die großen Hoffnungen, welche alle Parteien von König Konrad II hegten, wurden nicht getäuscht. Mit Ernst und Kraft faßte er die Zügel der Regierung, zog zur Befestigung des innern Friedens von Gau zu Gau, bestätigte allen Ständen ihre Rechte und Freiheiten, entschied vorhandene Zwiste nach strengem Rechte, stellte durch Bestrafung der Räuber und Verbrecher die öffentliche Sicherheit her und wußte der kaiserlichen Macht durch Begünstigung des Bürgerstandes in den Städten eine vorzügliche Stütze zu bereiten.

Mit gleich gutem Erfolg suchte er auch nach Außen Deutschlands Ansehen und Größe zu befördern. Zunächst suchte er den von seinem Vorgänger abgeschlossenen Erbvergleich wegen Abtretung Burgunds an Deutschland zu erneuern und als Rudolf III sich deß weigerte, nöthigte er durch die Einnahme von Basel, das damals noch zum burgundischen Reiche gehörte, den schwachen König zur Erneuerung desselben und beseitigte dadurch die Gefahr, daß Burgund an Frankreich fiel.

Darauf ging er 1026 über die Alpen nach Italien, schlichtete dort mit Kraft die Streitigkeiten, in welche die großen Lehenträger mit dem niedern Adel, und die Städte mit dem Burgadel (den castellaneis) so wie mit den, die Grafschaftsrechte übenden Vögten der geistlichen Lehnsherren gerathen waren, und ließ sich in Mailand zum König von Italien, darauf 1027 in Rom zum Kaiser krönen. Alsdann zog er nach Unteritalien, wo er ebenfalls die Ruhe herstellte und den Normannen, welche dort von Heinrich II zu Hütern der Mark gegen die Griechen bestellt worden waren, ihr Gebiet bestätigte und erweiterte.

Kurz vor Konrad's Ankunft in Italien wollten die Italiener den Sohn des Königs Robert von Frankreich zu ihrem König wählen: Robert aber lehnte es ab und hatte mit dem Kaiser an der Gränze eine freundschaftliche Zusammenkunft. Auch dem Sohne des Herzogs Walter von Aquitanien trugen sie die Krone an, wurden aber von ihm mit dem Vorwurf der Untreue zurückgewiesen. „So große Scheu hatten die Franzosen damals noch, den deutschen Kaiser zu erzürnen."

Als sich Konrad zu Rom sammt seiner edlen und verständigen Gemahlin Gisela (deren erster Gatte Herzog Ernst von Schwaben auf der Jagd von einem seines Gefolges aus Unvorsichtigkeit getödtet worden war) mit großer Pracht krönen ließ, wurde das Fest noch durch die Gegenwart zweier andern Könige verherrlicht. Außer Rudolf von Burgund war nämlich auch Kanut der Große, König von Dänemark, Norwegen und England (K. 6, 5) zugegen und schloß mit dem Kaiser eine innige Freundschaft, welche durch eine Vermählung zwischen Kanut's Tochter Kunigild und Konrad's Sohne Heinrich, so wie durch Belehnung Kanut's mit der Mark Schleswig besiegelt wurde.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte Konrad eine Empörung seines Stiefsohns Ernst von Schwaben zu dämpfen, der als Sohn Gisela's, der Enkeltochter Rudolf's III, ein Näherrecht auf die burgundische Krone zu haben glaubte und in Verbindung mit den schwäbischen Grafen Welf und Werner von Kyburg in des Kaiser's salische Güter eingefallen war. Da ihn aber die Schwaben, ihrer Lehnspflicht treu, nicht unterstützten, mußte er sich unterwerfen und durch Haft (auf dem Giebichenstein bei Halle) büßen. Auf Fürbitten seiner Mutter nach drei Jahren freigegeben, sollte er sein Herzogthum unter der Bedingung wieder bekommen, wenn er seinen geächteten, fortwährend dem Kaiser trotzenden Freund Werner würde bekämpfen helfen. Da er sich zu einem Freundesverrath nicht verstund, ward er in Acht und Bann erklärt und Schwaben seinem jüngern Bruder Hermann verliehen. Eine Zeit lang hielt er sich, mit seinem Freund und dessen Anhängern das Land durchstreifend, in den Schluchten des Schwarzwalds, bis er gegen ein vom Kaiser ausgesandtes Heer nach dem tapfersten Widerstand mit allen den Seinen erlag (1030).

Die Sage schmückte nachher das Leben des Herzogs Ernst auf das wunderbarste aus, indem sie ihn sogar in's Morgenland ziehen und mit allen Schrecken der Natur, so wie der Menschen- und Thierwelt kämpfen läßt. Diese Sage lebt in einem eigenen Volksbuch fort.

Während der Kaiser beschäftigt war, sowohl die Polen, die unter Miseko (Boleslav's Sohn) den Lehnseid verweigert und durch Einfälle in die Länder zwischen der Elbe und Saale unerhörte Gräuel verübt hatten, als auch die Böhmen, deren Herzog Udalrich (Othelrich) sich empört hatte, zur Lehenspflicht zurückzubrin-

gen, — starb König Rudolf von Burgund 1032. Da bereits ein Verwandter Rudolf's, der Graf Odo von Champagne, ein Erbrecht mit den Waffen geltend zu machen suchte, zog der Kaiser unverweilt mit einem Heere nach Burgund und ließ sich 1033 zu Payerne (Peterlingen) die hochburgundische und 1034 zu Genf die niederburgundische Krone aufsetzen. Also war fortan das arelatische Reich mit dem deutschen verbunden. Mit Odo von Champagne aber mußte noch ein mehrjähriger Krieg geführt werden, bis derselbe, mehrmals besiegt, endlich 1037 in einer Schlacht fiel.

Das **burgundische Reich** (von dessen Entstehung oben XIV. 10, 3. gehandelt wurde) bestand damals aus dem Bisthum Basel und Wälsch-Neuenburg, den Grafschaften Genf und Savoyen, dem Sundgau, der westlichen Schweiz bis an den Rhein und die Aar, den Stadtgebieten von Avignon und Lyon, den Grafschaften Burgund (im engern Sinn), Venaisin, Provence, Dauphiné (dem Delphinat) und dem Fürstenthum Orange. Der Kaiser bestätigte sämmtlichen Landestheilen ihre bisherigen Gerechtsame und setzte zur Wahrung der kaiserlichen Rechte besondere Statthalter ein. Die aus dem germanischen und romanischen Elemente fließende Verschiedenheit der Sprache und Sitte der Bewohner dieses burgundischen Reiches ließ eine engere Verschmelzung mit Deutschland nicht zu.

Erneuerte Unruhen in Italien machten dort des Kaisers Gegenwart nöthig. Unter den großen Lehnsträgern hatte der kluge, aber ehrgeizige Erzbischoff Heribert von Mailand die Freien sowohl, als auch die kleinen Vasallen des Reichs durch Gewalt und List zu seinen Dienstmannen zu machen gesucht und diese dagegen sich in eigenen Gesellschaften (Motten genannt) zum muthigsten Widerstand verbunden. Da zugleich kirchliche Sectirer, welche den Papst und die bischöffliche Gewalt verwarfen, den Geist des Widerstandes nährten, so untersuchte der Kaiser zunächst die Klagen des unterdrückten niedern Adels (der Valvassoren) gegen die mächtigen Capitani, besonders gegen den gedachten Erzbischoff, und da letzterer weder dem Kaiser Rede stehen, noch seinen ungerechten Ansprüchen entsagen wollte, so ließ der Kaiser ihn verhaften. Dadurch gerieth Mailand in Gährung; selbst die Feinde des Erzbischoffs in der Stadt machten gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen den Kaiser, und als der Erzbischoff aus

seiner Haft glücklich entkam, trotzte er hinter Mailands mächtigen Wällen und Thürmen dem ganzen kaiserlichen Heere, das, ungeachtet des Beistands der Motten, die Belagerung aufgeben mußte.

Der tapfere Erzbischoff wußte dem Mailänder Fußvolk im Kampfe gegen des Kaisers Reiterei einen festern Halt und Zusammenhang dadurch zu geben, daß er ein Stadtbanner, caroccio genannt, erfand, dessen Bewegungen „die zerstreuten Schaaren sammelte und dem Kampfe derselben die nöthige gemeinsame Richtung gab." Es bestand aus einer Art hohen, oben mit dem Bildniß des heil. Ambrosius versehenen Mastbaume, der auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen befestigt war und von Stieren gezogen wurde.

Daher suchte nun der Kaiser die obwaltenden Zwistigkeiten durch einen billigen Vertrag auszugleichen, indem er durch die constitutio de feudis vom Jahr 1037 die kleinen Lehen für erblich erklärte und verordnete, daß ein kleiner Vasall nur durch ein judicium parium d. i. einen Ausspruch des Gleichengerichts sein Gut verlieren und kein Lehnsherr ohne Einwilligung des Aftervasallen die Natur des Lehns ändern dürfe. Dadurch wurde dem übermächtigen Wachsthum der geistlichen und weltlichen Großen in Oberitalien eine Schranke gestellt, die verlorene Freiheit des Grundeigenthums gewissermaßen ersetzt, Ackerbau und Gewerbfleiß befördert und in den Städten der weitern Ausbildung des Bürgerthums Vorschub geleistet.

Während der Kaiser den Festen beiwohnte, welche der Markgraf Bonifacius von Toscana ihm zu Ehren anstellte, brach 1038 eine furchtbare Pest aus und raffte die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, die junge Gemahlin seines Sohnes und eine Menge anderer Edler dahin, so daß der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte und seitdem selbst den Keim des Todes mit sich herumtrug.

Auch in Deutschland begünstigte Konrad, ohne jedoch ein förmliches Gesetz deßhalb zu erlassen, die Erblichkeit der kleinern Lehen, um die Uebermacht der größern zu brechen, weßhalb ihm auch der Adel zu jenen Kriegen in Burgund und Schwaben willigen Beistand leistete. Aus dem gleichen Grunde schaltete er mit den großen Lehen nach Gefallen, stellte Franken unter die Pfalzgrafen bei Rhein, ließ Schwaben und Kärnthen unbesetzt und gab beide

seinem Sohne Heinrich, der Bayern besaß, zur Verwaltung. Auch brachte er jetzt die Wahl dieses seines Sohnes, die er sich schon, als derselbe erst sieben Jahre alt war, von den Fürsten hatte versprechen lassen, förmlich zu Stande, worauf er ihn sowohl in Aachen, als in Burgund krönen ließ. Seine letzte Handlung in Burgund war die Bestätigung des Gottesfriedens, der den dort tief eingerissenen Fehdegeist der Grafen und Herren zu steuern bestimmt war und 10 Jahre darauf auch in Deutschland Eingang und Annahme fand.

Frankreich und Burgund litten am meisten von dem Unwesen des Faustrechts. Niemand, als die Kirche konnte hoffen, dasselbe wenigstens theilweise zu hemmen. Daher erklärte der Abt Odilo von Clügny, er habe Befehl vom Himmel erhalten, die Fehden durch einen Gottesfrieden (Treuga oder Treva Dei, Gottestreue) zu stillen. Es sollten in jeder Woche vom Sonnenuntergang Mittwochs an bis zum Sonnenaufgang Montags, ferner von Advent bis zum achten Tage nach Epiphanias und von Septuagesima bis zum achten Tage nach Ostern bei Strafe des Banns alle Waffen ruhen. Mit Freuden erkannten Fürsten und Geistliche den Gottesfrieden an, und zwar schon 1027 in Frankreich und 1032 in Burgund, wo ihn Konrad 1038 zum Gesetz erhob. Außer Deutschland nahm ihn auch England an.

Kurz darauf, d. 4. Juni 1039, starb Konrad zu Utrecht mit dem Ruhm, als einer der kräftigsten Kaiser dem Königthum eine bedeutende Machtfülle und dem Reiche die weiteste Ausdehnung verschafft zu haben, indem es von der Weichsel bis zur Schelde und über die Rhone hinaus und vom Belt bis zur Meerenge von Sicilien reichte.

Konrad's Leichnam wurde von seinem Sohn nach Speyer geleitet und dort in dem Dom beigesetzt, zu welchem er selbst 1030 den Grund gelegt hatte. Seine Gemahlin Gisela beweinte ihren Gemahl im Kloster Kaufungen bei Kassel. — Wippo, der Lebensbeschreiber dieses Kaisers, sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, und wie streng er gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften er gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

2. Kaiser Heinrich der Dritte. Sein Streben nach Unumschränktheit des Kaiserthums zu Gunsten deutscher Einheit. Die Kaisermacht auf ihrer Höhe gegenüber dem Papstthum und den Lehnsgroßen.

War schon Konrad auf dem Wege, das deutsche Königthum von der Gefahr der Schwächung durch die Fürsten zu befreien, so war vollends sein ihm an Thatkraft, Hochsinn und Gerechtigkeit gleicher, an Willenskraft, Beredtsamkeit und Bildung überlegener und durch alle diese Eigenschaften zum Herrscher geborner Sohn, der erst 22jährige, um eines Hauptes Länge Andere überragende Sohn **Heinrich** (als Kaiser der Dritte, mit dem Beinamen „der Schwarze") nahe daran, dem Königthum jene Unbeschränktheit und dadurch dem Reiche jene Einheit zu verschaffen, die damals Frankreichs Könige im Kampfe mit ihren Vasallen errangen.

Ausgesöhnt mit den burgundischen Großen durch seine Vermählung mit Agnes, der Tochter des Grafen von Poitiers; gesichert im Osten durch die Demüthigung der Böhmen, deren Herzog Brzetislav er in drei Feldzügen zur Tributpflicht zurückführte, so wie durch die Unterwerfung der Ungarn, denen er durch eine Schlacht an der Raab 1043 das Land vom Kahlenberg bis zur Leitha abnahm und deren König Peter er 1045 zum Lehnseid nöthigte; nicht minder auch beruhigt über die Gesinnung der italienischen Großen, von denen Erzbischoff Heribert von Mailand sich freiwillig zur persönlichen Huldigung eingefunden hatte, — wandte Heinrich seine ganze Aufmerksamkeit und Thatkraft auf die Herstellung des durch ein Schisma gestörten Kirchenfriedens. Denn zu Rom hatte der Factionsgeist drei Päpste auf einmal geschaffen, indem der vom Adel gewählte ausschweifende Benedict IX im Lateran, der vom Volke dagegen gewählte Sylvester VII in Maria Maggiore, und der Dritte, Gregor VI, welcher von dem letztern seine Würde gekauft hatte, im Vatican seinen Sitz aufschlug. Da sich alle drei gegenseitig bannten, so war zügellose, mit Raub und Mord bezeichnete Verwirrung die Folge. Um derselben ein Ende zu machen, schritt Heinrich als Patricius und Schirmherr

der Kirche mit entschiedenster Kraft ein und berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, welche alle drei Päpste als eingedrungen absetzte. Darauf, von den Römern aufgefordert, selbst einen würdigen Papst zu ernennen, wählte Heinrich einen Deutschen, einen Sachsen, den Bischoff Suidger von Bamberg unter dem Namen Clemens II. Von diesem ließ er sich und seine Gemahlin zu Rom krönen und dabei von den Römern das eidliche Versprechen geben, künftighin keinen Papst ohne des Kaisers Bestätigung zu wählen. Und so mächtig war sein Wille, daß nachher noch dreimal würdige Deutsche zu Päpsten gewählt wurden; und da diesen späterhin abermals zwei Deutsche folgten, so kam es, daß durch diese sechs tüchtigen, für die Reinheit der Kirche eifernden Oberhäupter die Kirche sich aus dem tiefen Verfall, in den sie durch die eigensüchtigen Bestrebungen der römischen Factionen und durch das Sittenverderbniß des Klerus gerathen war, allmählig wieder emporgehoben wurde.

Die drei übrigen, von Heinrich III auf den römischen Stuhl beförderten Deutschen waren: Der Bischoff Poppo von Brixen als Damasus II, der treffliche Bischoff Bruno von Tull des (Kaisers Verwandter) als Leo IX, und der Bischoff Gebhard von Eichstädt als Victor II. Die beiden darauffolgenden deutschen Päpste waren Stephan IX und Nicolaus II. Von den kirchlichen Bestrebungen der wichtigsten darunter s. K. 5, 1. — Heinrich selbst, so gewaltig er war, entbehrte doch keineswegs eines religiös demüthigen Sinnes, den er im Geiste jener Zeit dadurch äußerte, daß er, welcher „Päpste ab- und einsetzte, Fürsten züchtigte und Völker bezwang", an Festtagen seine Krone nicht eher aufsetzte, als bis er zuvor gebeichtet und zur Buße seinen bloßen Rücken der Geißel seines Beichtigers dargeboten hatte.

Im deutschen Reiche waltete Heinrich mit unbestrittener Herrschermacht. Während er die kleinen Lehen begünstigte, vergab er die Herzogthümer nach Gefallen und ließ den Inhabern nur die beschränkten Rechte von Statthaltern. Dem am Bodensee schon zu mächtigen Welfenhause versagte er die Herzogswürde in Schwaben und gab ihm Kärnthen, davon er aber einen Theil (worunter Steyermark und Krain) zu einer eigenen Markgrafschaft abtrennte. — Den Herzog von Bayern setzte er wegen Ungehorsams ab und gab das Herzogthum seinem eigenen zwei=

ten, nur zweijährigen Sohne Konrad und nach dessen Tod seiner eigenen Gemahlin Agnes. — Franken stand ohnedieß unmittelbar unter ihm, und in Sachsen, wo er als Franke nicht beliebt war, suchte er den Herzog durch seine öftere persönliche Anwesenheit (für welche er Goslar mit Schloß und andern Bauten schmückte) in den gehörigen Schranken zu halten. Oberlothringen vergab er an den elsassischen Grafen Albert von Longwy (den Ahnherrn des jetzigen östreichischen Hauses), und als Gottfried der Bärtige von Niederlothringen, der sich Hoffnung auf Oberlothringen gemacht hatte, mit mehrern niederländischen Grafen sich empörte, nahm er ihm sein Herzogthum und sandte ihn als Statthalter nach Italien; weil derselbe sich aber dort mit den Unzufriedenen verband und durch seine Vermählung mit der Wittwe des Markgrafen Bonifaz von Toscana mächtig zu werden drohte, zog Heinrich über die Alpen, besiegte ihn und führte dessen Gemahlin Beatrix und deren Tochter Mathilde gefangen mit sich nach Deutschland. — Da unterdeß die Ungarn wieder vom Reich abgefallen waren, unterwarf er sie 1051 abermals und zwang ihren König Andreas zum Lehnseid und zur Annahme der damaligen bayerischen Verfassung, wornach Ungarn noch jetzt in Comitate oder Grafschaften eingetheilt ist. — Auch den Franzosen zeigte er sich in seiner Kraft und Würde: als ihr König Heinrich Lothringen zurückforderte und bei der Unterredung, die der Kaiser 1056 zu Ivois bei Metz mit demselben hielt, sich zu der Aeußerung erdreistete, die Deutschen hätten dieses Land einst mit List an sich gebracht, warf er demselben den Fehdehandschuh vor die Füße, worauf sich jener, um dem Zweikampf zu entgehen, noch in der Nacht über die Gränze machte und so den Deutschen Veranlassung gab, sich der Ritterlichkeit ihres Kaisers zu freuen.

Hätte Heinrich länger gelebt, so würde er gewiß die königliche Macht zu einer unbeschränkten, ja erblichen gemacht und somit den Geschicken Deutschlands eine andere Richtung gegeben haben: allein er starb schon 1056 in seinem 39. Lebensjahr in seiner Pfalz zu Bothenfeld am Harz. Sein Tod war „ein Weltereigniß", indem bei dem Mangel einer eben so gewaltigen Herr=

scherkraft, welche die Durchführung des kaiserlichen Gedankens möglich gemacht hätte, ein gänzlicher Umschwung der Dinge eintrat.

3. **Heinrich der Vierte. Deutschland unter vormundschaftlicher Regierung: Agnes; Hanno von Köln; Adalbert von Bremen. Bedrückung der Sachsen und Aufstand derselben. Heinrich's Flucht. Sächsischer Krieg. Heinrich's Sieg und Uebermuth. Berufung der Sachsen und Heinrich's an den Papst.**

Da Heinrich IV, den sein Vater schon einige Jahre zuvor von den Fürsten hatte zu seinem Nachfolger wählen und zu Aachen feierlich weihen lassen, bei seines Vaters Tode, erst ein sechsjähriges Kind war, so trat eine vormundschaftliche Regierung ein, und war eine solche von jeher für die Staaten verderblich, so war sie es in diesem Falle mehr, denn je. Zwar führte seine verständige Mutter Agnes, unterstützt vom Bischoff Heinrich von Augsburg, im Anfang mit Umsicht die Zügel der Regierung; allein als Weib zu schwach, sich gegen den Trotz der Großen, welche die von ihrem Gatten erfahrene Strenge nur ungern getragen hatten, zu halten, mußte sie dessen Plan, die herzogliche Macht mit der Krone zu verbinden, aufgeben und mehrere Herzogthümer wieder besetzen. So gab sie Schwaben und einen Theil von Burgund an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, den Gemahl ihrer Tochter Mathilde, die er entführt hatte; **Kärnthen** und die Markgrafschaft Verona an den Grafen Berthold von Zähringen; **Lothringen** dem treuen Gottfried (dem Buckligen, Sohne des Bärtigen) und Gemahl der Mathilde von Toscana; ihr eigenes **Bayern** aber an den tapfern, ehrgeizigen Otto von Nordheim aus dem sächsischen Hause. Allein die Stütze, die sie sich dadurch schaffen wollte, half ihr nichts. Denn es bestand eine von dem wissenschaftlich gebildeten Erzbischoff **Hanno** von Köln geleitete Verbindung mehrerer Fürsten, unter denen selbst **Otto von Nordheim** war, die sich nicht nur ihre vorige Gewalt wieder verschaffen, sondern auch ihre Landeshoheit ausdehnen und zu dem Ende den kaiserlichen Knaben dem Einflusse der Regentin-Mutter und ihres Beiraths um jeden Preiß entziehen wollten. Da Hanno's List, womit er den nun

12jährigen Kaiser in seine Gewalt bekam, nur zu gut gelang, so blieb der untröstlichen Mutter nichts übrig, als die Reichsverweserschaft niederzulegen und sich späterhin nach Italien in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen.

Hanno brachte den jungen König auf folgende Weise in seine Gewalt: er hatte die Kaiserin mit ihrem Sohne eingeladen, die Osterzeit (des J. 1062) ihr Hoflager zu Kaiserswerth zu halten, das dicht am Rheine liegt. Nach der Tafel beredete er den jungen Heinrich, mit ihm hinab an den Rhein zu gehen, wo er ihm sein neues, schöngebautes Schiff zeigen wolle. Kaum hatte der Knabe mit dem Erzbischoff und seinem Gefolge das Schiff bestiegen, als auf einen Wink Hanno's das Schiff sie rheinabwärts trug. Der Knabe, erschrocken bei dem Gedanken, von seiner Mutter getrennt zu werden, sprang, heftig und herzhaft wie er war, plötzlich in den Rhein, und wäre ertrunken, wenn ihm nicht der Graf Eckbert von Meißen nachgesprungen und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man suchte ihn nun zu beruhigen und fuhr vollends mit ihm nach Köln. Agnes bot Alles auf, ihren Sohn wieder zu bekommen; selbst das Landvolk lief auf beiden Flußufern eine weite Strecke dem Entführer nach, um die That zu hindern; vergebens. — Nicht lange darauf wurde auch der dem Hanno verhaßte Bischoff von Augsburg gefangen und auf die grausamste Weise um das Leben gebracht.

Um nicht den Schein zu haben, als habe er nach der Reichsverweserschaft gestrebt, veranlaßte Hanno einen Fürstenbeschluß, nach welchem immer derjenige Bischoff, in dessen Sprengel sich der junge König während seiner Minderjährigkeit befinden werde, die Regierung des Reiches besorgen solle. Diese aber stets in seiner Hand zu behalten, war seine Absicht; ja um den Kaiser in Zukunft leichter zu beherrschen und die Fürstenmacht über die Kaisermacht heben zu können, gab er dem Knaben eine äußerst strenge Erziehung, wobei es nicht an den härtesten Züchtigungen fehlte, die ihm freilich des Zöglings Herz nicht zuwenden konnten. Nichts desto weniger wäre dem leidenschaftlichen Knaben die fortgesetzte Einwirkung dieses kircheneifrigen und herrschsüchtigen, dabei aber sittenstrengen und wissenschaftlich gebildeten Mannes heilsamer gewesen, als die entgegengesetzte Erziehung, die ein neuer Wechsel in der Regentschaft für ihn herbeiführte.

Schon im folgenden Jahre nämlich ward dem Erzbischoff sein grobgesponnener Plan durch den fein angelegten eines An=

dern zu nichte. Als Hanno von einer Reise nach Rom, die er zur Schlichtung eines Papstwahlstreites (zwischen Honorius II und Alexander II) dahin gemacht hatte, nach Deutschland zurückkehrte, fand er den jungen König in den Händen des Erzbischoffs Adalbert von Bremen, der darauf ausgieng, sein Bisthum zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben, und sich daher zur Erreichung dieses Zwecks, worin ihm die Fürsten, vorzüglich die sächsischen, entgegen waren, als Reichsverweser Einfluß auf den Kaiser verschaffen und durch dessen Autorität den Willen der übrigen Fürsten unter den seinigen beugen wollte. Da Hanno durch jenes sein eigenes Gesetz gebunden war und auch zu jener Zeit mit der Stadt Köln in Fehde gerieth, so mußte er dem Adalbert die Reichsverwesung überlassen.

Hanno's Fehde mit Köln entsprang aus dem Uebermuth seiner Diener, die das schöne Schiff eines Kaufmanns leerten und für eine Lustfahrt ihres Herrn in Beschlag nahmen, aber von dem Sohne des Kaufmanns vertrieben wurden. Da Hanno mit einem Urtheil drohte, rottete sich die Bürgerschaft zusammen und zerstörte das Schloß. Er entkam und rückte bald mit einem Heer vor die Stadt, die nun um Gnade bat und ihn in die Stadt ließ. Aus Furcht aber vor seiner Rache verließen nun 600 Kaufleute in der Nacht mit Hab und Gut die Stadt. Der Kaufmannssohn aber fiel in die Gewalt Hanno's, der ihm mit vielen seiner Anhänger die Augen ausstechen ließ. — Dem Hanno verdankte übrigens Köln die Verschönerung der Stadt und die Bereicherung seiner Kirchen.

Erzbischoff Adalbert, entsprossen aus dem mächtigen Geschlechte der Markgrafen von Wettin, stand allerdings durch ausgezeichnete Geistesgaben, durch feine und gelehrte Bildung und liebenswürdige Umgangsformen hoch über seiner Zeit; allein seine eitle Ruhmbegier und leidenschaftliche Verschwendungs- und Genußsucht verdunkelten jene Lichtseiten seines Characters. An seinem glänzenden und lustigen Hofe wurden die Reichsgeschäfte mit dem größten Leichtsinn und insbesondre die Simonie oder der geistliche Aemterkauf auf so unverschämte Weise betrieben, daß dadurch eine Menge der unwürdigsten Menschen in den Dienst der Kirche gelangten.

Die Erziehung, die nun der junge König bei Adalbert empfieng, war sonach der vorigen gänzlich entgegengesetzt, und der

grelle Uebergang von der strengsten Beschränkung in die zügelloseste Freiheit hatte für den sonst gutgearteten Character Heinrich's die schädlichste Folge, indem Adalbert, theils um seine Anhänglichkeit zu gewinnen, theils ihm die Zustimmung zu seinen willkührlichen Reichshandlungen zu entlocken, ihm die Befriedigung jeder, selbst der niedrigsten Lust und Begierde gestattete, die ihn am Ende zu einem leichtsinnigen Wüstling und hochfahrenden Tyrannen machte. Am schlimmsten aber wirkte auf ihn die Verachtung, die ihm Adalbert gegen die Fürsten einflößte; besonders versäumte dieser keine Gelegenheit, ihm seinen tiefen Haß gegen die sächsischen Fürsten mitzutheilen, einen Haß, von welchem Heinrich die traurigsten Früchte ärnten sollte.

Schon 1065 ließ Adalbert den König, obgleich er erst 15 Jahre alt war, durch feierliche Wehrhaftmachung für mündig erklären, bloß um Andern, insbesondere dem Hanno, den Antheil an der Reichsverwesung unmöglich zu machen, während er selbst des königlichen Willens versichert blieb. Von Adalbert und dessen Anhang stets umgeben, hielt der junge König seinen Hof, den Sachsen zum Trotz, beständig auf der von ihm erbauten Harzburg bei Goßlar und drückte das sächsische Volk durch schwere Lieferungen und Frohnden für die Bedürfnisse seiner üppigen Hofhaltung. Diese Willkühr, verbunden mit dem Abscheu vor seinem ausschweifenden Leben, erbitterte die Sachsen gegen ihn und seinen Verführer so, daß sie die Lieferungen versagten, und daß sie, als Adalbert forttrotzte und selbst die Fürsten auf Hanno's Betrieb auf einer Reichsversammlung zu Tribur 1066 den König vor ihr Gericht luden, — den Hof zu Goßlar überfielen und den König gefangen nahmen. Adalbert dagegen entfloh und hielt sich drei Jahre an einem entlegenen Orte verborgen, während die sächsischen Fürsten sich in seine Besitzungen theilten. Hanno übernahm wieder die Reichsgeschäfte und Heinrich mußte geloben, den Adalbert entfernt zu halten und behufs eines geordneteren Lebens die Tochter des Markgrafen Otto von Susa, Namens Bertha, die ihm schon als Kind von seinem Vater verlobt worden war, zur Gattin zu nehmen.

Er vollzog zwar die Heirath; da er aber die tugendhafte Bertha nicht leiden konnte, suchte er die Trennung von ihr mit Hülfe des Erzbischoffs von Mainz zu Wege zu bringen, dem er dafür den Zehnten in Thüringen versprach, von dem dieses Land bisher frei gewesen war; daher die Unzufriedenheit der Sachsen mit ihm nur noch höher stieg. Indeß erreichte er seinen Zweck doch nicht: die Fürsten sowohl, als der Papst waren gegen diese Scheidung. Er fügte sich also, und hatte späterhin Ursache, den Werth dieser Gattin anzuerkennen.

Dennoch wurde es nicht besser mit ihm. Unfähig, sich selbst zu leiten, konnte er auch Andere nicht leiten. Gewöhnt an die von Adalbert erlernte zügellose Lebensweise, setzte er sie ungescheut fort, und als vollends Adalbert allmählig wieder an seinem Hof erschien, trat alles wieder in's alte Geleise. Die Rechte der Fürsten und Völker mißachtend, mißhandelte er insbesondere die sächsischen Herzöge und Grafen, verband sich mit den Dänen gegen einen etwaigen Angriff derselben, nahm dem Otto von Nordheim, auf den das Volk hoffend aussah, auf die unerwiesene Beschuldigung der Untreue hin, das Herzogthum Bayern und gab es 1070 dem unwürdigen Welf IV von Este (der seine wälsche Tücke auch darin bewies, daß er nun seine Gemahlin, Otto's Tochter, höhnend dem Vater zurücksandte) und als sich Otto mit Magnus von Sachsen gegen ihn verband, nahm er beide gefangen, ließ jedoch den Otto wieder frei, während Magnus im Kerker bleiben mußte, weil derselbe sich nicht dazu verstand, dem König das Sachsenland abzutreten.

Zwar starb Adalbert 1072 und Hanno trat wieder an seine Stelle; dennoch fuhr Heinrich, herrschsüchtig wie er war, fort, die Fürsten zu demüthigen, nahm dem Herzog Berthold Kärnthen und hätte auch dem Herzog Rudolf Schwaben entrissen, wenn nicht die Kaiserin Mutter Agnes, eigens deßhalb aus Italien kommend, eine Versöhnung gestiftet hätte. Da er fortwährend den Herzog Magnus gefangen hielt, eine Zwingburg nach der andern im Land anlegte, den verhaßten thüringischen Zehnten eintrieb und durch Vernichtung aller Volksfreiheiten offenbar darauf ausgieng, Sachsen zu einem Kronland zu machen: so verbündeten sich sämmtliche

sächsische Herzoge, Markgrafen, Grafen und Bischöffe, Otto von Nordheim an der Spitze, untereinander und traten freilich weniger zum Zweck der Volkserleichterung, als zum Zweck ihrer eigenen Unabhängigkeit durch eine Gesandtschaft mit Bittvorstellungen vor den König. Weil ihnen aber dieser, auf Antrieb seiner Umgebung, einen höhnenden Abweis gab, so erschienen sie unvermuthet mit 60000 Bewaffneten vor Goßlar und da der König auf seine Harzburg entwich, rückten sie unverweilt vor dieselbe und umlagerten sie auf's engste. Nur dem Edelmuthe Berthold's, der, uneingedenk des vom König erlittenen Unrechts, zum Schein Unterhandlungen anknüpfte, während welcher Heinrich auf einem heimlichen Weg aus der Burg entfloh, hatte dieser seine Rettung zu danken. Von wenigen Dienern begleitet, gelangte er nach dreitägigem Umherirren in den Wäldern über Eschwege nach Hersfeld, wo er den oberdeutschen Heerbann vorfand, den er kurz zuvor gegen die Polen aufgeboten hatte.

In eindringlicher Rede schilderte er den zu Gerstungen versammelten oberdeutschen Fürsten seine Noth, und bat sie, ihn an den Sachsen zu rächen. Allein sie hatten dazu keine Lust, vielmehr den Wunsch, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Erschreckt dadurch, wandte sich Heinrich, von Allen verlassen, nach Bayern, fand aber auch dort die Stimmung gegen sich, und eilte an den Rhein, wo er in der Stadt Worms, deren Bürger eben ihren Bischoff vertrieben hatten, Aufnahme, und endlich auf einer neuen Versammlung oberdeutscher Fürsten zu Oppenheim, wozu auch Berthold und Rudolf kamen, Unterstützung fand.

Wie es aber zum Feldzug kam, wollten die Heere nicht gegen die Sachsen streiten. Daher sah sich Heinrich zu einem Frieden (1074) genöthigt, in welchem er ihnen alle ihre Forderungen einräumen und mit Schmerz sehen mußte, wie alle seine Burgen, die sie unterdeß erobert hatten, sogar seine geliebte, aber dem Volke besonders verhaßte Harzburg, gebrochen wurden. So wenig aber konnte sich das Volk in seiner Rache mäßigen, daß es, wider die eingegangene Bedingung, die Schloßkirche plünderte und in seiner Rohheit selbst die Gebeine seines dort begrabenen

Bruders und Söhnleins aus der Familiengruft riß und umher streute.

Empört über solchen Frevel, den alle Welt mißbilligte, suchte nun Heinrich durch Bitten und Klagen die Fürsten einzeln für sich zu gewinnen, und als er sie günstig gestimmt fand, bot er das ganze Reich gegen die Sachsen auf, an welche jetzt, da sie überhaupt auf die andern Stämme stolz herabsahen, die Reihe der Demüthigung kommen sollte. Alle Friedensanerbietungen zurückweisend, rückte Heinrich an der Spitze des Reichsheers, bei dem sich selbst die Böhmen und Lothringer eingefunden hatten, in Sachsen ein und lieferte ihren in Eile zusammengerafften Haufen bei Hohenburg unweit Langensalza an der Unstrut 1075 eine Schlacht. Während der sächsische Adel floh, vertheidigte sich das Landvolk auf das verzweifeltste, so daß der König seinen Sieg nur mit schwerem Verlust an vielen Edlen erkaufte. Der leidenschaftliche Sieger kannte nun ebenfalls keine Gränzen der Mäßigung: seine Rache war schrecklich, und Blut, Brand und Verwüstung bezeichneten den Zug durch das sächsische Land.

Erschrocken über solche Gräuel, stellten Berthold und Rudolf ein Fasten an und gelobten, ihr Schwert nicht mehr für diese Sache zu ziehen; in Uebereinstimmung mit den übrigen Fürsten, riethen sie daher den Sachsen, sich dem Könige zu unterwerfen und dann von ihm Schonung zu gewärtigen. Auf diesen Rath streckten die Sachsen die Waffen; allein wie sahen sie sich getäuscht, als der König zwar Frieden gewährte, aber viele ihrer Großen, darunter wieder den Herzog Magnus, zur gefänglichen Haft nach den entferntesten Burgen des Reichs abführen ließ und ihre Lehngüter unter seine Günstlinge vertheilte. Bloß den tapfern und klugen Otto von Nordheim, vor dem er Scheu hatte, entließ er auf seine Güter und übertrug ihm sogar die Verwaltung Sachsens. Da er aber alle seine Burgen, auch die Harzburg, wieder herstellen und neue erbauen ließ, deren Besatzungen das Land wieder in der alten Weise drückten, so wendeten sich die verlassenen Sachsen mit Klagen und Bitten um Vermittlung an den päpstlichen Stuhl. Das hätte jedoch

wenig geholfen, wenn nicht Heinrich so unvorsichtig gewesen wäre, sich gleichfalls auf die päpstliche Autorität zu berufen, die nun daraus die Veranlassung nahm, jetzt wie forthin auch in weltlichen Angelegenheiten ein Schiedsrichteramt zu beanspruchen, das sie so bald nicht mehr aus der Hand zu geben gesonnen war!

---

5. Kapitel.

Gründung der päpstlichen Weltherrschaft und Beginn des hierarchischen Zeitalters.

1. Gregor VII. Bekämpfung der Simonie. Das Cardinalcollegium. Die Normannenmacht im Dienst der Kirche. Verbot der Priesterehe und der Laieninvestitur. Anstrebung des Uebergewichts der Kirche über den Staat. Uebergang der ideellen Kircheneinheit in die materielle des römischen Katholicismus.

Auf dem Stuhle Petri saß damals **Gregor VII**, der sich als Sohn eines Zimmermanns durch seine außerordentlichen Geistesgaben vom einfachen Mönch zum ersten Rathgeber von vier aufeinander folgenden Päpsten und zuletzt selbst zum Kirchenhaupt emporgeschwungen hatte. Er war der Mann, dessen unbeugsamer Willenskraft es aufbehalten war, die Kirche nicht nur aus dem tiefen Verfall, in den sie seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts durch die Willkühr der weltlichen Mächte, wie durch das Sittenverderbniß der Geistlichkeit und ihrer meisten Oberhirten gerathen war, wieder emporzuheben, sondern auch der Kirche jene Weltherrschaft, dem Papstthum jene Ueberwucht über das Kaiserthum zu erringen, welche die pseudoisidorischen Decretalen als Endziel aufgestellt hatten, zu dessen Erreichung sich nur bisher die dazu nöthigen Umstände und Personen noch nicht hatten finden wollen.

Gregor VII, mit seinem Familiennamen **Hildebrand** genannt, war zu Siena im Toscanischen von armen Aeltern geboren, erhielt zu Rom seine Vorbildung, besonders im römischen und kanonischen Recht durch den gelehrten Laurentius und durch den rechtskundigen Erzpriester Gratian, einen der nach-

herigen drei schismatischen Päpste, welche vom Kaiser Heinrich III abgesetzt wurden (K. 4, 2). Als Gratian sein Exil in Deutschland nehmen mußte, begleitete ihn Hildebrand dahin, und da er auch in diesem Lande, vorzugsweise in dem verwilderten Leben der Fürsten und in der von ihnen betriebenen Simonie den Grund des kirchlichen Verfalls sah, so bildete sich in ihm der Grundgedanke seines Lebens immer mehr aus, daß nämlich die Kirche nur durch Unabhängigkeit von aller weltlichen Macht ihre Reinheit und Würde finden könne.

Nachdem er einige Jahre in dem durch Gelehrsamkeit berühmten, westfränkischen Kloster Clugny, zuletzt als Prior desselben, gelebt hatte, lernte Bischoff Bruno von Toul seine hohen Gaben kennen und schätzen, und nahm, als er durch Heinrich III zum Papst unter dem Namen **Leo** IX ernannt worden war, ihn mit nach Rom, um sich seines Rathes zu bedienen. Doch wäre es unrichtig, anzunehmen, die von diesem Papste getroffenen Maßregeln zur Reinigung der Kirche seyen allein von Hildebrand ausgegangen; Leo war selbst, als ein Mann von großer Sittenreinheit und edler Gesinnung, vom Anfang an vom größten Eifer für die Reinheit der Kirche beseelt und fand in Hildebrand nur eine kräftige Unterstützung. Von ihm aufmerksam gemacht, der Kirche etwas vergeben zu haben, daß er die päpstliche Würde aus den Händen der weltlichen Macht angenommen habe, übte Leo seine Gewalt nicht eher aus, als bis er sich auf's Neue der herkömmlichen Wahl durch das Volk und den Klerus zu Rom unterzogen hatte. Während seines ganzen Pontificats ließ sich Leo besonders die Bekämpfung der Simonie angelegen seyn, hielt deßhalb drei Concilien (zu Rom, zu Rheims und zu Mainz), auf denen er viele Bischöffe zur Niederlegung ihres erkauften Amtes bewog, und reis'te von Land zu Land, um die Reinigung der Kirche persönlich zu betreiben.

Der frühe Tod dieses Papstes, sowie der beiden folgenden Päpste (Victor's II und Stephan's IX) würde das angefangene Werk in's Stocken gebracht haben, wenn nicht Hildebrand als beständiger Rathgeber derselben den aufgestellten Grundsatz festgehalten hätte und auch unter Nicolaus II die Seele der päpstlichen Regierung gewesen wäre. Doch hätte er, so lange Kaiser Heinrich III lebte, der keinen Papst ohne kaiserliche Bestätigung anerkennen wollte, schwerlich den Hauptplan seines Lebens und Wirkens durchgesetzt. Dazu gab ihm nur die Minderjährigkeit Heinrich's IV die rechte Gelegenheit.

Als Vorbereitung zu diesem Riesenplan veranlaßte er noch unter Nicolaus II einen Kirchenversammlungsbeschluß, wornach die Papstwahl künftighin eben so wenig mehr von den Machtsprüchen der deutschen Kaiser, als von den Factionen des römischen Adels und Volks, sondern allein vom römischen Klerus ausgehen sollte. Demnach wurde aus den sieben Bi=

schöffen und 28 Hauptpfarrern des römischen Sprengels das sogenannte **Cardinalcollegium** als bleibender Staats- und Kirchenrath regelmäßiger Wahlherren geschaffen, die aus ihrer Mitte den Papst wählen und ihn dem Volk zur Annahme vorstellen sollten, wobei dem Kaiser das Bestätigungsrecht nur in so fern belassen wurde, als es ihm der heilige Stuhl jedesmal besonders einräumen würde. Und um die Wahlfreiheit dieses Collegiums, deren Bekämpfung durch die Kaiser vorauszusehen war, zu sichern, schuf er durch die Erhebung der Normannenherrschaft in Unteritalien zu einem päpstlichen Lehnsherzogthum dem päpstlichen Stuhl eine Stütze, welche diesem fortan bei dem Kampfe mit der Weltmacht die treusten Dienste leistete.

Von der Gründung der ital. Normannenherrschaft unter Heinrich II war schon oben die Rede (K. 2, 6). Aus einem kleinen apulischen Gebiet war sie durch Kaiser Konrad II zu einer Grafschaft (Aversa) erhoben und in den Lehnsverband mit dem deutschen Reiche gebracht worden. Mit ihrem Wachsthum, zu welchem das Heldengeschlecht des Grafen Tancred von Hautville und seiner zehn Söhne am meisten beitrug, wurden die Normannen auch ihren Nachbarn, den unteritalischen Griechen, immer gefährlicher. Denn als sie einst von den Griechen, denen sie gegen die Araber in Sicilien geholfen hatten, arglistig um die Beute betrogen wurden, nahmen sie ihnen 1040 Melvi und allmählig ganz Apulien weg. Der erste Graf von Apulien war Wilhelm von Hauteville, genannt Eisenarm, und seine zwei ihm nachfolgenden Brüder wurden vom Kaiser Heinrich III in ihrer Würde anerkannt. Als sie aber durch ihre Umgriffe auch dem päpstlichen Gebiete immer gefährlicher wurden, zog Papst Leo IV selbst an der Spitze eines Heeres gegen sie und gebot ihnen, Italien zu verlassen. Als sie, seine Würde ehrend, ihm Frieden und Lehnsdienste anboten, verwarf er das Anerbieten und griff sie an, wurde aber im Treffen 1053 von ihnen geschlagen und gefangen. Jetzt, da sie abermals ihren Antrag erneuerten, gieng Leo darauf ein, erklärte, er schenke ihnen das Eroberte, sowie alles, was sie sonst noch in Unteritalien erobern würden und ließ sie dafür den Lehnseid gegen den römischen Stuhl schwören. — Schon **Robert Guiscard**, der berühmteste unter den Söhnen Tancred's, ein Mann von eben so großer Tapferkeit und Thatkraft, als Klugheit und Beredtsamkeit, erweiterte die normannische Eroberung durch die Besitznahme von Salerno und Amalfi, so daß nur noch Capua und Neapel den Griechen blieb, während die Päpste sich Benevent zueigneten. Um sich seiner Treue und seines Schutzes

zu dem oben bezeichneten Zweck zu versichern, erhob ihn Papst Nicolaus II zum Herzog von Apulien und Calabrien mit der Anwartschaft auf Sicilien. Robert's Bruder Roger begann und vollendete sodann die Eroberung Siciliens (1060—1090), und beherrschte diese Insel unter dem Titel eines Großgrafen. — Von Robert's weitern Schicksalen wird weiter unten noch Erwähnung geschehen. (K. 5, 3.)

Nachdem er auch nach Nicolaus' Tod (1061) unter dessen Nachfolger, dem vom Cardinalcollegium gewählten Papst Alexander II, wider welchen der römische Adel vergebens einen Gegenpapst aufstellte, zwar nicht dem Namen, aber der That nach die Angelegenheiten der Kirche in gleichem Geiste geleitet hatte, bestieg er selbst den 21. April 1073 unter dem Namen Gregor VII den päpstlichen Stuhl und gieng mit wankloser Entschiedenheit an die Ausführung seiner tief angelegten Entwürfe. Selbst sich des strengsten Sittenwandels bewußt und erfüllt von dem weder durch eignen Zweifel, noch „durch fremden Widerstand zu erschütternden Glauben an den unfehlbaren Sieg der moralischen Macht des Geistes über die physische Gewalt der Welt" wollte er die Reinheit sowohl, als die Einheit der Kirche, nicht zwar durch Lostrennung vom Staate, wohl aber durch radicale Befreiung derselben aus den knechtenden Fesseln des Staates und durch Aufstellung einer Theokratie erreichen, welche sich ihm äußerlich in der „in sich gegliederten und in ihrer römischen Spitze zusammengehaltenen", dabei von der Fürstenmacht, als einer bloß schützenden und vollziehenden Gewalt, bedienten Hierarchie darstellte, durch welche einzig und allein das Reich Gottes herbeigeführt werden könnte.

Die Mittel, die er zur Durchführung dieses seines Ideals in rücksichtslos consequenter Weise anwandte, waren zunächst das Verbot der Priesterehe oder das Gebot des Cölibats (der Ehelosigkeit) für den gesammten priesterlichen Stand, um ihn von weltlichen Obern unabhängig zu machen und unmittelbar an den römischen Stuhl zu ketten; ferner das strengste Verbot der Simonie und, um diese künftig von Grund aus unmöglich zu machen, das Verbot der Laien-Investitur d. i. der Belehnung mit einem geistlichen Amt durch

eine weltliche Macht, also Aufhebung alles weltlichen Lehenverbands geistlicher Personen und Aemter und in deren Folge volle Emancipation des Klerus nach Amt und Leben von der Laiengewalt. Erfuhr er auch in ersterer Beziehung von den Priestern selbst, in letzterer von den Fürsten den stärksten Widerstand, so half doch jenen Widerstand das Volk, diesen die Zeit besiegen.

Der **Cölibat** war schon in den frühern Jahrhunderten, jedoch nur für die Bischöffe, Sitte geworden. Das Gebot der Ehelosigkeit für alle Geistlichen gieng im 4. Jahrhundert von einzelnen Synoden der abendländischen Kirche aus (XIII. 7, 4.), ward aber nicht immer und nicht allgemein anerkannt. Erst Gregor VII bestund auf der strengsten Durchführung, ohne die ihm sein Hauptplan nicht gelungen wäre. Denn da die Familienbande es sind, welche den Einzelnen am stärksten an den Staat fesseln, von dem er allein Schutz, Sicherheit und dereinstige Versorgung der Seinigen hoffen kann, so mußten mit der Lösung jener Bande für die Geistlichen dem Papste eben so viele freie, nur ihm allein gehorchende und die hierarchischen Zwecke fördernde Diener gewonnen werden. Dieses Gebot, — auf dessen Uebertretung für den beweibten Priester sowohl, wie für den Laien, der bei ihm Messe hörte oder beichtete, der Bann gesetzt war, — fand anfangs in allen Ländern, am meisten sogar in Italien selbst, den hartnäckigsten Widerspruch. Der Papst wurde ein Ketzer gescholten, weil er, uneingedenk des apostolischen Raths in 1. Kor. 7, 9. den Lauf der Natur verkehre und „durch solch' lästerliches Gebot" geheimen Sünden Spielraum gebe; wenn er Engelstugenden fordere, möge er die geistlichen Aemter mit Engeln besetzen; man wolle lieber das Priesterthum, als die Ehe aufgeben. An manchen Orten, wo die Bischöffe jenes Gebot annahmen, erregte die niedere Geistlichkeit offenen Aufruhr, wie denn in einem solchen die Bischöffe von Mainz und Passau fast umgekommen wären. Dagegen ermahnte der Bischoff von Constanz diejenigen unter seinen Geistlichen, die noch unverheirathet waren, sich in den Ehestand zu begeben, und eine Kirchenversammlung zu Paris erklärte die Feinde des von Gott verordneten Ehestandes für Ketzer; und als ein Mönch zu Cambray den päpstlichen Befehl öffentlich vertheidigte, ward er zum Feuertod verurtheilt.

Durch alles dies aber ließ sich Gregor nicht beirren: er bestund unnachsichtlich darauf, daß jeder verheirathete Priester sein Weib und seine Kinder von sich thun oder seine Stelle aufgeben müsse, und ließ theils durch seine Legaten, theils durch die Mönche das gemeine Volk gegen die verheiratheten Priester so einnehmen, daß es sie zum Theil durch Mißhandlungen zwang, sich von ihren Eheweibern und Kindern zu trennen. Dennoch dauerte

es noch ein ganzes Jahrhundert, bis die Ehelosigkeit unter den Geistlichen durchgeführt war.

Die **Investitur** oder Belehnung geistlicher Würdenträger war bisher von den Fürsten vorgenommen worden, und so wie bei den weltlichen Vasallen das Zeichen der Belehnung eine Fahne war, so wurde den Bischöffen und Aebten das Recht der Ausübung ihres geistlichen Amtes und der damit verbundenen Grafschaftsrechte durch Darreichung des Rings und Hirtenstabs ertheilt. Indem nun Gregor gebot, daß kein Geistlicher mehr ein Bisthum oder sonst ein Kirchenamt aus den Händen eines Laien annehmen und kein Laie, sey er König oder sonst ein Fürst, die Investitur mehr vornehmen dürfe, bei Strafe des Banns für jeden Theil, schnitt er dadurch einerseits dem Unfug, der mit Vergabung geistlicher Aemter an Unwürdige getrieben wurde und der großentheils mit an dem Sittenverfalle der Kirche Schuld war, die Wurzel ab; griff aber dadurch anderseits in die Gerechtsame der Fürsten, denen jedenfalls die Verleihung der mit jenen geistlichen Aemtern verbundenen weltlichen Güter und Rechte zustand. Durch diesen kühnen Griff sollte sonach der Papst Herr von wenigstens dem dritten Theil aller Güter in christlichen Landen werden, so daß es kein Wunder war wenn dieser Grundsatz zu einer unaufhörlichen Quelle des Streites wurde.

Gregor begründet diese Maaßregel in seinen noch vorhandenen Briefen auf folgende Weise: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; und ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt eingesetzt sind. Daher liegt die Religion in schwerem Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hie und da der Glaube zertreten. Also muß die Kirche frei werden und dieses durch ihr Haupt, den Papst. Dieser muß also die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie aber die Seele nicht ist ohne den Körper, so auch die Kirche nicht ohne äußern Besitz. Diesen ihr zu geben und zu erhalten ist die Obliegenheit des Kaisers und der weltlichen Großen. Darum sind beide allerdings nöthig für die Kirche."

Aber er gieng noch weiter: nicht mehr nebengeordnet, sondern vollkommen untergeordnet unter die monokratische Hierarchie der Kirche sollte von nun an der Staat seyn, und alles sein Handeln, ja das ganze staatsbürgerliche Leben sammt der episcopalen Wirksamkeit sollte dem die Religion Christi vertretenden hierarchischen System seines Statthalters auf Erden unterworfen seyn. Selbständig sollte nur der römische Stuhl seyn, Fürsten- und Bischoffsmacht nur in seinem Dienste stehen, nur aus ihm Kraft

und Leben, ziehen — die Fürstenmacht, um mit seiner Hülfe das ihr anklebende Böse auszuscheiden, — die Bischoffsmacht um durch die Verbindung mit ihm sich vor Verweltlichung frei zu halten. Nicht bloß Emancipation der Kirche vom Staat, sondern Unterwerfung des Königthums unter das Papstthum auch im Weltlichen war daher der Ausgangspunct des hildebrandischen Gedankens.

„Die Welt (sagt Gregor in seinen schon angeführten Briefen) wird gelenkt durch zwei Lichter: durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhls größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig. — Weil der Papst durch Gott ist, so ist Alles unter ihm; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen: er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden." — „Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf Erden Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften und eines Jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche seyn; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können." — „Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhle Petri: er ist Statthalter Christi und über Allen."

Können auch solche Grundsätze nicht vor dem Worte Christi „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" bestehen, so sind sie aus den Begriffen jener Zeit hervorgegangen, welche Innerliches mit Aeußerlichem verwechselnd eine allgemeine Herrschaft, die allerdings im geistlichen Verstande dem Reiche Christi zukömmt, auf die Kirche und ihr irdisches Oberhaupt übertrug!

Indem also Gregor die weltliche Macht in den Dienst der Kirche nahm, statt sie in das Coordinationsverhältniß zurückzuführen, und indem er die Vorsorge für die Verbesserung des Klerus nur vorzugsweise in die „verbesserte Weltstellung" desselben setzte, im Uebrigen aber — im Vertrauen auf den vom

Petrussitz ausgehenden untrüglichen Geist — für die wenigstens gleich nothwendige Hebung der Herzens- und Geistesbildung des Klerus kein positives Gegengewicht gab, somit den Erfolg seiner ganzen Kirchen- und Staatsumgestaltung, wenn auch nicht zweifelhaft, doch mangelhaft machte, — ist von ihm der Uebergang der ideellen Kircheneinheit des alten Katholicismus in die handgreifliche Wirklichkeit des längst angestrebten „römischen" Katholicismus bewerkstelligt und von seinen Nachfolgern unter Hinzutritt mannichfach günstiger Umstände durchgeführt worden.

War auch Gregor ohne Widerrede ein geborner Herrschergeist, so darf doch sein Plan und dessen Ausführungsweise nicht aus gemeiner Herrschsucht hergeleitet, noch überhaupt niedrigen und schlechten Beweggründen zugeschreiben werden. Wie er selbst bei einem sittlichstrengen Wandel stets ohne Rückhalt zu Werke gieng und seinem hierarchischen Streben keine Heuchelei, sondern wirkliche Ueberzeugung von der Güte seiner, das Heil der Kirche und die Würde seines ihm von Gott geliehenen Amtes bezweckenden, Entwürfe zum Grunde lag, so ist, was Falsches und Schädliches aus seinem Prinzip floß, nicht seiner Absicht, sondern theils dem Irrthum einer sich mehr und mehr vom Worte Gottes entfernenden Zeit, theils der gewöhnlichen Schwäche gerade solcher starken Geister, theils endlich der Selbstsucht vieler seiner, die Idee Gregor's durchführenden Nachfolger zuzuschreiben. Mit der Entschuldigung seiner Person soll übrigens sein System nicht entschuldigt werden, das, in der Zeit liegend, auf lange Zeit die Welt einnahm und in Verbindung mit dem Lehnssystem dem Mittelalter seinen wesentlichen Character gab.

Solchem hierarchischen Streben kam die Gunst der Umstände auf halbem Wege entgegen, indem die Klagen der Sachsen und die Appellation Heinrichs dem Papste willkommenen Anlaß gab, seine kühnen Grundsätze gleich an dem mächtigsten und zugleich schuldvollsten unter den weltlichen Häuptern der Christenheit in Anwendung zu bringen.

2. Tiefste Erniedrigung des Kaiserthums. Heinrich IV im Bann. Abfall der oberdeutschen Fürsten. Heinrich in Canossa. Gräfin Mathilde. Heinrich's Losprechung.

Nachdem schon die Legaten des vorangegangenen Papstes von dem Könige Heinrich wegen des schamlosen Pfründenhandels, der an seinem Hofe getrieben wurde, die Entlassung meh-

rerer wegen Simonie gebannten geistlichen Räthe gefordert und zugleich mit Kirchenbuße gedroht hatten, der König aber nach einiger Zeit diese Räthe wieder zu sich nahm, ließ Gregor ihn nicht nur wegen seines Umgangs mit Gebannten Kirchenbuße auflegen und zur Vergütung alles an der Kirche, den Fürsten und dem Volke begangenen Unrechts auffordern, sondern befahl ihm auch zugleich, sich von den übrigen Beschuldigungen zu reinigen, und deßhalb sich bei Strafe des Bannes auf den 22. Februar (1076) in Rom vor dem Statthalter Christi einzufinden.

Eben so erstaunt, als erbittert über solche bisher unerhörte Sprache, wies Heinrich zu Goßlar die Legaten Gregor's mit harten Worten von sich und berief auf der Stelle eine Synode deutscher Reichsbischöffe nach Worms. Diese sprachen die unter der Leitung des Erzbischoffs von Mainz auf des Königs Beschwerden über den anmaßenden Stolz des römischen Oberhirten, so wie auf die vom Cardinal Hugo gegen denselben vorgebrachten boshaften Anschuldigungen, (daß er Mörder gegen den Kaiser gedungen habe, daß er höllische Künste treibe ꝛc.) die Absetzung Gregor's auf den Grund der Simonie und eines lästerlichen Lebens aus, ohne auf den Einwand einiger Bischöffe zu hören, die es den kanonischen Satzungen zuwider fanden, einen abwesenden Bischoff ungehört und auf unerwiesene Beschuldigungen hin zu verdammen.

Diesen Synodalbeschluß — dem auch die lombardischen Bischöffe, weil sie übrigens sämmtlich ihre Aemter durch Simonie erhalten hatten und den sittlichen Ernst Gregors haßten, auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza beipflichteten, — sandte Heinrich an Gregor mit einem Begleitschreiben, dessen leidenschaftlichen Ton schon folgende Worte des Anfangs und Schlusses kennzeichnen: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch! Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast u. s. w. — — Du mit Fluch Behafteter und durch unser und aller Bischöffe Gericht Verdammter, steige herab! Verlaß' den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ihn ein Anderer besteigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seiner Uebermuth umhüllt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König und alle unsere Bischöffe sagen dir: „Steig' herab! Steig' herab!“

Alsbald berief Gregor ein Concilium nach Rom und sprach vor 110 Bischöfen auf das feierlichste den Bann über Heinrich aus, entband alle Christen ihres ihm geleisteten Eides und untersagte ihm die Regierung des deutschen und italienischen Reiches. Hiemit war das Wort gesprochen, das Deutschland durch einen zehnjährigen Bürgerkrieg spaltete und zwischen Kirche und Staat und ihren höchsten Lenkern jenen mächtigen Kampf hervorrief, der, indem er in seinem mehrhundertjährigen Verlauf alle deutschen und romanischen Stämme und Gaue ergriff, auf beiden Seiten die Kräfte zur äußersten Anspannung trieb und theils die großartigsten Erscheinungen, theils aber auch die für die Menschheit beschämendsten Blößen aufzeigte.

Obgleich Heinrich nun auch seinerseits durch die ihm ergebenen Bischöffe den Papst in den Bann thun ließ, dem abermals ein lombardisches Concilium beistimmte, so brachte doch der Bannspruch über den König im ganzen Reiche eine getheilte Stimmung hervor. Jubelnd erhoben sich die Sachsen im bewaffneten Aufruhr gegen den König, und nichts half's, daß er ihre Fürsten jetzt freigab: selbst Otto von Nordheim, dem er so großes Vertrauen bewiesen hatte, fiel von ihm ab. Die Herzoge Rudolf, Berthold und Welf errichteten einen oberdeutschen Bund und hielten in Tribur am Rhein eine Fürsten- und Volksversammlung, auf welcher der Papst durch Legaten erklärte, daß, wenn Heinrich seinen Rathgebern und der Investitur entsagen und die Kirche nicht als Magd, sondern als Gebieterin ansehen wolle, er (der Papst) dann mit Zustimmung der Fürsten die möglichste Nachsicht haben werde; wo nicht, so sollten sie einen andern König wählen und ihm die Wahl zur Bestätigung vorlegen.

Vergebens bat Heinrich von Oppenheim aus um einen gütlicheren Vergleich und suchte vor Allem nur seine Absetzung zu verhindern. Die Fürsten erklärten, wenn er sich nicht dem Ausspruche des Papstes, der auf ihre Bitte im kommenden März zu einem allgemeinen Reichstag nach Augsburg kommen werde, unterwürfe, so würden sie zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Unterdessen solle er seine Räthe und Dienstleute entlassen

und bis zum Ende der gestatteten Frist zu Speyer im Privatstand leben.

Heinrich, eben so zaghaft im Unglück, wie übermüthig im Glück, unterzeichnete den schmählichen Vertrag und gieng nach Speyer, indessen die Fürsten nun zwar ihre Mannenschaften entließen, aber die nach Italien führenden Alpenpässe besetzten, damit er nicht zu persönlicher Unterhandlung nach Italien gehen möchte. Allein Heinrich, der befürchtete, er möchte in Speyer vergebens auf Lösung des Bannes harren und in Augsburg vielleicht noch Demüthigeres erfahren müssen, entschloß sich, in der Stille nach Rom zu gehen und sich dort nach geleisteter Kirchenbuße vom Banne lossprechen zu lassen. Er machte sich daher, bloß von seiner treuen Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Söhnchen Konrad und einem einzigen Diener begleitet, von Speyer aus auf den Weg durch Burgund und Savoyen nach Italien, und überstieg mitten im Winter (dessen Strenge man daraus abnehmen kann, daß der Rhein vom 11. November bis Mitte März zugefroren war) die Alpen unter so großen Gefahren und Beschwerden, daß die Kaiserin, in eine Ochsenhaut eingewickelt, den Mont Cenis hinabgeschleift werden mußte. Doch langte er glücklich in Piemont an, wo ihm viele lombardische Fürsten, Bischöffe und Städte mit Freuden empfiengen und ihre Hülfe gegen den ihnen verhaßten Papst anboten. Allein, einzig auf Aussöhnung mit dem Papste bedacht, um seinen Feinden in Deutschland den Vorwand zur Neuwahl zu benehmen, nahm die angebotene Hülfe nicht an, sondern erließ an Gregor die demüthige Bitte um Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen.

Gregor, bereits im Begriff zum Reichstag nach Augsburg zu reisen, und besorgt, der König möchte Schlimmes im Sinne haben, wich seitwärts aus und begab sich nach dem festen Schlosse Canossa zur verwittweten Gräfin Mathilde von Toscana, jener schon genannten Tochter des Markgrafen Bonifacius und der gewesenen Gemahlin des ermordeten Gottfrieds von Lothringen. Sie war eine geistvolle, muthige und in Regierungsgeschäften erfahrene Frau, die seit langen Jahren ganz in Gregor's Ideen eingegangen war und eben kurz zuvor ihre reichen Güter (be=

stehend aus den meisten toscanischen Städten nebst Parma, Mantua, Verona, Modena, Piacenza, Reggio) dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte.

Mit Mühe und nur durch Vermittlung Mathildens, die mit ihm verwandt war, erhielt Heinrich die nachgesuchte Einwilligung zu einer Unterredung mit dem Papst. Er wurde aber nur allein in den Burghof von Canossa gelassen und mußte da, alles königlichen Schmuckes beraubt, baarfuß und im Büßerhemd drei Tage und drei Nächte lang unter freiem Himmel stehen, bis Gregor, der sich hinter den Burgfenstern an der Erniedrigung des königlichen Büßers weidete, ihn auf die Fürsprache seiner vor Mitleid weinenden Umgebung, insbesondere der Markgräfin Mathilde, am vierten Tage vor sich ließ und ihm zunächst das eidliche Gelöbniß abnahm, daß er unbedingt dem päpstlichen Schiedsrichterspruche gehorchen und sich der Ausübung aller Königsrechte so lange enthalten wolle, bis die Fürsten entschieden haben würden, ob er ferner König der Deutschen bleiben solle oder nicht. Alsdann erst sprach er den so schmählich Gedemüthigten vom Banne los (d. 26. Januar 1077).

Bei der Feier des Hochamts, das der Lossprechung folgte, nahm Gregor eine geweihte Hostie und sprach zu Heinrich gewendet: „Du beschuldigst mich, den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben. Obwohl ich durch viele unbescholtene Zeugnisse diese Beschuldigung widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweis meiner Unschuld den Leib des HErrn zu mir nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tod vertilge, wenn ich schuldig bin.“ — Nach diesen erschütternden Worten brach er die Hostie in zwei Hälften und genoß die eine davon. Nach also bestandenem „Gottesurtheil der Abendmahlsprobe“ fuhr er fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, also! Die Fürsten beschuldigen dich schwerer Vergehungen, die dich zeitlebens von der Regierung ausschließen müßten. Fühlst du dich unschuldig, so befreie auf kürzestem Wege die Kirche Gottes vom Aergerniß und dich von einem langen Kampfe. Nimm diesen übrigen Theil vom Leibe des HErrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde! &c.“ — Entsetzt und verlegen lehnte Heinrich im Bewußtseyn mannigfaltiger Schuld diese Anmuthung mit der Entschuldigung ab, daß er dieß in Abwesenheit der Fürsten nicht thun könne, welche Zeugen seiner Regierung seyn müßten.

Als Heinrich den Ort seiner Demüthigung verließ und durch die Städte der Lombardei kam, folgte ihm allenthalben ob seines unwürdigen Benehmens die merkbarste Verachtung und mehrte die Scham und Erbitterung seines Innern, so daß es dem Erzbischoff Guibert (Wibert) von Ravenna leicht wurde, des Königs Sinn zu ändern und ihn zu einem nähern Anschluß an die Lombarden zu vermögen, ungeachtet viele darunter noch im Banne waren.

3. Heinrich's IV Kampf mit Rudolf von Schwaben. Heinrich in Rom. Krönung durch den Gegenpapst Robert Guiscard. Gregor's Tod. Heinrich und die folgenden Gegenkönige. Der Mainzer Sühnevertrag. Empörung des jüngern Heinrich's. Gezwungene Abdankung des alten Heinrich's.

Unterdeß aber hatten sich die deutschen Fürsten, ohne den Reichstag abzuwarten, zu einer Versammlung in Forchheim eingefunden und den Papst sowohl, als den König dazu geladen, — diesen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, jenen, um den Schiedsspruch zu thun. Weil aber Heinrich sich mit Geschäften in Italien entschuldigte und dem Papste das Geleite verweigerte, so schritten die Fürsten in Gegenwart päpstlicher Legaten zur Wahl eines andern Königs in der Person Rudolf's von Schwaben, der zuvor hatte versprechen müssen, die Wahlreichseigenschaft Deutschlands zu achten und die Bischoffswahlen frei zu geben. Die Wahl dieses „Pfaffenkönigs", wie ihn seine Gegner nannten, hatte aber bei den Städten keinen Beifall, und als Rudolf zu Mainz gekrönt wurde, konnte er sich nur mit Mühe vor einem Aufruhr der Bürger retten.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen hielt sich Heinrich aller seiner Versprechungen entbunden. Durch das Unglück männlicher geworden und fest entschlossen, für seine Krone das Leben einzusetzen, zog er von Verona aus durch Kärnthen nach Bayern und drang an der Spitze eines durch den Zuzug der Städte (besonders der rheinischen) verstärkten Heeres in Schwaben ein. Nicht lange, so gelang es ihm, den Rudolf aus Schwaben hinaus nach Sachsen zu drängen, worauf er Schwaben

dem kräftigen und hochstrebenden Grafen Friedrich von Büren, dem ersten Hohenstaufen, (so genannt von der neuerbauten Burg, in die er seinen bisherigen Sitz im Dorfe Büren verlegte) als erbliches Lehen und dazu seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Der Papst aber, seine frühere Sprache ändernd, erklärte in seiner zuwartenden Politik, er werde bald nach Deutschland kommen und den Streit zwischen beiden Königen schlichten.

Ueber dieses zweideutige Benehmen Gregor's beklagten sich die Sachsen bitterlich, und Bruno, der Geschichtschreiber dieses mit großen Gräueln bezeichneten Kriegs, sagt: „Es geschah nichts, als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Theilen kamen und bald diesem, bald jenem die päpstliche Gunst verhießen, dabei aber so viel Geld, als sie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen."

Als daher in dem schrecklichen Bürgerkrieg, der vom Rhein bis zur Elbe wüthete, die erste Schlacht bei Melrichstadt in Franken unentschieden war, die zweite Schlacht bei Flarchheim in Thüringen (unweit Mühlhausen) 1080 für Heinrich ungünstig ausfiel, erklärte sich Gregor für Rudolf und sandte ihm eine goldene Krone mit dem Sinnspruch: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho d. h. der Fels (Christus) gab die Krone dem Petrus, Petrus dem Rudolf. Ueber Heinrich aber sprach er wieder den Bann aus.

Sogleich ließ Heinrich durch ein deutsches Concilium, dem ein lombardisches zu Brixen beistimmte, den Papst Gregor absetzen und den Erzbischoff Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III zum Papst wählen; und als es bald darauf in Sachsen zu einer dritten Schlacht an der Elster (in der Nähe von Weißenfels) kam und Rudolf, obgleich durch Otto von Nordheims Feldherrnkunst Sieger, doch nicht nur durch einen Hieb seine rechte Hand und durch einen tödtlichen Stich in den Unterleib sein Leben verlor, — da schien Vielen darin ein Gottesurtheil für Heinrich zu liegen und sein Anhang mehrte sich zusehends.

Der Urheber der tödtlichen Wunde, die Rudolf mit der Reichslanzenspitze erhielt, soll nach einem spätern Bericht der lothringische Ritter Gottfried von Bouillon gewesen seyn, der nachmalige Führer des ersten Kreuzzugs (K. 8, 2.). Sterbend soll Rudolf die abgehauene Rechte mit der Linken emporgehoben und

reuig ausgerufen haben: „Das war die Hand, mit der ich meinem Könige Treue geschworen habe!"

Jetzt konnte König Heinrich die Fortsetzung des Krieges in Deutschland dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen übertragen, um rasch einen Zug nach Italien zu machen und dort seinem Hauptgegner die Schmach von Canossa zu vergelten.

Bereits hatte an demselben Tage, an welchem in Deutschland Rudolf gefallen war, Heinrich's natürlicher Sohn, das Heer der Markgräfin Mathilde am Mincio geschlagen. Heinrich's Ankunft (1084) mehrte dann noch die Zahl seiner Anhänger, selbst unter Mathildens Vasallen, und nach geringem Widerstand in den Apenninen erschien er vor Rom, wo Gregor, auf normannische Hülfe wartend, sich einstweilen mit toscanischer schützte. Heinrich, zu einer Belagerung nicht gut versehen, versuchte es mehrere Jahre lang theils durch Einschließungen, theils durch Bestechungen, Rom zu gewinnen; aber Gregor wies alle Aufforderungen Heinrich's und zuletzt auch die Bitten der Römer in Betreff der Uebergabe zurück. Als sodann die Römer sich treulos von ihm abwandten, zog er sich in die Engelsburg zurück, worauf jene (im März 1084) die Thore Rom's dem Könige öffneten, der nach seinem Einzug die Engelsburg einschloß und sich von Clemens III, dem Papste der Königspartei, den nun auch die Römer wählten, zum Kaiser krönen ließ.

Plötzlich erscholl die Kunde von der Annäherung des Normannenherzogs Robert Guiscard (K. 5, 1.), der unterdeß so mächtig geworden war, daß er seine Hand sogar nach dem griechischen Reich ausstreckte und auf dem Zuge dahin nach seiner Landung in Illyrien den Kaiser Alexius I bei Dyrrhachium 1081 geschlagen und durch sein weiteres Vordringen Constantinopel schon zittern gemacht, aber auf den Hülferuf Gregor's seinen Eroberungszug eingestellt hatte, um seinen bedrängten Lehnsherrn und Freund zu retten. Weil Heinrich einen großen Theil seines Heeres schon entlassen hatte, fand er es für rathsam, die Belagerung des Papstes den Römern zu überlassen und nach Deutschland zurückzukehren.

Robert drang nun leicht in Rom ein und überließ die Stadt einer dreitägigen schrecklichen Plünderung, und als die Römer in der Erbitterung darüber zu den Waffen griffen, ließ er die Stadt anzünden. So geschah's, daß durch normannische Rohheit mit dem größten Theile der Stadt die prachtvollsten Paläste und Kirchen sammt dem Coliseum (XII. 8, 1.) in Trümmer und Asche gelegt wurden. Darauf brachte er den Papst nach Monte Cassino und von da nach Salerno in Sicherheit, wo jedoch derselbe kurz darauf, von leiblichen und geistlichen Leiden niedergedrückt, den 25. Mai 1085 mit den Worten starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterb' ich in der Verbannung." Nichts desto weniger nahmen „die Ideen, die er verfochten, die Welt ein."

Was Robert Guiscard betrifft, so machte er sich nach seinem Abzug von Rom zum zweitenmal nach Griechenland auf, eroberte verschiedene Inseln im Archipel und rüstete sich schon zum Angriff auf Constantinopel, als er zu Cephalonien an einer pestartigen Krankheit starb (1085), worauf die Normannen durch ihre eilige Umkehr die Griechen von einer großen Besorgniß befreiten. Robert's zweiter Sohn Roger folgte in der Regierung Neapels und Siciliens, während sein ältester Sohn Bohemund, als aus nicht ebenbürtiger Ehe entsprossen, sich mit der Herrschaft von Tarent und einiger anderer Orte begnügen mußte: es ist derselbe, der auf dem Zuge seines Vaters gegen Griechenland Cypern erobert hatte und nachher als einer der Helden im ersten Kreuzzug berühmt wurde (K. 8, 2.)

Gregor's Tod setzte den Kämpfen Heinrich's kein Ziel, da der nächste Papst Victor III und nach dessen Tod Urban II mit zwar nicht gleichem Geiste, aber gleicher Festigkeit und Ausdauer die Grundsätze Gregor's festhielten und dem Kaiser, welcher seinen Papst Clemens III nicht aufgeben wollte, mit Bann und Verfolgung entgegen waren. In Deutschland zwar, wo Heinrich's Sohn Konrad als Reichsverweser den Krieg fortführte, konnte der gegen ihn erwählte Hermann von Luxemburg — genannt der Knoblauchskönig — kein Ansehen gewinnen, so daß er freiwillig der Krone entsagte (1088); auch starb Otto von Nordheim, Heinrich's gefährlichster Gegner, und der ihm nicht minder gefährliche Bischoff Bucco (Burckard) von Halberstadt, der Leiter seiner Feinde in Sachsen, ward bei einem

Aufruhr in Goslar erschlagen. Eben so wurde auch der andere Gegenkönig, den ihm der Papst und die Fürsten in dem rührigen Markgrafen Eckbert II von Thüringen entgegenstellten, ohne den alten Haß wider den Kaiser wieder anfachen zu können, in einer Mühle bei Braunschweig erschlagen; und da sich nun sogar die Sachsen mit Heinrich aussöhnten und nur noch Welf IV von Bayern und ein Theil von Schwaben gegen ihn war, so schien sich wenigstens in Deutschland die Ruhe herstellen zu wollen.

In Italien aber erregte Urban, dem es mit toscanischer und normannischer Hülfe nach Rom zu kommen gelang, wo sich Clemens nur in einem Theile der Stadt noch hielt, dem Kaiser einen neuen Krieg, indem er den alten Welf durch eine Ehestiftung zwischen dessen 18jährigen Sohn und der 43jährigen Markgräfin Mathilde für den päpstlichen Stuhl gewann; denn nun zog der Kaiser zum drittenmal nach Italien, und weil er die mathildischen Anhänger in die Enge trieb, rächte sich Mathilde dadurch, daß sie seinen sonst nicht schlimm gearteten Sohn, den schon 1087 zum deutschen König zu Aachen gekrönten Konrad, in einer kurzen Abwesenheit seines Vaters von Italien, durch die Vorstellung, sein Vater werde doch nie des Bannes entledigt werden, beredete, die Partei des Papstes zu ergreifen und sich vom Erzbischoff von Mailand 1093 in Monza zum König von Italien krönen zu lassen. Roger von Sicilien gab ihm seine Tochter zur Ehe; ein gegen den Kaiser geschlossener Städtebund, mit Mailand an der Spitze, erklärte sich für ihn und die Römer zwangen den Papst Clemens, sich zum Kaiser nach Deutschland zu flüchten.

Der Schmerz des alten Vaters über diesen Abfall seines Sohns war groß. Zum Glück für ihn entzweiten sich seine Gegner bald und das so klug gesponnene Ränkenetz zerriß. Als nämlich der junge Welf entdeckte, daß seine Gemahlin Mathilde alle ihre Güter dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte, trennte er sich von ihr, und beide Welfe verglichen sich mit dem Kaiser in Güte und warben ihm auch noch andere Freunde. Da indeß zu dieser Zeit alle Gemüther auf den bevorstehenden

Kreuzzug, welchen Papst Urban zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Sarazenen (K. 8, 1) betrieb, gerichtet waren, so konnte Heinrich in Italien nicht viel ausrichten. In Deutschland dagegen, wohin er nach siebenjähriger Abwesenheit zurückkehrte, gewann er, durch sein Unglück weiser und gemäßigter geworden, in Kurzem alle seine Widersacher, so daß allgemeine Ruhe und Ordnung zurückkehrte.

In dem Mainzer Sühnevertrag v. 1097 erhielt Friedrich von Hohenstaufen das Herzogthum Schwaben und Welf IV das Herzogthum Bayern erblich zugesichert; Bertbold II von Zähringen erhielt die Reichsvogtey über Thurgau und Zürich und für seine Erbgüter den Herzogstitel.

Nun war es ihm ein Leichtes, auf einem Reichstag zu Köln 1098 seinen empörerischen Sohn Konrad absetzen und dagegen seinen jungen Sohn Heinrich zum Nachfolger wählen zu lassen. Derselbe wurde zu Aachen gekrönt, nachdem er zuvor geschworen hatte, sich ohne seines Vaters Genehmigung kein Regierungsrecht anmaßen zu wollen. Konrad aber, von seiner Partei in Italien verlassen, starb 1103.

Als auch Urban II 1099 gestorben war und einige Jahre darauf auch Clemens starb, suchte sich der Kaiser mit Urban's Nachfolger Paschalis II auszusöhnen; allein dieser gieng nicht darauf ein, sondern trat auf die Seite des jungen Heinrich's, der — ehrgeizig und gemüthlos, wie er war, dazu angereizt von unzufriedenen bayrischen Großen, so wie von leichtsinnigen Lustgenossen — unter dem heuchlerischen Vorgeben, er wolle seinen Vater bloß zur schuldigen Rücksicht gegen den h. Stuhl bringen, unter den Fürsten einen Anhang gesammelt hatte und nun, vom apostolischen Segen begleitet, Krieg gegen seinen alten, unglücklichen Vater begann und diesen nach den unerhörtesten Demüthigungen durch den schändlichsten Verrath zur Thronentsagung zwang.

Kaiser Heinrich nämlich, zum Krieg genöthigt, wollte bei Regensburg eine Schlacht liefern, wurde aber von seinen Vasallen verlassen und mußte vor seinem Sohne fliehen. Bald jedoch fand er Unterstützung bei den rheinischen Städten und rückte wieder gerüstet in's Feld. Da nahm sein Sohn, diese Macht fürchtend, seine Zuflucht zum Verrath: er bat den Vater um eine

Zusammenkunft; diese erfolgte in Coblenz. Bei dem Anblick des Sohnes überwältigte den Vater der Schmerz und vor ihm auf die Knie stürzend rief er aus: „Sohn, wenn ich für meine Sünden von Gott gestraft werden soll, so beflecke du doch deinen Namen und deine Ehre nicht: denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters als Richter auftrete!" — Voll Verstellung bat der Sohn, ebenfalls auf die Kniee fallend, um Verzeihung und versicherte ihn unter vielen Schwüren, er wolle nichts, als zu des Vaters Aussöhnung mit der Kirche redlich beitragen; er solle sich daher zu diesem Zwecke mit ihm nach Mainz begeben, aber, wie er, nur mit 300 Reitern. Der Kaiser, seinen Schwüren trauend, entließ sein Heer und ließ sich auch bereden, einstweilen, bis der Sohn in Mainz bei dem Erzbischoffe, der ihn als einen Gebannten nicht aufnehmen könne, die nöthigen Schritte gethan habe, seinen Zwischenaufhalt in der Burg Bekelenheim bei Kreuznach zu nehmen. Kaum in die Burg mit nur drei Begleitern eingetreten, wurde er darin gefangen gehalten und unter Drohungen zunächst zur Herausgabe der Reichskleinodien —, darauf in Ingelheim von Heinrich selbst unter gleichen Drohungen zur Abdankung gezwungen.

Vergebens bat der Tiefgebeugte, ihm doch nun auch die Lösung vom Banne zu gewähren: die päpstlichen Legaten verweigerten sie, und da er sogar den Tod gewärtigte, entfloh er nach Lüttich, wo Bischoff Otbert ihn aus alter Freundschaft aufnahm. Auch nahm sich seiner der Herzog Heinrich von Niederlothringen an und schlug den wider seinen Vater heranziehenden König zurück, und als sich dieser hierauf zur Belagerung von Köln wandte, sah er sich auch von dieser Stadt zurückgewiesen. Eben sollte es doch noch zwischen den Heeren des Vaters und des Sohnes zu einer Schlacht kommen, als der alte Heinrich dem Kummer erliegend d. 7. Aug. 1106 zu Lüttich starb.

Bischoff Otbert ließ ihn zwar mit kaiserlichen Ehren beisetzen, mußte aber, von den übrigen Bischöffen mit dem Banne bedroht, den Leichnam des gebannten Kaisers von seiner Ruhestätte hinwegnehmen und auf einer kleinen Insel der Maas aussetzen. Freiwillig stellte sich dabei ein Mönch aus Jerusalem ein und sang aus Mitleid Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele, bis König Heinrich den Leichnam nach Speyer bringen ließ, wo ihn das Volk voll Ehrfurcht in der von ihm erbauten Marienkirche beisetzte. Aber auch hier ward ihm die Ruhe nicht gegönnt: der Bischoff ließ ihn wieder herausnehmen und in eine noch ungeweihte Nebenkapelle setzen. Erst nach fünf Jahren, als Heinrich V durch mehrere Zeugen darthun ließ, daß sein Vater bußfertig gestorben sey, hob

Paschalis II den Bann auf, und nun endlich wurden seine Gebeine in geweihter Erde (nämlich in der Kaisergruft des Speyrer Dom's) beigesetzt und zwar unter der größten Theilnahme des deutschen Volks, das dadurch zugleich seine Unzufriedenheit mit dem hartherzigen Betragen des Sohns an den Tag legen wollte.

4. Heinrich V. Der Investiturstreit. Heinrich in Rom. Vergleich und Krönung. Erneuerte Bannung. Zweiter Römerzug. Flucht und Tod des Papstes. Fortgesetzter Investiturstreit. Beendigung desselben durch das Wormser Concordat. Tod des Kaisers.

Heinrich V, voll Begierde, die Vollgewalt des deutschen Königthums wieder herzustellen, besaß zwar viel Kraft und festen Willen dazu, hatte aber im Streit mit seinem Vater jene höhere sittliche Würde eingebüßt, die einem Kaiser, gegenüber der emporgewachsenen Macht der Fürsten, und der Kirche doppelt nöthig war. So einig er mit dem Papst gewesen war, so lang er des Beistandes der Kirche zur Befriedigung seiner Herrschsucht, der er nicht allein alle kindlichen Gefühle, sondern auch seine Ehre geopfert hatte, benöthigt war, — so entschieden wandte er sich gegen den Papst, als dieser ihm das Recht der Investitur (K. 5,1.), das der Kaiser nicht aufgeben wollte, mit Strenge verweigerte.

In der Hoffnung, den Papst zur Zurücknahme des Investitur-Verbots leichter bewegen zu können, veranlaßte er denselben zu einer Reise nach Deutschland, und wirklich war Paschalis schon auf dem Wege dahin, als er des Kaisers Absichten inne wurde, und daher nach Frankreich ausbog, wo er auf dem Concil zu Troyes 1107 nicht nur das Verbot der Investitur erneuerte, sondern auch zugleich den schon bestehenden Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland gewissermaßen organisirte.

Der nun von Neuem beginnende Investiturstreit führte den Kaiser — nachdem er vorerst in einigen Kriegszügen die fast vergessene Oberherrlichkeit der Deutschen in Böhmen und Ungarn hergestellt hatte, — mit einem zahlreichen Heere nach Italien, wo er nach der Eroberung und Bestrafung der Stadt Novara, die ihm den Gehorsam versagt hatte, auf den roncalischen Feldern (bei dem Dorfe Roncaglia im Fürstenthum Piacenza) sein Lager aufschlug und die Huldigung der erschrockenen Städte und Fürsten entgegennahm, darunter nur Mailand den Zins

vorenthielt und die mächtige Mathilde zwar ihre Unterwerfung erklären ließ, aber keinen Zuzug sandte.

Auf dem Weiterzug über Florenz und Arezzo kamen ihm Gesandte des Papstes entgegen, der ihm einen Vergleich anbieten ließ, nach welchem der Kaiser alle mit den Bisthümern und Abteien verbundenen weltlichen Güter und Regalien zurücknehmen, dagegen der Investitur entsagen sollte, — ein Vorschlag, dessen Ausführung wegen der großen Verwicklung der weltlichen und geistlichen Befugnisse dieser Lehensträger kaum möglich war. Der Kaiser, in der Voraussicht, daß dieses Anerbieten den Papst mit den betheiligten Bischöffen in offenbaren Widerspruch bringen werde, gieng darauf ein und hielt seinen feierlichen Einzug in Rom, wo Papst Paschalis an der Spitze der Cardinäle ihn vor der Peterskirche empfieng und zu krönen bereit war. Als nun vor der Krönungshandlung nochmals jene Vertragspuncte bestätigt werden sollten, überhäuften die Bischöffe den Papst mit Vorwürfen und als Heinrich sie mit der Aeußerung beruhigte, daß er nicht auf jenem Vertrage bestehe, weigerte sich Paschalis ihn zu krönen. Da rief ein Deutscher aus Heinrich's Gefolge: „Was braucht es vieler Worte? unser Herr, der König, will gekrönt werden, wie weiland Karl der Große!" Da aber der Papst auf seiner Weigerung beharrte, ließ der König ihn sammt den Kardinälen an heiliger Stätte gefangen nehmen (1111).

Zwar erhuben nun die Römer einen wüthenden Aufruhr, der aber kräftig unterdrückt wurde. Doch verließ der Kaiser Rom und führte den Papst mit sich fort, worauf derselbe nach einigen Monaten einen feierlichen Vertrag eingieng, worin er dem Kaiser das Investiturrecht zugestand, auch wegen der erlittenen Mißhandlung sich nie zu rächen, noch den König mit dem Bann zu belegen, vielmehr ihm stets Beistand zu leisten gelobte. Darauf erfolgte die Krönung in Rom und nach derselben kehrte Heinrich vergnügt nach Deutschland zurück und erhob seinen Kanzler Adalbert, der die Verhandlungen gegen den Papst durchgeführt hatte, zum Erzbischoff von Mainz.

Kaum aber sah sich der Papst wieder frei, als er, von den an der Schließung jenes Vertrags unbetheiligten Kardinälen ge-

nöthigt, den Vertrag für erzwungen erklärte und den Fluch, den er über den Kaiser auszusprechen durch den Eid gehindert war, auf dem ersten Lateran=Concilium wenigstens über den Vertrag aussprach, während er den Bann über den Kaiser durch dessen entschiedensten Gegner, den Erzbischoff Guido von Vienne, auf einer Kirchenversammlung daselbst (1111) aussprechen und allenthalben durch seine Legaten verbreiten ließ.

Der Kaiser mußte nun ähnliche Erfahrungen machen, wie sein Vater: sein bisheriger Freund, jener Erzbischoff Adalbert, erklärte sich jetzt, um nicht auch durch Bann seine Stelle zu verlieren, gegen den Kaiser, wurde jedoch dafür von demselben mit hartem Gefängniß bestraft; — auch die sächsischen Fürsten, deren einige der Kaiser durch eigenmächtige Einziehung des erledigten Fürstenthums Weimar beleidigt hatte, standen unter Lothar von Supplinburg (welchem Heinrich nach dem mit dem Tod des Herzogs Magnus eingetretenen Erlöschen des Billunger Fürstenhauses die sächsische Herzogswürde verliehen hatte) — gegen ihn auf, wurden aber durch den Grafen Hoyer von Mannsfeld bei Warnstädt (in der Nähe von Quedlinburg) 1113 geschlagen. Dagegen mußte er, als Hoyer durch die Sachsen am Welfesholze 1115 eine Niederlage erlitt, von den trotzigen Mainzern gezwungen, ihren Erzbischoff freigeben, der dann seiner Seits den Bannbefehl auf's eifrigste verbreitete und damit um so leichter Gehör fand, je härter und grausamer Heinrich gegen seine Feinde verfuhr. Nur die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad (davon jener schon Herzog von Schwaben war, dieser von ihm zum Herzog in Franken gemacht wurde), hielten treu zu ihm, und Welf V von Bayern blieb wenigstens ruhig.

Eine neue Heerfahrt nach Italien 1116 setzte den Kaiser zwar in den Besitz der mathildischen Güter; auch mußte der Papst Paschalis von Rom nach Benevent fliehen, wo er 1118 starb. Eben so starb dessen Nachfolger bald; allein des Kaisers alter Gegner, der unter dem Namen Calixt II zum Papst erhobene Guido von Vienne, gegen welchen des Kaisers Papst Gregor VIII nicht aufkommen konnte, erneuerte den Bann, und als auch

seine Feinde in Deutschland heftiger auftraten, so hielt Heinrich es für gut, sich nachgiebiger zu zeigen und auf dem Reichstag zu Würzburg 1121 nicht nur die Sachsen durch Zurückgabe ihrer Güter und Erbrechte zu beruhigen, sondern auch zu einem allgemeinen Reichsfrieden, in welchem die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papst unter Vermittlung der Fürsten oben an stehen sollte, die Hand zu bieten. Seitdem traten die Fürsten, welche unter Heinrich's IV und V Mißregierung ihre Stärke und Bedeutung hatten fühlen, und zugleich einsehen lernen, daß nur bei einem gewissen Gleichgewicht zwischen Kaiserthum und Papstthum ein Vortheil für sie herauskomme, mehr und mehr als eine „Mittelmacht" zwischen diesen beiden höchsten Gewalten auf, und in ihrer Einigkeit lag auch zugleich die Gewähr jenes Gleichgewichts, das im Gegentheil jedesmal durch ihre Getheiltheit gestört wurde, weil diese die Schwächung der einen oder der andern Macht herbeiführen mußte.

So kam denn das Wormser Concordat 1122 mit Calixt II zu Stande, das den fünfzigjährigen Investiturstreit, welcher Kirche und Staat in den tiefsten Zwiespalt versetzt hatte, in einer für beide Theile billigen Weise beendete und der Kirche zwar nicht die von Gregor VII beabsichtigte Lostrennung vom Staate, doch aber eine freiere Stellung zu ihm verschaffte, — Vortheile, die jedoch nur zu bald wieder verschwinden sollten.

Der Kaiser versprach in diesem Concordat, in Zukunft die Freiheit der Bischoffs- und Abtswahlen nicht mehr stören und die Belehnung mit Ring und Stab unterlassen zu wollen; dagegen bewilligte der Papst, daß jene Wahl nur in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten vorgenommen werden solle, worauf dann die Gewählten vom Kaiser — und zwar in Deutschland vor der Weihe, in Italien nach der Weihe — mit den Regalien durch Uebergebung einer Lanze belehnt werden und ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit erfüllen sollten. Dies war auch die einzig mögliche u. für beide Theile geeignete Auskunft: denn eine ungetheilte Einsetzung in geistliche und weltliche Rechte zugleich würde den, von dem sie einseitig geübt worden wäre, zu einem „Chalifen" gemacht haben. — Es sollte sich aber bald zeigen, daß nicht jeder Theil jene Resignation lange beobachten konnte.

Während Heinrich auf neue Pläne zur Vergrößerung der königlichen Macht sann, und z. B. die deutschen Fürsten zu einer

Verbindung mit England gegen Frankreich, wiewohl vergeblich, zu gewinnen suchte, starb er am 23. Mai 1125 im 44 Lebensjahr an einem krebsähnlichen Geschwür, ohne Nachkommen zu hinterlassen, in welchem Umstand das Volk die Strafe des Himmels für einen Mann sah, der sich durch seine Unkindlichkeit gegen seinen Vater des Kindersegens unwürdig gemacht hatte. Doch hatte er vor seinem Sterben seine beiden Schwestersöhne Friedrich und Konrad von Hohenstaufen zu Erben seiner Güter eingesetzt und ihnen dadurch Hoffnung zur Erlangung der Kaiserwürde gemacht, weil nun auch außer dem angebornen Talent eine achtunggebietende Hausmacht sie dazu zu berechtigen schien.

5. Rückblick auf die salisch-fränkische Periode. Veränderung in der Staatsverfassung. Die fürstlichen Wähler. Das Reichsheer. Erblichkeit der landesherrlichen Gewalt. Vollendung des römischen Universalpontificats durch die Kreuzzüge. Ausgesprochene Trennung der griech. und lat. Kirche.

In Betreff der innern Verhältnisse im salisch-fränkischen Zeitraume mag hier zunächst noch ein Blick einerseits auf die Veränderungen in der deutschen Staatsverfassung, anderseits auf die Vollendung des Papstthums geworfen werden, — der Stand der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie aber füglich erst später im Zusammenhang mit den Fortschritten der folgenden (hohenstaufischen) Periode in nähern Betracht kommen.

Das deutsche Reich hatte sich seit dem Erlöschen der Karolinger bis in die salische Periode in einem zwischen Erbreich und Wahlreich schwankenden Zustande befunden, und das gewaltige Streben der beiden ersten Salier, die der einheitlichen Reichsgewalt entgegenwirkende Fürstengewalt zu brechen und die einzelnen deutschen Stämme von dem Festhalten an ihren Fürsten abzubringen, war durch den „Umschwung der Dinge unter Heinrich IV" zu nichte geworden. Daher konnte es ohne Widerspruch geschehen, daß die Fürsten Deutschlands (bei Gelegenheit der Wahl Rudolf's von Schwaben) das deutsche Reich förmlich für ein Wahlreich erklärten, indem sie das Kurrecht aus-

drücklich auf das gesammte Volk übertrugen. Allein diese Bestimmung kam nie zur Ausführung und die Wahl wurde nach wie vor nur durch die Fürsten geleitet. Die Zahl der fürstlichen Wähler war in dieser Periode noch nicht festgesetzt, ruhte indeß noch vorzugsweise auf den weltlichen Repräsentanten der Hauptstämme und auf den höchsten geistlichen Fürsten, unter denen schon seit der ältesten Zeit der Erzbischoff von Mainz die Hauptleitung dieser Angelegenheiten in der Hand hatte, wie denn auch Mainz und seine Umgegend jederzeit der Ort der Wahl —, Aachen dagegen die Krönungsstadt war. Zur Abfassung von Gesetzen, zu Friedensschlüssen und ähnlichen wichtigen Anordnungen bedurfte der Kaiser die Berathung und Bestätigung des Reichtags, den er jedesmal besonders zu berufen hatte. Die Reichsgewalt selbst war durch kein Gesetz bestimmt und ihr größerer und geringerer Umfang hieng ganz allein von der Persönlichkeit des Reichsoberhaupts und seiner größern und geringern Hausmacht ab.

Das **Reichsheer** war in sieben Heerschilde (Heeresabtheilungen) getheilt. Den ersten Heerschild führte der König, den zweiten hatten die geistlichen Fürsten, in so fern sie auch Vasallen des Kaisers waren; den dritten hatten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, bei der Kirche zu Lehen gehen konnten; den vierten hatten die Grafen und Freiherren (Barone), als Untergebene der Fürsten. — Diese vier Standesstufen machten den hohen Adel aus. — Den fünften Heerschild hatten die Mittelfreien, weil sie Freie zu Dienstmannen haben konnten; den sechsten hatte die gemeine Ritterschaft, die keine Mannen hatte; der siebente bestand aus allen Gemeinfreien, die nicht ritterbürtig waren.

Jeder deutsche Volksstamm hatte zwei Farben: die Franken weiß und roth, die Schwaben roth und gelb, die Bayern weiß und blau, die Sachsen schwarz und weiß. Zur Reichsfarbe nahm man von den Sachsen das Schwarz, von den Franken das Roth, von den Schwaben das Goldgelb — daher die Reichsfahne schwarzrothgolden war.

Nachdem sich die Kaiser mit mehr oder weniger Kraft lange Zeit hindurch der Umwandlung des Grafen- und Herzogsamts in eine erbliche Dynastenmacht widersetzt hatten, änderte sich seit Heinrich IV dieses Verhältniß gänzlich: die Grafschaften wurden sämmtlich erblich und die Herzogthümer wenigstens dem größten Theile nach. Diese Erblichkeit der landesherrlichen

Gewalt gegenüber der Richterblichkeit der Reichsgewalt war für die Nationaleinheit sehr störend, weil, wenn jeder Landesherr ein erblicher Dynast und der Kaiser nur ein Wahlbeamter ist, zwischen beiden ein beständiges Entgegenwirken eintreten muß, welches früher oder später die Auflösung der einen oder der andern Gewalt und zuletzt auch die Auflösung der Reichseinheit zur Folge haben muß.

Denn da der erbliche Landesherr in der Regel darnach strebt seine Macht und sein Besitzthum zu vergrößern, so sucht er sich von dem Reichsoberhaupt so viel als möglich unabhängig zu machen und geht daher instinctartig auf Beschränkung der Macht desselben aus. Dies Bestreben mußte oft selbst schon auf die Kaiserwahl einen gefährlichen Einfluß üben, da ein schwacher Kaiser eine größere Aussicht auf Vergrößerung der landesherrlichen Macht gewährte, als ein kräftiger. Davon werden die folgenden Perioden der deutschen Geschichte den schlagendsten Beweis geben.

Was die Vollendung des römischen Universalpontificats betrifft, so hatte bis in die Mitte der salischen Periode die wirkliche Macht desselben nie ganz seinen „ihm vorauseilenden Begriff" erreicht: dem Gleichgewichte seines Werthes für die Kirche und seiner Macht über dieselbe, also seinem Gipfel oder Culminationspunkte gieng es, wie oben gezeigt, von der zweiten Hälfte der salischen Periode an entgegen. Von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bemühten sich die vier Hauptnationalkirchen Europa's um ein gemeinsames collegiales Handeln und zugleich um Förderung einer sittlichreligiösen Verbesserung, und die Macht Rom's, das an der Spitze dieses allgemeinen Zeitbewußtseyns steht, erscheint, gleich wie die Macht der Kirche überhaupt, noch mehr als Mittel zum Zweck der Sittenverbesserung, die Kircheneinheit noch als Mittel zur Kirchenreinheit. Von da an aber erfüllt den nächsten Zeitraum mehr das Streben Rom's, eine Macht über die Kirchen als Zweck zu setzen, welchem die innere Kirchenbesserung untergeordnet erscheint, gleich als wäre diese dann die natürliche, sich selbst ergebende Folge von jener.

Die erste Grundlage zur Gesammtkirchengestaltung dieser Zeit gab die endliche Trennung der griechischen und lateinischen Kirche: denn die nach dem photianischen Streit

(XIV. 10, 4 a. E.) wieder angestrebte Kirchengemeinschaft wollte keine Kircheneinheit mehr werden. Die Streitverhandlungen der Griechen mit Rom unter Leo IX (und zwar die sich entgegengesetzten des griechischen Kaisers Constantin IX Monomachus und die des Hofpatriarchen Michael Cerularius) beweisen die schon innerlich vollzogene Trennung; die darauffolgenden beiderseitigen Bannsprüche vom 16. und 24. Juli 1054 sprachen die vollständige, nicht bloß hierarchische, sondern auch kirchliche Trennung für immer aus, und die nachfolgenden Wiedervereinigungsstreitigkeiten konnten den Bruch nicht heilen.

Die zweite Grundlage zur abendländischen Kirchengestaltung des Mittelalters gab seit dem J. 1046 die von weltlicher Hand ausgehende Klerusreform durch Heinrich's III Einsetzung deutscher Päpste in Rom; doch bereitete sich zu gleicher Zeit als dritte Grundlage die rein-geistlich-römische Kirchenreform und Papstthumsvollendung vor, und zwar äußerlich durch die schon näher erwähnte Stiftung der zwei italischen Schutzmächte für Rom, nämlich der toscanischen, die ihm in Mittelitalien, und der normannischen die ihm in Unteritalien eine Stütze gegen Deutschland sicherte; sodann innerlich durch das Papstwahlgesetz (K. 5, 1.), das dem Papst freiere Einsetzung und freiere Amtsführung sicherte, aber zugleich den Gegensatz hervorrief zwischen römisch-bischöflicher (auch national-italischer) und königlich-deutscher (auch national-deutscher) Auffassung der beiden italischen Kronwürden. Denn die römisch-italische Ansicht sprach dem Papste das Recht zu, beide Kronen nach freier persönlicher Wahl immer neu zu ertheilen und damit erst die Ausübung aller Kaiserrechte, folglich auch des Papstwahlbestätigungsrechts, zu übertragen, wornach dem deutschen Königthum keine Oberherrlichkeit mehr, sondern nur die Schutz- und Schirmherrlichkeit zustehen sollte, während nach deutsch-nationaler Ansicht das Recht auf jene beiden Kronen schon an der deutschen Königskrone haftete, als ein Ausfluß der im J. 961 einmal für immer geschehenen Uebertragung, worin auch das unbeschränkte Recht des Kaisers in Betreff der Papstwahlbestätigung begriffen war, das deutsche

Königthum also zugleich die Oberherrlichkeit über die Kirche in sich schloß.

Weil nun das deutsche Königthum nicht, wie das karolingische, die Herrschaft über die meisten Abendländer hatte, so konnte es jene Oberherrlichkeit über die Kirche nie vollkommen erreichen, zumal es nicht durch ein collegiales Zusammenwirken der Nationalkirchen oder wenigstens der deutschen Hierarchieen mit Rom unterstützt war, sondern nur entweder durch die römische Kirche auf die andern Landeshierarchieen, oder in selbstherrlicher Weise gegen die römische sowohl, als gegen die eigene Landeshierarchie zu wirken vermochte. Dazu kam, daß die obenbezeichnete mangelhafte Befestigung des deutschen Königthums und die Vielgetheiltheit der mit Erfolg nach Unabhängigkeit ringenden Landesherrschaften den Kaisern die Einwirkung auf Italien erschwerten, während gerade dadurch dem Papste das Einwirken auf Deutschland leichter wurde, wo ihm zugleich die alte Pietät der Tochterkirche gegen die Mutterkirche und allgemeine Metropolis, endlich die geringere Bildung der dortigen Hierarchie instinctartig entgegenkam.

Wie nun, nachdem dieser vorherrschenden Einwirkung Rom's auf Deutschland lange das Kaiserthum als bestimmende Schranke entgegengestanden und die Kirche in gänzliche Abhängigkeit vom Staate verfallen war, mit dem Auftreten Gregor's VII das Papstthum in seiner unbeschränkten Wirksamkeit hervortrat und diese seine Emancipation nicht bloß in den obenangegebenen kirchlichen und politischen Verhältnissen, auch nicht bloß in der politischen und moralischen Schwäche der beiden letzten Salier und in der hierarchischen und kirchlichen Größe Gregor's, sondern zugleich in einer allgemeineren Zeitnothwendigkeit lag, — das Alles ist im Verlaufe der Geschichte selbst dargethan worden. Zu beachten ist nur, daß jene Zeit, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, zur Aufstellung eines geistlichen Universalreichs hindrängte, das aber eben durch die Aufnahme des in der Weltmacht liegenden gegenchristlichen Elementes den Keim der Selbstzerstörung in sich aufnahm, wenn es sich auch eine Zeit lang durch täuschenden Schein allgemeine Verehrung erzwang.

Ueberhaupt waren dieß (nach Ranke in s. Gesch. d. Reform. I f. S. 28.) „die Zeiten, in welchen sich die geistlichen Gewalten in aller Welt auszubilden begannen, in denen das menschliche Geschlecht in diesen Formen des Daseyns Befriedigung fand. In dem 11. Jahrhundert ward der Buddhaismus in Tübet wieder hergestellt und durch den Lama Dschu-Adhischa die Hierarchie errichtet, die noch bis auf den heutigen Tag einen so großen Theil von Hinterasien umfaßt. Das Chalifat von Bagdad, früher ein weltumfassendes Kaiserthum, bildete sich damals zu einer geistlichen Autorität um, welcher eben deßhalb eine um so unumwundenere freiwillige Anerkennung zu Theil ward. Ueber Afrika und Syrien erhob sich in demselben Zeitraum das fatimidische Chalifat auf den Grund einer Lehre, von welcher ihre Bekenner sagten, sie verhalte sich zum Koran, wie der Kern zur Schale. — In dem Abendland nun war die Idee der Einheit der Christenheit durch alle die seitdem erfolgten Bekehrungen, welche die eine und die andere empfänglichere Nation noch einmal mit jugendlichem Enthusiasmus erfüllt hatten, auf das lebendigste in die Gemüther gedrungen: sie drückte sich in den so eben allenthalben beginnenden Angriffen auf den Muhammedanismus aus; von dem Kaiserthum, das nur eine beschränkte Obedienz genoß, ward sie ungenügend repräsentirt, gewaltig kam sie jetzt den hierarchischen Bestrebungen zu Hülfe."

Der Einseitigkeit des deutschen Cäsareopapismus folgte demnach die Einseitigkeit des römischen Hieropapismus, dem Ueberwiegen der weltlichen Herrschaft das Ueberwiegen der geistlichen; und obgleich Gregor, der Schöpfer des Hieropapats, den weltlenkenden Zügel, den ihm der Gang der Ereignisse in die Hand gegeben hatte, wieder schien fallen lassen zu müssen, so nahm ihn doch schon sein zweiter Nachfolger, Urban II, wenn auch nicht mit —, doch in Gregor's Geist wieder auf, indem er jene große Weltbewegung der Kreuzzüge (Kap. 8.) hervorrief, durch welche der Hieropapismus sich vollendete und der Papst für die nächsten Jahrhunderte als „das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande", der Kaiser aber wirklich nur (nach dem sinnbildlichen Ausdrucke Gregor's) als der von der Sonne sein Licht empfangende Mond erschien.

Bevor aber die weitere Entwicklung des hierarchischen Zeitalters durch die sie fördernden Kreuzzüge und Kämpfe des Papstthums mit dem Kaiserthum (unter den Hohenstaufen) dargestellt werden kann, ist zuvor noch eine rückblickende Rundschau auf die

andern europäischen Nationen zu werfen und der Entwicklungsgang kurz zu verfolgen, den unterdeß die wichtigsten derselben seit dem Ende des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts genommen hatten.

---

6. Kapitel.

Die außerdeutschen Staaten und Völker im Westen und Norden Europa's vom Ende des 9. bis zum 12. Jahrhunderts.

1. Frankreich vom Ende des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. — Ausgang der Karolinger. Karl der Einfältige. Einfälle der Normannen. Gründung der Normandie. Robert von Francien. Rudolf von Burgund. Die drei letzten Karolinger.

Bereits ist bei der Darstellung der wirklichen Ausscheidung Deutschlands vom Frankenreich gesagt worden, daß während der Kindheit Karl's des Einfältigen die von den Normannen bedrängten Großen des Reichs den tapfern und mächtigen Grafen Odo von Paris (887 — 898) zum König wählten, und daß derselbe sich auch die Anerkenuung des deutschen Königs Arnulf zu verschaffen wußte (K. 1, 1.). Da er aber den Verheerungen der Normannen (XIV. 10, 1.) keine Gränzen setzen konnte, so gewann die zurückgesetzte karolingische Partei wieder Einfluß und ließ den unterdeß herangewachsenen Karl den Einfältigen 893 zu Rheims krönen. Um sich zu halten, willigte Odo in eine Theilung des Landes, durch die er sich noch in dem Lande von der Seine bis zu den Pyrenäen behauptete.

Erst nach Odo's Tod wurde Karl der Einfältige von sämmtlichen Großen um so leichter anerkannt, da bei seiner Kraft- und Rathlosigkeit ihre Anmaßungen den größten Spielraum fanden. Die Schwäche dieses Karolingers benützten auch die Normannen, die schon seit 876 Rouen im Besitz hatten. Karl konnte sich ihrer nur dadurch erwehren, daß er ihren Häuptling Rollo oder Rolf gegen das Versprechen, sich taufen zu lassen, 911 seine Tochter Gisela zur Gattin und einen beträchtlichen Landestheil unter dem Namen eines Herzogthums der Nor-

mandie zum Lehen und außerdem noch die Grafschaft Bretagne als Afterlehen gab, wodurch die verheerenden Einfälle der Normannen ein Ende nahmen.

Der wilde bereits 60jährige Rollo erhielt in der Taufe den Namen Robert (I) von seinem Pathen und Freunde, dem Herzog Robert von Francien, dem Bruder Odo's. Als Rollo bei der Belehnungsfeierlichkeit dem Könige nach der eingeführten Sitte den Fuß küssen sollte, weigerte er sich entrüstet mit den Worten: Ne si, bi golh! und ließ diese Conrtoisie durch einen seiner Hauptleute verrichten, der aber dabei dem Könige den Fuß so hoch emporhob, daß dieser sammt dem Armstuhl umstürzte. Seine 14jährige Gemahlin behandelte er so roh, daß sie vor Gram starb. Dagegen hielt er streng darauf, daß seine Normannen nicht mehr raubten und brachte es dahin, daß goldne Armbänder da und dort im Lande, an einer Eiche aufgehangen, drei Jahre lang von Niemanden berührt wurden. Auch förderte er den Ackerbau und die Verbreitung des Christenthums bei den Seinen, und der Bildungseifer der Normannen war so groß, daß sie sich in Bezug auf Sprache und Sitten schon in der zweiten Generation wenig mehr von den Franken unterschieden.

Die Unzufriedenheit der französischen Großen mit des Königs Kanzler Hagano gieng in eine Empörung aus, in der sie Odo's Bruder, den Grafen Robert von Francien 922 zum König wählten, der aber schon im folgenden Jahr in einer Schlacht gegen Karl umkam; indeß siegte bald darauf Robert's Sohn, Hugo der Große, und erhob 923 den Herzog Rudolf von Burgund zum König. Karl der Einfältige aber starb unbeachtet und verlassen in der Gefangenschaft, die ihm der Verrath des Grafen Herbert von Vermandois bereitete.

Rudolf selbst konnte sich gegen diesen letztern, so wie gegen die von demselben gegen ihn aufgewiegelten Normannen nur mit Hugo's Hülfe halten und starb 936 kinderlos. Nach seinem Tode kehrten die Nachkommen Karl's des Einfältigen wieder auf den Thron zurück: es waren dieß Ludwig IV, Lothar und Ludwig V, die drei letzten Karolinger, durch welche das Königthum vollends in den äußersten Verfall, das karolingische Geschlecht aber in kläglichen Abgang gerieth.

Um den Thron wieder an die Karolinger zu bringen gewann nämlich der obgenannte Hugo der Große, die übrigen Lehnsgroßen für Karl's des

Einfältigen Sohn **Ludwig** IV den Ueberseeischen (Outre-mer), so benannt, weil derselbe mit seiner Mutter zu deren Vater, den König Eduard I, nach England geflohen war und ließ ihn zu Rheims krönen 936. Ludwig's Versuche, selbständig zu regieren, verwickelten ihn in Krieg mit Hugo, und als er die Normandie wieder an die Krone bringen wollte, nahm ihn Hugo gefangen und Ludwig löste sich daraus nur durch die Abtretung der Grafschaft Laon an Hugo. Er starb durch einen Sturz vom Pferde 954.

Von den zwei Söhnen, die er hinterließ, erhielt der ältere, **Lothar**, mit Hugo's Hülfe zwar den Thron, konnte aber am Ende von der ganzen weiten Erbschaft Karl's des Großen nichts unmittelbar sein nennen, als die Stadt Laon mit ihrem Umgebiet! Auch konnte er sich nur durch die Gunst Hugo's — und als dieser starb, durch die Gunst seines Sohnes Hugo Capet behaupten. Sein Versuch, Lothringen an Frankreich zu bringen, verwickelte ihn mit dem deutschen Kaiser Otto II in einen Krieg, der damit ausgieng, daß sein jüngerer Bruder Karl von demselben mit Niederlothringen belehnt wurde (K. 2, 4.). Lothar starb durch die Hand seiner eigenen Gattin 986 an Gift.

Sein Sohn und Nachfolger **Ludwig** V Féneant oder der Nichtsthuer (so benannt, weil er wegen seiner kurzen Regierung nichts thun konnte) starb schon 987, ebenfalls von seiner eignen Gemahlin vergiftet.

2. Fortsetzung. Hugo Capet. Anfänge der Befestigung der kön. Hausmacht unter den drei ersten Kapetingern. Politische Zerrissenheit. Ungebundenheit der Lehensgroßen unter Philipp I. Sitte und Sprache; Süd und Nord.

Dem bestehenden Erbrecht nach hätte der Thron an den Oheim Ludwig's V, den Herzog Karl von Niederlothringen, kommen sollen; aber die persönliche Schwäche und geringe Hausmacht der Karolinger, so wie der Umstand, daß dem unterdeß aus der Verschmelzung so verschiedener nationalen Bestandtheile erwachsenen französischen Volke der karolingische Königsstamm wie fremd geworden war, — desgleichen der Ruhm und das Glück, in welchem das Geschlecht Robert's des Starken strahlte, waren für die übrigen Großen des Landes die Gründe, aus denen sie das Karolingergeschlecht von der fernern Herrschaft über Frankreich ausschlossen.

So erhielt denn **Hugo Capet** (vielleicht so benannt wegen der Cappa d. i. dem Gewande, das er als Laien-Abt getragen), Odo's Enkel, Herzog von Francien und Graf von Paris

und Orleans, durch die Wahl seiner Verwandten und Vasallen die französische Krone, die zwei seiner Vorfahren schon getragen hatten und die ihm die Kirche um so lieber bestätigte, da Hugo's Geschlecht seinen Ruhm auch zugleich durch die Vertheidigung der kirchlichen Interessen erworben und seinen Glauben durch reiche Spenden an Arme und an Kirchen bethätigt hatte.

Mit der Erhebung dieses aus dem neuen Franzosenvolke herausgewachsenen Königs verschwanden die letzten Spuren der Verschiedenheit zwischen Franken und Galliern und mit ihm, als dem ersten in der Reihe der capetingischen Könige, beginnt das „moderne Frankreich."

Hugo Capet errang sich die Anerkennung der übrigen Vasallen nur dadurch, daß er ihre ausgedehnten Rechte und Güter bestätigte und sich in ihre Fehden und Streitigkeiten nicht mischte. Während sie sich aber untereinander durch beständige Fehden schwächten, gewann er Zeit, durch Befestigung seiner Hausmacht und durch festere Gründung des Erbrechts die Mittel vorzubereiten, durch welche seine spätern Nachkommen allmählig die Macht der Lehnsaristokratie brechen und die Königsmacht aus ihrer Beschränktheit emporheben konnten.

Seine ersten drei Nachfolger Robert, Heinrich I und Philipp I beobachteten dieselbe Politik gegen ihre an Macht ihnen zum Theil gleichen Vasallen, indem sie sich begnügten, unter ihnen bloß als die Ersten zu gelten und wenigstens über die Vasallen ihrer Hausmacht ihre Oberhoheit fester zu stellen. In den langen Regierungsjahren dieser Könige gewöhnten sich die Lehnsgroßen, ungeachtet ihrer vielfachen Pflichtverletzungen wieder mehr und mehr an die Autorität des Königthums, das durch die Erinnerung an seinen höhern, über die Zeit der fränkischen Eroberung hinausgehenden Ursprung auch dem Volke allmählig wieder Ehrfurcht vor diesem Namen einflößte, zumal die französische Kirche — selbst eine uralte, dem monarchischen Prinzip verwandte Autorität und ebenfalls einer sie schirmenden Macht bedürftig — durch ihre Unterstützung (namentlich durch den Act der feierlichen Königssalbung) — zur Verehrung der königlichen Macht ein Wesentliches beitrug.

Robert (996 — 1031), schon seines Vaters Mitregent, ein Zögling jenes berühmten Gerbert, der nachher als Papst Sylvester II hieß (K. 2, 5.), war ungeachtet seines Beinamens „der Fromme und Weise" ein schwachgutmüthiger Mann, den die Bettler bis in sein Zimmer verfolgten und dem sie buchstäblich die Taschen leeren durften. Da er aber ohne Mitwirkung des Papstes, nur durch Beistimmung der französischen Geistlichkeit zum Throne gelangt war, so suchte ihm der Papst Gregor V dadurch beizukommen, daß er ihn wegen seiner Heirath mit einer Schwester des Königs Rudolph von Burgund, mit der er im vierten Grade verwandt war, auf seine Weigerung, sich von seiner Gattin zu trennen, mit dem Bann und das ganze Frankreich mit dem Interdict belegte — einer Kirchenstrafe, bei welcher keine Kirche geöffnet, keine Glocke geläutet, keine Taufe, keine Trauung, keine kirchliche Beerdigung vorgenommen werden durfte. Da nun der König von seiner ganzen Umgebung geflohen wurde, so daß man ihm kaum Speise reichte und die Gefäße, daraus er gegessen, in's Feuer warf, um sich nicht damit zu verunreinigen: so war Robert genöthigt, durch Verstoßung seiner Gemahlin sich und sein Land vom Bann und Interdict zu lösen. — Seine zweite Gemahlin, die Tochter des Grafen Wilhelm von Provence, bereitete ihm durch ihre Ränkesucht viel Verdruß, und als er starb, hetzte sie gegen seinen Sohn und Nachfolger

Heinrich I (1031—1060) viele Vasallen auf, die aber allesammt durch die Tapferkeit des der Krone treuen Herzogs Robert II von der Normandie zur Unterwerfung gebracht wurden, weßhalb er von ihnen den Beinamen „der Teufel" erhielt. — Unter Heinrich I kam zur Steurung des landverderblichen Faustrechts zuerst durch aquitanische Bischöffe der Gottesfrieden oder die Treuga Dei auf, die bald im ganzen Frankreich eingeführt wurde und nachher auch in Burgund und Deutschland zur Anwendung kam. (K. 4, 1.)

Philipp I (1060 — 1108), Heinrich's 8jähriger Sohn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger anerkannt worden war, erhielt zum Vormund den Grafen Balduin von Flandern, der das Reich in Ordnung hielt, aber dadurch, daß er seinem Sohne, dem Herzog Wilhelm von der Normandie bei der Eroberung Englands (K. 6, 6.) behülflich war, dem französischen Reiche auf Jahrhunderte lang eine schwere Noth bereitete. — Zum Unglück starb Balduin, als Philipp erst 15 Jahre alt. Theils selbst noch unerfahren, theils zu einem ungeordneten sinnlichen Leben neigend, zog er sich wegen Einziehung von Kirchengütern die Verfolgung Gregor's VII zu, der ihn mit Bann und Interdict belegte. Als hierauf Robert, der Sohn Wilhelm's, des Eroberers von England, diesen seinen Vater, weil er ihm die Normandie noch nicht abtreten wollte, bekriegte und König Philipp ihn dabei unterstützte, so fiel Wilhelm in Francien verheerend ein und brannte unter andern Orten auch Nantes nieder, fand aber hiebei sein Ziel, indem er vor

der brennenden Stadt beim Setzen über einen Graben sich im Unterleib tödtlich verletzte. — Da Philipp an der Stelle seiner verstoßenen Gemahlin die Gattin eines Lehnsgroßen (v. Anjou) zu sich nahm, ward er von Papst Urban II in den Bann gethan, und würde wegen seines verächtlichen Lebens von seinen Großen abgesetzt worden seyn, wenn nicht sein tapferer Sohn und Mitregent Ludwig (le batailleur) diese Vasallen bis zu seines Vaters Tod im Zaum gehalten hätte.

Ein Blick auf die innern Zustände dieses Zeitraums der französischen Geschichte zeigt, daß beim Beginn der capetingischen Königsperiode Frankreich ohne Einheit in Regierung, Rechtsverfassung und Verwaltung war. Getheilt in größere und kleinere, von einander unabhängige, meist erblich gewordene geistliche und weltliche Lehensherrschaften, erschien Land und Volk in politischer Hinsicht zerrissen und nur noch durch das lockerste Lehensband zusammengehalten. Die größten unmittelbaren Kronlehen, die sich aber fast unabhängig von den Königen gemacht hatten, waren: Die Herzogthümer Francien (Isle de France), Normandie mit der Bretagne, Aquitanien oder Guyennne (wozu nachher auch die Gascogne geschlagen wurde) und Burgund; sodann die Grafschaften Toulouse, Flandern und Vermandois (mit dem Hauptort St. Quentin.)

Obgleich sich aus der fränkischen und gallischen Sprache eine neue, die französische, gebildet hatte, die von den Herren, wie von den Hörigen, wenn auch in verschiedenem Grade der Reinheit, gebraucht wurde: so trat in ihr doch der Unterschied des nördlichen und südlichen Frankreichs hervor, der durch den Ausdruck langue d'oui und langue d'oc bezeichnet wurde, indem man dort mit oui, hier mit oc bejahte. Eben so ergab sich, ungeachtet einer gewissen allgemeinen Uebereinstimmung und Verwandtschaft der Anschauungen und Gefühle, auf der jede Nationalität ruht, auch in den Sitten ein Unterschied zwischen Nord und Süd, indem die Nordfranzosen kriegerischer, trotziger, prunkliebender, die Südfranzosen arbeitsamer, genügsamer, dabei aber verschlagener sind. In den Nordfranzosen, deren Kern die Normands bildeten, ruhte vorherrschend die Kraft des Volks in Bezug auf Waffentüchtigkeit und ritterlichen

Sinn, zu dessen Ausbildung die Turnierordnung Gottfried's von Preuilly (K. 3, 2.) ein Wesentliches beitrug. Die Südfranzosen waren dagegen in der geistigen Bildung voraus und insbesondere zeigten sie noch vorherrschend Sinn für Poesie, von dem im folgenden Zeitraum (XVI 3, 1.) näher die Rede seyn wird. — Endlich zeigte sich auch in der Rechtsverfassung, (obgleich die römischen und salischen Gesetze, die den ehemaligen Unterschied der beiden Nationalbestandtheile hatten lebendig erhalten, außer Gebrauch kamen,) in so weit noch eine Verschiedenheit, daß im Norden örtliche Gewohnheitsrechte aufkamen, während der Süden noch mehr am römischen Recht haften blieb.

3. England vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. — Die angelsächsischen Könige von Egbert bis Alfred. Vereinigung der föderirten Königreiche. Einfälle der Dänen. Ethelwolf. Freiheiten der Geistlichkeit. Alfred der Große. Dänische Niederlassungen. Alfred als Staatsordner: Landeseintheilung und Gerichtsverfassung; Wissenschaft, Handel und Gewerbe.

Nachdem in die sieben angelsächsischen Königreiche Kent, Sussex, Westsex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia (XIII. 8, 3.), in denen durch den 130jährigen mit wildem Nationalhaß geführten Eroberungskrieg fast jede Spur der frühern römischen Bildung nicht nur, sondern auch das in Britannien herrschende Christenthum vertilgt worden war, durch die Bemühungen Papst Gregor's des Großen (XIV. 2, 6.) allmählig die Segnungen des Christenthums wieder zurückgeführt worden waren und die bekehrten Eroberer sich den Einrichtungen der von einem guten Geiste beseelten angelsächsischen Kirche gefügt hatten: so gelang es endlich dem König Egbert von Wessex (800—838) die bis dahin von einander unabhängigen und nur durch ein Föderativband verbundenen, sich häufig blutig bekriegenden kleinen Königreiche 827 in Ein Reich zu vereinigen, das bereits bis zu den Firths reichte und von ihm den Namen England erhielt. Die dadurch begründete, wenn auch noch nicht vollkommen durchgeführte Einheit, welche zugleich dem innern Krieg ein Ende machte, war um so nothwendiger,

da die oben (XIV. 10, 1. a. E.) geschilderten Raubzüge der Normannen (in England Dänen genannt), welche schon seit 787 die einzelnen angelsächsischen Staaten heimgesucht hatten, auch unter Egbert und seinen Nachfolgern sich alljährlich erneuerten und unter Egbert's Sohn Ethelwolf sogar mit 350 Schiffen die Themse hinauffahrend 851 London plünderten, und zwar öfter gezüchtigt wurden, aber doch immer wieder kamen und stets mit reicher Beute abzogen.

Ethelwolf war ein zwar frommer, aber schwacher König, der, anstatt alle Kraft auf die Vertreibung der alten Feinde zu wenden, aus einer den angelsächsischen Königen eigenen dankbaren Verehrung gegen den päpstlichen Stuhl, von dem ihr Land das Christenthum bekommen hatte, mit seinem jüngsten 6jährigen Sohn eine Pilgerreise nach Rom unternahm, dort ein Jahr lang unter Andachtsübungen verweilte, die daselbst von einem seiner Ahnherrn gestiftete Schule für junge Engländer erneuerte und sich zu einer jährlichen Gabe von 300 Mankus (Mark) verstand, davon 100 für den Papst, 200 für die Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte er den großen Einfluß an, den der römische Stuhl in der Folge auf England ausübte; wie denn derselbe unter andern eben jene Gabe von allen englischen Königen als einen schuldigen Tribut forderte. Ethelwolf war es auch, welcher der englischen Geistlichkeit den zehnten Theil aller englischen Kronländer schenkte und sie von allen Abgaben und Diensten befreite.

Unter Ethelwolf's vier Söhnen Ethelbald, Ethelbert, Ethelred I und Alfred, die ihm nacheinander in der Regierung folgten, wiederholten die Dänen beständig ihre Einfälle und als Ethelred sogar sein Leben gegen sie verloren hatte, und **Alfred** 871 in seinem 22. Jahre den Thron bestieg, überschwemmten sie gerade mehr als je den größten Theil des Reichs. Da beschloß Alfred seine ganze Kraft daran zu setzen, sein Reich von diesen schlimmen Feinden zu befreien und Ruhe, Sicherheit und Ordnung zurückzuführen.

Alfred war schon als Knabe nach Rom gesandt und vom Papst Leo IV im Voraus zum König gesalbt worden. Dem Leibe nach schön, gewandt, ausdauernd, dabei in allen ritterlichen Künsten geübt; dem Geiste nach muthig, willensfest, durch die Sagen und Lieder seines Volkes für Großthaten empfänglich, durch geschickte Lehrer auch mit der höhern Bildung vertraut, — hatte er

schon unter der Regierung seiner Brüder die ersten Proben seiner Tapferkeit in den Kämpfen gegen die Dänen abgelegt.

Ungeachtet er sie in Einem Jahre in 8 großen und vielen andern kleinen Gefechten schlug, kamen sie doch immer wieder in gedoppelter Menge, machten Mercia zinspflichtig, eroberten Northumberland und fielen vertragswidrig 877 sogar in Wessex ein, so daß viele Einwohner über's Meer nach Frankreich flohen, die andern sich unterwarfen, Alfred aber, von den Seinen verlassen und von den Dänen umringt, sich in der Verzweiflung unter die Feinde stürzen und den Tod suchen wollte. Von einigen Freunden jedoch ermahnt, sich für bessere Zeiten zu sparen, floh er und lebte den Winter hindurch unerkannt in der Hütte eines Hirten verborgen.

Noch erzählt eine alte Sage, daß ihm die Frau des Hirten, die ihn nicht kannte, einst, als er am Herde saß und Bogen und Pfeile schnitzte, beim Weggehen die Aufsicht über die im Ofen backenden Brote übertragen habe. Als sie bei ihrer Rückkehr dieselben verbrannt fand, habe sie ihn deßhalb gescholten und gesagt, er sey nur fleißig beim Broteessen, aber zu faul, darauf Acht zu haben.

Im darauffolgenden Frühjahre verschanzte er sich mit den Gefährten, die sich um ihn gesammelt, in einer waldigen und sumpfigen Gegend von Sommersetshire und machte von da aus Streifereien gegen die Dänen. Als einst einer seiner Anhänger, der von den Dänen zu Kenwith belagerte Graf Oddan (Oddune), bei einem Ausfall die Wunderfahne des Dänenfürsten Guthrun (Gothrun) erobert hatte, schlich sich Alfred, als Harfner verkleidet, in das dänische Lager, und nachdem er alles erforscht und sich glücklich wieder zu den Seinen zurückbegeben hatte, erließ er ein Aufgebot an alle tapfern Engländer der drei nächsten Grafschaften. Erstaunt und erfreut, daß er noch am Leben sey, kamen sie voll Muth und Streitlust, und nun überfiel er das dänische Lager und erfocht 880 bei Eddington einen, so vollständigen Sieg über die Dänen, daß diese sich zu einem Vertrage verstanden, in welchem sie zwar Ostangeln, Northumberland und einen Theil von Mercia als Lehen behalten durften, aber alle neuern Eroberungen herausgeben mußten; ja, Guthrun ließ sich sogar die Taufe gefallen, wobei er den Namen

Adelstan (Athelstan) erhielt, und gewöhnte als christlicher Lehensfürst seine Dänen an mildere Sitten. — Späterhin wurde noch eine andere auf 330 Schiffen ankommende und von Hastings angeführte Dänenschaar, freilich nach dreijährigem Kampfe, gezwungen, sich friedlich in Northumberland niederzulassen (896).

Die nun eingetretene Friedenszeit verwendete Alfred dazu, die Verschmelzung der Sachsen und Dänen durch bürgerliche Gleichstellung derselben zu befördern und durch Wiederaufbauung der zerstörten Städte und Klöster, durch den Wiederanbau verwüsteter Landschaften, durch Belebung der Gewerbe und des Handels, so wie durch Anlegung von 50 neuen festen Plätzen und durch Aufstellung einer Flotte zum Schutze der Küsten, endlich durch Verbesserung der Landeseintheilung und Gerichtsverfassung, Wohlstand, Sicherheit und Ordnung im Lande zu befestigen.

Das Volk theilte sich nach folgenden Standesunterschieden ab: den höchsten Stand bildeten die vom König ernannten Earle (zusammengezogen aus Ealdore — Aeltere — Gaugrafen); dann kamen die Thegene oder Thane, des Königs unmittelbare Kriegsgefährten, die unter den freien ansäßigen Kriegsleuten (Ceorle) den Vorrang hatten, und deren Würde mit einem größern Landbesitz verbunden gewesen zu seyn scheint. Diese beiden gehörten zum Gefolge des Königs. (Es gab auch Thane niederer Art, welche Dienstmannen anderer Großen waren.) Dann folgten die gemeinen Freien aus dem angelsächsischen Stamme; die alten Einwohner britischen Stammes bildeten als Unterworfene den Stand der Hörigen; fremde Kriegsgefangene, so wie die Nachkommen der alten römischen Sclaven waren unfreie Knechte.

Das ganze Reich war in Shires (Grafschaften), diese in Hundreds (Hunderte) und diese wieder in Tithings (Zehende) eingetheilt. Zehn Tithings bildeten ein Hundred, das sich seinen Hundreder (Centgrafen) wählte, welcher monatlich Gericht hielt und die kleinern Streitfälle aburtheilte, während die wichtigeren Streitsachen in den jährlich zweimal abgehaltenen Grafschaftsgerichten von dem vorsitzenden Earl oder Alderman unter dem die Rechte des Königs wahrenden Sherif (Landvogt) geschlichtet wurden. — Jedes Tithing bestund aus zehn freien Hausvätern, die frei unter sich einen Tithingman (Zehntrichter) wählten und für einander einzustehen hatten, so nämlich, daß, wenn einer wegen eines Verbrechens etwa entfloh, die Andern ihn binnen einem Monat herbeischaffen — oder, falls sie dieß nicht thun oder sich von der Mitschuld nicht reinigen konnten, gemeinschaftlich den Schaden ersetzen mußten. Dadurch minderten sich die Verbrechen und Jedermann konnte

seines Lebens und Eigenthums sicher seyn; und da Alfred die Rechtspflege strenge überwachte, pflichtvergessene Richter strafte, ja in wichtigen Fällen selber untersuchte und ohne Ansehen der Person entschied, so war die Ordnung und Sicherheit so groß, daß man nachher zu sagen pflegte, wenn auch ein Wanderer seinen Beutel voll Geld verloren hätte, so hätte er ihn nach einem Monat wieder an der nämlichen Stelle finden können. So wie die Aldermänner in wichtigen Angelegenheiten die angesehensten Leute ihres Gau's zur Berathung berufen mußten, so hielt auch der König jährlich einen Reichstag, genannt Witenagemot d. i. eine Versammlung weiser Männer aus den vornehmsten Geistlichen und Laien, wobei auch die Thane und andere vornehme Freie stimmberechtigt gewesen zu seyn scheinen. Die gemeinen Freien durften in eigenen Angelegenheiten Recht sprechen.

Ungeachtet seiner langjährigen Kriegsmühen — er focht in 56 Schlachten persönlich mit — und ungeachtet seiner vielen Regierungssorgen, fand Alfred doch noch Muße, seinem Eifer für die Pflege der Wissenschaften zu leben und die Bildung seines Volkes zu fördern, indem er Schulen und Bibliotheken errichtete, Gelehrte und Künstler des Auslands berief, ihre Verdienste freigebig belohnte, besonders die Geistlichkeit zu gelehrten Studien anhielt und ihnen mit seinem Beispiel durch eigene wissenschaftliche Thätigkeit in Uebersetzung classischer Werke, in Sammlung altsächsischer Gesetze und Lieder und in selbständigen Schriftversuchen vorangieng.

Die Wissenschaften, welche in England im 8. Jahrhundert durch die Bemühungen des ehrwürdigen als Theologen und Kirchenhistorikers, so wie als Astronomen und Grammatikers gleichberühmten Beda, in einem so blühenden Stande waren, daß aus der Schule von Orford jener berühmte Freund und Rath Karl's des Großen Alkuin (XIV. 8, 2.) hervorgieng, waren in den Stürmen, welchen dieses Land durch die unablässigen Einfälle der Dänen ausgesetzt war, untergegangen, da eine Menge Klöster und Schulen zerstört und der größe Theil der Geistlichen getödtet worden war. Um daher die Wissenschaften wieder emporzubringen, stiftete Alfred Schulen, worin die Kinder jedes freien Mannes Lesen und Schreiben — diejenigen unter ihnen aber, die zu höhern Aemtern gelangen wollten, die lateinische Sprache lernten. Besonders ließ er sich die gründlichere Bildung der Geistlichen angelegen seyn, unter denen kaum Einer zu finden war, der einen lateinischen Brief übersetzen konnte, wie Alfred selbst in einem Briefe an den Bischoff von London klagte. Zu dem Ende berief er gelehrte Ausländer, unter denen sich der schon oben

(K. 1, 4.) erwähnte berühmte Johannes Scotus Erigena und sein nachmaliger Lebensbeschreiber Asserius befanden.

Alfred selbst erlernte noch in seinem 36. Jahre die lateinische Sprache, übersetzte den Aesop, die Kirchengeschichte des Beda, die Weltgeschichte des Orosius (XIII. 13, 1.) in's Angelsächsische und bearbeitete das berühmte Werk des Boëthius über die Tröstungen der Philosophie (XIII. 13, 1). — Um die Zeit zu solchen Beschäftigungen zu gewinnen, verwendete er den dritten Theil des Tages auf wissenschaftliche Arbeiten, wobei er in Ermanglung einer Uhr die Zeit nach gleichgetheilten Wachskerzen abmaß. — Eben so gewissenhaft und ordnungsliebend war er in Verwendung seiner Einkünfte, indem er die eine Hälfte zur Unterstützung der Klöster, Schulen und Armen bestimmte, von der andern Hälfte einen Theil zum Unterhalt seines Hofes, einen Theil zur Besoldung und Belohnung der Gelehrten und Künstler und einen Theil zur Unterstützung der Gewerbe rc. verwandte. Er war es, der London zum Regierungssitz wählte, es befestigte und mit Palästen verschönerte.

Alfred's letzte Regierungsjahre waren durch den zunehmenden Schmerz eines alten Uebels, das keiner ärztlichen Kunst wich, getrübt, und er war erst 54 Jahre alt, als er starb (901.) So wie er für England das war, was Karl der Große für Frankreich, so ziert ihn mit Recht gleichfalls der Beiname des Großen.

4. Fortsetzung: die angelsächsischen Könige von Edred I bis Edmund. Alfred's drei erste Nachfolger. Steigende Macht der englischen Geistlichkeit. Erzbischoff Dunstan's Einfluß auf die fünf folgenden Könige. Dunstan's Tod. Erneuerte Däneneinfälle: das Danegeld. Ermordung der Dänen. Suen's Rache. Edmund Eisenseite.

Nach Alfred's Tod erneuerten sich nicht nur die Aufstände der landsässischen Dänen, sondern auch die Anfälle der auswärtigen Dänen (die unterdeß ihre Angriffe auf die Niederlande gerichtet hatten), so daß die drei ersten Nachfolger Alfred's — Edred I, Adelstan und Edmund — gegen die Dänen sowohl, als auch gegen die Schotten viele Kämpfe zu bestehen hatten.

Der tapfere **Edred** I, Alfred's ältester Sohn (946 — 955) entriß den Dänen Mercia und vereinigte die Insel Wight, welche bisher einen eigenen König hatte, mit der Krone. — Sein zwar unechter, aber durch Kraft und Weisheit ausgezeichneter und beim Volke sehr beliebter Sohn **Adelstan** (925 940) unterwarf sich die Dänen in Northumberland und Ostangeln und war der

erſte engliſche König, der über alle von ſächſiſchen Stämmen je eroberten Lande in England ungetheilt herrſchte und den Grund zur Erweiterung des Seehandels dadurch legte, daß er jeden Kaufmann, der auf eigene Koſten drei weite Seereiſen gemacht hatte, zum Than erhob. Auch beſiegte er den Schottenkönig Anlaf bei Bromfeld und ſoll ihm die Lehenspflicht auferlegt haben. (Adelſtan's Schweſter Editha war Otto's des Großen Gemahlin.) — Sein Nachfolger **Edmund**, Eduard's echter Sohn, (940 — 946) hatte viel mit den aufſtändiſchen Dänen zu kämpfen, ward aber bei einem Feſte von einem frech ſich eindrängenden und mit an die Tafel ſich ſetzenden geächteten Räuber ermordet.

Unter Edmund's Regierung begann die engliſche Geiſtlichkeit emporzuſtreben, um allmählig jene überwiegende politiſche Stellung einzunehmen, in der ſie einen ſo dauernden Einfluß auf die Geſchicke Englands behauptete. Nachdem der ſeit Alfred's Tod während der Kriegswirren wieder eingetretene Verfall der Wiſſenſchaft, Religion und Sitte auch die Geiſtlichkeit ergriffen hatte, ſo daß der größte Theil derſelben dem Nationallaſter des Trunks ergeben war und ſo wenig Ehrgefühl hatte, daß ſich der Erzbiſchoff von York ſogar mit heidniſchen Normannen verband, ſo ſteckte **Dunſtan's** Reform des Mönchsweſens mittels Einführung der benedectiniſchen Regeln jener Ausartung Gränzen; aber die Einmiſchung dieſes kühnen, willensfeſten und geiſtreichen „Fürſten der Mönche" in die Angelegenheiten des Reichs unter Edred's, Edwin's, Edgar's und Eduard's II Regierung verſchaffte der engliſchen Kirche die Herrſchaft über die weltliche Macht, deren Repräſentanten freilich durch ihre Rohheit und ſittliche Verkommenheit dem Klerus nicht nur die Handhabe, ſondern gewiſſermaßen auch das Recht dazu zu geben ſchien.

Dunſtan der Heilige (ſo benannt, weil er ſpäterhin canoniſirt wurde) war aus edlem Geſchlechte entſproſſen und von eben ſo ausgezeichneten Geiſtesanlagen, als einnehmendem Aeußern, dabei geſchickt in der Muſik, Malerei, Bildhauerkunſt und Mechanik. Er widmete ſich, als er bei König Adelſtan nicht die gehoffte Aufnahme gefunden hatte, dem ſtrengen Mönchsleben, und kam dadurch bald in ſo großen Ruf, daß König **Edmund** ihn zum Abt des berühmten Kloſters Gladſtonburg machte, worauf ihn König **Edred** (946 — 955) zu ſeinem Rathgeber und Schatzmeiſter erhob. Als ſolcher bereicherte Dunſtan mit des frommen Königs Zuſtimmung die Kirchen und Klöſter

aus dem königlichen Schatze, hielt aber auf ſtrenge Zucht der Kloſter- und Weltgeiſtlichen, führte unter den letztern den Cölibat, auf den der Erzbiſchoff Odo von Kanterbury, als Primas des Reichs, drang, mit entſchiedenſter Strenge durch und beſetzte die Stellen der Widerſpenſtigen mit Mönchen.

Als nach König Edred's Tode der junge **Edwin** (Edwy) der Schöne, Edmund's Sohn (955 — 959) zur Regierung kam und ſich wegen ſeiner leidenſchaftlichen Verbindung mit der ſchönen Elgiva, die im vierten Grade mit ihm verwandt war, die Mißbilligung Dunſtan's zuzog und daher aus Rache dieſem die Aufſicht über den königlichen Schatz entzog und die daraus gegründeten Benedictinerklöſter einzog: ſo floh Dunſtan vor dem Zorn des Königs nach Gent in Flandern. — Von übermüthigen Günſtlingen angetrieben, verfolgte nun der König die von Dunſtan eingeſetzten Geiſtlichen, ſetzte in ihre Stellen die beweibten wieder ein und machte ſich dadurch bei dem Volke ſo verhaßt, daß ein Aufſtand entſtund und der Erzbiſchoff Odo es wagen konnte, dem König jene Elgiva zu entreißen, ihr ſchönes Geſicht mit glühendem Eiſen zu entſtellen und ſie gefangen nach Irland zu ſchicken. Als ſie nach ihrer Heilung wieder zum Könige zurückkehrte, wurde ſie von des Erzbiſchoffs Rotten überfallen, die ihr die Fußſehnen durchſchnitten und ſie aufs elendeſte ſterben ließen. Zugleich hatte der Erzbiſchoff den König in den Bann gethan und deſſen 13jährigen Bruder Edgar gekrönt. Edwin, dem nur noch Weſtſer treu geblieben war, ſtarb bald darnach vor Verdruß.

Unter **Edgar I** (959 — 975) kehrte Dunſtan wieder nach England zurück, ſtellte, beſonders als er nach Odo's Tode 961 zum Erzbiſchoff von Kanterbury erhoben wurde, die von Edwin geſtörte Kirchenordnung wieder her, vermehrte die Zahl der Klöſter, die er reich ausſtattete, und ließ durch das Concilium von Brandanford den Cölibat beſtätigen. Da der König, einzig der Befriedigung ſeiner Lüſte lebend, ihm die ganze Verwaltung des Reichs überließ, ſo gewann der Klerus den höchſten Einfluß. — Daß übrigens in Edgar's Regierungszeit England faſt völlige Ruhe vor den Normannen hatte, die eine ſtets wache Küſtenflotte von einer Landung abhielt, während die Dänen in Irland unterworfen wurden und das Reich nach Innen und Außen in einem noch höhern Anſehen ſtand, als zu Alfred's und Adelſtan's Zeiten, — das war das Verdienſt Dunſtan's.

Als Edgar nach einer 16jährigen Regierung ſtarb, erhielt auf Dunſtan's Betrieb der 13jährige Sohn desſelben **Eduard II** der Märtyrer (975 — 978) die Krone, wurde aber nach vier Jahren von ſeiner Stiefmutter Elfriede ermordet, die, unterſtützt von mehreren weltlichen Großen und von unzufriedenen Weltgeiſtlichen, ihrem eigenen, noch minderjährigen Sohne Edelred, die Krone verſchaffen wollte. Obgleich das Volk ſie deshalb verwünſchte, mußte es ſich doch den traurigen Wechſel gefallen laſſen, und da auch Dunſtan, bereits hoch

betagt, ſich den Feinden des Rechts und der Ordnung nicht mehr gewachſen fühlte, zog er ſich von den Staatsgeſchäften in die Kloſtereinſamkeit zurück und ſtarb 988.

Den Tod Dunſtan's und die unheilvolle Schwäche **Edelred's** II (978—1016) benützten beuteluſtige Dänenſchaaren zu erneuerten Landungen, und als man auf den unglücklichen Gedanken kam, von ihnen den Frieden um 10000 Pfund Silbers zu erkaufen, wurden ſie und andere Schaaren zu deſto häufigeren Einfällen gereizt, ſo daß der König genöthigt war, jene Summe unter dem Namen Danegeld alljährlich von ſeinen Unterthanen zu erheben und es ſogar erhöhen, um die kecken Seeräuber zu befriedigen. Auch die Großen des Reichs benützten die Schwäche des Königs, um ihre Macht zu vergrößern, und als einmal die Dänen mit einer großen Flotte in den Humber einfuhren, machte Herzog Alfric von Mercia, der ſelbſt von däniſcher Abkunft war, ſogar den Verräther und überließ dem Feinde das Schlachtfeld.

Im Jahr 993 erſchien der Dänenkönig Suen (Sueno) mit dem König Olav von Norwegen, landete bei London, durchplünderte das Land und zog nur gegen einen Tribut von 16000 Pfund ab. Da ſich dieſe Anforderungen von Jahr zu Jahr ſteigerten, ſo hoffte Edelred durch eine Verbindung mit dem Herzog Richard II von der Normandie, mit deſſen Schweſter Emma er ſich vermählte, deſto leichter der läſtigen Gäſte los zu werden. Allein das half nicht; denn weil Edelred — auf die Entdeckung, daß die nach dem jüngſten Friedenskauf noch nicht abgezogenen Dänen ihn ſammt den Vornehmſten ermorden wollten, um ſich des ganzen Landes zu bemächtigen, — den Befehl gab, alle Dänen in ſeinem Staate an Einem Tage (13. Nov. 1002) umzubringen, und dabei ſelbſt des Dänenkönigs Schweſter Gunhilde, eines Aldermans Gattin, nicht verſchont wurde: ſo erſchien König Suen zur Rache und verwüſtete vier Jahre nacheinander das Land ſo ſchrecklich, daß am Ende allgemeine Sittenverwilderung einriß und der Muth der Engländer völlig brach. Selbſt ein Danegeld von 48000 Pfunden konnte die Dänen nicht befriedigen und die Einfälle wurden ſo lange

wiederholt, bis sich endlich **Suen** 1013 ganz England gänzlich unterwarf und Edelred gezwungen war, sich mit den Seinen nach Rouen an den Hof seines Schwiegervaters zu flüchten.

Zum Glück starb Suen, als er kaum die Huldigung der Thane empfangen hatte, und Edelred konnte wieder nach England zurückkehren. Zwar hielt sich Suen's Sohn, Kanut, noch kurze Zeit und verließ das Land, nachdem er die Geiseln mit abgehauenen Händen, Ohren und Nasen zurückgegeben hatte. Im folgenden Jahr aber kehrte er wieder zurück und Edelred's eigner Schwiegersohn Edric (Eadric), Herzog von Northumberland, gieng verrätherisch zu ihm über.

Bald darauf starb Edelred, und obgleich sein tapferer Sohn **Edmund** Eisenseite (Ironside) 1016 den König Kanut mehrmals zum Weichen brachte, so nöthigte ihn doch Edric's neue Verrätherei bei Assington, dem Kanut Mercia, Northumberland und Ostangeln abzutreten. Kurze Zeit nach diesem Vertrage starb Edmund (nach Einigen durch von Edric erkaufte Mörder) und nun machte sich Kanut zum Herrn von England.

5. Fortsetzung: der Dänenkönig Kanut der Große, Herr von England. Verschmelzung der Dänen und Angelsachsen. Eroberung Norwegens und eines Theils von Schweden und Schottland. Kanut's Tod und Zerfall seiner Herrschaft. Herstellung der sächsischen Herrschaft. Eduard der Bekenner. Harald II.

Mit **Kanut dem Großen** (1017—1035) erhielt England einen eben so staatsklugen und kräftigen, als (wenigstens nach seiner Thronbefestigung) gemäßigten und religiösgesinnten Regenten, den in mancher Beziehung nicht mit Unrecht jener Beiname schmückt. Um sich auf dem Throne zu erhalten, schickte er die beiden kleinen Söhne Edmund's nach Schweden zum König Olav, seinem Halbbruder, der sie nach Ungarn schickte, wo sie am Hofe des Königs Stephan Erziehung und Unterkommen fanden. Die so mächtig und fast unabhängig gewordenen sächsischen Großen gewann er dadurch, daß er sie in ihren Besitzungen bestätigte und sich bloß Westsex vorbehielt. Allmählig aber setzte

er die unruhigsten ab und bestrafte sie mit Verbannung oder Tod; selbst den verrätherischen Edric, dessen Falschheit auch ihm hätte gefährlich werden können, ließ er hinrichten. Den französischen Normannenherzog aber, der sich rüstete, die Ansprüche der beiden Söhne Edelred's zu unterstützen, gewann er dadurch, daß er sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Edelred's Wittwe Emma vermählte.

Als er so seinen Thron befestigt und das Ansehen der angelsächsischen Gesetze hergestellt hatte, behandelte er Dänen und Engländer mit gleicher Gerechtigkeit und gab sich alle Mühe, den zwischen ihnen bestehenden Nationalhaß zu mindern, und da sie sich in Sprache und Sitten so nahe verwandt waren, so gelang ihre Verschmelzung um so leichter.

Da ihm nach seines Bruders Harald's Tode 1018 Dänemark zufiel und er in der Folge Norwegen und einen Theil von Schweden 1028 eroberte, auch der Schottenkönig Malcolm II 1031 seine Oberhoheit über Cumberland anerkannte, so war er einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Dennoch überhob er sich niemals, und als einst Schmeichler seine Allgewalt priesen, beschämte er sie dadurch, daß er sich zur Zeit der Fluth vor ihren Augen an's Meer setzte und den Wellen gebot, seine Füße nicht zu netzen! — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich, nach dem Vorgang seiner Gemahlin Emma, einer eifrigen Christin, mit der Religion, baute Kirchen und Klöster und machte eine Wallfahrt nach Rom, wo er jene Verbindung mit Kaiser Konrad II schloß (K. 4, 2). — Kanut's Herrschaft zerfiel jedoch mit seinem Tode und nach sechs Jahren erlosch auch seine Nachkommenschaft.

Von seinen beiden Söhnen aus erster Ehe erhielt der eine, Suen, Norwegen; der andere, Harald Haardrade, wurde vom Volke für untergeschoben gehalten; sein dritter Sohn Hardiknut (d. i. der harte Kanut, aus der Ehe mit Emma) sollte England und Dänemark erhalten. Als sich derselbe gerade in Dänemark befand, bemächtigte sich Harald Englands, lockte Edelred's beide Söhne aus der Normandie, wo sie lebten, mit Hülfe des Grafen Godwin, Statthalters von Kent und Essex, nach England hinüber, nahm sie gefangen und ließ den ältesten, Alfred, blenden; der jüngere, Eduard entkam. Nach Harald's baldigem Tode erschien Hardiknut, der sich unterdeß gerüstet

hatte, in England und wurde mit Freuden aufgenommen, entfremdete ſich aber bald durch empörende Härte und Grauſamkeit die Gemüther, ſo daß es ein Glück war, daß er bald am Schlage ſtarb.

Mit **Eduard** III dem Bekenner (1041—1066) gelangte Edelred's Geſchlecht wieder zum Thron, unterſtützt von dem mächtigen Grafen Godwin, deſſen Tochter Edgith der König zur Gattin nehmen mußte. Da aber dieſer den Godwin, als den Miturheber der Ermordung ſeines Bruders nicht leiden konnte, ſo enthielt er ſich alles Umgangs mit Edgith und wurde deßhalb vom Volke wie ein Heiliger betrachtet und mit dem Beinamen der „Bekenner" geehrt.

Eduard machte ſich um England dadurch verdient, daß er die altſächſiſchen Geſetze und Gewohnheiten in einen Coder, Common law genannt, ſammelte; aber da er, in Frankreich am Hofe ſeines Oheims erzogen, am engliſchen Hofe die franzöſiſche Sitte und Sprache einführte und die wichtigſten Aemter an franzöſiſche Normannen vergab, ſo entſtund allgemeine Unzufriedenheit im Lande. Als beſonders Godwin ihm darüber Vorwürfe machte und mit den Waffen drohte, wurde er vom König verbannt und Edgith in's Kloſter gewieſen. Godwin erzwang zwar mit den Waffen ſeine Zurückberufung, ſtarb aber bald darauf. Sein Sohn Harald aber, der Erbe ſeiner Macht, die ſelbſt größer als die königliche war, machte ſich durch Klugheit und Kraft bei dem Volke ſo beliebt, daß es ihn nach des kinderloſen Eduard's Tode als König anerkannte.

6. Fortſetzung: die normanniſchen Könige auf engliſchem Thron von Wilhelm I bis Heinrich Plantagenet — Wilhelm der Eroberer. Harald's Sieg über die Norweger. Wilhelm's Landung und Sieg bei Haſtings. Vernichtung des altſächſiſchen Adels. Verſtärkung der königlichen Gewalt und Beſchränkung der Biſchöfflichen. Wilhelm II. Heinrich I. Stephan von Blois. Das Haus Anjou oder Plantagenet auf engliſchem Thron.

Harald II. hatte jedoch an Wilhelm von der Normandie, einem unechten Sohne Robert's (des Teufels) und Neffen Emma's, welchen Eduard zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, einen furchtbaren Nebenbuhler, dem er noch dazu früher=

hin, als er (Harald) in einem Sturm an die französische Küste geworfen und gefangen vor Wilhelm geführt worden war, für den Preiß seiner Freiheit hatte versprechen müssen, ihm nach Eduard's Tode zur Nachfolge in England behülflich zu seyn. Als Wilhelm nun dem Harald Rache für den Eidbruch drohte, entgegnete Harald vergebens, daß er zu jenem Schwur gezwungen worden und daß er die Krone mit des englischen Volkes allgemeinem Willen trage. Wilhelm, der schon früher seine feste Willenskraft in Zurückweisung französischer Ansprüche auf sein Herzogthum bewiesen hatte, machte umfassende Rüstungen zur Behauptung seines Rechts auf England und wurde dabei von dem damals durch ganz Europa gehenden Abentheuergeiste des Ritterthums unterstützt, der ihm die kühnsten Kampfgenossen nicht bloß aus der Normandie und Bretagne und aus dem übrigen Frankreich, sondern auch aus Flandern und Deutschland zuführte.

Unterdeß wurde Harald von seinem eigenen jüngern Bruder Tosty (Tostig), Statthalter von Northumberland, der wegen Bedrückungen verbannt worden war und sich aus Rache mit dem tapfern König Harald Hardrade von Norwegen verbunden hatte, durch eine Landung im Humber angegriffen und das Land entsetzlich verheert. Harald aber schlug das vereinigte Heer 1066 in der Schlacht bei der Staffordbrücke (Battlebridge) unweit York so gänzlich, daß Hardrade sowohl, als Tosty fielen, und Olav, Hardrade's Sohn, es nur der Großmuth Harald's zu danken hatte, daß er den Rest von 20 Schiffen nach Norwegen zurückführen durfte. — Kaum dieses Sieges froh, mußte schon 18 Tage darauf Harald seinem normännischen Nebenbuhler mit den Waffen begegnen.

Umgeben von der Blüthe des normännischen, französischen und niederländischen Adels, ausgestattet vom Papst Alexander II mit einer geweihten Fahne und dessen Schenkungsbrief über den Besitz von England, landete Wilhelm an der Spitze von 60,000 that- und beutelustigen Streitern zu Pevensey in Sussex. Als er beim Aussteigen aus dem Schiffe in ungestümmer Hast stolperte und fiel, rief er, um eine schlimme Deutung dieses Zufalls zu verhüten, mit Geistesgegenwart aus: So halt' ich dich, Engelland! Vergebens bot Harald, um Blutvergießen zu vermeiden, ein großes Sühnegeld: Wilhelm verlangte Abtretung

der Krone oder Entscheidung durch Zweikampf. So kam es 1066 am 14. October zu der blutigen Entscheidungsschlacht bei Hastings, welche dem Harald sammt einem großen Theile des angelsächsischen Adels das Leben kostete und England und sein Geschick in die Hände des normannischen Siegers legte, dessen Nachkommen noch heute, wenigstens in weiblicher Linie, dieses Reich beherrschen.

Nachdem Wilhelm am Morgen der Schlacht seine Streiter durch eine feurige Rede begeistert hatte, griffen die ganz in Eisen gehüllten Normannen, das Rolandslied singend, in dreifacher Schlachtreihe mit Ungestüm die Sachsen an, die in dichter keilförmiger Stellung den Feind empfiengen und, obgleich weniger gut beritten und bewaffnet, mit Heldenmuth kämpften. Der Streit währte den ganzen Tag hindurch, bis am Abend König Harald, von einem Pfeil durch's Auge getroffen, neben dem Reichsbanner niedersank und dieser Verlust, so wie die einbrechende Nacht den Muth der Sachsen brach: denn auch die beiden noch übrigen Brüder Harald's waren mit einem großen Theile des Adels gefallen; der Rest entfloh. Selbst die Normannen zählten einen Verlust von 15,000 Todten.

Wilhelm der Eroberer, mit dem die Reihe der normannischen Könige auf dem angelsächsischen Thron beginnt, kühn und willensfest, klug und schlau, wie er war, ergriff nach jenem Sieg, der ihn rasch zunächst in den Besitz der Grafschaft Kent und nach der Einnahme von London zur Krönung führte, die geeigneten Mittel, sich in der errungenen Gewalt zu behaupten. Den letzten 14 jährigen Sprößling des angelsächsischen Königshauses, einen Enkel Edmund's (Eisenseite), mit Namen Edgar, der nach der Schlacht von Hastings die Krone erhalten, sie aber nach der Einnahme von London in die Hände Wilhelm's gelegt hatte, gab er die Grafschaft Oxford; die englischen Thane, die ihm bald nach seiner Krönung gehuldigt hatten, bestätigte er in ihren Würden und Aemtern; denen aber, die unmittelbar für Harald gestritten, nahm er ihre Besitzungen und gab sie den vielen normannischen und andern Edlen, die ihm bei der Eroberung geholfen hatten. Aus dem reichen Schatze Harald's befriedigte er theils das Kriegsheer, theils machte er sich durch reiche Geschenke die Geistlichkeit zu Willen; die übrigen seiner neuen Unterthanen suchte er durch Herabsetzung der Steuern zu gewinnen, wobei er

aber nicht versäumte, durch Anlegung von Burgen und Zwingern (darunter sich auch der Tower befand) Empörungen vorzubeugen.

Bald aber zeigte sich, daß die Normannenherrschaft nur eine auf Waffengewalt gegründete Despotie war. Denn da die normannischen Großen, durch so große Vergünstigungen übermüthig geworden, die Altsachsen auf das empörendste drückten, so suchten sich diese (besonders als Wilhelm einmal in der Normandie war) für die unzähligen Mißhandlungen und Verhöhnungen durch Empörungen zu rächen. Anstatt aber seine Normannen, als im Grunde die Urheber dieser Unruhen, zu beschränken, glaubte er den Sachsen durch grausame Strafen ihre Freiheitsgelüste benehmen zu müssen, und als sie wiederholte Empörungsversuche machten, steigerte er seine Grausamkeit und ließ unter anderm in Northumberland einen großen wohlbebauten Landstrich in eine Wüste verwandeln. So kam es, daß durch Güterentziehung, Aemterberaubung, Verbannung und Hinrichtung der altsächsische Adel fast verschwand und das altsächsische Volk durch Entziehung seiner wichtigsten Freiheiten tief hinabgedrückt wurde, während die Normannen in allen Beziehungen bevorzugt erschienen. Indeß wußte Wilhelm auch diese durch das von ihm eingeführte und mit der äußersten Consequenz ausgebildete Lehnswesen, das die königliche Gewalt wesentlich verstärkte, in festen Unterthanenschranken zu halten, deren Verletzung er auch an den normannischen Großen auf das strengste ahndete. — Eine gleiche Strenge beobachtete er gegen die Kirche, deren Bedürfnisse in Bezug auf Besetzung der wichtigsten Stellen mit tüchtigen Männern er zwar berücksichtigte, deren Uebergriffe er aber mit der größten Entschiedenheit, selbst gegenüber den Päpsten, zurückwies.

Die große Macht der anglo-normannischen Lehensmonarchie, zu welcher die französischen Könige erst nach Jahrhunderten, die deutschen nur in vorübergehenden Momenten gelangten, brachte Wilhelm vorzüglich durch die Anordnung zuwege, daß selbst die Aftervasallen (welche im übrigen europäischen Lehenswesen mit dem Oberlehnsherrn nur in mittelbarer Verbindung standen) neben ihren Pflichten gegen ihre unmittelbaren Lehnsherren, auch in ein unmittelbares Pflichtverhältniß zur Krone gesetzt wurden und daher auch dem

Könige den Eid der Treue schwören mußten. Dabei hatte jeder Lehnsbesitzer neben seiner Dienstpflicht noch eine bestimmte Steuer zu entrichten. Jeder minderjährige Erbe eines Lehnguts stand unter der Vormundschaft des Königs, der bis zur Volljährigkeit desselben die Einkünfte davon bezog. Jede Lehnserbin mußte sich die Erlaubniß zum Heirathen erkaufen. — Zu dem Ende ließ er alle Güter nach Umfang, Werth und Ertrag in das Domesdaybook verzeichnen, das sich noch bis heute erhalten hat und woraus zu ersehen ist, daß es in England damals 700 Baronieen und 60,215 Ritterlehen gab. — Durch diese und hundert andere Steuer-Erhebungsarten wußte König Wilhelm seine Einkünfte zu vermehren, so daß sie unter ihm jährlich 13 Mill Gulden (fast 8 Mill. pr. Thlr.) betrugen, — eine außerordentliche Summe für jene Zeit, wo die Güter so geringen Werth hatten. Er selbst besaß in den verschiedenen Grafschaften 1400 Höfe und 66 Forste, deren Wildstand durch die härtesten Gesetze geschützt wurde, indem schon auf die Tödtung eines Hasen in den königlichen Forsten die Strafe der Blendung gesetzt war.

Daß König Wilhelm dem Volke die angelsächsische Einrichtung der Geschwornengerichte und den Baronen die Gerichtsbarkeit über ihre eigenen Leute ließ, that seiner Königsmacht keinen Abbruch, da durch die Berufung an das Grafschaftsgericht, bei dem er seinen Sherif hatte, die Entscheidung in den meisten und wichtigsten Fällen doch in seiner Hand blieb.

Wilhelm's Verhältniß zur Kirche und Hierarchie ergiebt sich daraus, daß er die Bischöffe und Aebte zwar vom weltlichen Gerichtsstand befreite, sie aber so gut, wie die Laien zur Heeresfolge verpflichtete und ihnen bei Besetzung der Kirchenämter keinen Vorzug vor den Ausländern gab; ferner daß alle Synodalbeschlüsse, so wie auch die päpstlichen Erlasse, selbst alle über Normannen ausgesprochene Kirchenstrafen erst des Königs Bestätigung bedurften. — An den päpstlichen Stuhl entrichtete er zwar den herkömmlichen Peterspfennig; als aber Gregor VII von ihm den Lehnseid verlangte, setzte er ihm die festeste Weigerung entgegen, und als Gregor deßhalb eine Kirchenversammlung in England halten lassen wollte, verbot Wilhelm seinen Bischöffen dabei zu erscheinen. — Unter den Ausländern, die er wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit berief, war der Gottes- und Rechtsgelehrte Lanfranc, den er zu seinem Kanzler wählte und 1070 zum Erzbischoff von Kanterbury beförderte, der ausgezeichnetste.

Obwohl diese normannische Umwälzung so vieles Altnationale von Grund aus zerstörte, so schuf sie doch auch viel Neues, das auf weit hinaus dauernde, tief in das Wesen der Nation eingreifende Folgen hatte; und wenn auch Wilhelm's Regierungssystem

ein despotisches genannt werden muß, so begründete es doch den Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit, der in den Dänenwirren gänzlich zu Grunde gegangen war, so fest im Volke, daß er noch heute einer der wesentlichen Grundzüge des englischen Characters ist.

Die wichtigste Veränderung aber, welche der unterdrückte Sachsenstamm erleiden mußte, betraf die Sprache. Denn da die französische Sprache, als die Sprache des herrschenden Stammes am Hofe gesprochen und nachher in den hohen und niedern Gerichtshöfen eingeführt wurde, so entstund aus der Mischung der angelsächsischen und französischen Mundart die zwischen der romanischen und germanischen die Mitte haltenden Sprache des heutigen Englands.

Von Wilhelm's Streit und Aussöhnung mit seinem ältesten leichtsinnigen Sohne Robert von der Normandie desgleichen von seinem letzten Kriegszug gegen König Philipp I von Frankreich, welcher den Robert unterstützte, französischen Vasallen die Normandie zu beunruhigen verstattete und den König Wilhelm wegen seiner Dicke verspottete, so wie endlich von der Art seines Todes (1087), ist bereits oben (K. 6, 2) in der Geschichte Frankreichs gehandelt worden. — Von seinen beiden Söhnen erhielt jener Robert (der den Beinamen Curthose führt) die Normandie und die Grafschaft Maine in Frankreich; sein zweiter Sohn Wilhelm II folgte ihm in der Regierung von England, sein dritter Sohn Heinrich aber mußte sich mit den Gütern seiner verstorbenen Mutter begnügen, bis ihn der Wechsel der Dinge als Heinrich den Ersten auf den Thron führte.

Wilhelm II (1087—1100) hatte durch wiederholte Angriffe von Seiten seines characterlosen Bruders Robert und durch Kriege mit dem der Lehnspflicht sich weigernden Schottenkönig eine unruhige Regierung. Er selbst übte harte Erpressungen, um diese Kriege führen zu können und beraubte selbst Kirchen und Klöster ihrer Kostbarkeiten. Er starb durch einen zufälligen Schuß auf der Jagd, als eben sein Bruder Robert von einem Kreuzzug aus dem Morgenlande zurückkehrte und auf jene Nachricht den Gedanken faßte, sich auf den englischen Thron zu schwingen. Allein während ihn sein Leichtsinn zu lange in Italien zurückhielt, kam ihm sein Bruder Heinrich zuvor, bemächtigte sich des königlichen Schatzes und wurde als König

anerkannt; und als Robert einen Versuch machte, sich Englands zu bemächtigen, nahm ihn Heinrich I gefangen, ließ ihn blenden und hielt ihn bis an dessen Lebensende, das erst nach 28 Jahren erfolgte, in engem Gewahrsam.

Heinrich I (1100 — 1135) hatte mit seinen Bischöffen und mit den Päpsten einen langen Streit über das Investiturrecht (K. 5, 4), verzichtete aber zuletzt darauf und begnügte sich mit dem Lehnseid der geistlichen Würdenträger. Nachdem er mehrere Versuche seines Brudersohns, welcher mit Hülfe des französischen Königs Ludwigs VI Ansprüche auf den englischen Thron geltend machen wollte, abgeschlagen hatte, ließ er, da ihm sein einziger Sohn auf einer Ueberfahrt von Frankreich nach England ertrunken war, seine Tochter Mathilde, die Wittwe des deutschen Kaisers Heinrichs V, aus Deutschland kommen, vermählte sie mit dem 18jährigen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und sicherte ihr die englische Thronfolge zu.

Aber als er starb, bemächtigte sich sein Schwestersohn Stephan von Blois, Herzog von der Normandie, (1135—1154) des Schatzes und durch Bestechungen und Versprechungen des Thrones von England, auf dem er sich durch fremde Söldner (die Brabançons) zu halten suchte. Weil er jedoch seine den Großen gegebenen Versprechungen nicht hielt, besonders aber weil er die Raubsucht derselben beschränken wollte, so schlugen sich viele derselben auf die Seite der zu Bristol landenden Mathilde, die ihr Thronrecht geltend machen wollte. Es kam zur Schlacht bei Lincoln, in welcher Mathilde durch ihren unechten Bruder Robert von Gloucester 1141 den Stephan besiegte und gefangen bekam. Als dagegen in dem fortgesetzten Kriege gegen die Unzufriedenen, deren Haupt Stephan's Bruder, der Bischoff von Winchester, war, Robert von Gloucester in Gefangenschaft gerieth, konnte dieser nur durch Auswechselung gegen Stephan gerettet werden.

Hierauf setzte Stephan den Krieg fort, verlor zwar dabei die Normandie, bekam aber, als Mathilde nach Robert's Tode sich nicht mehr halten konnte, 1146 in England wieder die Oberhand. Endlich aber gelang es ihrem mit Gottfried Plantagenet erzeugten Sohne Heinrich von Anjou, Herzog von der Nor=

mandie, in England zu landen und den kinderlosen Stephan dahin zu bringen, daß er ihn in einem Adoptionsvertrage als Thronfolger anerkannte, so daß nach Stephan's bald darauf erfolgtem Tode 1154 das Haus Anjou oder Plantagenet auf den englischen Thron gelangte, auf dem es sich über drei Jahrhunderte lang in männlicher Linie erhielt.

7. Die skandinavischen Königreiche. Frühester Zustand. Oeftere Vereinigung und Trennung der drei Reiche. Einführung des Christenthums in Dänemark und Schweden. — Dänemark unter den Skioldungern bis zur Dynastie der Eristriden. — Schweden unter den Ynglingern bis zu Edmund dem Alten. Rückfall in die alte Zerrüttung. — Norwegen. Vereinigung der Fylken unter Harald Schönhaar. Die Könige bis Olav III. — Island's frühe Cultur. Die Edda. Verlust der Freiheit und Abnahme der Bildung. Isländer in Grönland und Winland.

Skandinavien, das Heimathland der Normannen, umfaßte die nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, deren urgermanische Einwohner wir schon beim Eintritt der Germanenwelt in den europäischen Völkerkreis nach Character, Religion, Sitte und Verfassung kennen gelernt haben. (XII 2, 1. a. E.) Ihre früheste Geschichte gehört der Sage an, nach welcher der Gott Odin, als Stammvater und Bildner des germanischen Nordens, dieses sein Volk aus unbekannten Ursachen von dem wärmern Südosten Europa's oder Südwesten Asiens herauf nach diesem rauhen Norden führte, wo sein Sohn **Skiold**, als Stammvater der Skioldunger, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige herrschte, indeß Odin's Enkel Ynge, als Stammvater der Ynglinger, sich zu Sigtuna (Upsala) in Schweden seinen Königssitz gründete.

Durch die starre Natur dieser Nordlande mit ihren Gebirgen, Wäldern, Sümpfen und Steppen an einem regen innern Verkehr gehindert, dagegen durch die vielen Buchten und Inseln zum Leben auf dem Meer eingeladen, war Seefahrt die Hauptbeschäftigung dieser durch ihr rauhes Klima zur Ertragung aller Beschwerden gestählten und durch ihre Religion zur Tapferkeit und Todesverachtung begeisterten Nordlandsrecken, deren Seekönige, getrieben durch Raublust, Abentheuersinn und Freiheits-

drang, die „Schreckenbringer für die zerfallenden Staaten des Abendlands" wurden. Wo dieses, jede Freiheitsschranke zurückstoßende Volk es im Innern seiner Lande zu einem Staatenleben brachte, hatte seine Freiheit den Character der Vereinzelung und bestand daher mehr nur in einer Vielfältigkeit der aus Odalsmännern d. i. aus freien Grundherren bestehenden Gemeinden oder Fylken, deren Häuptlinge also auch nur geringe Macht besaßen.

Jahrhunderte hindurch ist die Geschichte der Nachkommen Odin's in undurchdringlichen Mythennebel gehüllt und knüpft sich an die Königsgeschlechter der Skioldunger und Ynglinger. Das Reich der Skioldunger scheint im 7. Jahrhundert zerfallen zu seyn, worauf es im 8. Jahrhundert durch den Seekönig Iwan Widfaren (d. i. den Weitgereis'ten) wieder aufgerichtet und durch die Eroberung Schwedens erweitert wurde.

Die Raubfahrten dieser nordischen Seefahrer oder Wikinger waren zuerst nach den Nordküsten des europäischen Festlandes gerichtet, und was man in Deutschland und Frankreich Normannen, in Britannien Dänen und in Rußland Waräger oder Wäringer nannte, ist ein und derselbe Volksstamm.

In Dänemark, d. i. auf Seeland, Schonen und in Jütland, wo Skiold's Nachkommen frühe eine Meerherrschaft aufgerichtet hatten, waren unter den frühesten Königen, deren Scepter sich auch über Norwegen und Schweden erstreckte, Frode I, Harald I, Sigurd und Ragnar Lodbrog die berühmtesten. Der letztere machte einen Einfall in das Angelsachsenreich, wurde, wie die Sage berichtet, gefangen und in einen mit Schlangen und bösen Würmern angefüllten Thurm geworfen, unter deren Bissen er einen schauerlichen Tod fand, den er aber mit nordischer Todesverachtung bestand.

Unter Ragnar's beiden Söhnen theilte sich das skandinavische Gesammtreich 794 wieder, so daß Björn Schweden, Sigurd II (Siegfried) Dänemark erhielt. Um dieselbe Zeit herrschte in Jütland jener Gottfried (Gothric), welchen Karl der Große wegen seiner den Sachsen geleisteten Hülfe züchtigte und dessen Sohn Hemming 810 im Frieden die Eider als Gränze

Deutschlands anerkennen mußte. Hemming vertrieb in der Folge den Dänenkönig Harald Klak, und dieser nahm seine Zuflucht zum Kaiser Ludwig den Frommen und wurde dadurch, daß er sich zu Mainz taufen ließ, Veranlassung, daß das Christenthum durch den h. Ansgar, einen Zögling des Klosters Corvey, welchen Ludwig dem Könige bei der Rückkehr in sein Land mitgab, Eingang in Dänemark fand.

Dieser Harald kam nicht mehr zur Regierung; daher konnte **Ansgar** in Dänemark anfangs wenig ausrichten und kehrte wieder nach Deutschland zurück. Kurz darauf, im J. 832, erschienen Gesandte aus Schweden, wo das Christenthum durch Handelsreisende und Christensclaven schon bekannt worden war, am Hofe Ludwig's des Frommen und erbaten sich von ihm Lehrer des Evangeliums Ludwig wies ihnen den **Ansgar** zu, der erfreut die neue Mission übernahm. Obwohl unterwegs von Seeräubern ausgeplündert, kam er glücklich in Birca, dem Regierungssitz des schwedischen Königs, an, der ihn und seine Gefährten freundlich aufnahm, so daß sich dort die erste christliche Kirche im Norden erhub. — Erfreut über das Gelingen dieser Mission ernannte Ludwig der Fromme mit päpstlicher Bestätigung den h. Ansgar zum Bischoff von Hamburg und wieß ihm den ganzen Norden zum Sprengel zu.

Während Ansgar die schwedische Mission durch seinen Gehülfen Gauzbert fortführen ließ, nahm er selbst das in Dänemark schon früher begonnene schwierigere Werk wieder auf. Dort war aber König Horik gegen das Christenthum so feindlich gesinnt, daß er mit seinen wilden Schaaren sogar den erzbischöfflichen Sitz überfiel und Hamburg rein ausplünderte. Aber Ludwig der Fromme setzte den Ansgar nicht nur wieder in sein Erzbisthum ein, sondern fügte seinem Sprengel auch noch Bremen hinzu. Ja Ansgar hatte die freudige Genugthuung, selbst noch das Vertrauen des Königs Horik zu gewinnen, der ihm gestattete, das Evangelium frei in Dänemark zu verkündigen und zu Schleswig eine Kirche anzulegen.

In Schweden aber war Gauzbert in einem von den heidnischen Priestern gegen die Mission angestifteten Aufstande vertrieben worden, so daß Ansgar erst nach sieben Jahren wieder einen Glaubensboten, Namens Ardgard dahin schicken konnte, der das Christenthum wieder in Aufnahme brachte. Da jedoch nach König Erich's Tode das Heidenthum wieder die Oberhand bekam, machte sich Ansgar selbst auf und trat, mit Empfehlungen und Geschenken vom König Horik vor den schwedischen König Olav mit der Bitte, das Evangelium verkündigen zu dürfen. Olav nahm ihn wider Erwarten schonend auf sagte aber, daß bei der Mißstimmung des Volks gegen das Christenthum erst das Loos befragt werden müsse. Dieses wurde in einer Versammlung der Großen des Reichs geworfen und fiel zu Gunsten des Christenthums aus, des-

sen Verbreitung nun wieder frei gegeben wurde. Nachdem Ansgar Vorsorge getroffen, daß auch nach seinem Abgange das Evangelium seinen Fortgang haben konnte, kehrte er wieder nach Dänemark zurück. Kurz darauf aber wurde dieser Apostel des Nordens aus diesem von ihm so treu gepflegten Weinberge des Herrn abgerufen (865). Späterhin ward er unter die Heiligen versetzt.

Noch aber vergieng unter manchen Stürmen eine geraume Zeit, bis die Lichtkraft des Christenthums das starre nordische Heidenthum überwinden konnte. Denn da die dänischen Könige fühlten, daß das ihnen von den Deutschen gebrachte Christenthum zugleich das Mittel zu ihrer Unterwerfung seyn sollte, so widerstrebten sie lange. Gleich König Gorm der Alte, der gegen das Ende des 9. Jahrhunderts die getrennten Reiche wieder vereinigte, war wieder ein Feind des Christenthums. Erst, als er Schleswig an den deutschen König Heinrich I abtreten mußte, nahm die christliche Mission daselbst ihren Fortgang, und als nachher Gorm's Sohn Harald II Blaatand (oder Blauzahn) die dahin geführte sächsische Colonie wieder zerstörte, wurde er von Otto I, der ihn bei seinem Zuge bis zur Spitze Jütlands besiegte, zur Taufe gezwungen und mußte die Anlegung der Bisthümer Schleswig, Aarhus und Ripen dulden (K. 2, 2). — Noch sein Sohn Suen II, derselbe, der an Edelred in England das über die dortigen Dänen verhängte Blutbad rächte (K. 6, 4) und ganz England eroberte, war ein Feind des Christenthums. Erst durch Kanut den Großen, (dem Beherrscher von Dänemark, Schweden und Norwegen (s. K. 6, 5) kam das Christenthum zum Sieg und wurde in Dänemark namentlich durch angelsächsische Geistliche befestigt. — Der Sohn desselben, der grausame Hardiknut (K. 6, 5) war der letzte König aus dem Geschlechte der Skioldunger. Nach seinem Tode wurde Dänemark mit Norwegen, wo Magnus der Gute herrschte, verbunden, bis Kanut's Schwestersohn Suen III Estritson 1047 Dänemark wieder befreite und der Stifter einer neuen Dynastie (der Estritiden) wurde, die den dänischen Thron an 400 Jahre lang besaß.

In Schweden, dem Reiche der Ynglinger, wo im Norden die Sweonen, im Süden die Gothen (Gothonen) die beiden

Hauptvölker ausmachten, welche das Heiligthum zu Upsala miteinander gemein hatten, herrschten vom Ende des 8. Jahrhunderts an die Nachkommen des obgenannten Björn, von denen Erik Segersäll (oder der Siegreiche) 935—993 den Dänen die Inseln Schonen, Halland und Blekingen entriß (964), die aber sein Sohn Olav Skautkonung (d. i. der Schooßkönig, weil er schon als Kind die Krone erhielt) wieder verlor. Dieser Olav (993—1024), der den bisher geführten Titel „König von Upsala" ablegte und sich zuerst König von Schweden nannte, ist derselbe, der (wie oben angegeben) das durch Ansgar verkündete Christenthum annahm und die Ausbreitung desselben unterstützte. Auch sein Sohn und Nachfolger Amund Jakob förderte gleichfalls das Christenthum, so weit es die geringe, durch die Macht seiner Jarle oder Lehnsgroßen beschränkte Macht eines schwedischen Königs zuließ. Mit seinem Bruder und Nachfolger Edmund dem Alten erlosch Ragnar Lodbrog's Königsstamm in Schweden und der Thron gieng auf einen Tochtersohn Amund's, Namens Stenkil über, worauf seit 1066 im schwedischen Reich ein Rückfall in die alte Zerrüttung eintrat. Doch konnte König Ynge 1075 bereits allen Götzendienst verbieten.

In Norwegen, als dem eigentlichen Heimathslande jener verwegenen Seefahrer und kühnen Seekönige, lebten Jahrhunderte hindurch die Fylken unter ihren Häuptlingen (Königen) in größter Vereinzelung, da der unabhängige Sinn der freien Männer es zu keiner gemeinsamen Herrschaft kommen ließ. Erst nach der Mitte des 9. Jahrhunderts gelang es dem Sohne des bereits über sechs Fylkiskönige gebietenden Hafdan, dem kühnen **Harald Haarfager** (oder Schönhaar) (862—934) die sämmtlichen Fylken Norwegens in Eine Herrschaft zu vereinigen und als Gesammtkönig und Zinsherr die freien Grundherrn zu seinen Jarls (Lehnsmannen) zu machen und durch Befestigung des Landfriedens, so wie durch Förderung des Handels den Sinn für Ordnung und Ruhe zu wecken.

Die Veranlassung zu dieser Fylkenvereinigung giebt die Sage so an: Harald warb um Erich's schöne Tochter Gida; diese aber erklärte stolz, nur

dem ihre Hand reichen zu wollen, dem ganz Norwegen gehorche: er that daher das Gelübde, seine Haare nicht eher zu scheeren, als bis es ihm gelungen, ihr jenen Preis zu Füßen zu legen, und binnen drei Jahren beugten sich alle Häuptlinge seinem kräftigen Schwert, wenigstens in den Gegenden, welche nachher den Umfang der Stifter Bergen und Drontheim bildeten.

Diejenigen aber, die sich aus angeborner Freiheitsliebe seiner Herrschaft nicht fügen wollten, verließen das Land und ergaben sich dem wilden Seeleben. Ein Theil dieser Auswanderer vermehrte die Schaaren jener Raub-Normannen, die Deutschlands und Frankreichs Küsten so schwer heimsuchten; ein Theil bevölkerte die Faröer und Orkneyinseln; wieder andere ließen sich auf Island nieder oder zogen über das Kjölengebirg nach Schweden.

Der wilde, noch schwer an gesetzliche Freiheit und Ordnung sich gewöhnende Sinn dieses Volkes zeigte sich selbst in Harald's Söhnen. Als Harald starb, lebte sein Lieblingssohn Hako noch am Hofe des angelsächsischen Königs Adelstan, dem er ihn zur Erziehung übersandt hatte; die übrigen neun Söhne Harald's stritten unter einander um den Thron, bis Erich I Blodöxe (oder Blutaxt, so genannt, weil er selbst mehrere seiner Brüder erschlug) die Oberhand erhielt, aber so grausam herrschte, daß mehrere Jarl's den Hako, Adelstan's Pflegling, aus England herbeiriefen und nach Erich's Vertreibung auf den Thron hoben.

Dieser Hako der Gute (936 — 963) hatte in England das Christenthum angenommen, das er nun auch in Norwegen einzuführen suchte. Als er aber die Opferschmäuse, wobei sich die Norweger am Pferdefleisch zu ergötzen pflegten, abschaffen wollte, fand er so heftigen Widerstand, daß er, eingeschüchtert dadurch, diese Feste selbst noch zum Schein mitmachte, und dennoch zu seinem Schmerze sehen mußte, wie das Volk, durch seine Nachgiebigkeit kecker gemacht, sogar die christlichen Kirchen zerstörte. Er selbst fand seinen Tod im Kampfe mit dem vom Dänenkönig Harald Blaatand geschützten Sohne des Blodöxe, dem es sogar gelang, sich des Thrones zu bemächtigen. Doch Hako's Sohn, Hako II, besiegte und erschlug ihn, ward aber

selbst wegen seiner Grausamkeit von Olav I Tryggväson vom Throne gestoßen. — Dieser Olav (995 — 1000) suchte das Christenthum durch das Schwert und andere harte Strafen zu verbreiten, gerieth aber mit den Schweden und Dänen in einen Krieg, in welchem er nach dem Verlust seiner Flotte umkam.

Mit mehr Erfolg für die Begründung des Christenthums in Norwegen wirkte **Olav II der Heilige** (1019 — 1033), indem er im Lande umherzog, Kirchen baute und Lehrer anstellte; da er aber jeden Widerstand gegen seinen Bekehrungseifer mit Waffengewalt niederschlug, so entstand Unzufriedenheit im Lande, die sodann der Dänenkönig Kanut der Große zu einem Einfall benützte, wobei Olav besiegt und erschlagen wurde.

Nicht lange jedoch ertrugen die Norweger die verhaßte dänische Herrschaft: denn als nach Kanut's Tode der nach Rußland geflüchtete Sohn Olav's, Magnus I der Gute (1036—1046) zurückkehrte, ward er mit Freuden aufgenommen und auf seines Vaters Thron zurückgeführt, den er während des Streits der Söhne Kanut's behauptete; ja nach Hardiknut's Tode (K. 6, 5.) herrschte er sogar auch eine Zeit lang über Dänemark. Zuletzt aber mußte er die Herrschaft über Norwegen mit seinem Oheim Harald Haardrade (d. i. dem Harten) theilen, welcher lange Söldnerführer in griechischen Diensten gegen die Sarazenen gewesen war. Dieser führte nach Magnus' Tode gegen Dänemark und England einen Raubkrieg, in welchem er 1066 bei Battlebridge fiel (K. 6, 5.). Er war der Gründer von Christiania. — Durch seinen Nachfolger Olav III den Kirren d. i. den Milden (1068—1087), den Erbauer der Stadt Bergen, erhielt Norwegen eine Gildeordnung und die Kirche eine große Förderung. Die Auswanderungen minderten sich, das Volk lernte Frieden und Ruhe schätzen und sich mit den bescheidenen Gaben der Heimath begnügen.

Von Norwegen aus wurde nach der Mitte des 9. Jahrhunderts die Insel Island entdeckt und diese durch ihre politische und christliche Bildung einer der merkwürdigsten Culturstaaten im Norden.

Island, diese von Eis und Schnee bedeckte und von Vulcanen erschütterte Insel, hat der Wandertrieb der Normannen im J. 861 durch den dahin verschlagenen Norweger Nadodr entdeckt und 870 — 930 durch Ingolf und andere von Freiheitssinn und Abentheuerlust getriebene Norweger, denen dann auch Dänen und Schweden folgten, bevölkert. Auf dem Grundgebiete, das sich jede ankommende Schaar nahm, legte jeder freie Mann sich sein Gehöfte in altgermanischer Weise einzeln an und lebte mit seinen Gemeindegenossen nach den Sitten der alten Heimath. Schon nach 60 Jahren war alles bewohnbare Land vertheilt und zwischen den anfangs unverbundenen Gemeinden eine gemeinsame Verfassung zu Stande gekommen. An der Spitze des Ganzen stand der Lagmann (Gesetzmann), welcher, durch Stimmenmehrheit gewählt, den Althing oder die jährliche Versammlung aller Gemeinden leitete. Das um 925 begründete, und 1118 niedergeschriebene Gesetzbuch (Grágás) ist ein Denkmal der genausten Ausbildung jenes Gemeinwesens.

Die Armuth der Natur zwang zu einer einfachen Lebensart; die Entfernung vom Mutterland und seinen Kriegen und Abentheuern ließ mildere Sitten zu; die Kürze der Tage und das Bedürfniß der Mittheilung in den langen Abenden beförderte die Geselligkeit und den Austausch der Erinnerungen und der Nachrichten aus der Urheimath, deren Götterlehre, Sage, Sitte und Sprache mitgewandert war, so wie auch den Drang nach Kenntniß dessen, was in der Fremde vorgieng. Dadurch bildete sich nicht nur die Gabe der Erzählung und Dichtkunst so aus, daß die isländischen Skalden weit berühmt waren und an fernen Königshöfen gesucht und geehrt wurden, sondern es erzeugte sich auch ein großes Streben nach Bildung, zu dessen Befriedigung Reisen in das Ausland, besonders nach England und Deutschland, unternommen wurden. Dieß war natürlich erst dann der Fall, nachdem das Christenthum in Island Eingang gefunden hatte, das man dort zwar anfangs mit Spott verfolgte, in der Folge aber, etwa um das Jahr 1000, mit großer Begierde ergriff. Der erste isländische Bischoff, Namens Isleif, der im J. 1057 von dem (schon K. 4, 3 genannten) Erzbischoff Adalbert von Bremen geweiht wurde, war es eben, der zuerst dort auch die Wissenschaften förderte. Andere Gelehrte waren Sämund Frode († 1138), der Aufzeichner der ältern **Edda** oder nordischen Götterlehre und später (um 1230) Snorre Sturläson, der Sammler der jüngern Edda. (Ueber die Edda s. XII. 2, 4.) — Bis zum ersten Viertel des 12. Jahrhunderts genoß die Insel Island ihre Unabhängigkeit; dann wurde sie den norwegischen Königen zinsbar und 1262 verlor sie mit der Freiheit auch den Wohlstand und die Bildung, ja selbst einen großen Theil ihrer Bevölkerung.

Von Island aus wurde um das J. 972 (oder 983) auch **Grönland** durch den wegen Mordes landesflüchtigen Erik Raude (den Rothen) entdeckt.

Allmählig bauten sich dort auch andere Isländer an und unterhielten mit Island und Norwegen Verkehr, bis gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts das dort sich stärker anhäufende Eis den Zugang zu dieser Küste sperrte. Als man im 18. Jahrhundert das Land wieder auffand, waren wohl noch Bewohner, aber keine Spur vom Christenthum mehr vorhanden, das alsdann durch die Geduld der treuen „Brüdergemeinde" unter jenen armen, von jeder Annehmlichkeit des Lebens ausgeschlossenen Menschen wieder aufgerichtet wurde.

Gleichfalls von Island aus fand Björn Heriolfsson im J. 1001 den Weg nach der Nordküste von Amerika, und der seiner Spur folgende Laif, Erik Raude's Sohn, entdeckte in der Nähe davon eine große Insel, die er Winland nannte, auf der sich sodann andere Isländer niederließen und mit den Eingebornen Handel trieben. Doch verlor sich seit dem 12. Jahrhundert jede Kunde von einem Lande auf der andern Halbkugel.

8. Die slavischen Reiche bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. — Die Polen unter der Dynastie der Piasten. Miesco I deutscher Lehensmann und Christ. Boleslav Chobri Ordner des Staats und der Kirche. Seine Nachfolger bis Wladislav I. Theilungen und Bürgerkriege.

Von den slavischen Völkerschaften im Allgemeinen, ihren Sitten und Charactereigenthümlichkeiten, so wie von ihrem Vordringen aus dem Osten Europa's gegen die Mitte dieses Welttheils ist schon bei der Darstellung der Kämpfe Karls des Großen (XIV. 7, 4. a. E.) und der ersten deutschen Könige gegen sie gehandelt worden. Außer den Mähren (K. 1, 1.) und Böhmen (K. 2, 6.), deren Verhältniß zu Deutschland jedesmal an seinem Ort bezeichnet wurde, traten von der Mitte des 9. Jahrhunderts an die Polen durch ihre ebenfalls schon in der Geschichte Deutschlands erwähnte Berührung mit den Deutschen in den Vordergrund.

Die **Polen** (oder wie Ditmar von Merseburg sie nennt: die Polenier) gehörten zu den Lechischen Stämmen und wohnten zwischen der Oder und dem Dnjepr. Frühe schon werden Krakau, Gnesen und Posen als Städte von altem Ruhm genannt. Die zwischen der Warta und Weichsel herrschenden polnischen Fürsten, welche in der Folge unter dem Namen Piasten auftraten, leiteten ihr Geschlecht von einem Bauern, Na=

mens Piast, her, den die Polen um das Jahr 840 zu ihrem Herzog erhoben hatten. — Die Geschichte Polens hellt sich aber erst mit **Miesco** I (Miecislav) auf, demselben, der unter Kaiser Otto dem Großen durch den Markgrafen Gero gezwungen wurde, die Lehenshoheit der Deutschen anzuerkennen. Er war es auch, der als der erste unter den polnischen Fürsten, auf Antrieb seiner Gemahlin Dambrowka, einer böhmischen Fürstentochter, 965 das Christenthum annahm, alle Götzenbilder im Lande vernichtete und die weitere Bekehrung der Polen dem durch Otto den Großen eingesetzten Bischoff Jordan von Posen betreiben ließ.

Auch Miesco's Sohn **Boleslav** I Chobri, (d. i. der Tapfere, 992 — 1026), derselbe, der dem Kaiser Otto III bei dessen Wallfahrt zum Grabe des h. Adalbert zu Gnesen feierlich empfieng (K. 2, 5), erkannte anfangs die deutsche Lehnsherrlichkeit, suchte sich aber derselben unter Kaiser Heinrich II wieder zu entziehen und gab sich sogar den Königstitel (1025). Dadurch wurde er der Gründer des eigentlichen Polenreiches, in welchem die Polen, Masovier, Krakovier und Schlesier zu Einem Volke vereinigt erscheinen. Unter ihm bekam Polen eine festere Staatsordnung durch Errichtung einer Landwehr, Schöpfung des Kriegsadels und der daraus gewählten Szlachta, eine Art Edelgarde, sowie durch Aufnahme Fremder; desgleichen eine eigentliche Kirchenordnung durch Errichtung der Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg, welche dem Erzbisthum Gnesen untergeordnet wurden. Deßungeachtet herrschte noch lange der wilde Trotz des Heidenthums vor; auch setzte die harte Leibeigenschaft, in welcher der polnische Adel das gemeine Volk hielt, den Wirkungen des Christenthums, so wie dem Aufkommen eines Bürgerthums ein schweres Hinderniß entgegen.

Unter Boleslav's Nachfolgern Miesco II (1026 — 1035), Casimir (1035 — 1058) und Boleslav II (1058 — 1081) wurde das Lehensband zwischen Polen und Deutschland gar oft zerrissen und wieder geknüpft; aber obgleich die Polen unter Kaiser Heinrich IV fast ganz unabhängig erschienen, so konnten sie doch

seit Wladislav I (1081 — 1102) und seinen nächsten Nachfolgern, sowohl durch beständige Theilungen und Bürgerkriege, als auch an sich schon durch den angebornen Mangel an Fleiß und Ordnungssinn gehindert, zu keiner ruhigen Culturentwicklung und vernünftigen Selbstregierung kommen, und waren darum auch stets ihren Nachbarn durch ihren unruhigen Character ein lästiger Pfahl im Fleische.

9. Fortsetzung. Die Russen. Die Wäringer. Rurik und seine Nachfolger Oleg und Igor. Umwandlung der herrschenden Normannen in Slaven. Bruderkrieg. Wladimir der Große Alleinherr. Byzantinische Cultur in Rußland. Theilungen und Bürgerkriege. Jaroslaw's Gesetzbuch. Wladimir II und seine Siege über die Bulgaren. Kiew und Nowgorod.

Im Rücken der Polen, in den weiten Strecken des Ostens nördlich bis an die Ostsee und an die Gränzen der Finnen, südlich bis an den Dnjepr hinab, zu den Gebieten der Chazaren und Petschenegen, wohnten seit undenklichen Zeiten slavische Stämme, deren ältester Hauptort im Norden Nowgorod war. In der Mitte des 9. Jahrhunderts kamen ebenfalls normannische Abentheurerschaaren unter dem Namen Waräger oder Wäringer an jene Ostseeküsten, zwangen die dortigen Slaven zum Tribut und machten durch ihre Kühnheit und Klugheit einen solchen gebietenden Eindruck auf sie, daß diese Slaven bei einem innern Zerwürfniß, dem keiner ihrer Häupter durch sein Ansehen steuern konnte, eine Gesandtschaft über das Meer zu den Normannen sandten und sie baten, ihnen Fürsten zu geben, die im Stande wären, die Ordnung wieder herzustellen.

Dieser Einladung folgten im J. 862 drei Brüder aus dem schwedischen Fürstengeschlechte Ruß, von denen der ältere **Rurik** zu Nowgorod, der zweite Sineus am weißen See, der dritte Truwor zu Isborsk seinen Regierungssitz nahm, alle aber mit ihrem normännischen Gefolge die Sprache und die Sitten von den Besiegten annahmen. Nach dem Tode der beiden jüngern Brüder, schlug Rurik deren Gebiet, das er lehnsweise an mehrere seiner Großen vertheilte, zu dem seinigen, und ward so der Stammvater des Herrscherstamms, der bis zum Jahr 1598 den russischen Thron inne hatte.

Schon einige Jahre darauf zogen zwei warägische Häuptlinge, die bei jener Vertheilung übergangen worden waren, nach dem Süden und nahmen den Chazaren **Kiew** ab; der eine von ihnen setzte sogar Constantinopel in Schrecken, verlor aber seine Flotte durch Sturm.

Nach Rurik's Tode 879 führte, während der Mündigkeit seines Sohnes Igor, einer seiner Verwandten, Namens Oleg (879—913) die Regierung. Dieser unterwarf Smolensk, bemächtigte sich Kiew's, das er zur Hauptstadt des Großfürstenthums machte, brachte die Chazaren zur Zinspflicht, fuhr mit 2000 Schiffen den Dnjepr hinunter in's Meer, erschien 907 vor Constantinopel und ertrotzte von dem schwachen griechischen Kaiser Leo VI einen ungeheuern Tribut und einen Vertrag, der den Verkehr zwischen Russen und Griechen regelte.

Schon frühe erkannten die Russen im Dnjepr „den Weg nach Constantinopel", das ihnen durch ihre ganze Geschichte hindurch als glänzendstes Ziel vor Augen steht. Doch als die Petschenegen, Kumanen und andere asiatische Völker an dem untern Dnjepr und im Norden des schwarzen Meeres sich ausbreiteten, ward den Russen die Aussicht auf jenes Ziel auf 600 Jahre lang verschlossen.

Auch Igor (903—945), der erst nach Oleg's Tod die Regierung übernahm, erneuerte jenen Tribut; Igor selbst wurde von den Drewliern, einer asiatischen Horde, die er gleichfalls zum Tribut zwingen wollte, erschlagen, aber von seiner Gattin, der schönen **Olga**, die für ihren Sohn Swätoslav die vormundschaftliche Regierung übernahm, blutig gerächt. Obgleich Olga, ergriffen von der Wahrheit des Christenthums, eigens nach Constantinopel gieng und sich taufen ließ, konnte sie doch ihren rauhen, kriegsdurstigen Sohn nicht zur Annahme des Christenthums bewegen. Er eroberte die Bulgarei, mußte aber, von den Griechen bei Adrianopel besiegt, wieder auf dieselbe verzichten und wurde auf dem Rückweg von den Petschenegen erschlagen.

Von seinen drei Söhnen, welche über die von ihrem Vater angeordnete Theilung in Bruderzwist geriethen, errang **Wladimir I der Große** (980—1015) die Alleinherrschaft

und erweiterte das Reich durch fortgesetzte Eroberungen. Er war der erste russische Großfürst, der das Christenthum annahm und zugleich durch seine Vermählung mit Anna, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus, der Schwester der deutschen Kaiserin Theophania (K. 2, 2. a. E.), eine enge Verbindung mit der griechischen Kirche eingieng, mit deren Einrichtungen auch byzantinische Cultur nach Kiew kam, das dadurch (nach dem Ausdruck des russischen Chronisten Nestor) ein „zweites Constantinopel" wurde.

Wladimir I hatte, als er noch Heide war, viele hundert Weiber, darunter auch Christinnen, Jüdinnen und Muhamedanerinnen, die ihn eine jede für ihren Glauben zu gewinnen suchten. Den Muhammedanern aber entgegnete er, die Russen könnten den Wein nicht entbehren, und den Juden hielt er vor, ein Volk, das der Zorn Gottes in alle Welt zerstreut habe, solle sich es gar nicht beikommen lassen, Andere zu lehren. Nachdem er sich entschlossen hatte, Christ zu werden, warb er um die griechische Prinzessin und gab seiner Bewerbung durch die Drohung, im Verweigerungsfall mit Heeresmacht über Constantinopel kommen zu wollen, den gehörigen Nachdruck. Seine Taufe und Vermählung erfolgte an Einem Tage 988 zu Cherson. Als er von da nach Kiew zurückkehrte, gebot er, alle Götzenbilder im Lande zu zerstören: mit Schmerz, aber schweigend gehorchten die Russen, und als er gebot, Alles im Lande, Herren und Knechte, sollten herbeikommen und sich vom Erzbischoff Michael taufen lassen, kamen alle gehorsam herbei und empfiengen, Alt und Jung, Väter und Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arm in den Dnjepr steigend, die Taufe: denn was ihr Großfürst für gut fand, das galt auch dem Volk ohne Widerrede für gut. Daher die große Macht eines russischen Herrschers!

Bald erhoben sich Kirchen und Klöster, und mit dem cyrillischen Alphabet kamen bald auch die Anfänge der russischen Literatur, welche anfangs in Uebersetzungen griechischer Werke bestand, doch schon frühe Jaroslaw's Gesetzbuch (um 1020) und die Chronik des Mönchs Nestor als Denkmale eigner Production aufzuweisen hatte. — Der Umstand, daß an der Spitze der Bischöffe der Patriarch von Kiew stand, der dem Patriarchen von Constantinopel untergeben war; sodann der Vorbehalt des Großfürsten, die übrige höhere Geistlichkeit zu ernennen, dazu noch die feststehende Prie=

sterehe — diese drei Puncte verhinderten die Entstehung einer mächtigen Hierarchie.

Durch den Verband mit der todten morgenländischen Kirche aber schloß sich Rußland von der allgemeinen Kirche, somit auch von dem Cultureinfluß des westlichen Europa aus, und blieb dadurch in seiner geistigen Entwicklung nicht bloß hinter der germanischen, sondern auch selbst lange hinter der übrigen slavischen Welt zurück, zumal auch der Despotismus der russischen Herrscher und die langen blutigen Theilungskriege keine ständischen Einrichtungen im Volke aufkommen ließen. Nur in Nowgorod, dem Sitze des nordischen Verkehrs, entwickelte sich ein gewisser Grad von Bürgerfreiheit, als Folge westeuropäischen Einflusses.

Schon gleich nach Wladimir's Tode führte Bruderzwist unter den zwölf Söhnen desselben (von denen der älteste Swätopolk Großfürst wurde, die übrigen aber Statthalter in verschiedenen Provinzen waren) zu blutigen Verwirrungen; und als vollends sein Nachfolger Jaroslaw 1054 das Reich unter seine sieben Söhne theilte, nahmen innere Kriege, so wie Einfälle benachbarter Völker und dadurch die Zerstücklung des Reiches so überhand, daß zuletzt über 50 Fürstenthümer gezählt wurden, bis Wladimir II Monomächus (1112—1125) durch seine Siege über die Bulgaren und über andere Nachbarn, so wie durch eine gerechte und verhältnißmäßig milde Regierung einige Ordnung in das zerrüttete Reich zurückführte.

Die **Bulgaren**, in denen ein neuerer Forscher (Zeuß) die Reste der Hunnen erkennt, waren jene alten unermüdeten Feinde des oströmischen oder griechischen Reichs, die erst im J. 1014 vom Kaiser Basilīus II völlig unterworfen wurden. Ihr erster christlicher König war Bogoris 886. — Von gleicher Feindseligkeit gegen die Russen und Griechen waren seit der Mitte des 10. Jahrhunderts die **Petschenegen** am Dnjepr (die Stammväter der Szeeler), ein tapferes, aber rohes, beutegieriges, grausames und treuloses Volk, wie alle mittelasiatischen Horden waren. — Andere schlimme Feinde der Russen waren die wilden Kumanen und Uzen, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts aus Kaptschak nach Europa kamen und 1065 zuerst in das byzantinische Gebiet einbrachen.

10. Die Ungarn oder Magyaren unter den arpadischen Fürsten. Geisa I. Das Christenthum und die Ansiedlungen der Deutschen in Ungarn. Stephan der Heilige, Ordner des Staats und der Kirche. Lehensverband mit Deutschland. Thronwechsel bis Ladislaus dem Heiligen. Sieg des Christenthums und Lösung vom deutschen Reiche. Eroberung von Kroatien.

Wir wenden unsere Blicke nun nach dem alten, von der Mitteldonau und ihren Nebenflüssen der Theiß, Raab, Drau und Sau durchströmten Lande, das von Polen, Deutschland und dem byzantinischen Reiche begränzt, den **Ungarn** oder **Magyaren** zugefallen war, von deren Namen und Ursprung, so wie von deren Raubzügen nach Deutschland und ihrer Bekämpfung durch Heinrich I und Otto den Großen im Laufe der frühern Geschichte Deutschlands gehandelt wurde (K. 2, 1). Durch die letzte große Niederlage, die sie unter ihrem arpadischen Fürsten Torus auf dem Lechfeld erlitten hatten, so wie durch die mehrmaligen bittern Zurückweisungen, die ihre Versuche in das Innere des griechischen Reichs einzudringen, erfuhren, ward ihr wilder Sinn gedämpft. Sie gaben den Vorstellungen ihres Oberherzogs **Geisa** I, daß noch einige solche Niederlagen ihre Ausrottung herbeiführen könnten, Gehör und stellten ihre Raubzüge ein; ja Viele nahmen nach seinem Vorgange das Christenthum an, dessen sittenmildernder Sinn auch bei diesem so wilden Volke seine Kraft bewährte.

Geisa I (972—997), der Sohn jenes Torus und Urenkel Arpad's, des Stifters der ersten ungarischen Dynastie, hatte eine christliche Gemahlin, die wunderschöne und heldenmüthige Sarolta, Tochter des Fürsten Gylas, der in Constantinnopel Christ geworden war; durch sie wurde auch er für das Christenthum gestimmt, so daß er den vom Bischoff Piligrin von Passau dahin gesandten deutschen Glaubensboten erlaubte, den in seinem Lande lebenden deutschen Gefangenen das Christenthum zu predigen. „Die rührende Andacht, mit welcher die Unglücklichen den Trost des Evangeliums vernahmen", machte so tiefen Eindruck auf die Magyaren, daß auch viele Magnaten (Große) sich taufen ließen und selbst Geisa die Taufe empfieng. Die Verbindung, in welche dadurch die Ungarn mit der abendländischen Kirche kamen, hatte auch auf ihre politische Entwicklung wesentlichen Einfluß. Geisa selbst hatte freilich noch so verkehrte Begriffe vom Christenthum, daß er noch nebenher seinem Nationalgötzen opferte und auf den Verweis, den ihm deß-

halb sein Bischoff gab, antwortete: er sehe nicht ein, warum er dieß nicht thun solle; er sey ja reich genug, um beiden zu dienen!

Einen mächtigen Fortschritt in Cultur, Gesittung und Staatsverfassung machte Ungarn unter Geisa's Sohn Stephan dem Heiligen (997—1038), der bei seiner Vermählung mit der Schwester Kaiser Heinrich's II gelobt hatte, unter seinem Volke nach Kräften das Christenthum zu fördern. Er rief nicht nur viele Geistliche aus Deutschland und Italien herbei und zog sonst noch viele Deutsche und andere Fremde in's Land, sondern er umgab sich auch mit einer deutschen Leibwache, und gebot sogar die Freilassung aller Christensclaven, deren Zahl in Ungarn groß war. Dadurch steigerte sich die anfängliche Unzufriedenheit mit seinen Anordnungen zur offenen Empörung. So jedoch mußte es kommen, um durch den Sieg über die Empörer zugleich auch den „Sieg des Christenthums und der Cultur über Heidenthum und Barbarei" zu entscheiden.

Stephan nahm hierauf mit Bewilligung des deutschen Kaisers Otto's III und des Papstes Sylvester's II im J. 1000 den Königstitel an und wurde einerseits durch Eintheilung des Reichs in 72 Comitate oder Gespannschaften, durch Besorgung eines Gesetzbuchs, durch Einführung des Lehenswesens und Einrichtung des Heerbannes, anderseits durch Stiftung von Bisthümern und Erhebung der lateinischen Sprache zur Hof- und Geschäftssprache der Ordner des Staats und der Kirche und als solcher Ungarns größter Fürst.

Die vom Papst zum Geschenk erhaltene Krone des h. Stephan, womit in der Folge alle Könige Ungarns gekrönt wurden, lag stets als Nationalheiligthum in Preßburg verwahrt. Jedes der Comitate, in die das Land getheilt wurde, hatte einen Comes oder Obergespann, der darin die Verwaltung und den Kriegsbefehl hatte und ein Drittheil der königlichen Einkünfte des Comitats bezog. — Die Hofbeamteneinrichtung war der am deutschen kaiserlichen Hofe nachgebildet: der höchste Würdenträger war der Comes Palatinus oder Pfalzgraf, als Pfleger des Rechts; sein Stellvertreter hieß Iudex curiae regiae; die übrigen waren der Erzschatzmeister (magister tabernicorum), der Erzschenk (magister pincernarum), der Erztruchseß (magister dapiferorum) und der Erzmarschall (magister agasonum). — Die Reichstage wurden unter freiem Himmel auf einem Felde

zwischen Buda (Ofen) und Pesth gehalten und die Beschlüsse durch Herolde ausgerufen. — Auf diesen Reichstagen erschienen unter den Lehnsgroßen oder Magnaten auch die Bischöffe (von Erlau, Raab ꝛc.) mit dem ihnen vorgesetzten Erzbischoff von Gran. — Das von Stephan gegebene, in lateinischer Sprache geschriebene Gesetzbuch (Decretum Stephani) enthielt viele den fränkischen Gesetzen nachgebildete Verordnungen. — Das Lehnswesen, das Stephan einführte, hatte gleichfalls Aehnlichkeit mit dem germanischen: die Königsmannen erhielten gegen Hof- und Kriegsdienste königliche Güter und bildeten mit den Freiherren, die ihre abgabenfreien Stammgüter auf ihre Nachkommen vererbten, den Adel des Landes. Das übrige Volk bestand aus gemeinen Freien, Hörigen und Leibeigenen.

Da aber das gemeine Volk noch über hundert Jahre lang seine nomadische Lebensweise beibehielt und von der lateinischen Sprache nichts verstand, so drang die neue Ordnung der Dinge nur langsam durch; und da es an einem Thronfolgegesetz fehlte und nur im Allgemeinen die unverbrüchliche Regel galt, daß aus dem arpadischen Fürstengeschlechte der jedesmalige Herrscher stammen müsse, so entstanden häufige Thronstreitigkeiten, die das Land in Verwirrung setzten.

Dieß war gleich nach Stephan's Tode der Fall. Er hatte, da sein Sohn vor ihm gestorben war, seine drei dem Christenthum abgeneigten Brüder übergangen und seinen Neffen Peter zum Nachfolger ernannt, der aber so grausam war, daß ihn die Magnaten absetzten und Stephan's Schwager Samuel Aba 1041 zum König wählten. Dieser eigenmächtige Schritt bewog den Kaiser Heinrich III als Oberlehnsherrn zum Einschreiten; allein mit des Kaisers Entfernung begann die Verwirrung auf's Neue und dauerte unter mancherlei Gräueln fort, bisnach vierfachem Thronwechsel endlich Ladislaus I der Heilige (1077—1096) sich durch Tapferkeit und Klugheit auf dem Thron behauptete und durch strenge Handhabung geschärfter Gesetze, durch eifrige Beschützung der Kirche und völlige Unterdrückung des Heidenthums die Ruhe und Ordnung im Lande wieder herstellte. Auch erweiterte er sein Reich durch die Eroberung von Kroatien; aber seine Versuche, sich auch Dalmatiens zu bemächtigen, verwickelten ihn in schwere Kriege mit den Venetianern, welche die Herrschaft über Dalmatien nicht so leicht aufgaben. Seinen

Nachfolgern jedoch gelang es, sich im Besitze von Dalmatien zu behaupten.

Die **Kroaten** (Hrovaten d. i. Gebirgsbewohner), ein slavisches, im nördlichen Illyrien wohnendes, wildes, aber tapferes Volk, hatten seit dem 10. Jahrhundert einen König, der sich zum Christenthum bekannte. Unter seinen Nachfolgern hatte Zwonimir die Schwester des Königs Ladislaus I von Ungarn, Namens Helena, zur Gattin. Diese suchte sich nach ihres Gatten Tode in der Regierung zu behaupten, und als die Supane oder Häupter der eilf Stämme, in die das Volk getheilt war, ihr nicht gehorchten, rief sie ihren Bruder Ladislaus zu Hülfe. Nach der Eroberung Kroatiens 1089 setzte Ladislaus seinen Neffen Almus zum Herzog von Kroatien und Slavonien ein.

---

7. Kapitel.

Das griechische oder byzantinische Reich und die muhammedanischen Staaten von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts.

1. Das byzantinische Reich: Macedonische Dynastie bis Michael VI. Aufrechthaltung des äußern Reichsbestands gegen die Barbaren. Die Comnenen bis Alexius I. Verlust der asiat. Besitzungen an die Seldschuken. Verfall des Reichs.

Die Geschicke dieses marklosen Reiches wurden bereits oben (XIV. 5, 1. u. 10, 4. a. E.) bis zum Auftreten der macedonischen Kaiser verfolgt. Dieser, mit Basilīus I beginnenden Dynastie gelang es durch das Kriegstalent und die Tapferkeit einiger ihrer Glieder, wenigstens den äußern Bestand des Reiches gegen den Andrang barbarischer Völker — der Araber oder Sarazenen und der seldschukischen Türken in Asien, der Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen, an der untern Donau, der Russen oder Waräger in der Krimm und an der Donau, der Magyaren am adriatischen Meer, der Normannen in Italien und Dalmatien — vor dem Umsturz zu bewahren und ihm durch Aufnahme ausländischer Söldner, welche fortan den Kern griechischer Heere bildeten, so wie durch den Einfluß seines, wenn auch verderbten, Christenthums auf

jene barbarischen Gränzfeinde noch den Schein eines kräftigen Lebens zu verleihen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß der bereits eingetretene Starrkrampf der morgenländischen Kirche, welche durch ihre Streitigkeiten den Staat seiner Kraft beraubt hatte, den politischen Bestrebungen dieser Kaiser zu Gute kam.

Basilius I der Macedonier (867 — 886), der sich durch Ermordung des sein Leben bedrohenden Kaisers Michaels III auf den Thron geschwungen hatte, schlug die Angriffe der Araber zurück und bewies sich als einen eben so kräftigen und klugen, als gerechten und milden Regenten. — Sein Sohn Leo der Philosoph (886 — 912), ein Zögling jenes Patriarchen Photius, von dessen Kirchenstreit mit dem römischen Bischoffe oben (XIV. 10, 4) näher die Rede war, liebte die Wissenschaften und vollendete die von seinem Vater begonnene Sammlung der Basiliken oder kaiserlichen Gesetze, führte aber aus Weichlichkeit eine schlaffe Regierung, die sich die Sarazenen und Bulgaren zu wiederholten Angriffen zu nutze machten. — Da sein Bruder und Mitregent, der Trunkenbold Alexander, ihn nur ein Jahr überlebte, folgte Leo's Sohn Constantin VII Porphyrogenitus (913 — 959), der, bloß mit Schriftstellerei und mit Kunstliebhabereien beschäftigt, die Regierung anfangs seinem Schwiegervater und Mitregenten Romanus I und seinen Schwägern — dann, als er dieselben wegen Gewaltthätigkeiten in's Kloster verweisen mußte, seiner Gemahlin Helena und seinem zum Mitregenten erklärten Sohne Romanus II (959 — 963) überließ. Nach Constantin's Tode regierte Romanus allein, gefiel sich aber in Grausamkeiten und wurde zuletzt von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Theophano vergiftet. Er hatte zwei Töchter, davon die eine, nach ihrer Mutter Theophano benannt, die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II (K. 2, 3.), die andere, Anna, die Gemahlin des russischen Fürsten Wladimir des Großen wurde (K. 6, 9.). Obgleich Romanus auch zwei Söhne hinterließ, so suchte sich doch seine Wittwe Theophano dadurch in der Herrschaft zu erhalten, daß sie den tapfern Nicephorus II Phokas, der die Araber siegreich bekämpft und die Insel Candia (Kreta) mit griechischem Feuer wieder erobert hatte, durch ihre Hand auf den Thron erhob (863 — 869). Derselbe entriß den Sarazenen auch Syrien, machte sich aber durch Strenge und durch starke Besteurung des Klerus verhaßt und wurde zuletzt in einer Verschwörung, an der seine Gemahlin Theil nahm, auf seiner Bärenhaut von der Hand seines Feldherrn Johann Tzimisces ermordet.

Zum Kaiser ausgerufen, verbannte Johann Tzimisces (969 — 976) die schändliche Theophano, nahm seine Schwäger, die beiden Söhne des Romanus II, Basilius II und Constantin IX zu Mitregenten an, besiegte die Russen und Bulgaren und drang siegreich bis über den Eu-

phrat vor, wo er Nisibis eroberte. — Nach seinem Tode (durch Gift, das ihm Privatrache mischte) regierten die bisherigen Mitregenten desselben, von denen **Basilius** II (976 — 1025) mit Hülfe der Russen den Chazaren Taurien (die Krimm) abnahm und die Bulgaren, Serbier und Kroaten zur Unterwerfung brachte. Seinen Beinamen „der Bulgarentödter" erhielt er, weil er, barbarischer als diese Barbaren, 15000 bulgarischen Gefangenen die Augen ausstechen und je Hundert derselben von je einem Bulgaren, dem man Ein Auge gelassen hatte, in ihre Heimath zurückführen ließ, so daß das Entsetzen vor diesem schauderhaften Anblick dem Bulgarenkönig Samuel den Tod brachte. — Mit seinem Bruder Constantin IX (1025 — 1028), der bei seiner schwelgerischen Unthätigkeit Syrien wieder an die Sarazenen verlor, erlosch der macedonische Mannsstamm. — Eine seiner Töchter, Zoë, behauptete sich in der Regierung dadurch, daß sie theils durch Vermählung, theils durch Adoption dem Throne vier Kaiser gab (Romanus III, Michael IV, Michael V und Constantin XI Monomachus 1028 — 1054), unter denen das Reich theils durch die Petschenegen, theils durch die italienischen Normannen schwer bedrängt wurde. — Nach dem Tode Constantin's IX bemächtigte sich Zoë's Schwester Theodora der Herrschaft und ernannte, da mit ihr das macedonische Haus vollends erlosch, den Michael VI Stratonikus zum Nachfolger. Dieser wußte sich aber nicht zu behaupten und wurde vom Heere zur Abdankung gezwungen.

Mit dem vom Heere auf den Thron erhobenen tapfern Feldherrn **Isaac** I Comnenus 1057 beginnt eine neue Kaiserreihe zunächst aus verschiedenen Häusern, daraus die vier auf Isaac folgenden, meist der Familie Ducas angehörenden Kaiser fast alle asiatischen Besitzungen an die Seldschucken verloren und das von Außen durch die Einfälle der Barbaren, von Innen durch Ränke, Verrath und Empörungen so vielfach erschütterte Reich noch mehr verfiel, bis es von 1081 an durch einige tüchtigere Kaiser aus dem Hause der Comnenen mittels Herstellung der Kriegszucht und Verbesserung der Verwaltung wieder auf eine Zeit lang den Schein der Kraft und Macht bekam.

Schon Isaac I Comnenus (1057 — 1059), der Stifter des comnenischen Kaiserhauses, förderte in den wenigen Jahren seiner Regierung die Sicherheit und Wohlfahrt des Reiches kräftig, dankte aber wegen Kränklichkeit ab und gieng ins Kloster. — Der von ihm zum Nachfolger ernannte Constantin X Ducas (1059 — 1067) sammelte bloß Schätze und zwang, um sie

bei seinem Hause zu erhalten, seine Gemahlin Eudoxia zur Ausstellung eines handschriftlichen Gelöbnisses, daß sie nach seinem Tode keine zweite Ehe eingehen wolle. Da sie aber die vormundschaftliche Regierung für dessen Söhne ohne männlichen Beistand nicht führen konnte, verschaffte sie sich durch List jene Handschrift wieder, ließ sich durch den Patriarchen von jenem Gelöbniß entbinden und wählte zum Gemahl den tapfern Romanus IV Diogenes (1067 — 1071), der in drei Feldzügen die Seldschucken besiegte, im vierten aber von ihnen gefangen, jedoch gegen Tribut wieder losgelassen wurde.

Unterdessen war Eudoxia's Sohn Michael VII Parapinaces (1071 — 1078) zum Kaiser erwählt worden. Vergebens suchte der zurückkehrende Romanus ihn zu bekämpfen: er mußte entsagen und ins Kloster gehen, wo er noch dazu auf königlichen Befehl geblendet und dabei so vernachläßigt wurde, daß Würmer in seinen Augenhöhlen wuchsen und er unter entsetzlichen Qualen starb. — Bald darauf wurde Michael VII vom Throne gestoßen und zwar von Nicephorus III Botaniates, den aber das gleiche Schicksal traf, indem ihn sein Feldherr **Alexius I Comnenus**, Isaac's Neffe, (1081 — 1118) in's Kloster zu gehen zwang und durch muthvolle Unterdrückung von Verschwörungen sich behauptete, aber auch schwere Kämpfe gegen die Normannen, Türken, Petschenegen und Kumanen, so wie den Andrang der ersten Kreuzfahrer zu bestehen hatte. Wie er übrigens diesen Kreuzzug zu seinem und seines bedrängten Reiches Vortheil geschickt zu benützen wußte, wird sich bei der Darstellung dieses Kreuzzugs selbst erweisen. (K. 8, 2.)

2. Fortsetzung: Innere Zustände im byzantinischen Reich. Sittenversunkenheit bei fortdauernder Beschäftigung mit den Werken des klassischen Alterthums. Die Schriften des Photius, Constantinus Porphyrogenitus, Leo Diaconus, Psellus d. J. u. a.

So, von Außen durch barbarische Horden gedrängt, nach Innen von meist lasterhaften, oft willenlosen Kaisern, von herrschsüchtigen, oft sittenlosen Weibern, von feilen, verrätherischen Hofbeamten, von unduldsamen, ränkesüchtigen Priestern, insbesondre von streitsüchtigen, störrischen Mönchen und von dem fanatischen und habsüchtigen Pöbel der großen, in asiatischer Prunksucht und und Genußgier versunkenen Hauptstadt in seinem ganzen Organismus gestört, konnte das byzantinische Reich den ihm zugefallenen Beruf eines „Gränzwächters" zwischen Europa und Asien nur schlecht erfüllen. Der Mangel eines Erbfolgesetzes gab den Thron unaufhörlichen Umwälzungen

preiß, und weder die Gesetze über dessen Heiligkeit mit ihren grausamen Strafen gegen deren Uebertreter, noch das peinlichste Hofceremoniel, das mit seinen vielen Aemterabstufungen und lächerlichen Titeln „Ehrfurcht einflößen" sollte, konnte ihn sicher stellen. Die Verschwendung des prunkvollen Hofstaats und die Unterhaltung der Heere und Flotten, insbesondere der schwere Sold der aus Franken (d. i. Deutschen) und Warägern (d. i. Normannen) bestehenden Leibwache vermehrten den Abgabendruck, der vorzüglich auf den Provinzen lag, während der Handel nur in den Luxusgewerben der Hauptstadt blühte, in den schutzlosen Provinzen aber daniederlag und darum seit dem 10. Jahrhundert theils in die Hände der barbarischen Nachbarn, zum größten Theil aber an die Araber und an die italienischen Seestädte übergegangen war.

Nur die Wissenschaften genoßen, besonders unter den macedonischen Kaisern, eine eifrige Pflege, durch welche wenigstens eine dauernde Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums unterhalten wurde. Allein die Literatur gehörte mehr dem Hofe und den in seinem Dienste stehenden Gelehrten an und bestand — mit Ausnahme der mathematischen Studien und der eifrig betriebenen Rechtswissenschaft — mehr nur in Auszügen aus ältern Schriftstellern und in meist geistlos geschriebenen Geschichtswerken; die bildenden Künste aber geriethen sammt dem Kirchenthum, an das sie sich anschlossen, in völligen Stillstand.

Unter Basilius I setzte der schon genannte Patriarch Photius († 892 s. XIV. 10, 4. a. E.) durch seine im 9. Jahrhundert gewiß seltene, über die verschiedensten Zweige der Wissenschaften sich erstreckende Gelehrsamkeit in Staunen. Er hinterließ ein umfassendes Werk, betitelt Myriobiblion (eine Art Bibliothek), das aus Nachrichten und Auszügen von 280 alten griechischen Werken besteht, die er während seiner Gesandtschaft in Assyrien gelesen hatte. Diese Auszüge folgen zwar ohne Ordnung und Methode auf einander, sind aber zum Theil darum schätzbar, weil sie auch von etwa 80 verloren gegangenen Werken den Inhalt angeben.

Den größten Eifer für die Wissenschaften legte unter den, ihnen in der Regel förderlichen macedonischen Kaisern Constantin VII Prophyrogenitus an den Tag, indem er den Schulen geschickte Lehrer der Philosophie und

Rhetorik, der Geometrie und Astronomie verschaffte, Gelehrte und Künstler mit Belohnungen ermunterte und durch sie viele Sammlungen und Werke veranstalten ließ. Er selbst verfaßte mehrere Schriften (z. B. über die Staatsverwaltung, über die Hofordnung, über die Militärverfassung): insbesondere beschrieb er das Leben seines Großvaters Basilius I. — Eine anonyme Fortsetzung zu diesem Werke enthält das Leben Leo's VI, Alexander's, Constantin's VI und Romanus' II. — Leo Diaconus schrieb dann eine Geschichte der Kaiser Romanus' II, Nicephorus Phokas' und Johannes Tzimisces'. An sie schließt sich das Geschichtswerk des vielseitig gelehrten **Psellus** (des Jüngern), das bis auf Constantinus X Ducas 1039 geht. — Eine besondre Geschichte der Comnenen schrieb des Alexius Schwiegersohn Nicephorus Bryennius, das dann durch seine Gemahlin Anna Comnena zu Ende geführt wurde, wobei sie aber ihre Feder allzusehr in die Farben der Poesie und Rhetorik getaucht hat.

3. Die muhammedanischen und christlichen Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel bis zum Ende des 11. Jahrhunderts: das maurische Spanien. Das Chalifat von Cordova ein Culturstaat. Glanz desselben unter Abderrahman III. Die Vezire. Zerfall des Chalifats. Arabische Kunst und Wissenschaft.

Seit der Eroberung und Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen (XIV. 7, 2) ist uns Spanien in den Hintergrund getreten. Nachdem Abderrahman, der Stifter des Emirats oder Chalifats von Cordova nach dem Verlust jener Provinz in dem übrigen arabischen Landestheil seine Herrschaft befestigt hatte, hob sich unter seinen acht nächsten Nachfolgern, ungeachtet fortwährender Gränzkriege gegen die Christen, das arabische Spanien, wenn auch nie zu einer hohen politischen Macht, doch zu einem sehr bedeutenden Culturstaat.

Hescham, Abderrahman's Sohn und Nachfolger (787—795) vollendete die Prachtmoschee zu Cordova, legte Schulen an und förderte arabische Kunst und Wissenschaft auf das eifrigste. War auch sein Sohn Alhakem I (795—822) ein grausamer und schwelgerischer Despot, so nahm sich doch dessen Sohn Abderrahman II (822—852) der Culturpflege desto mehr an und umgab sich mit den berühmtesten Dichtern und Tonkünstlern. — Sein Sohn, der hochgebildete und geistvolle Mohammed (852—886) hob Cordova zum blühendsten Sitz der Kunst und Wissenschaft in Europa; doch hatte er gegen die Go=

then und Normannen lebhafte Kämpfe zu bestehen, so wie auch seine beiden einander auf dem Throne folgenden Söhne Almudhar und Abdallah gegen Empörer zu kämpfen hatten, die nach ihrer Demüthigung in Galicien einfielen und durch ihre Niederlage, die sie bei Zamora erlitten, den König Alfons III von Asturien veranlaßten, seine Gränzen weiter in das Chalifat vorzuschieben.

Doch Abderrahman III (912—961) trat der Macht der Asturier wieder mit Kraft entgegen, entriß ihnen zweimal Zamora und errang dadurch, so wie durch den Glanz seines Hofes und Palastes (der auf 4312 Säulen ruhte) und durch die hohe Blüthe seines mit reichen Städten, Prachtpalästen, Moscheen und Gärten geschmückten Reiches einen hohen Ruhm, den noch sein Sohn Alhakem II (961—976), ein mit Gelehrten, Dichtern und Büchern umgebener leidenschaftlicher Beförderer der Wissenschaften, zu behaupten wußte.

Arabische Schriftsteller berichten, daß unter diesem Alhakem II, der die Schwerter und Lanzen in Spaten und Pflugschaaren verwandelt habe, das in 6 Militärbezirke getheilte Land 6 größte, 80 mittlere, 300 kleinere Städte, außerdem eine unzählige Menge von Schlössern, Meyerhöfen und Dörfern (davon nur im Quadalquivir-Gebiet schon an 12000) gehabt hätte, daß Cordova allein 200,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Hospitäler, 80 öffentliche Schulen, 900 öffentliche Bäder gezählt und das Staatseinkommen 12 Mill. Goldstücke, ohne die Natural-Abgaben, betragen hätte. Mögen auch diese Angaben übertrieben seyn, so ist doch gewiß, daß das Land durch den eifrigen Betrieb des Acker- und Gartenbau's, der Gewerbe und des Handels, der Bergwerke und Fabriken sich auf der höchsten Stufe des Flors und Wohlstandes befand, wie es sie nachher nie wieder erreichte.

Die Pflege der arabischen Künste und Wissenschaften wurden durch den Vorgang der Könige und den Nacheiferungstrieb der Großen in einem Umfange betrieben, von welchem nur allein schon 17 Universitäten (darunter Cordova, Sevilla, Granada, Toledo, Valencia) und 70 große Bibliotheken zeugen, und welcher auch auf das übrige Europa wesentlichen Einfluß hatte, indem selbst viele wißbegierige Christen zu jenen Werkstätten des geistigen Lebens eilten.

Nur die persönliche Tüchtigkeit der Herrscher, die den Ueber=

muth der Großen zu zügeln verstand, hatte bis daher die Einheit des spanisch-arabischen Chalifats aufrecht erhalten. Mit dem schwachen Hescham II (976—1002) gieng die Macht an die Veziere oder Hadschib's über, und wenn auch Hescham's gewaltiger Hadschib Almansor das Reich mit Kraft gegen die Christen vertheidigte, so beginnt doch nach Hescham's II Tode mit dem Sturz seiner Söhne eine lange Reihe von Thronumwälzungen und Bürgerkriegen, während welcher die Gewalt der Wali's oder Statthalter so selbstherrlich erscheint, daß nach Hescham's IV Verzicht auf die Chalifenwürde sich 1031 das Chalifat der Ommaijaden in eine Menge kleiner Königreiche auflös'te, unter denen Cordova, Toledo, Granada, Sevilla, Saragossa, Valencia, Malaga, Murcia, Jaen, Lisboa die wichtigsten waren.

4. Fortsetzung: Das christliche Spanien vom Anfang des 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. — Galicien und Asturien. Die Königreiche Leon, Castilien, Navarra und Aragonien. Die Grafschaft Barcellona. Einigung der vier Königreiche in zwei: Castilien und Aragonien. Theilung Castiliens. Fortgesetzte Kämpfe der Christen gegen die Mauren. Der Cid. Die Almoraviden und Almohaden im Kampf. Uneinigkeit zwischen Castilien und Navarra.

Das christliche Spanien, von dessen Entstehung aus dem freigebliebenen Reste der Westgothen, welche vor dem Eindringen des Islams in die Halbinsel in den Gebirgen Galiciens und Asturiens Schutz gefunden hatten, schon oben (XIV. 7, 2.) die Rede war, bestand zur Zeit Abderrahman's I aus zwei kleinen christlichen Staaten, die sich bis an den Duero ausgedehnt hatten. Es waren dieß Galicien und Asturien, die unter Alonso I im Anfang des 8. Jahrhunderts sich vereinigten, und unter Alonso II, dem Eroberer von Lisboa und des Landes zwischen dem Minho und Duero, 792 Oviedo zum Mittelpunct bekamen, so daß dieses christliche Reich bald Königreich Asturien, bald Königreich Oviedo hieß, bis 918 Leon die Hauptstadt wurde und den Namen für das Ganze hergab.

Bereits ist auch erwähnt worden, daß zur Zeit Hakem's I Kaiser Karl der Große durch seinen Sohn Ludwig 803 Barcelona eroberte und den Gothen zur Ansiedlung gab, und daß

er durch die Eroberung der Balearen und ihre Verbindung mit der Grafschaft Barcelona dem in Spanien allmählig wieder vordringenden Christenthum einen festen Anhalt gab (XIV. 7, 4. a. E.)

In der Mitte des 9. Jahrhunderts machte sich Altkastilien mit der Hauptstadt Burgos von den Arabern frei und erhielt sich als zweiter christlicher Staat unabhängig. — Bald darauf, unter Karl dem Kahlen, entzog sich in Catalonien (oder der spanischen Mark) Navarra mit seiner meist baskischen Bevölkerung der fränkischen Herrschaft und wurde von Garcias I, dem Gründer der Grafschaft Aragonien, zu einem Königreich erhoben. — Der übrige Theil der spanischen Mark oder Cataloniens, die Grafschaft Barcelona, machte sich dann auch bald unabhängig.

Durch den Abfall der Grafschaft Burgos (unter Ferdinand Gonzalez) vom Reiche Leon (923) entstand die Grafschaft Castilien, die nach dem Tode des Königs Garcias Sanchez 1028 an **Sancho** III den Größern von Navarra fiel.

Sancho Major oder der Größere schwächte aber sein also vergrößertes Reich dadurch, daß er es 1035 unter seine vier Söhne theilte und es so dem bereits zersplitterten Chalifat leichter machte, länger zu widerstehen. Erst als die vier neuen Reiche Leon, Castilien, Aragonien und Navarra sich wieder in zwei größere, Castilien und Aragonien, geeinigt hatten, indem Ferdinand der Große von Castilien 1037 Leon erbte, und Navarra zum Theil an Castilien, zum Theil an Aragonien fiel, konnten die Araber wieder kräftiger bekämpft werden.

Diese nie ruhenden Kämpfe der spanischen Christen gegen die Araber oder Sarazenen in Spanien wurden mit stets abwechselndem Glücke gekämpft und bildeten jenen schwärmerisch-ritterlichen Sinn aus, der dem spanisch-christlichen Adel auf weit hinaus eigenthümlich wurde und seine Quelle ebenso im Glaubenseifer, wie im Freiheitsstolz hatte, seine Nahrung aber aus der Gluthsonne jenes Himmelsstrichs, wie aus dem Beispiele des durch Tapferkeit und Höflichkeit gleich ausgezeichneten Gegners schöpfte.

Die Fortschritte, welche die Christen unter **Ferdinand dem Großen** und (ungeachtet der Theilung seines Reiches unter seine drei Söhne) unter **Alfons** machten, bewogen den schwärmerischen Maurenstamm der **Almoraviden aus Marokko**, wo sie seit 1056 eine Herrschaft gestiftet hatten, **nach Spanien herüber zu gehen**, um hier das erlöschende Feuer des Kampfes unter ihren Glaubensbrüdern wieder anzuzünden. Obgleich sie sich schnell zu Herren der meisten arabischen Königreiche machten und den Kampf gegen die Christen lebhaft unterhielten, so half es ihnen doch wenig: **die christlichen Waffen erhielten mehr und mehr die Oberhand.**

Den höchsten **Ruhm christlicher Tapferkeit** in den Kämpfen gegen die Sarazenen in Spanien erwarb sich der in Volksliedern viel besungene **Cid**, der seinem Könige Ferdinand, wie dessen Sohne Alfons VI die meisten Siege erfocht. Er hieß eigentlich **Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Bivar** (bei Burgos) und war 1026 geboren. Den Beinamen **Cid**, der Herr, (eigentlich **Sid el battal** d. i. Herr des Kampfes) erhielt er von der Bewunderung der Araber; den Beinamen **Campeador** (Kampfheld ohne Gleichen) von der Dankbarkeit Ferdinands und des Volkes. — Von König **Alfons** zweimal mit Undank belohnt und **verbannt**, stritt er zuletzt unabhängig gegen die **Mauren** und eroberte 1094 **Valencia**, worauf ihn Alfons begnadigte. Nachdem er 1095 auch **Murviedro** erobert hatte, starb er 1099 zu Valencia. — Die Volkslieder, die sein Leben und seine Thaten besangen, wurden im Anfang des 16. Jahrhunderts gesammelt und 1613 zum erstenmal herausgegeben. Von den 100 noch vorhandenen Romanzen hat **Herder 70 in das Deutsche übersetzt.**

Da **Alonso** VI **von Castilien**, der mit Hülfe französischer Kreuzfahrer 1085 **Toledo** eroberte, im Kampf gegen die Moraviden seinen eigenen Sohn verloren hatte, so überließ er bei seinem Tode 1109 Castilien seinem Schwiegersohne **Alonso** VII von Aragonien, der dann den Arabern 1118 **Saragossa, Tarragona** und viele andere Städte entriß und von seiner Tapferkeit den Beinamen el batallador (der Schlachtenkämpfer) erhielt. Da die Moraviden seit 1122 auch von der aus Afrika herübergekommenen fanatischen Secte der **Almohaden** schwer bedrängt wurden, so würde der Fortgang der christlichen Waffen noch rascher gewesen seyn, wenn nicht das Reich der Christen

auf's Neue in drei, noch dazu einander bekämpfende Staaten, Castilien, Aragonien und Navarra, zerfallen wäre.

Ungeachtet der beständigen Kriege zwischen Christen und Arabern, bestand doch zwischen beiden oft auch eine gewisse Befreundung, ein ritterlicher Verkehr, und von Seite der Christen ein Streben nach arabischer Bildung, wie denn der berühmte Gerbert (der früher schon genannte Papst Sylvester II s. K. 2, 5.) seine staunenswerthen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm den Ruf der Zauberei zuzogen, dort geholt hatte. — Unter den spanischen Christen selbst herrschten noch westgothische Gesetze und Einrichtungen, aus denen hier das Lehnswesen, die Castellane oder königlichen Vögte, und die Versammlungen der Cortes hervorgehoben werden mögen. Merkwürdig sind die Fuero's oder Freiheiten und Vorrechte der tapfern Basken d. i. der Einwohner von Biscaya, Guipuscoa und Alava, welche Nachkommen der alten iberischen Vasconen sind. Sie hatten sich unter den Römern, Westgothen und Mauren frei erhalten und unter den Karolingern wenigstens eigene Herzoge, unter den kastilischen Königen ihre eigene Verfassung behalten dürfen. — Der Klerus besaß in allen diesen christlichen Staaten großes Ansehen und großen Reichthum. — In Barcelona war das regste Gewerbsleben.

5. Die muhammedanischen Reiche im Morgenland bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Das Chalifat der Fatimiden in Aegypten. Toleranz und Bildung unter den fünf ersten Chalifen. Hakem's Fanatismus. Verfall des Reichs. Die Secten der Drusen und Ismaelier. Die Assasinen. — Das Chalifat der Abbasiden in Bagdad. Reichstheilung unter den Söhnen Harun al Raschid's. Empörungen. Militärdespotismus. Zerfall. Emir al Omar, weltlicher Chalife. Uebergang in das Seldschuckenreich. Größe und Verfall desselben.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts hatte die Dynastie der Fatimiden oder Erben Ali's und der Fatime (XIV. 3, 5. a. A.) den Aglabiden Tunis und Sicilien, den Edrisiden Fez, den Ischididen Aegypten und den Hamadaniden Palästina und Syrien (Damascus) entrissen und sich zu einer bedeutenden Macht erhoben. Unter diesen Staaten bildete Aegypten das

Mittelglied zwischen Nordafrika und Syrien. Von der ägyptischen Hauptstadt Kairo aus, dem Waarenstapelplatz aller damals bekannten Welttheile, giengen die Verkehrs-Wege über die Küstenländer Nordafrika's nach Sicilien, über Syrien nach dem asiatischen Binnenland, über Arabien nach Indien, über Nubien nach dem Innern von Afrika, und führten dadurch jener Stadt unermeßlichen Reichthum zu. Dazu kam eine geregelte, keinen Theil der Bevölkerung drückende Landesverwaltung und eine verständige gegen Christen und Juden geübte Religionsduldung, um dieses Land auf eine hohe Stufe des Wohlstandes und der Bildung zu heben, die es bis zum Eintritt der Regierung des sechsten fatimidischen Chalifen Hakem behauptete.

Als aber dieser Hakem in fanatischem Wahnwitz göttliche Verehrung für sich in Anspruch nahm und die bis dahin so weislich gedämpfte Glaubensschwärmerei der Moslemim wieder erwachte, so brachen gegen Christen, Juden und Sunniten die schwersten Verfolgungen aus. Einkerkerungen, Brandschatzungen und Mißhandlungen Andersglaubender, insbesondere Zerstörung christlicher Kirchen und Mißhandlungen und Beschatzungen abendländischer Pilger waren unter Hakem's Regierung an der Tagesordnung, und selbst nach seinem geheimnißvollen Tode (1021) kehrte, wenn auch Ruhe, doch nicht die frühere Eintracht und Gesittung zurück, da Sectengeist und Vezirherrschsucht fortan den Thron der Fatimiden untergrub.

Die zunehmenden Glaubensspaltungen waren eine Hauptursache des Untergangs der Chalifenmacht sowohl bei den Fatimiden, als auch bei den Abbasiden. Nicht nur standen sich Schiiten und Sunniten (XIV. 3, 6) auf's schroffste entgegen, sondern aus den Schiiten lösten sich auch zwei neue Secten ab: die Drusen und die Ismaelier. — Die **Drusen** wohnten im Libanon; sie waren es, die den fatimidischen Chalifen Hakem für den wahren Abgesandten des Propheten erklärten, die Verbindlichkeit des Korans läugneten, indem sie ihn nur sinnbildlich deuteten, inneren Offenbarungen folgten und gegen Andersgläubige auf Leben und Tod stritten. — Die Ismaelier verehrten den Urenkel des ersten Abu-Bekr's, Namens Ismael, und bildeten unter dem Namen **Assasinen** eine politisch-religiöse Brüderschaft, die sich 1090 von der Gebirgsfeste

Alamut aus über andere Festen Chorasan's verbreiteten und 1105 in Hassan, einem Todfeinde der Abbasiden, sich ihren Scheich oder Großmeister und eine auf unbedingten Gehorsam und wanklose Treue gegründete Ordensverfassung gaben. Der Großmeister, genannt der „Alte vom Berge" hatte unter sich 1. die Dais oder Meister, welche, in alle Grade der Geheimlehre eingeweiht, den Glauben weiter verbreiteten und die von ihnen angeworbenen, in ihrer Lehre befindlichen Refik's oder Gesellen überwachten; 2. die Fedavi's oder Geweihten, welche die Befehle des Alten unbedingt in Vollziehung setzten. Es waren dieß kräftige, kühne Jünglinge, die in weißen Kleidern mit rothen Gürteln und in rother Kopf- und Fußbekleidung einhergehend, in einsamen Burgen und Thälern erzogen, in Waffen wohl geübt, von schwärmerischem Glaubenseifer erfüllt, nicht selten durch den Genuß der Haschischi (eines betäubenden Getränks aus einer Art Hanf) in künstliche Begeisterung versetzt und durch die Hoffnung auf die sinnlichen Freuden des Paradieses gestärkt, zur Vertheidigung des Islam's und der Ehre Ali's mit fanatischer Todesverachtung jeden ihnen von ihren Obern bezeichneten abbasidischen oder sonst andersgläubigen Fürsten oder Vornehmen erdolchten: denn gemeine Leute zu tödten, verbot ihnen Stolz und Politik. Dadurch machte sich die Secte der Ismaelier allen Theilen furchtbar. Der Assassinenstaat umfaßte Dschebal, Kuhistan und das syrische Gebirg.

Das gleiche Schicksal des Verfalls traf das Abbasiden-Chalifat von Bagdad, dessen Blüthe zur Zeit Harun al Raschid's, des berühmten Zeitgenossen Karl's des Großen, bereits geschildert wurde (XIV. 8, 3). Schon Harun legte den Grund zum künftigen Verfall des Chalifats dadurch, daß er das Reich unter seine drei Söhne theilte, von denen Al Amin die Westländer (Medien, Assyrien, Mesopotamien, Arabien, Syrien mit Palästina, Aegypten und Nordafrika), Al Mamun die Ostländer (Farsistan, Kerman, Chorasan, Kabul und einige andere Provinzen, also etwa das heutige Persien und die große Bucharei) und Kasem die Nordländer (Armenien, Georgien, Tscherkassien und Chiwa) erhielt. Doch sollten die beiden jüngern Brüder mit ihren Reichstheilen unter der Aufsicht des ältern stehen.

Al Amin war indeß zu schwach, sich in dieser Stellung zu behaupten: Mamun stürzte ihn durch seinen Feldherrn Thaher und setzte sich in den Besitz der Obergewalt. Bereits unter ihm

aber fiengen Religionsstreitigkeiten und Empörungen an, das Reich zu schwächen: er konnte nicht hindern, daß Thaher, der bisher so viele Empörungen für ihn gedämpft hatte, zuletzt selbst abfiel und in Chorasan eine eigene Dynastie stiftete (822).

Mamun's Nachfolger Motassem (833–842) kam, um sich gegen Empörungen, die er zum Theil durch strenge Verfolgung der Secten veranlaßte, auf den unglücklichen Gedanken, sich mit einer aus türkischen Sclaven gebildeten Leibwache zu umgeben, die von nun an, gleich den Prätorianern für die römischen Kaiser, durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit eine Geißel für die Chalifen und das Land wurde. Da nun auch die Statthalter ähnliche Leibwachen errichteten und dadurch die Bürgerkriege nur noch heftiger wurden, so gieng der Glanz des Chalifats in vollkommenem Militärdespotismus unter.

Die Schwelgerei und Grausamkeit vieler Chalifen, dazu vermehrte Sectenkämpfe, ununterbrochene Empörungen, Verräthereien und Bürgerkriege brachten das Reich in die heilloseste Verwirrung. In allen Theilen des Chalifats hatten sich Statthalter und Feldherren, selbst türkischer Abkunft, zu Herrschern aufgeworfen, so daß bereits im J. 930 Muhammed (Achmed) IV Radhi (d. i. der Zufriedene) seine Herrschaft nur noch auf Bagdad und dessen Umgebung beschränkt sah und sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er diesen Rest weltlicher Gewalt 935 dem Befehlshaber seiner Leibwache Abubekr Ebn Raik mit dem Titel Emir al Omra (Fürst der Fürsten) übertrug und sich bloß mit der geistlichen Gewalt begnügte.

Dadurch verlor das Chalifat seinen Doppelcharacter und wurde zur leeren Schattenmacht. Denn selbst diese neuen Reichswürdenträger konnten dem hinfälligen Reiche nicht mehr aufhelfen und mußten ihre Macht zunächst in die Hände der Buiden übergehen sehen (945), denen sie endlich der Seldschucke Togrul Bey 1055 gänzlich entriß und Stifter des Seldschuckenreichs wurde.

Von den durch Empörung sich vom Chalifat abtrennenden Westländern war oben bei der Erwähnung des Fatimiden-Chalifats die Rede. In den Ostländern (in Persien und der großen Bucharei) haben — außer den genannten Thaheriden in Chorasan — die Soffariden 872 in Balkh, in Kabulistan und in Sedschestan (dem alten Drangiana), ferner die Samaniden und die Ghazvaniden Herrschaften gestiftet. Der Begründer des persischen Ghazvanidenreiches, Schah Muhammed, unterwarf sich 1002 die Soffariden in Chorasan und Sedschestan, vernichtete 1004 das Reich der Samaniden und dehnte seine Herrschaft sammt dem Islam über Indien bis zum Ganges aus. Da die Bebuiden in Obermedien das Emirat erblich zu machen suchten, rief Schah Muhammed gegen sie die Seldschucken (einen früherhin von den Chinesen aus den Gegenden des Jaxartes verdrängten, allmählig nach dem Süden gezogenen, zum Islam übergetretenen Stamm der Türken, der damals im Dienste des Chans von Turkestan stand) zu Hülfe und räumte ihnen Chorasan ein. Nachdem ihr Führer Togrul Bey den Bebuiden Obermedien mit der Hauptstadt Hamadan (dem alten Ekbatana) entrissen hatte, eroberte er auch Bagdad und warf sich 1040 zum Sultan von Ostpersien auf. Dadurch wurde im übrigen Persien das Ghazvanidenreich mehr und mehr beschränkt, während es zugleich im Innern in große Zerrüttung verfiel.

Nach Togrul Bey's Tode erweiterte sein kühner Neffe und Nachfolger Alp Arslan (1063—1072) das Seldschuckenreich durch die Eroberung von Armenien und Georgien, worauf dessen heldenmüthiger und gebildeter Sohn **Malek Schah** Dschelaleddin (1072—1092) es auf den Gipfel der Macht erhob, indem er den Fatimiden Syrien, den Byzantinern Kleinasien entriß und den Stab des Propheten weit über Turkestan hinausstreckte, also daß sein Reich vom Mittelmeer bis zu China's Gränzen, von Samarkand bis zur Südspitze Arabiens reichte, und man in Mekka nicht mehr für die Fatimiden in Kairo, sondern für die Abbasiden in Bagdad betete. Und wie ihm sein Beiname Dschelaleddin, wegen seiner Milde gegen die Armen, Kranken und Elenden, den „Ruhm des Glaubens" zuerkannte, so erhöhte er auch den Ruhm seiner Macht durch seine strenge Gerechtigkeit und durch seine Liebe zu den Wissenschaften, denen er in Bagdad, Ispahan, Bassora und andern Orten glänzende Pflegestätten eröffnete.

Nach seinem Tode begann der Verfall des Selbschuckenreichs ebenfalls durch eine Theilung, zu der Malek Schah's Sohn und Nachfolger von seinen Brüdern gezwungen wurde, worauf weitere Theilungen und Bürgerkriege das Reich so schwächten, daß es zuletzt eine Beute der Chowaresmier wurde (1195).

Noch unter Malek Schah hatte sich das unabhängige Sultanat **Iconium** in Kleinasien gebildet, indem sein Neffe Soliman, der Kleinasien für ihn erobert hatte, daselbst eine eigene Dynastie stiftete und Nicäa (Isnik) zu seiner Residenz machte. Seine beiden Söhne erweiterten sodann diese Besitzung mit einem Theile von Syrien und Mesopotamien und verlegten die Residenz nach Iconium (Konjah, auch Konjeh, oder Rum). — Unter Malek's Nachfolger stifteten die beiden Söhne seines Bruders Tutusch, des Eroberers und Statthalters von Syrien, die zwei unabhängigen Sultanate von Damaskus und Aleppo.

6, Fortsetzung: Arabische Wissenschaft und Literatur; arabische Poesie: Firdusi; Hariri. Musik und Baukunst.

Obwohl schon oben (XIV. 8, 4) bei der Erwähnung Harun al Raschid's und seines Sohnes Al Mamun der arabischen Wissenschaft und Literatur, welche im Mittelalter in allen muhammedanischen Reichen, am meisten aber in Bagdad und zu Cordova blühte, im Allgemeinen gedacht worden ist, so mag doch hier noch ein etwas näherer Blick auf dieses Gebiet geworfen werden, da die aus ihm erwachsenen Früchte auch auf die Wissenschaft und Bildung der christlichen Welt einen bedeutenden Einfluß hatten.

Die arabische Wissenschaft verdankt ihren Ursprung nicht dem Koran, der im Gegentheil ihrem Betrieb im Wege war (XIV. 3, 3), sondern zunächst den Krankheiten, welche sich durch die Ueppigkeit des von der frühern Einfachheit abgekommenen Chalifats in der muhammedanischen Welt vermehrt hatten und in der Kunst einheimischer Aerzte keine Abhülfe fanden. Die deßhalb aus griechischen Landen, insbesondere aus Syrien, an den Hof der Abbasiden berufenen Aerzte machten auf die Quellen der medicinischen Wissenschaft, nämlich auf die Schriften des Hippokrates, Galenus und Theophrastus, aufmerksam und veranlaßten deren Uebersetzung durch syrische und persische

Gelehrte. Und da zum Verständniß dieser medicinischen Schriftsteller auch philosophische, naturhistorische und mathematische Kenntnisse nöthig waren, so führte das Bedürfniß auch auf die Uebersetzung der Schriften des Plato, Aristoteles, Euklides und anderer in jene Fächer einschlagenden griechischen Autoren. Dadurch entzündete sich unter den Arabern, deren Character ohnedieß das Ernste, Tiefsinnige und Schwierige liebt, ein solcher Eifer für die Wissenschaften, daß die Chalifen eine Ehre darein setzten, den Betrieb derselben auf alle Weise zu fördern. Mit dem höchsten Aufwande errichteten sie in allen Hauptstädten ihres ausgedehnten Reiches niedere und höhere Schulen mit Sternwarten und so reichen Bibliotheken, daß die zu Kairo unter dem letzten fatimidischen Chalifen sogar zwei Millionen Bücher enthalten haben soll. Ihre selbstständigen Forschungen jedoch erstreckten sich mehr nur auf Mathematik, Naturwissenschaft und Medicin. Die daraus hervorgehende Bildung überschritt übrigens nicht den Kreis der Gelehrten und warf als ein exotisches, künstlich gepflegtes Gewächs für ihre volksthümliche Bildung keinen Gewinn ab.

Die ersten der griechischen Werke wurden anfangs von syrischen und persischen Gelehrten in das Syrische und Persische und aus diesen Sprachen erst in das Arabische übersetzt; allmählig aber wurden die meisten jener Werke unmittelbar in's Arabische, zum Theil durch eigne Uebersetzervereine übertragen. — Durch die Araber selbst wurde übrigens die Mathematik vervollkommnet, insbesondere die Algebra erfunden, die Trigonometrie vereinfacht, die Astronomie durch genauere Beobachtungen bereichert, aber noch mit Astrologie (Sterndeutung) verbunden; die Mechanik und Hydraulik mit großem Geschick auf ihre eigenthümliche Baukunst verwendet; unter den Naturwissenschaften wurde von ihnen die Chemie begründet, wiewohl auch zur Alchymie (Goldmacherkunst) mißbraucht, und die Arzneimittellehre bereichert; die Anatomie blieb von ihnen unangebaut, weil sie der Koran untersagte. — In der Philosophie beschränkten sie sich auf den Aristoteles, dessen Lehren von ihnen zum Theil mißverstanden und Veranlassung zur Bildung neuer Religionssecten wurden.

Der größte Arzt, Philosoph und Naturforscher im Abbasidenreich war **Avicenna** (Ebn Sina, geboren 978 zu Bokhara, gebildet zu Bagdad, gestorben als Vezier in Hamadan 1036), der Jahrhunderte lang die höchste Autorität in den medicinischen Schulen des Morgen- und Abendlandes

behauptete. — Im 12. Jahrhundert trat der 1149 zu Cordova geborne und 1217 zu Marocco gestorbene **Averrhoës** als der berühmteste Commentator des Aristoteles auf und erhielt auch bei den christlichen Philosophen und Theologen jener Zeit das größte Ansehen. — Auch die Geographie wurde durch die Araber erweitert. Die in allen ihren Schulen betriebene Geschichte beschränkte sich nur auf die Geschichte der muhammedanischen Reiche und brachte es nur zu schwülstig und gekünstelt geschriebenen Chroniken.

Unter den **Künsten** entfaltete sich bei den Arabern vorzüglich die Poesie zu reicher Blüthe, weil sie von den Fürsten theils selbst geübt, theils durch Belohnungen der Dichter und durch angestellte Wettstreite begünstigt wurde. Ihr Charakter ist im Allgemeinen tiefsinnig, und athmet entweder die Gefühle glühender Liebe, unbeugsamer Standhaftigkeit und tiefer Wehmuth, oder ergeht sich in religiösen und moralischen Betrachtungen über Welt- und Menschenleben, oder führt in Sagen die Heldenerinnerungen des Volks, in Naturschilderungen besonders die Bilder des Wüstenlebens oder in Mährchen eine zauberhafte Welt der Wunder vor, oder reizt und ergötzt durch Räthsel, Satyren und Witzspiele.

Es gibt theils besondere Sammlungen einzelner Dichter, die den Titel Diwan führen, theils allgemeine Sammlungen, deren eine das Buch der Lieder ist. — Den größten Dichter hatte das Ghazvanidenreich aufzuweisen, nämlich den persischen Dichter **Firdusi**, der unter dem Schah Muhammed lebte und 1030 starb. Er faßte in dem großen epischen Gedicht Schah Namah die Heldensagen von den Thaten der Könige persischer Vorzeit zusammen und wird darum der persische Homer genannt. — Die berühmte phantasiereiche Mährchensammlung, welche den Titel Tausend und Eine Nacht führt, rührt von verschiedenen unbekannten Verfassern her. — Eine besondere Gattung rhetorischer Novellen waren die Makamen z. B. die des Hariri, die uns Friedrich Rückert so meisterhaft nachgebildet hat.

Unter den übrigen Künsten wurde von den Arabern die Musik und die Baukunst mit Liebe und Erfolg betrieben und in letzterer Beziehung zeichneten sich besonders ihre Paläste durch die Leichtigkeit und Schlankheit ihrer in Menge zusammengestellten Säulen und durch eine Fülle feiner Verzierungen aus. — Die Ausübung der Sculptur und Malerei aber wurde, als zum Aberglauben verleitend, von den strengen Korangläubigen gemieden.

---

8. Kapitel.

Beginn der Weltbewegung der Kreuzüge: der erste Kreuzzug und Gründung der morgenländisch-christlichen Ritterweihe.

1. Das heilige Land unter der Herrschaft der Araber. Die Seldschucken in Syrien und Palästina. Bedrückung der Christen. Peter von Amiens. Urban auf der Kirchenversammlung zu Clermont. Sammlung der Kreuzfahrer. Aufbruch ungeordneter Schaaren.

So stand es in den verschiedenen Ländern des Morgen- und Abendlandes, als die große Weltbewegung der Kreuzzüge ausbrach, in welcher sich die von einem neuen Glaubenseifer durchdrungene abendländische Christenheit mit der höchsten Kraft der Begeisterung dem weithin im Morgenland herrschenden, zwar im Allgemeinen abgeschwächten, aber in einzelnen Secten mit frischer Glaubensgluth sich erhebenden Muhammedanismus entgegenwarf. Haben auch die Kreuzzüge zunächst dazu gedient, der Hierarchie, insbesondere dem von Gregor VII begründeten Hieropapat zum Uebergewicht über die vorzugsweise im Kaiserthum dargestellte weltliche Macht zu verhelfen, so haben sie doch auch der Kirche selbst durch Belebung des Glaubens und durch die Hinwendung des Sinnes Vieler auf ein höheres, unvergängliches Ziel wesentlichen Gewinn gebracht; und wenn der Kirche auch aus dieser Bewegung mannichfache Elemente der Opposition zugeführt wurden, die dann häufig in Sectenbildung ausschlugen, so hielten dieselben doch auch die stets nothwendigen Anforderungen an Verbesserung der Verfassung und Reinigung der Lehre in ihr rege und lebendig. Daß aber die Kreuzzüge auch nicht minder die Bestimmung hatten, die seit dem Untergang des Karolingerreichs auseinandergetretenen und sich fremder gewordenen Nationen wieder in nähere Berührung zu bringen, weitergehend dann die ganze abendländische Welt durch die Berührung mit der morgenländischen mit neuen Bildungskeimen zu befruchten und ihr neue Bahnen der Entwicklung und Betriebsamkeit zu eröffnen, wird gleich-

falls der Verlauf der Begebenheiten darthun, denen wir nun nachzugehen haben.

Schon von früher Zeit her waren in der glaubigen Christenheit die Augen der Sehnsucht nach dem gelobten Lande gerichtet, und seit durch Constantin's Mutter Helena an den wichtigsten Stätten, die der Heiland betreten und besonders durch sein Leiden und Sterben geheiligt hatte, Kirchen errichtet worden waren, zogen bald einzeln, bald geschaart, fromme Pilger geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Standes in das Morgenland, um daselbst, sey's in wirklich bußfertigem Sinn, sey's aus bloßer Werkheiligkeit, am Grabe des Erlösers zu beten und sich Vergebung der Sünden zu holen.

Diese mit dem Heiligendienst eng zusammenhängenden Wallfahrten mehrten sich mit der Zeit und besonders trieb das Jahr Tausend nach Christo, worin Viele das Ende der Welt erwarteten, große Schaaren in jener Absicht nach Palästina. Die Araber, die seit dem 7. Jahrhundert Herren dieses Landes waren, ließen nicht nur die christliche Gemeinde zu Jerusalem und ihren Patriarchen ungekränkt, sondern legten auch den Wallfahrern bei ihren Andachtsübungen nie etwas in den Weg, vielmehr sahen sie in solchen Besuchen nur ihren Vortheil. Daß Karl der Große vorzüglich zum Schutze der Pilger in ein freundliches Vernehmen zu Harun al Raschid trat, ist schon erwähnt worden (XIV. 8, 4). Auch der Handel zog längst viele Abendländer, vorzüglich aus den Seestädten des Mittelmeers dahin, und namentlich förderten die abbasidischen Chalifen diesen Verkehr in aller Weise.

Als sodann die glaubensstrengern ägyptischen Chalifen der Fatimiden Herren von Syrien und Palästina wurden, traten für die Pilger schon mannigfache Bedrückungen ein. Dennoch mehrte sich, theils durch die zunehmenden Gefahren gereizt, theils und hauptsächlich von dem, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts neuerwachten Glaubenseifer getrieben, die Zahl der Wallfahrer, und mancher Pilgerzug bestand aus Tausenden, wie denn im J. 1065 der Erzbischoff von Mainz und die ihn begleitenden Bischöffe von Bamberg, Regensburg und Utrecht mit einem

Gefolge von 7000 Pilgern in's heilige Land zogen, aber nur mit 2000 wieder die Heimath sahen.

Als aber die Seldschucken Syrien eroberten und Schah Malek's Bruder Tutusch den Orthokiden Jerusalem überließ, begannen die unduldsamsten, mit Hohn und Grausamkeit geübten Verfolgungen sowohl gegen die dort wohnenden, als gegen die dahin pilgernden Christen. Jene rohe und fanatische Raubhorde, die ihren Namen von ihrem Führer Orthok hatte, übte an den heiligen Orten alle möglichen Frevel, stürzte Altäre um, verwüstete Kirchen, zerschlug Gemälde, trat Kelche und andere Heiligthümer mit Füßen, legte willkürliche schwere Steuern auf und mißhandelte die Pilger mit Schlägen und Gefängniß. Auch nach Orthok's Tode setzten dessen beide Söhne die Bedrückung fort und als vollends Schah Malek, vor dem sie noch einige Scheu gehabt hatten, starb, waren die Christen allen Mißhandlungen preißgegeben.

Die lauten Klagen der in's Abendland Zurückgekehrten erregten den allgemeinen Wunsch, die heiligen Länder den Händen der Ungläubigen entrissen zu sehen und schon Gregor VII, der von dem griechischen Kaiser um Beistand gegen die Seldschucken angegangen worden war, gieng mit dem Gedanken um, zu diesem Zweck die christlichen Großen für eine Heeresfahrt nach dem heiligen Land zu gewinnen, die aber durch seinen Kampf mit Heinrich IV und seinen bald darauffolgenden Tod verhindert wurde.

Da erschien vor dem Papst Urban II (K. 5, 3) ein sonst unbedeutender, aber von seiner Aufgabe tief durchdrungener Pilger, Namens **Peter** von Amiens, welcher, vormals Kriegsmann, dann Klausner, vom Wallfahrtseifer getrieben, nach Jerusalem gezogen und dort vom Anblick der genannten Gräuel empört worden, dann durch ein Traumgesicht, worin ihm Christus erschien, ermuntert und vom Patriarchen mit Briefen an den Papst und an einige abendländische Fürsten versehen, zurückgekehrt war, um die Christenheit des Abendlandes zur Befreiung des h. Grabes und der Kirche zu Jerusalem aufzufordern.

Vom Papst mit Wohlgefallen aufgenommen und von ihm bevollmächtigt, das Kreuz wider die Ungläubigen zu

predigen, durchzog Peter, auf einem Maulesel reitend, baarfuß und mit entblößtem Scheitel, den Strick um die Lenden, das Crucifix in der Hand, zuerst Italien, dann Südfrankreich von Stadt zu Stadt und schilderte in Kirchen und auf Heerstraßen die Bedrängnisse der morgenländischen Christenheit mit so lebendigen Farben, daß Vornehm und Gering, Alt und Jung von dem Gluthstrom seiner begeisterten, bilderreichen Rede, so wie von dem Feuerblick seiner tief im abgemagerten Gesicht liegenden Augen ergriffen, in ihm einen Boten Gottes sahen und von dem Drang nach Befreiung des heiligen Landes mächtigerfaßt wurden.

Diese schwärmerische Bewegung benützend berief Papst Urban II im März 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza, die wegen der Menge der Theilnehmer unter freiem Himmel gehalten wurde. Indem er hiebei die große Angelegenheit der Zeit zur Sprache brachte und zur Verstärkung des Eindrucks die Gesandten des um Hülfe ansuchenden griechischen Kaisers Alexius vorführte, wußte er durch die Kraft seiner Beredtsamkeit einen solchen Eifer zu erwecken, daß jetzt schon Tausende schwuren, für die Sache Gottes in den Streit zu ziehen.

Darauf begab sich Urban — Deutschland meidend, wo man seinen Gegner, den Papst Clemens, anerkannt hatte, — nach Frankreich, seinem Vaterlande, und hielt im November desselben Jahrs eine große Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne. Auf dieser stellte er nach Beendigung anderer Kirchenangelegenheiten (worunter auch der Ausspruch des Bann's über Kaiser Heinrich IV und Philipp I von Frankreich war) vor dem auf einer weiten Ebene zahllos versammelten Volke im Beiseyn von 14 Erzbischöffen, 225 Bischöffen, 400 Aebten und einer verhältnißmäßigen Zahl niederer Geistlichen, zugleich unterstützt von Peter dem Einsiedler, in eindringender Rede die große Noth der von den Nachkömmlingen der „ägyptischen Magd" geknechteten „Kinder der Freien" dar und entzündete in den Gemüthern seiner Zuhörer eine solche Begeisterung, daß auf seine Aufforderung, „die Ketten zu sprengen und das Joch abzuwerfen", der tausendstimmige Ruf: „Gott will's, Gott will's!" zum Himmel scholl; und als er vollends Allen, die an der bewaffneten Pilger-

fahrt zum Schirm der morgenländischen Christenheit Theil nehmen würden, vollkommenen Ablaß, denjenigen aber, die im heiligen Kampfe fallen würden, im Namen Gottes das ewige Leben verhieß: da brachen Viele in Thränen aus und Unzählige ermahnten einander zur Theilnahme am Zug.

Nach dem Schlusse der Rede trat zuerst Bischoff Ademar von Puy hervor, fiel auf die Kniee und bat den Papst um Anheftung des Kreuzes und um seinen Segen. Seinem Beispiele folgend drängten sich nun so Viele mit der gleichen Bitte herbei, daß der Papst sogar sein Gewand zu den rothen Kreuzen zerschneiden mußte, die ihnen auf die rechte Schulter geheftet wurden. Nachdem er noch den Bischoff Ademar zu seinem Stellvertreter (Legaten) für diesen Kreuzzug ernannt und allgemeinen Gottesfrieden verkündet hatte, entließ er die Versammlung.

Ein unendlicher Eifer für das heilige Unternehmen ergriff das ganze Land: in jedem Stand, Alter und Geschlecht erwachte das Verlangen mitzuziehen, zumal es noch genährt wurde, durch weitere Versprechungen der Geistlichkeit, daß z. B. Zinszahlungen für Schulden während der Dauer des Zugs eingestellt und die Hinterbliebenen der im Kampf Gefallenen versorgt werden sollten. Nicht allein also, wer um seine Seele bekümmert war und auf Erlangung himmlischen Lohns hoffte, sondern auch wer irgend mit seiner Lage unzufrieden war, insbesondere, wer der Schuldennoth, oder den Lehenslasten, oder dem Klosterzwang, oder den drohenden Strafen der Gerechtigkeit, oder sonst drückenden Mißverhältnissen in der Heimath entgehen, ja auch wer aus Habsucht, oder aus Abentheuerlust, oder aus Veränderungssucht in der Fremde sein Glück machen wollte, schloß sich an diese Bewegung an, welche zwar zunächst Frankreich, wo damals die öffentlichen Zustände in größter Verwirrung lagen, am meisten ergriff, sich aber auch über England, Scandinavien und Italien erstreckte. Nur die mit demselben Feind im eigenen Lande kämpfenden Spanier und die mit sich selbst beschäftigten, zwischen Kaiser und Papst getheilten, ohnedieß kaltblütigeren Deutschen wurden weniger davon berührt.

Am meisten schwärmte die französische Ritterschaft

dafür, welche, abgesehen von der den Franzosen eigenthümlichen schnellen Entzündlichkeit für abentheuerliche Unternehmungen, sich schon seit Jahrhunderten an dem Kampfe der Christenheit gegen die Sarazenen in Spanien und Süditalien auf's lebhafteste betheiligt hatte und in diesem ersten Kreuzzuge, wie fast in allen folgenden, die Seele der ganzen Unternehmung und insbesondere der durch sie im Morgenlande geschaffenen Ritterreiche war. Aus den Fürsten und Herren, welche eigene Schaaren für diesen Kreuzzug ausrüsteten, ragte besonders **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen, hervor, durch Tapferkeit und Frömmigkeit, Edelsinn und Uneigennützigkeit, Milde und Freundlichkeit, bei allen gleich geehrt (K. 5, 3). Andere berühmte Theilnehmer waren und zwar diesseit der Alpen: der tapfere, aber bequeme, seiner widerspenstigen Vasallen im Heimathland überdrüssige Herzog Robert von der Normandie, Sohn Wilhelm's des Eroberers und Bruder des damaligen Königs Wilhelm's II des Rothen von England; die Grafen Eustach und Balduin, Gottfried's tapfere Brüder; der häßlichgestaltete, aber unbeugsame und vorsichtige, dabei reiche Graf Raymund IV von Toulouse; der edle Graf Hugo von Vermandois, Bruder des habgierigen Königs Philipp von Frankreich; der reiche Graf Robert von Flandern, der freigebige, mehr seinem Vergnügen lebende Graf Stephan von Blois; jenseit der Alpen: der heldenmüthige, aber schlaue, hab- und herrschsüchtige Fürst Bohemund von Tarent, ein Sohn des Normannenherzogs Robert Guiscard, mit seinem kühnen und frommen, dabei uneigennützigen und menschenfreundlichen Neffen Tancred. Manche darunter, wie Gottfried, Balduin, Raymund, Tancred, wollten ihr ganzes Leben dem Dienste dieser Sache Gottes widmen, und sie, wie noch manche andere, hofften, im Morgenland sich neue Reiche zu gründen, weßhalb auch Mehrere ihr Besitzthum in der Heimath verpfändeten oder verkauften.

Während diese und andere Führer ihre Schaaren, ein jeder unter seinem Panier, sammelten, und sich zum Zuge rüsteten, um dann im Sommer 1096 auf verschiedenen Wegen durch Europa zu ziehen und in Uebereinkunft mit dem griechischen Kaiser sich

in Constantinopel zur Ueberfahrt nach Asien zusammen zu finden: mochten andere, meist aus abergläubischem und zuchtlosem, zum Theil räuberischem Gesindel bestehende Kreuzfahrerhaufen — welche theils der Eifer Kukupeter's (so nannte man den Einsiedler Peter, von der Kapuze seines Mönchgewands), theils der französische Ritter Walther von Perejo mit seinem Vetter Walther ohne Habe, theils ein deutscher Priester Namens Gottschalk, theils der französische Graf Wilhelm von Melun, genannt der Zimmermann (Charpentier), gesammelt hatte, — die zum Aufbruch des Hauptheeres bestimmte Frist nicht abwarten, sondern zogen schon im Frühjahr fort, fanden aber in Folge ihrer Zuchtlosigkeit entweder in Ungarn, oder in der Bulgarei oder vor Nicäa in Kleinasien ihren Untergang.

Von diesen ungeduldigen Schaaren brach zuerst die Schaar des Walther von Perejo auf, 15000 Mann zu Fuß und 8 Ritter stark, und erreichte glücklich die Bulgarei, plünderte aber aus Mangel an Nahrungsmitteln Belgrad und die Umgegend und wurde zum großen Theil sammt ihrem Führer erschlagen. — Sein Neffe Walther ohne Habe (Gauthier senz avoir) erreichte mit einem Theile der Bessern Constantinopel und wurde von Alexius freundlich aufgenommen. — Peter's 40000 M. starke Schaar erreichte ohne bedeutende Unfälle Ungarn; dort erstürmten sie Semlin und machten 4000 Einwohner nieder, erlitten aber bei Nissa in Griechenland großen Verlust und langten sehr geschmolzen und fast ausgehungert in Constantinopel an. Der Kaiser gab ihnen Lebensmittel und sonstige Unterstützungen, rieth ihnen aber, erst das Hauptheer abzuwarten, da sie sonst den Türken nicht gewachsen seyn würden. Ohne jedoch auf diesen Rath zu achten, setzten Peter und Walther auf den ihnen gewährten Schiffen nach Asien hinüber: in Bithynien geriethen ihre Schaaren in Zwist und wurden beim Plündern von den Seldschucken theils gefangen, theils erschlagen; auch Walther fand seinen Tod, und nur 3000 retteten sich nach Canstantinopel, wohin Peter schon früher zurückgekehrt war. — Gottschalk's 15000 Mann wurden bei Meßburg an der Leitha wegen ihrer Räubereien von den Ungarn aufgerieben. Daselbst gieng auch die auf 20000 M. angewachsene Rotte Wilhelm's des Zimmermanns nach den schändlichsten Unthaten zu Grunde. — Andere rohe Haufen, darunter ein vom Grafen Emico von Leiningen geführter, waren bei ihrem Aufbruch in den Rheingegenden, theils aus blindem Religionseifer, theils aus Habsucht über die Juden hergefallen, auf die sie den Begriff der Ungläubigen ausdehnten, und hatten viele Tausende derselben auf's grausamste ermordet und ihre Güter geplündert. In Worms, wo man sie zum Christenthum zwang, tödteten sie sich selbst, um nicht den Glauben ih-

rer Väter verläugnen zu müssen. In Mainz allein kamen 1000 um. — Auch diese Haufen frevelgesinnter Menschen kamen zumeist in Ungarn um's Leben, und vom Emico erzählte man, er sey nach seinem Tode, mit glühenden Waffen bekleidet, umherirrend gesehen worden.

2. Aufbruch unter Gottfried von Bouillon. Ankunft in Constantinopel. Verträge mit Alexius. Eroberung von Nicäa. Sieg bei Doryläum. Balduin und die Grafschaft Edessa. Einnahme von Antiochia. Noth der Christen. Sieg über Korboga. Zwietracht. Das Fürstenthum Antiochia in Bohemund's Besitz.

So vom schlimmsten Gesindel gereinigt und durch die Vorstellung von dessen Schicksal doppelt an Ordnung und Zucht gewöhnt, brachen die in verschiedenen Lagern gesammelten Hauptheere zur bestimmten Frist in verabredeter Weise auf. Während Hugo von Vermandois, umgeben von einem glänzenden Gefolge mit der Fahne des h. Petrus, die ihm der Papst gab, seine Schaar über Apulien, Graf Raymund von Toulouse die Seinen über Dalmatien nach Griechenland führte, brach Herzog Gottfried von Bouillon um die Mitte Augusts mit vielen Grafen, Rittern, Bischöffen und andern lothringischen und niederländischen Herren an der Spitze von 80000 M. auserlesenen Fußgängern und 10000 Reitern auf, zog in guter Ordnung durch Deutschland, öffnete sich Ungarn durch Verträge und Geiseln, und erreichte unter Haltung fester Mannszucht Thrazien. Als er bei Philippopolis rastete, erfuhr er, daß Hugo an den Gestaden von Epirus durch Sturm den größten Theil seines Heeres verloren und mit dem Rest zwar nach Constantinopel gekommen, dort aber vom Kaiser zum Lehnseid genöthigt worden sey und in einer Art Haft gehalten werde. Denn Kaiser Alexius — erschrocken über die Kreuzfahrermassen, die sein Reich überschwemmten, und besorgt, die Abendländer möchten die Schwäche desselben erkennen und benützen, — suchte sich listig dadurch zu sichern, daß er den Führern seine Unterstützung nur gegen Uebernahme der Vasallenpflicht in Bezug auf die ehemaligen byzantinischen Besitzungen gewährte, die sie etwa erobern würden.

Als Gottfried die Befreiung Hugo's durch gütliche Unterhandlungen nicht erreichen konnte, brauchte er Gewalt und fieng

an, das Land zu verheeren. Nun bot der Kaiser die Hand zur Ausgleichung und ließ die Beaufsichtigten frei, wußte es aber doch durch Hinhaltung seiner Hülfe dahin zu bringen, daß Gottfried, der mit seinem Heere in Pera, einer Vorstadt Constantinopels, ein Lager bezogen hatte, des langen Haders müde, mit den vornehmsten Herren seines Gefolges gleichfalls den Vasalleneid leistete, darin sie versprechen mußten, alle Länder und Städte, die vor der Türken Ankunft dem Kaiser gehört hatten, nach erfolgter Eroberung an ihn zurückgeben zu wollen. Auch die andern allmählig eintreffenden Fürsten unterzogen sich, durch Gottfried's Vorgang und Vorstellungen bewogen, der Lehenshuldigung, ausgenommen Tancred, der nur den Heiland als seinen Lehnsherrn anerkennen wollte, und Raymund, der bloß schwur, gegen des Kaisers Ehre und Leben nichts unternehmen zu wollen.

Nachdem endlich alle Hindernisse besiegt und ein Zug nach dem andern, vom Kaiser mit Geschenken und allem Nöthigen versehen, nach Asien hinübergeschafft war, sah sich im Mai 1097 das ganze Kreuzheer — 300000, zu Fuß (Mönche, Knechte und Weiber nicht gerechnet) und 100000 zu Roß meist aus dem Ritterstande, — vor Nicäa, der Hauptstadt des Sultans von Iconium, vereinigt. Jeder der Führer befehligte, unabhängig vom andern, seine eigene Schaar, weil Eifersucht und Nationalstolz es nicht zur Wahl eines gemeinschaftlichen Anführers kommen ließ, obwohl gegen einen so tapfern und schlauen Feind, wie die Seldschucken, Einheit der Leitung und Bewegungen am nothwendigsten gewesen wäre. Indeß öffnete die endliche Eroberung der wohlvertheidigten Stadt Nicäa durch griechische List und der schwererrungene Sieg Gottfried's bei Dorylaum über den Sultan den Weg durch dessen Sultanat.

Als das Kreuzheer Nicäa belagerte, wollte Kilidsch Arslan (so hieß der Sultan, der Sohn Solimann's, des Eroberers von Kleinasien die Stadt entsetzen, wurde aber in die Flucht getrieben. Endlich nach siebenwöchentlicher mühevoller Belagerung schien die Stadt als wohlverdiente Beute den Kreuzfahrern nicht entgehen zu können, als die beim Heere befindlichen Griechen, nach einem geheimen Vertrag mit den griechischen Einwohnern, heimlich in die Stadt eingelassen wurden und im Namen des Kaisers die griechische Fahne aufpflanzten, so daß dadurch die Kreuzfahrer nicht nur um den Lehns-Besitz der Stadt

sondern auch um ihren Beuteantheil kamen. Obgleich Alexius ihren Unwillen darüber durch Geschenke und Verheißungen stillte, so blieb doch von da an in ihnen ein stetes Mißtrauen gegen die Griechen zurück. Aus Liebe zum Frieden und um den Weiterzug nicht aufzuhalten, schwur nun auch Tancred den Lehnseid. — Auf dem beschwerlichen Weiterzug durch das unfruchtbare Phrygien, wo sich ihnen Kilidsch Arslan mit 15000 Reitern bei Dorylänm entgegenstellte, hätte einerseits die Theilung des christlichen Heers, anderseits die Gewohnheit der Türken, durch verstellte Flucht den Feind zur Verfolgung zu locken, um ihn dann durch plötzliche Wendung zu verderben, — dem Heere der Kreuzfahrer, welche diese Gewohnheit nicht kannten, den Untergang gebracht, wenn nicht Gottfried mit Raymund und Hugo noch zur rechten Zeit herbeigeeilt wäre und den Kampf erneuert hätte. Dennoch wurden sie noch dreimal zurückgeworfen, bis Ademar einen Berg umgieng und den Türken in den Rücken kam, die nun, von zwei Seiten bedroht, die Flucht ergriffen und ihr reich versehenes Lager den Christen überließen. — Beide Theile hatten hiebei einander in Betreff der Tapferkeit achten gelernt.

Nicht weiter von den Feinden, desto mehr aber von Hunger und Durst, Hitze und andern Drangsalen gequält, aber dabei voll glaubensmuthiger Ausdauer und ungetrübter Einigkeit, langte das Heer endlich in den fruchtbaren Ebenen des phrygischen Antiochiens an, wo Rast gehalten wurde. Während daselbst Raymund schwer erkrankte und Gottfried im Kampf mit einem Bären hart verwundet wurde, zogen Tancred und Balduin (Gottfried's Bruder) über den Taurus in die cilicischen Küstenlande, wo Tancred Tarsus eroberte, dadurch aber mit dem ehrgeizigen Balduin in Zwist gerieth. Er mußte demselben Tarsus überlassen und als er dafür Mamistra (das alte Mopsvestia) eroberte, entspann sich zwischen beiden eine blutige Fehde, worauf Reue und Frieden erfolgte und Balduin zum Hauptheere zurückkehrte; weil er aber dort wegen seiner Gewaltthätigkeit gegen Tancred mit Vorwürfen empfangen wurde, trennte er sich vom Hauptheere und wandte sich nach Osten gegen den Euphrat, wo er Edessa gewann und dort die erste Kreuzfahrerherrschaft einrichtete, die dem Hauptheere den Rücken deckte. Denn dieses, noch 300,000 Mann stark, war unterdeß weiter gezogen und über Marasia und Artasia, wo sich Tancred wieder einfand, in Syrien eingerückt.

Von den armenischen Christen allenthalben als Befreier freudig empfangen und verstärkt, langten die Kreuzfahrer im October vor der syrischen Hauptstadt Antiochia an, welche 2 Meilen vom Meere, in einer wunderschönen Gegend an beiden Ufern des Flusses Orontes lag und auf der Mittagseite durch den schroffen Abhang zweier Bergrücken und durch eine unzugängliche Felsenburg —, gegen Abend und Mitternacht durch zwei unzugängliche Thore geschützt war und nur gegen Nordosten und Morgen belagert werden konnte. Obgleich diese Stadt, welche 13 Jahre zuvor noch den Griechen gehört hatte, so ungemein fest und mit Allem reichlich versehen war, so wurde doch ihre unverzügliche Belagerung beschlossen. Aber leichtsinnige Verschwendung der aus der fruchtbaren Umgegend zusammengebrachten Vorräthe und daraus entstehender Mangel; Ungeschicklichkeit im Brechen so gewaltiger Befestigungen; unausgesetzte Ausfälle der Türken, die alle Sturmschanzen zerstörten und jede Zufuhr auffiengen; dazu Herbstregen, Kälte und dadurch erzeugte Krankheiten steigerten bald die Noth der Belagerer auf's äußerste. Unzählige starben elendiglich dahin; Andere überließen sich wüsten Ausschweifungen und selbst den vielen der Besseren entsank der Glaubensmuth so, daß sie aus dem Lager entflohen, darunter auch Peter der Einsiedler, der jedoch von Tancred eingeholt und wieder zurückgebracht wurde.

Doch die Standhaftigkeit der Fürsten und des als Kriegsmanns nnd Geistlichen gleich tüchtigen Legaten Ademar, der auf Buße und Verschärfung der Sitten- und Lagergesetze drang, dazu ein den Muth stärkenden Sieg über einen zum Entsatz anrückenden Türkenhaufen und die Ankunft von Lebensmitteln und neuen Pilgerschaaren auf genuesischen Schiffen, so wie endlich das mit dem Frühling eintretende Aufhören der Krankheiten — hob endlich die größte Noth. Dennoch wäre die Stadt schwerlich erobert worden, da Korboga, der Statthalter von Mosul, mit 200,000 Seldschucken im Anzuge war, wenn nicht (nach dem neunten Monat der Belagerung) der ehrgeizige und schlaue Bohemund durch Verrath die Stadt in die Hände des Christen-

heeres gebracht hätte, das nach der Eroberung derselben eine schreckliche Rache an den Einwohnern nahm.

Es hatte nämlich Bohemund einen armenischen Renegaten in der Stadt durch große Versprechungen gewonnen, daß ihm derselbe den Thurm, den derselbe zu vertheidigen hatte, ubergeben wollte. Darauf schlug Bohemund den Fürsten vor, ihnen die Stadt zu jeder Stunde zu verschaffen, wenn sie zuvor ihm und seinen Nachkommen den Besitz von Antiochia zusprechen wollten. Die Fürsten, mit einziger Ausnahme Roberts von der Normandie, willigten ein, in der Erwägung, daß das bereits vor Edessa liegende türkische Entsatzungsheer nicht ausbleiben werde, und daß aus Furcht vor demselben schon so viele Pilger sich davon gemacht hatten, darunter sogar Stephan von Blois, der mit 4000 der Seinigen in Alexandrette seine Abfahrt nach Europa betrieb. — Der Renegat ließ in der Nacht auf einer Strickleiter, die er selbst oben befestigte, einen Theil der Christen (darunter sich Bohemund befand) in seinen Thurm, worauf die Eingelassenen eine Pforte öffneten, durch welche die Andern in der Stille eindrangen, rasch 10 Thürme einnahmen und das Hauptthor für den Einzug des Hauptheeres öffneten, also daß, wie der Tag anbrach, die türkischen Einwohner mit Schrecken die blutrothen Paniere der Kreuzfahrer auf ihren Mauern erblickten, während die gedrückten armenischen und syrischen Christen ihren Befreiern zujauchzten und ebenfalls ihre Waffen gegen die Türken kehrten. — Raub und Mord erfüllte nun die Stadt, und in dem Blutbad, das weder Greise, noch Weiber, noch Kinder verschonte, kamen 10000 Türken um's Leben. Was nicht umkam, flüchtete in die von dem Sohne des getödteten Stadtbefehlshabers noch behauptete Burg. (3. Juni 1098.)

Aber schon nach drei Tagen erschien Korboga, welcher Edessa nicht hatte einnehmen können, vor Antiochia und schloß mit seinem zahlreichen Heere die Stadt auf's engste ein. Nun gerieth das Kreuzheer durch Abschneidung der Zufuhr, durch Hunger, Krankheiten und beständige Ausfälle der Burgvertheidiger in so große Noth, daß sie zuletzt das Fleisch von getödteten Pferden, Eseln, Mäusen und gekochtes Leder und Baumrinden essen mußten und der Untergang unvermeidlich schien. Aus dieser verzweifelten Lage rettete sie die durch Auffindung der heiligen Lanze wieder entzündete Glaubensbegeisterung, in welcher sie bei einem Ausfalle das siegessichere Heer Korboga's in die Flucht schlugen und durch Erbeutung seines reichen Lagers allem Mangel abhalfen.

Die Noth der in Antiochia belagerten Christen war so groß gewesen, daß weder Bitten noch Ermahnungen die Muthlosigkeit hemmen konnten: Viele

(darunter der leiblich starke, aber geistig schwache Wilhelm der Zimmermann) ließen sich an Stricken von der Mauer hinab und flohen, den Spottnamen „Strickläufer" nicht achtend, nach der Seeküste zu oder giengen zu den Türken über und schwuren ihren Glauben ab; Andere versteckten sich in Kellern und Gemächern, so daß deßhalb Bohemund, dem man auf Ademar's Antrag zur Steurung dieser Uebel, den Oberbefehl gegeben hatte, Feuer in mehrere Wohnungen werfen ließ, wodurch aber, wider seinen Willen, durch einen sich erhebenden Wind die Brunst so um sich griff, daß über 2000 Häuser sammt Kirchen und unersetzlichen Prachtdenkmälern des Alterthums in Flammen aufgiengen und dadurch die Verzagtheit nur noch mehr zunahm. — Da trat ein provençalischer Geistlicher, Namens Barthelemy, vor den Grafen Raymund und den Bischoff Ademar und sagte aus, der Apostel Andreas sey ihm erschienen und habe ihm geboten, durch zwölf Vertraute in der Kirche unweit des Hauptaltars nachgraben zu lassen: dort werde man die heilige Lanze finden, womit Christus in die Seite gestochen worden; diese werde zum Siege verhelfen. — Sogleich wurde die Weisung befolgt, eine in Purpur gehüllte Lanze am angegebenen Orte gefunden und dem Volke gezeigt, das bei diesem Anblick in ein Freudengeschrei ausbrach und unverweilt gegen den Feind geführt zu werden verlangte. Peter gieng sogar als Gesandter in's feindliche Lager und forderte den Korboga auf, sich zu bekehren, jedenfalls ihnen aber die Stadt zu überlassen. Mit Verachtung wies der Türke solche Mahnungen, selbst die Warnungen seiner eignen Mutter zurück, bot ihnen aber Gnade an, wenn sie Muhammed's Lehre annehmen würden. Einen Sturm jedoch unterließ er in der Ueberzeugung, daß der Hunger sie zur Uebergabe zwingen werde. Ruhig blieb er noch beim Schachspiel, als die in der Burg befindlichen Türken auf ihrem höchsten Thurme, zu seiner Warnung vor der Gefahr eines Ausfalls der Christen aus der Stadt, eine schwarze Fahne aufsteckten. Nun zogen die Christen — nach einem dreitägigen Fasten, feierlichem Hochamt und ertheiltem Sündenerlaß — unter dem Schalle der Trommeten und dem Psalm-Gesang weißgekleideter Priester, in sechs Heerhaufen getheilt, von Hugo, Gottfried, Robert, Ademar, Tancred und Bohemund geführt, die heilige Lanze in der Mitte, aus der Stadt, und warfen sich, nach zersprengter feindlicher Vorhut, auf das in 15 Haufen aufgestellte türkische Hauptheer mit so unwiderstehlicher Begeisterung, daß es sich nach einigen vergeblichen Widerstandsversuchen, welche Gottfried's und Tancred's Tapferkeit vereitelte, in wilde Flucht auflöste. Die Beute an Lebensmitteln, an Gold und Silber, an Gewändern, Pferden und Kameelen war unermeßlich. Das Feldherrngezelt allein war so groß, daß es mit seinen vielen Gängen und thurmartigen Spitzen einer kleinen Stadt glich und 2000 Menschen faßte. — Noch an demselben Abend ergab sich auch die Burgbesatzung und erhielt für ihre Tapferkeit freien Abzug. Viele der gefangenen

Türken nahmen aus Respect vor der Tapferkeit der Christen das Christenthum an. — Als späterhin den Provençalen von den Normannen vorgeworfen wurde, die Lanzenfindung sey ein Betrug gewesen, wollte sich der Priester Barthelemy von diesem Vorwurf durch die Feuerprobe reinigen und lief durch zwei brennende Scheiterhaufen, kam zwar lebendig, aber halbverbrannt heraus und starb an seinen Wunden.

Ueber den Besitz von Antiochia gerieth nun aber Bohemund mit Raymund in Hader, indem letzterer die Burg inne hielt und überhaupt die Stadt vertragsmäßig dem Kaiser übergeben wissen wollte; Bohemund aber behauptete, Alexius habe durch sein Ausbleiben mit Hülfe, um die man ihn durch zweimalige Botschaft gebeten, alle Ansprüche verwirkt. Man wußte freilich nicht, daß der Kaiser wirklich mit Hülfe aufgebrochen war, daß ihn aber die kläglichen und übertriebenen Schilderungen der Strickläufer und anderer von Antiochia Entflohenen (namentlich Stephan's und Wilhelm's) zur Umkehr bewogen hatten.

3. Ankunft vor Jerusalem. Belagerung und Eroberung der Stadt. Gottfried Beschützer des heil. Grabes. Befestigung des neuen Königreichs Jerusalem durch den Sieg bei Ascalon. Gottfried's Tod.

Da die fortwährenden Streitigkeiten der Fürsten und ihre Streifereien und Eroberungen in den Umlanden mehrere Monate weggenommen hatten und inzwischen an 50000 Kreuzfahrer (darunter der fromme und standhafte Bischoff Ademar) von einer Seuche, worin Viele die Strafe Gottes für offene und geheime Sünden sahen, weggerafft worden waren, so forderte das Volk unter ungestümmen Drohungen den Aufbruch nach Jerusalem. Endlich im November bewegte sich das Kreuzheer wieder vorwärts und zog langsam, unter mannichfachen Kämpfen mit den Ungläubigen und zwischenein vorfallenden Belagerungen fester Orte, über die Küstenstädte Phöniziens nach Palästina bis Nicopolis. Von hier eilte Tancred in der Ungeduld seines Glaubenseifers mit etwa 100 Rittern voraus nach Bethlehem, pflanzte auf der Kirche dieses heiligen Geburtsorts unsers Erlösers seine Fahne auf, streifte bis unter die Mauern Jerusalem's und brachte einige erbeutete Stücke Viehs mit nach Nicopolis zurück. Hiebei wurden alle Kreuzfahrer von solcher Sehnsucht

nach dem Ziele ihrer heißen Wünsche und Gelübde ergriffen, daß sie noch in derselben Nacht weiter zogen, bis sie am Morgen des 6. Juni von einer Anhöhe bei Emmaus aus die Stadt Jerusalem erblickten und alles ausgestandne Leid vergessend und vor Freuden weinend auf die Kniee fielen, den Boden küßten und in lautes Dankgebet ausbrachen. Darauf giengen sie, zum Theil baarfuß, unter schallendem Gesang bis vor die Stadt Jerusalem, wo jedoch ihrer Geduld und Tapferkeit noch eine schwere Probe wartete.

Denn obgleich kurz vorher der wilde Stamm der Orthokiden von den ägyptischen Fatimiden aus Syrien vertrieben und die wichtigsten Städte Phöniziens und Palästina's von ihnen wieder in Besitz genommen worden waren, so war doch nichts desto weniger der ägyptische Befehlshaber Jerusalem's entschlossen, die Stadt auf's äußerste zu vertheidigen. Er hatte daher alle Christen von zweifelhafter Treue ausgewiesen, die Besatzung auf 40000 Bewaffnete vermehrt, die Ringmauern und Thürme verstärkt, Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsgeräthen aufgehäuft und die ohnedieß wenig fruchtbare Umgegend auf zwei Meilen ringsum verwüstet.

Dennoch begann das Kreuzheer, das nur 20000 waffenfähige Fußgänger und 1500 Reiter zählte, gleich am Tage nach seiner Ankunft (den 7. Juni 1099) die Belagerung und wagte am fünften Tag einen allgemeinen Sturm, der aber gänzlich mißlang, da es den Kreuzfahrern an Belagerungswerkzeugen fehlte.

Von Jerusalem's natürlicher Lage auf vier Bergen, zwei größern, Zion und Akra, und zwei kleinern, Morija und Bezetha, mit seiner nur gegen Norden geöffneten, auf den übrigen Seiten aber durch hohe Berge gehemmten Aussicht, ist schon früher (bei der Zerstörung Jerusalem's durch Titus (s. XII. 7, 3) das Nöthige angegeben worden. Zur Zeit des ersten Kreuzzugs hatte es vier Thore nach den vier Himmelsgegenden; doppelte Mauern umgaben alle nicht von der Natur geschützten Theile; die nordwestliche Ecke des Berges Zion, worauf die Oberstadt lag, deckte eine feste Burg, der sogenannte Thurm David's; in diesem Stadttheil lag auch die über dem Grabe des Heilands erbaute Auferstehungskirche, deren dunkles Innere alle Ostermorgen von einem künstlichen Feuer wunderbar erleuchtet wurde. — Auf dem Berge Morija, worauf die Unterstadt lag,

stand an der Stelle des salomonischen Tempels die prächtige, von Omar erbaute, achteckige Hauptmoschee mit ihren vier Thoren. Außerhalb der Ringmauern im Thale Josaphat, durch das der Kidron fließt, lag zutiefst die Marienkirche. — Der Burg David's gegenüber lagerte Herzog Gottfried mit den Seinen; ihm zur Linken Tancred; näher dem Zionsthor Graf Raymund; nördlich, dem Stephansthor gegenüber, Herzog Robert von der Normandie mit dem Grafen Robert von Flandern, Balduin von Burg und andern Herren.

Während Herzog Gottfried und Robert aus einem sieben Meilen entfernten Wald Baumstämme und Strauchwerk auf Kameelen und Eseln herbeischafften und daraus von Männern und Weibern, Greisen und Kindern mit dem größten Eifer Thürme, Leitern und Mauerbrecher gefertigt wurden, fiengen Hitze und Durst an, Menschen und Thiere furchtbar zu quälen, da ringsum die Brunnen vom Feinde verschüttet und Wasser entweder fünf Meilen weit hergeholt oder aus der an der Stadt befindlichen Quelle Siloah mit Blut erkauft werden mußte; und als auch Mangel an andern Lebensmitteln eintrat und Krankheit und Sterben ausbrach, so stieg die Noth und Verzweiflung so hoch, daß Manche vor Durst Blut tranken, vor der Hitze in die Erde sich vergruben, Viele nach Joppe an die Meeresküste flohen, Andere an Jerusalem's Mauern schlichen und sie küssend den Tod aus den Händen der Ungläubigen sich holten.

Endlich brachten genuesische Schiffe, welche zu Joppe landeten, Lebensmittel und neue Pilgerhaufen, die zugleich mit bessern Werkzeugen zum Bau der Geschütze versehen waren. Bald darauf bestimmte die Aussage eines Gefangenen von dem Herannahen eines ägyptischen Entsatzheeres die Fürsten zum Entschluß eines neuen, entscheidenden Sturms. Zuvor aber wallfahrtete das ganze Pilgerheer in einem feierlichen Zug unter Gesang und Trompetenschall und mit fliegenden Fahnen, obgleich von den Türken belästigt, zur Marienkirche im Josaphatthal, flehte daselbst um Sieg, und zog von da nach dem Oelberg, wo Peter und Arnulf (der Kapellan des Herzogs Robert), die Fürsten und das Volk zur Buße und Eintracht, zur Frömmigkeit und Ausdauer ermahnten, so daß Viele weinend sich umarmten und selbst

Robert und Bohemund sich die Hand zur Versöhnung reichten. Dann wurde der 14. Juli zum Angriff festgesetzt.

Furchtbar war die Angriffswuth der Christen; hartnäckig und verzweifelt die Gegenwehr der Sarazenen, so daß der ganze erste Tag keine Entscheidung brachte. Mit dem zweiten Morgen erneuerte sich der Kampf mit gleicher Erbitterung; sieben heiße Stunden hatte er vergeblich gedauert und Gottfried und Tancred dachten schon auf den Rückzug, als der Anblick eines in glänzender Rüstung den Schild schwingenden Ritters auf dem Oelberg wie eine himmlische Erscheinung den Muth der Christen auf's neue belebte, so daß nun die äußere Mauer durchbrochen wurde und der Sturm auf die innere begann. Diese wurde zuerst von den flandrischen Brüdern Engelbert und Ludolf, dann von Gottfried, Tancred und den beiden Robert, zuletzt von Raymund erstiegen und so Jerusalem unter dem Ruf: Will's Gott! Gott hilf! am 15. Juli 1099 erobert.

Nähere Umstände der Erstürmung Jerusalems sind folgende: Da Herzog Gottfried und Herzog Robert bemerkten, daß ihrem Lager gegenüber die Stadt am stärksten befestigt worden war, so änderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem Sturm und lagerten sich zwischen dem Thurm am Josophatthal und dem Stephansthor, wo die Mauer niedriger war. — Die Belagerungsthürme, die man auf Rollen an die Mauer schob, hatten im obern Stock eine verborgene Fallbrücke, die man im rechten Augenblick auf die Mauer niederlassen konnte. — Als am zweiten Sturmtag die Belagerten einen mit brennbaren Dingen überzogenen und angezündeten Balken auf den Thurm des Herzogs Gottfried warfen, konnte dem Brande des Thurms durch nichts Einhalt gethan werden, als durch Essig. — Als nach Einnahme der äußern Mauer alles Bosch- und Flechtwerk der innern Mauer von den Stürmenden in Brand gesteckt war und der Rauch vom Winde gegen die Stadt getrieben wurde, ließ man von Gottfried's Thurme die Fallbrücke nieder, betrat die Mauer und sprengte von innen das Stephansthor, durch welches Gottfried's, Tancred's und Robert's Schaaren in die Stadt drangen. Gleich darauf gewann an der Mittagsseite Graf Raymund den Davidsthurm dadurch, daß er der darin befindlichen Besatzung freien Abzug gewährte, weßhalb ihn nachher die Christen tadelten, die Moslemin aber stets ehrten. Tancred war der Erste, der nach dem Eindringen fechtend zur Kirche des h. Grabes drang, wo zu seinem

Erstaunen die Christen der Stadt das „Kyrie eleyson" sangen, worauf er ihnen eine Schutzwache gab gegen etwaige Anfälle der Türken.

Nun aber bereitete das Mordschwert des Glaubensfanatismus und der Rache den Besiegten ein schreckliches Blutbad: in allen Straßen wüthete der Kampf: an 10,000 Sarazenen, die sich in die befestigte Moschee geflüchtet hatten, wurden, als Tancred diese eroberte, ohne Ausnahme niedergemetzelt, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß und „der Dunst der Leichen die Sieger betäubte und forttrieb"; dann eilte man zur Synagoge und verbrannte sie sammt den Juden, die sich dahin geflüchtet hatten. Um zu plündern drang der Pilgerpöbel in alle Häuser, tödtete Greise, Weiber und Kinder und verübte maßlose Gräuel. Erst als nichts mehr zu morden und zu plündern war, reinigten die Pilger sich und ihre Schwerter vom Blut und zogen mit entblößten Häuptern und Füßen und unter Lobgesängen in die Leidens- und Auferstehungskirche, wo sie vor Freuden weinten, ihre Sünden beichteten und mit lauter Stimme Besserung gelobten!

Einerseits mißverstandener Glaube, der die an den heiligen Stätten seit Jahrhunderten an Christen begangenen Frevel auf diese Weise strafen zu müssen wähnte, anderseits rohe Mordlust und gemeine Habsucht hatten gleichen Antheil an diesem Blutbad. Die Furcht der Christen, an das zum Entsatze heranziehende ägyptische Heer verrathen zu werden, kostete auch denjenigen Sarazenen, die sich versteckt hatten, noch am andern Tage das Leben. Von den 40000 blieben nicht so viel am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu begraben. Von der Beute gehörte nach einem vorher gegebenen Gesetz jedem alles das, weß er sich bemächtigen konnte, — ein Gesetz, das gerade den Hausbewohnern so verderblich wurde und auch die Verschleuderung der unermeßlichen Tempelschätze zu Folge hatte.

Sollte aber die Eroberung Jerusalems keine schnell vorübergehende Erscheinung seyn, so mußte man daran denken, diese Stadt zum Mittelpunct einer festen, gegen die voraussichtlichen Angriffe der mächtigen Feinde des Christennamens gesicherten Herrschaft machen. Daher wählten die am h. Grabe versammelten Fürsten und Herren (gegen die Anmuthung des ehrgeizigen und ränkesüchtigen Kapellans Arnulf, daß man ein geistliches Reich stiften sollte) den durch seine öffentlichen und häuslichen Tugenden

in allgemeinster Achtung stehenden Herzog Gottfried am 22. Jul. 1099 zum König von Jerusalem. Der wirklich fromme und demüthige Fürst aber wollte da, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen, weder die Königskrone, noch den Königsnamen tragen, sondern nur Beschützer des h. Grabes genannt seyn.

Nachdem auch die nöthigen kirchlichen Anordnungen getroffen waren, rüstete man sich zum Empfang des angekündigten feindlichen Heeres, das aus 150,000 Aegyptern, Beduinen und Negern bestehend, von Afdal, dem Vezier des ägyptischen Chalifen Mosta, geführt und von einer Zufuhrflotte unterstützt, zur Wiedereroberung Palästina's im Anzug und schon bis Askalon vorgedrungen war. Obgleich die Christen nur 15000 M. zu Fuß und 5000 M. zu Roß entgegenzustellen hatten, so zogen sie doch, durch Gebet gestärkt, jener Uebermacht entgegen und überraschten am 12. August 1099 das ungeordnete und ungeübte ägyptische Heer. Rasch bis ins Lager eindringend, überließen sie sich indeß zu früh dem Plündern, wurden wieder zurückgeworfen und schienen verloren, als Gottfried durch Klugheit und persönlichen Muth die Schlacht wieder herstellte, den Feind in die Flucht sprengte und so den großen Sieg bei Askalon gewann, durch welchen das jugendliche Reich der Christen auf viele Jahre hinaus vor den Angriffen der Moslemin gesichert wurde.

Nicht sowohl die vielfach erprobte Tapferkeit der Pilger und ihrer Führer, als vielmehr der Ruhm von Gottfried's Gerechtigkeit, Weisheit, Milde und Versöhnlichkeit bewog nach und nach die Befehlshaber von Ptolemais, Cäsarea und anderen Städten (auch den Fürsten von Damascus), mit ihm Zins- und Handelsverträge zu schließen; selbst viele arabische Emire wählten ihn zu ihrem Schiedsrichter. So erstarkte das Königreich Jerusalem mehr und mehr und Gottfried schien berufen, es auch einer glücklichen Entwicklung entgegenzuführen. Allein das ungewohnte Klima und die großen Anstrengungen zogen ihm ein Fieber zu, an dem er nach einjähriger Regierung den 18. Jul. 1100 in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes starb und, gleichmäßig von Franken, Syriern und Griechen beweint, in der Kirche des h. Grabes beigesetzt wurde. Seine Grabschrift: „Hier liegt

Gottfried von Bouillon, der dieses ganze Land dem Christenthum gewonnen hat; seine Seele ruhe in Gott!" drückt das Wesen und die Bedeutung dieses christlichen Glaubenshelden einfach, aber erschöpfend aus.

4. Verunglückter Kreuzzug des Herzogs Welf von Bayern. Neue Zuzüge. König Balduin I. Erweiterung des Königreichs mit Hülfe der italienischen Seestaaten. Verfassung dieses christlich-morgenländischen Feudalstaates. Das Kirchenwesen. Gemischte Bevölkerung. Die geistlichen Ritterorden. Ausgang der Helden des ersten Kreuzzuges.

Gottfried's Wunsch ehrend, übertrugen die Wahlherren seinem Bruder **Balduin** von Edessa die Nachfolge, und dieser, der jene Grafschaft seinem Verwandten Balduin von Burg (du Bourg) überließ, nahm mit seiner Krönung den Titel König von Jerusalem an. Das kleine Königreich würde aber seinen vielen äußern Feinden bald erlegen seyn, wenn es nicht fortwährend Zuzug durch neue Pilgerschaaren erhalten hätte. Wenig freilich konnte ihm anfangs, bald nach Balduin's Regierungsantritt, der zersprengte Rest des großen Kreuzheeres helfen, das 1101 unter dem Herzog Welf IV von Bayern, dem Erzbischoff Anselm von Mailand, dem Grafen Wilhelm von Poitou und andern Herren nach Asien gezogen war, um das Chalifat von Bagdad zu zerstören, aber schon in Vorderasien durch Zuchtlosigkeit und Ermattung, durch Hunger und Türkenschwert den Untergang gefunden hatte.

Dieses aus wenigstens 150,000 französischen, deutschen und italienischen Pilgern bestehende Kreuzheer, bei dem sich auch viele der vornehmsten Frauen befanden, wurde auf der cappadocischen Ebene von Marasch von den vereinigten Sarazenen geschlagen und theils getödtet, theils gefangen oder zersprengt. Auch die schöne Markgräfin Ida von Oesterreich gerieth in die Gefangenschaft. — Dieser entsetzliche Schlag erschütterte auch die Grafschaft Edessa: denn die Orthokiden und der Statthalter von Mosul schlugen den Grafen Balduin von Burg, so daß er in Gefangenschaft gerieth und Tancred mit Mühe Edessa rettete. — Auch Bohemund, der von dem Kaiser Alexius bekriegt und auch von den Türken bedrängt wurde, übergab sein Fürstenthum dem Tancred zur Beschirmung und eilte nach Apulien zurück, um ein Kreuzheer zu werben; er ward überall in Italien und Frankreich als Glaubens-

held mit Begeisterung aufgenommen und kehrte mit 34000 Streitern zurück, wurde aber unterwegs schon in Illyrien durch Krankheiten und siegreiche Angriffe der Griechen genöthigt, in Betreff Antiochiens die Lehnshoheit des griechischen Kaisers anzuerkennen Bohemund, dadurch gekränkt, starb 6 Monate darauf in Apulien und sein mit Constantia, der Tochter des Königs Philipp von Frankreich, erzeugter Sohn Bohemund II (noch ein Kind) wurde sein Nachfolger.

Vorzüglich waren es die freien Handelsstädte Italiens, Pisa, Genua und Venedig, welche für ihren Handel nach dem Morgenland an den Küsten Palästina's und Syriens feste Anhaltspuncte suchten und außer andern nöthigen Bedürfnissen stets frische Kämpfer dahin führten.

Mit Hülfe dieser Verstärkungen eroberte König Balduin I die wichtigen Hafenstädte Cäsarea, Accon (das alte Ptolemais, 1104), Tripolis (1106), Sidon und Berytus (1110), hatte aber nicht Macht genug, die Gräuel zu bestrafen, welche die Italiener, allen Verträgen zuwider, an diesen Städten verübten.

Balduin I starb 1118. Sein Nachfolger, der schon betagte Balduin von Burg, bisheriger Graf von Edessa, schlug 1123 ein zahlreiches Aegypterheer und eroberte 1124 Tyrus, gerieth aber in die Gefangenschaft des Fürsten von Aleppo und mußte sich mit 80000 Goldstücken lösen. Unter ihm erreicht edas Königreich Jerusalem seine höchste Blüthe, indem es mit seinen Kronlehensländern westlich Tarsus in Cilicien, östlich Edessa, südlich Elarisch bei Gaza zu Gränzen hatte. In so fern nun in diesem morgenländisch-christlichen Königreiche zu den beiden Hauptelementen eines mittelalterlichen Staats, dem Lehnwesen und der Hierarchie, das aufblühende Bürgerthum als drittes hinzukam, erscheint es als ein „veredeltes Abbild" eines abendländischen Feudalstaats jener Zeit; — in so fern es aber das Lehnswesen „nicht nach der alten strengen karolingischen", auch „nicht nach der strengen süditalisch-normannischen", sondern nach der in Frankreich „unter den ersten Kapetingern ausgearteten Form" aufnahm, bei welcher die Kronvasallen fast ganz unabhängig vom Könige waren und der König nur als der erste Baron erschien; so ist der Lehnsstaat von Jerusalem als

eine Mißform anzusehen. Und da zu der völlig losen Verbindung jener obgenannten drei Elemente noch die hemmende Mischung so verschiedenartiger, auf einander eifersüchtiger Nationalitäten und der schwächende Einfluß asiatischen Genußlebens hinzukam, so konnte dieß alles dem neuen Staate keine feste und beständige Dauer verbürgen.

Das Königreich Jerusalem umfaßte 1. das eigentliche Kronland, das bei Gottfried's Tod, außer der Stadt Jerusalem, noch Joppe und 20 kleinere Ortschaften enthielt und nachher von Dan bis Bersaba reichte; 2. vier große unmittelbare, nur durch ein loses Lehnsband zusammengehaltene Herrschaften, nämlich die von Gottfried's Bruder Balduin gestiftete Grafschaft Edessa; das von Bohemund († 1110) gegründete erbliche Fürstenthum Antiochien; die an Raymund von Toulouse († 1105) übertragene Grafschaft Tripolis (zwischen Biblus und Berytus) und das von Tancred († 1112) gestiftete Fürstenthum Tiberias am See Genezareth; 3. viele kleinere, mittelbare Lehen und 4. solche Herrschaften, die von mittelbaren ihre Lehen empfiengen.

Die unter dem Namen „Briefe des heiligen Grabes" oder „Satzungen des Königsreichs" vorhandene, zum Theil schon von Gottfried begonnene Sammlung von Gesetzen und Gewohnheiten enthält die nähern Verhältnisse dieses morgenländisch-christlichen Staates. — Das Königthum war erblich, und beim Aussterben des Herrscherhauses hatten die größern weltlichen und geistlichen Herren das Wahlrecht. Der neugewählte König mußte zuerst die Gesetze des Reichs und die Freiheiten der Lehnsmannen beschwören; dann wurde er in der Kirche des heil. Grabes von dem Patriarchen gekrönt und in seinem Krönungsschmucke dem Volke vorgestellt, worauf ihm die Vasallen huldigten. Seine Macht war durch das streng gegliederte Lehnswesen beschränkt: in irgend wichtigen Fällen war er an den Beirath des Patriarchen, der Barone und der angesehensten Ritter —, in Betreff der Gesetzgebung an den, aus dem hohen Adel (d. i. unmittelbaren Lehnsträgern), aus den Geistlichen und aus den Bürgern zusammengesetzten Reichstag gebunden.

Kronbeamte waren: der Seneschall als Aufseher über alle königlichen Burgen und Schlösser, so wie über alle Amtleute, ferner als Verwalter der königlichen Einkünfte, oberster Richter und Stellvertreter des abwesenden Königs; der Connetable als Kronfeldherr und als Vorsitzer des Gerichtshofs der Großen des Reichs, und Träger der Reichsfahne bei Festen; der Marschall als Aufseher der königlichen Lehnsmannen und des Heerlagerwesens, in letzterer Beziehung dem Kronfeldherrn untergeordnet; der Oberkämmerer bloß als Mundschenk, Festordner und Schwertträger.

In Streitigkeiten des hohen Adels entschied der Oberlehnshof, in

Streitigkeiten des niedern Adels (der Afterlehenträger) andere Lehnshöfe; in Streitigkeiten aller Andern der Bürgerhof durch einen königl'chen Grafen unter Beiziehung freigewählter Schöffen. Die Lehen vererbten in männlicher und weiblicher Linie. — In Schuldprozessen konnte nur der Bürger, nicht aber der Ritter dem Gläubiger als Gefangener zugesprochen werden. — Der niedere Stand schmachtete großentheils in drückender Leibeigenschaft und Niemand dachte daran, daß da, von wo für Alle die Erlösung ausgegangen war, die Sclaverei eine der größten Sünden sey.

Das Kirchenwesen leitete der Patriarch, unter welchem fünf Erzbischöffe, viele Bischöffe, Äbte und alle Kloster- und Weltgeistlichen standen. Die kirchlichen Einkünfte bestunden aus Lehnsgrundstücken, Zehnten und freiwilligen Gaben. — Die Kirche war unabhängiger, als im Abendland und dem Staate zu weiter nichts verpflichtet, als in Fällen dringender Gefahr zur Stellung einer Anzahl Fußgänger. — Obgleich der Patriarch vom Papste abhängig war, so fand doch unter den Bekennern des Christenthums im Königreich Jerusalem keine große kirchliche Einheit Statt, da die Noth den Ketzerhaß gar sehr minderte und die Kirchenmacht den Secten nicht beikommen konnte. Nirgends auf so kleinem Raume fanden sich so viele Secten beisammen, wie z. B. die Nestorianer, die monophysitischen Jakobiten und Armenier, die monotheletischen Maroniten im Libanon, die Surianer (Syrer), deren Gottesdienst mit vielen muhammedanischen Gebräuchen vermischt war) u. a. — Unter den Juden, welche wenig geachtet waren, fanden sich noch die Secten der Essäer, Sadducäer und Samariter.

Von den verschiedenen dort befindlichen abend'ändischen Nationen galten die Italiener, insbesondere die Pisaner, Genueser und Venetianer, für tapfer, gewandt im Handel, vorsichtig, ihren Führern gehorsam; die Provençalen für mäßig und arbeitsam; die Franzosen für kriegerisch, aber stolz und verschwenderisch: die Deutschen (im Orient Franken genannt) für tapfer, mildthätig und fromm, aber heftig und unmäßig. — Die in Syrien gebornen Kinder und Nachkommen der ersten Kreuzfahrer nannte man Pullanen: sie hatten alle Fehler der Ausartung, indem sie genußsüchtig, weichlich, arbeitscheu, zänkisch, feige und verrätherisch waren.

Die Hauptstützen des neuen Staates waren die geistlichen **Ritterorden**, die sich seit dem ersten Kreuzzug im Morgenland bildeten und in denen sich das Ritterthum und das Mönchswesen auf eine eigenthümliche Weise durchdrang. So wie überhaupt die Ritterschaft aller christlichen Nationen des Abendlands durch die Kreuzzüge in einen vollkommenern körperschaftlichen Zusammenhang trat und sich zu einem geschlossenen,

allenthalben sich erkennenden Stand ausbildete: so erhielt nun der Geist des Ritterthums, der vorher mehr bloß die Tapferkeit als Ziel kannte und darum leicht zu übermüthiger Gewaltthätigkeit und Ungebundenheit neigte, durch den Geist der Selbstverläugnung und des Gehorsams, der die Grundlage dieser geistlichen Ritterorden ausmachte, eine veredelnde Richtung auf ein höheres Ziel, die auch auf die weltliche Ritterschaft zurückwirkte.

Die in Folge des ersten Kreuzzugs entstandenen geistlichen Ritterorden, deren Zweck zunächst Pflege und Beschützung der Pilger und Kampf gegen die Ungläubigen war, sind der von Gerhard aus der Provençe 1113 gestiftete und von Paschalis II 1118 bestätigte Orden der Johanniter oder Hospitaliter und der durch Hugo von Payens 1119 gegründete und 1128 bestätigte Orden der Tempelherren. Beide erwarben sich in der Zeit ihrer ersten Entwicklung durch ihre aufopfernde Hingebung an den Zweck ihrer Stiftung, insbesondere durch Sitteneinfalt und Heldenmuth die allgemeinste Achtung und stiegen durch Schenkungen und Privilegien von dürftigen Anfängen zu großen Besitzthümern, ja zu einer gebietenden Macht im Morgen- und Abendland, so daß namentlich der Templerorden große Heere in's Feld stellen und allenthalben den Ausschlag geben konnte.

Der **Johanniterorden** hatte seinen Ursprung aus einem im Thale Josaphat liegenden, nach dem h. Johannes (dem Barmherzigen, Patriarchen von Alexandria) benannten Hospitium oder Kranken- und Armenhaus für Pilger, das in der Mitte des 11. Jahrhunderts von einem zu dem gleichen Zweck gegründeten Benedictinerkloster daselbst ausgieng und neben einem andern, schon im 9. Jahrhundert von Kaufleuten aus Amalfi für Wallfahrer gegründeten Benedictinerkloster und Hospital in der Nähe der Marienkirche lag, mit der beide Klöster und Hospizien zusammenhiengen. Der zur Zeit des ersten Kreuzzugs lebende Vorsteher des Johannishospitiums, Gerhard aus der Provençe, nahm sich der Bedrängten jedes Glaubens so menschenfreundlich an, daß König Gottfried diese Anstalt mit beträchtlichen Grundstücken bedachte und ihm auch unabhängig von jenem Kloster sein Ziel zu verfolgen gestattete. Seitdem gaben sie sich, in Meister und Brüder abgestuft, die Regel der Augustiner-Chorherren und trugen einen schwarzen Mantel mit weißem achteckigen Kreuz auf der linken Seite. Sie widmeten sich dem Dienst der Kranken und

Armen mit solchem Eifer, daß Fürsten und Ritter des Morgen- und Abendlandes sie durch Gaben und Vermächtnisse ehrten und Papst Paschalis II (1118) sie vom Zehnten an den Patriarchen befreite und ihnen das Recht ertheilte, sich selbst ihren Großmeister zu wählen. — Durch Gerhard's Nachfolger, Raymund du Puy, einem Ritter aus der Dauphiné, erhielten die Johanniter 1118 eine strengere dem Augustinerorden ähnliche Verfassung, nach welcher die Ordensglieder in drei Klassen oder Ordensstände zerfielen: in Ritter, welche als Streiter Christi die Pilger geleiteten und gegen Angriffe der Ungläubigen schützten, außerdem aber auch Kranke pflegten; in Geistliche (Priester und Kapellane), die den Gottesdienst und die Kranken- und Armenpflege besorgten; in dienende Brüder, welche den beiden andern Ordensständen beistanden, selbst aber nie Ritter werden konnten. Alle drei Klassen wurden nicht bloß auf die Kranken- und Armenpflege, sondern auch auf die drei Klostergelübde (Armuth, Gehorsam, Keuschheit oder den Cölibat) verpflichtet, mußten die strengste Sittlichkeit beobachten und allen Prunk, insbesondre in der Kleidung vermeiden; Vergehungen gegen diese Pflichten wurden streng gebüßt.

An der Spitze stand der Großmeister, der mit einem Rath die Hoheitsrechte übte, und durch Beamte (Lehrer genannt) die in Kommenthureien und Commanderieen getheilten Ordensgüter verwalten ließ. — Diese Verbindung des geistlichen und weltlichen Heldenthums führte dem Orden bald so viele Glieder aus dem Adel aller christlichen Länder zu, daß eine Eintheilung derselben nach Stämmen nöthig wurde und der Orden bei seiner wachsenden Ausdehnung sich nach Sprachen in sieben Zungen theilte (Provence, Auvergne, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und England). Seine Kommenthureien in diesen Ländern umfaßten im folgenden Jahrhundert zusammengenommen 19000 Morgen Landes.

Der **Tempelherrnorden** entstund um dieselbe Zeit aus der Verbrüderung von acht, bald darauf neun französischen Rittern (darunter Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer), welche, ergriffen von dem Beispiel der Johanniter, sich unter Ablegung der drei Klostergelübde zur sichern Geleitung der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen verbanden und deßhalb vom König Balduin II einen Theil seines Palastes eingeräumt bekamen, der neben dem Tempel Salomo's lag und daher ebenfalls Tempel hieß. Aus diesem Grunde nannten sie sich Fratres militiae templi, Tempelritterbrüder, oder templarii, Templer. — Vom Papst Honorius II bestätigt, nahmen sie 1128 die von Bernhard von Clairveaux verschärfte Benedictinerregel an, trugen einen weißleinenen Mantel mit einem achtspitzigen blutrothem Kreuze vornen und führten ein weißschwarzes Panner mit der Umschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!" — Ihr

für die bedrängte Christenheit im Morgenland so nützliches Unternehmen fand so viel Beifall, daß die vornehmsten Grafen und Ritter aus verschiedenen Ländern sich aufnehmen ließen, und Fürsten und Völker, Geistliche und Weltliche wetteiferten, diesen Orden mit Gaben und Privilegien zu beschenken, also daß er nach einem Jahrhundert 20,000 Ritter zählte und 9000 Comthureien und Priorcien mit liegenden Gründen in Europa und Asien besaß, andere Einkünfte nicht gerechnet.

Auch der Tempelorden zerfiel in Ritter, in Geistliche und in dienende Brüder, welche theils Waffenwerk, theils Handwerk trieben. Der Großmeister mit einem Rath leitete das Ganze; nach ihm kamen der Großcomthur, der Marschall, der Seneschall, der Schatzmeister, der Turkopolier (Befehlshaber der Leichtbewaffneten). — Ihre Tapferkeit war allgemein anerkannt und den Sarazenen waren sie ein Schrecken. „Auf Kampf, nicht auf Prunk, (schreibt der h. Bernhard von ihnen) auf Sieg, nicht auf Eitelkeit gerichtet, wollen sie mehr Furcht als Bewunderung erregen. In der Schlacht besonnen, nicht leidenschaftlich, ordnen sie ihre Schaaren mit Bedacht und Umsicht, stürzen dann, uneingedenk ihrer sonstigen Sanftmuth, mit Ungestüm auf den Feind, dessen Zahl oder Wildheit ihnen nie furchtbar ist; denn sie hoffen Sieg von der Stärke des HErrn: darum sind schon Tausende vor Einem, Zehntausende vor Zweien geflohen."

Nach dem Muster dieser beiden Orden, die vor ihrer Ausartung zwei Menschenalter hindurch ihren Ruhm fleckenlos zu erhalten wußten (mit Ausnahme der Eifersucht, die allmählig zwischen ihnen hervortrat) bildeten sich auch die geistlichen Ritterorden in Spanien, nämlich der Orden von Calatrava, der von St. Jago, der von Alcantara,) welche alle den dortigen Sarazenen viel zu schaffen machten.

(Von dem auf dem zweiten Kreuzzuge im Morgenlande noch entstandenen deutschen Orden s. unten XVI. 3, 8).

Noch aber waren diese Orden in ihrer ersten Entwicklung; von den Helden des ersten Kreuzzuges waren die größten schon gestorben, wie Raymund (1105), Bohemund I (1109), Tancred (1112), Balduin I (1118), oder betagt, wie Balduin II; manche der andern Herren schalteten zügellos und willkührlich, oder widerstrebten dem nöthigen Zusammenwirken, oder lebten selbst im Hader miteinander, wie Joscelin von Edessa mit Bohemund II von Antiochien, so daß, als letzterer in Cilicien eingefallen war, seine leidenschaftliche Wittwe (König Balduin's II Tochter) sogar die Türken zu Hülfe rief und ihr alter Vater mit Waffengewalt diese Verrätherei seiner Tochter vereiteln

und dem Kinde Bohemund's die Huldigung der Antiochier zu Wege bringen mußte. Diese Verwirrungen, gegenüber den immer kräftiger auf größere Einigung gerichteten Strebungen der Erbfeinde des Christennamens, ließen befürchten, daß bei irgend einem größern Zusammenstoß die künstliche Staatsschöpfung eine starke Erschütterung erleiden möchte.

Sechzehntes Buch.

Der Kampf

der

Welfen und Ghibellinen

im

Zeitalter der Hohenstaufen:

die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

Sechzehntes Buch.

Der Kampf der Welfen und Ghibellinen im Zeitalter der Hohenstaufen: die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

1. Kapitel.

Einleitender Blick auf die wesentlichsten innern Zustände der christlich-abendländischen Welt im 11. und 12. Jahrhundert.

1. Das mittelalterliche Städtewesen im 11. u. 12. Jahrhundert in Italien, Frankreich, Burgund und Deutschland. Die Immunitäten der Bischöffe. Die Vögte und Untervögte. Die Gerichtsschöffen. Das Consulncollegium. Erweiterung der Stadtrechte. Zeitweise Opposition des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnsstaat.

Hatte das römisch-deutsche Kaiserthum durch den vierten Heinrich selber dem Papstthum die Waffen gegen sich in die Hand gegeben, und dieses, die Zerrissenheit und Parteiung Deutschlands benützend, sein längst angestrebtes Prinzipat durch Gregor VII wenigstens vorläufig zum ausgebildetsten Entwurf gebracht, so eröffnete ihm einerseits der feste Widerstand, zu dem der gewaltherrische Sinn des fünften Heinrich's das Papstthum trieb, anderseits der erste Kreuzzug, der das kaiserliche Ansehen schwächte und das päpstliche hob, die Bahn zur vollständigen Ausführung jenes Entwurfs und half seinen spätern vollen Triumph vorbereiten. Bevor wir aber den Gegensatz der weltlichen und geistlichen Macht, den wir nach dem Erlöschen des salisch-fränkischen Herrscherstamms durch den um diese Zeit beginnenden Kampf der

Welfen und Ghibellinen in ein neues Stadium werden übergehen sehen, weiter verfolgen, müssen wir zum Verständniß dieser neuen Entwicklungsstufe einerseits das im 11. und 12. Jahrhundert emporstrebende Städtewesen, anderseits die Kirchenverhältnisse jener Zeit in Betreff des Mönchthums, der Scholastik, der Mystik und des Ketzerwesens vorher in's Auge fassen, um den Gang der Begebenheiten recht zu verstehen.

Das Städtewesen des Mittelalters gieng bei seiner ersten Ausbildung in Italien, Gallien und am Rhein von den daselbst vorhandenen römischen Municipien aus, im übrigen Deutschland aber aus den neuen Städtebefestigungen Heinrich's I (XV. 2, 1) und aus dem in und mit ihnen sich entwickelnden Verkehr, so wie aus den in ihrer Nähe sich aufthuenden Schutzgemeinden hervor.

An die Verfassung der Immunitäten oder der vom Grafenbann befreiten Herrschaften des höhern Klerus und Adels sich anschließend, erwuchs das städtische Wesen zunächst auf dem Grunde der karolingischen Reiche, während es in den scandinavischen Reichen, so wie in den gegen die Slaven errichteten Marken ein Nachbild norddeutscher Einrichtungen war.

Erwähnt wurde schon an seinem Ort, daß vormals im ganzen karolingischen Reiche, welches in Grafengaue getheilt war, der Graf als Lehnsbeamter, außer dem Heerbefehl und der Verwaltung, auch den Gerichtsbann hatte und die Unterrichter nicht über Leben, Freiheit und reines Eigenthum richten konnten. Da in der Folge diese Grafenrechte auch an Bischöffe und Aebte ertheilt, sonach diese vom Grafenbann eximirten (befreiten) Territorien allmählig beinahe selbstherrlich wurden: so übertrugen jene Kirchenobern die Rechte dieser ihrer besondern Herrschaft (oder die sogenannten Immunitäten d. i. Freiheiten) an Vögte, welche dieselben in ihrem Namen ausübten.

Die Gränzen eines solchen, mit eigner Gerichtsbarkeit begabten Gebiets wurden durch das Standbild eines Schutzheiligen bezeichnet und daher Weichbild genannt. Da die Bischöffe Mühe hatten, sich gegen die weltliche Macht zu halten, so suchten sie sich der Treue ihrer Weichbildbewohner zu versichern und gewährten ihnen daher möglichste Erleichterung, indem sie z. B. den Steuerdruck

minderten, den Erwerb von Gemeindegut gestatteten ꝛc., so daß ein solches (geistliches) Immunitätsgebiet nach und nach an Bevölkerung, Kunst und Gewerbfleiß und dadurch an Wohlfahrt zunahm (daher das Sprüchwort kam: „unter dem Krummstab ist gut wohnen.")

Weil nun in allen großen Städten Italiens (mit Ausnahme derer, die weder lombardisch, noch fränkisch waren) die Bischöffe solche Immunitäten besaßen, so traten ihre Vögte (Vicecomites oder Visconti) fast überall an die Spitze der Stadtgemeinden. In großen Immunitätsgebieten (wie in Mailand, Ravenna und ähnlichen Städten) hatte der bischöffliche Vogt in den einzelnen Gebietstheilen Untervögte, Amt= oder Hauptleute genannt (Capitanei oder Capitani).

Nun bestund die Bevölkerung einer jeden solchen Stadt (bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts) 1. aus dem Rest freier Gemeinden, 2. aus Gemeinden der Lehns= und Dienstleute des Gerichtsherrn, 3. aus zinspflichtigen Gewerbsleuten, die vom Gerichtsherrn abhängig und politisch bedeutungslos waren. Diese drei, früherhin politisch ganz getrennten Bestandtheile hatten sich durch Vereinigung unter Einem Richter zu Einer Stadtgemeinde gebildet. Die Vertreter einer solchen Stadtgemeinde waren die Gerichtsschöffen (Gerichtsbeisitzer, scabini consules, auch judices), deren Zahl sich nach den ehemaligen schöffenbaren Gemeinden richtete, aus denen die Stadtgemeinde sich gebildet hatte. Sie bildeten zusammen den Schöffenrath oder das Consulncollegium, das seine Berathungen unter dem Vorsitz des Vicecomes oder Vogts hielt und sich beim Abgang von Gliedern durch eigne Wahl ergänzte.

Als sich der Investiturstreit erhob (XV. 5, 4) und es vorkam, daß oft für ein und dasselbe Bisthum zwei Bischöffe zugleich, nämlich einer vom König und einer vom Papst, ernannt wurden, so konnte sich von den beiden Ernannten nur derjenige in den Besitz des Bisthums setzen, der von einer solchen, unter dem Vogt oder Vicecomes vereinigten Stadtgemeinde anerkannt wurde. Diese Anerkennung aber wurde ihm nur dann zu Theil, wenn er der schöffenbarfreien Gemeinde einen Theil seiner Hoheitsrechte entweder schenkte, oder verkaufte, oder sonst abtrat.

Die auf diese Weise von der Gemeinde erworbenen Hoheitsrechte wurden nun von dem Schöffenrath geübt, und gegen das Ende des 11. Jahrhunderts besaß er die Ausübung dieser sämmtlichen die Justiz, Polizey und Administration umfassenden Rechte.

War nach dem Abgang eines Vicecomes noch kein neuer ernannt oder der ernannte von der Stadt noch nicht anerkannt, so wählte sich inzwischen der Schöffenrath aus seiner Mitte einen eigenen Vorsitzer. Allmählig war man darauf bedacht, sich des Vicecomes ganz zu entledigen, entweder durch Vertrag oder Gewalt, so daß seit dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts nirgend ein Vicecomes mehr vorkam. An ihrer Stelle erscheint an der Spitze des Schöffenraths eine aus dessen Mitte gewählte ständige Deputation von Consuln, welche das Polizeyliche und Administrative besorgten, während die übrigen Schöffen die Gerichtspflege hatten. Jene hießen consules communis, diese consules de placitis. So war das freistädtische Wesen in Italien entstanden.

In Deutschland bildete sich ein städtisches Wesen auf ähnliche Weise, nämlich durch Exemtion (Befreiung) vom Grafenbann und durch Vereinigung verschiedenartiger Gemeinden zu Einer Stadtgemeinde. Die Bestandtheile derselben waren auch hier: 1. die Ministerialen oder ritterlichen Dienstleute des Stadtherrn (Königs oder Fürsten, oder Bischoffs), 2. die Reste schöffenbarfreier Gemeinden (welche in Städten, die aus königlichen Landgütern entstanden waren, homines regis d. i. Königsleute hießen, in andern Städten aus adeligen Gutsbesitzern und ritterbürtigen Kaufleuten bestanden); 3. zinspflichtige hörige Gewerbsleute und hörige Ackerbürger. Die beiden ersten Bestandtheile hießen Geschlechter, bildeten den körperschaftlichen Stand der Patrizier, im Gegensatz zu den übrigen Stadtbewohnern, und konnten allein zu den Schöffenämtern gelangen. — Der dem Schöffenrath vorsitzende königliche oder fürstliche oder bischöffliche Beamte erhielt sich jedoch in Deutschland in seiner Gewalt länger, als in Italien.

Die deutschen Könige, besonders die salischen, befreiten oft ganze Landbezirke, in welchen Krongüter lagen, von der gräflichen Gerichtsbarkeit und übertrugen die Rechtspflege darin einem Reichsvogt (advocatus imperii). Die in solchen Reichsvogteien durch den König oder Kaiser gegründeten Bürgergemeinden hießen Reichsstädte (civitates imperii). Da der weltliche Schutzherr jenen Vögten einen stärkern Anhalt, als der geistliche, verleihen konnte, so gelangten auch dergleichen Städte langsamer zur Unabhängigkeit.

Erst im 14. Jahrhundert entwickelten sich in Deutschland Freistädte nach dem Muster Oberitaliens, indem die Stadtobern meist freiwillig einen Theil ihrer Herrschaftsrechte an diese Städte abtraten und so allmählig auch hier an die Stelle der Burggrafen oder Vögte die aus der Mitte des Schöffenraths gewählten Rathmeister oder Bürgermeister (Proconsules oder magistri civium) traten, welche dasselbe waren, was die consules communis in den italienischen Städten. — Mit der allmähligen Häufung der Geschäfte bildete sich neben dem Schöffengericht ein Collegium von Rathmannen (auch consules genannt), das, an Mitgliederzahl dem Schöffencollegium gleich, anfangs nur einen Theil der niedern Polizey und Administration hatte und später ebenfalls einen Bürgermeister an die Spitze bekam, dessen Würde mit dem zunehmenden Erwerb der Hoheitsrechte an Bedeutung stieg und zuletzt die erste und angesehenste in der Stadt wurde, während das Rathmeister- oder Schultheißenamt untergeordnet erschien.

Ganz ähnliche Städteeinrichtungen fanden sich in Frankreich, in Burgund und in Aragonien (der ehemaligen spanischen Mark). Das Nähere s. in Leo's Universalg. II. S. 227. ff.

In allen diesen Städten des ehemaligen Karolingerstaats zeigten sich schon frühe die Keime einer allerdings anfangs nur schwachen und zeitweisen „Opposition“ des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnstaat; doch trat dieselbe erst dann stärker und ausgeprägter hervor, als die Formen des Städtewesens in Italien eine weitere Ausbildung erhielten, durch die Einrichtung des Zunftwesens und durch das Emporkommen des zünftigen Regiments, das dem bis dahin bevorzugten patrizischen allenthalben ein Ende machte. —

Diese weitere Entwicklungsstufe des Bürgerthums wird sich indeß anschaulicher am deutschen Städtewesen des 13. und 14. Jahrhunderts darstellen. (S. XVII.)

Nachdem die italienischen Städte eigenes Regiment und selbstgewählte Consuln errungen hatten, fiengen sie allmählig an dieselben fast jährlich zu wechseln, um diesen Beamten keine Gelegenheit zu lassen, sich in der Herrschaft festzusetzen. Auch zwangen sie den Landadel, in den Städten seinen festen Wohnsitz zu nehmen, und zogen ihn so in den Kreis ihres Burgrechts; und bald fand sich in weitem Umkreis kaum einer der adeligen Zwingherrn, der sich nicht gefügt hätte. (Der einzige Graf von Montferrat war von den Städten „wie zum Hohn" übrig gelassen worden). Dadurch, so wie daß die Bürgerschaft es nicht verschmähte, junge Leute niedrigen Standes oder gemeine Handarbeiter, die anderswo von ehrenvollen Beschäftigungen ausgeschlossen waren, in den städtischen Kriegsdienst aufzunehmen, kam es, daß diese Freistädte, in denen ohnedieß alle Bürger waffenfähig waren, bei ihrem regen Kunst- und Gewerbfleiß bald andere Städte an Reichthum und Macht überragten, ja in ihrem Uebermuthe zuweilen darauf ausgiengen, die Nachbarn zu unterdrücken. In diesem Machtstreben begünstigte sie die häufige und lange Abwesenheit der deutschen Könige, und so weit gieng ihre Kühnheit, daß sie, ihrer Pflichten gegen diesen Oberlehnsherrn uneingedenk, demselben, wenn er nicht mit starker Heeresmacht kam, oft den gesetzmäßigen Gehorsam verweigerten und bitterfeindlich begegneten. Beispiele davon wurden theils schon oben erwähnt (z. B. das Benehmen Pavia's unter Heinrich II), theils wird die nun folgende hohenstaufische Periode diese errungene Macht der italienischen Städte, aber auch die Unfähigkeit der kräftigsten Kaiser, diese städtische Freiheit zu begreifen und sie für sich zu gewinnen, näher veranschaulichen.

2. Das Mönchthum, die stärkste Stütze der Hierarchie. Die Mönchsorden der orthodox-kirchlichen Richtung: die Benedictiner und Cluniacenser. Die ascetischen Orden der Kartäuser, Cistercienser, Prämonstratenser und Carmeliter. Bernhard von Clairvaux, der Mann seiner Zeit.

Seit Gregor's Geist wieder Leben in die Kirche gebracht hatte und dieses in allen Gebieten der christlichen Welt mannigfaltige Blüthen trieb, von denen freilich nicht alle zu guten Früchten reiften, zeigte sich besonders in den Mönchsorden, als in den im Mittelalter wichtigsten Anstalten für practisch-religiöse Bildung, eine ganz besondere Thätigkeit, die um so mehr eine nähere Betrachtung verdient, als das Mönchthum einerseits zwar dem Aufbau der Hierarchie die stärkste Stütze lieh, anderseits aber auch in der Kirche gewissermaßen das demokratiche Prinzip darstellte und (namentlich im 12. Jahrhundert) sowohl den weltlichen Gewalten, als selbst der päpstlichen Heiligkeit gegenüber, mit Freimuth das von beiden Seiten so oft mißhandelte göttliche und menschliche Recht in Schutz nahm.

Schon vor Gregor's Zeit stellte sich das Mönchthum in zwei verschiedenen innern Richtungen und kirchlichen Stellungen dar: in einer orthodox-kirchlichen und in einer vom Gemeinkirchlichen abgehenden Richtung. Die erste Gattung umfaßte die zahlreichen Erneuerungen oder Fortbildungen des Benedictinerordens, welcher stets die Verbindung der allgemeinkirchlichen Sittenzucht mit der Wissenschaft beibehielt und sich theils dem Jugendunterricht, theils der Bildung der Geistlichen, theils den Missionen, im Rittermönchthum auch der Krankenpflege, widmete.

Die Herstellungen oder Formveränderungen der auf die Benedictinerregel gegründeten Klosterzucht giengen bald von der Staatskirche, bald von einzelnen Klostergenossen aus. Der bedeutendste neben dem ursprünglichen Benedictinerorden aufkeimende, auf eine Verbesserung oder eigentlich Verstrengerung seiner Regel gegründete Orden war die Congregation von Clügny oder der Cluniacenser-Orden, dessen Blüthe zwischen

910—1048 fällt und aus welchem auch Gregor VII hervorgegangen ist.

Als im 9. Jahrhundert die Entartung der Klöster so groß war, daß im fränkischen Reiche die Aebte meist Laien waren und nicht selten die geweihten Mauern vom Geschrei der Weiber, Kinder, Kriegsleute und Hunde ertönten, machte sich eine durchgreifende Reformation nothwendig. Eine solche versuchte zuerst der Abt Benedict von Aniane († 821) durch die Bildung einer neuen Congregation; seinem Beispiele folgte dann der Abt Berno (ein burgundischer Graf † 927), welcher auf Veranlassung des Herzogs Wilhelm von Aquitanien im Jahr 910 das Kloster Clügny in Burgund anlegte, welches das Mutterhaus der 2000 Cluniacenserklöster wurde, die sich nach und nach (meist in Frankreich) erhoben, so daß diese Congregation durch ihre strenge Ascetik und durch ihr eifriges und erfolgreiches Wirken für die Jugendbildung, so wie in der Folge auch für Kunst und Wissenschaft, eine sittlich-religiöse Macht wurde. Die Disciplin der Cluniacenser verfiel zwar zwischen 1109—1122, hob sich aber wieder unter dem durch Sittlichkeit und Wissenschaft gleich ausgezeichnetem Abt Petrus Mauritius Venerabilis 1122—1156.

Die Klostervereine der mehr oder weniger vom Gemeinkirchlichen abgehenden Richtung giengen auf das ursprünglich streng ascetische Mönchthum zurück, wie z. B. schon der in der ersten Hälfte des 11. Jahrhundert in den Apenninen errichtete Klosterverein von Camaldoli (der Camalbulenserorden) und der Cönobitenorden der Vallombrasaner, welche beide den Genüssen des geistigen Lebens und geselligen Gesprächs entsagten. — Im zwölften Jahrhundert stellte diese Richtung in neuen Stiftungen ein neues Mönchthum auf, das ausschließlich die Ascese zum Character hatte, und nicht selten mit dem Bestreben verbunden war, sich zur allgemeinchristlichen Lebensform für Kleriker sowohl, als für Laien zu erheben. Sie giengen im Allgemeinen aus dem Drang nach Sittenverbesserung, welche der ebenfalls großentheils verweltlichte Kirchenklerus nicht hinreichend bewirken konnte, — im Besonderen aber aus der Wahrnehmung hervor, daß in den bisherigen Benedictinerklöstern das religiöse Element vom wissenschaftlichen überwogen und so geschwächt worden war, daß es dem Sittenverfall nicht mehr wehren konnte. Diese neuen Congregationen

waren die der Kartäuser, der Cisterzienser, der Prämonstratenser und der Carmeliter, die übrigens alle weder in sich gleich waren, noch sich selbst gleich blieben.

Der Kartäuserorden (ordo cartusianus) wurde von Bruno aus Köln, einem gelehrten Kanonikus zu Rheims, der sich aus Abscheu vor den Ausschweifungen seines Bischoffs mit einigen Gleichgesinnten in die Einsamkeit von Chartreuse (Cartusia) bei Grenoble zurückzog, 1084 gestiftet. Der Orden zeichnete sich durch die größte ascetische Strenge aus, die er auch bei zunehmendem Reichthum beibehielt. Das Schweigen der Kartäuser, das sie nur durch das Momento mori! unterbrechen durften, ist sprüchwörtlich geworden. Dieser Grundsatz machte den Orden für das Ganze wenig fruchtbar, da man seinen Gliedern nur das Abschreiben geistlicher Schriften zum Verdienst rechnen kann.

Der Cisterzienserorden wurde von Robert, einem Adeligen aus der Champagne, den die Entartung seiner vorigen Klostergenossen empört hatte, 1098 zu Citeaux (Cistertium) bei Dijon im Bisthum Chalons, gestiftet. Unter seinen drei ersten Aebten zählte er nur wenige Mitglieder. Erst durch den Eintritt des h. Bernhard erhielt er nicht nur eine neue Gestaltung, sondern auch seine große Bedeutung und der nach ihm genannte Bernhardinerorden ist nichts als der verbesserte Cisterzienserorden.

Der Prämonstratenserorden wurde 1121 zu Prémontré (Praemonstratum) in einem Walde bei Laon von Norbert, einem Kanonikus zu Xanten, gestiftet, der vorher ein sehr weltliches Leben geführt hatte, dann aber, erschüttert durch seine Rettung aus einer Lebensgefahr, ein neues Leben begann und auf seine reichen Einkünfte verzichtend mit mehreren Gleichgesinnten sich in jene Einsamkeit zurückzog und der Stifter einer Congregation wurde, welche mit strenger Ascese die Ausübung des geistlichen Amtes verband.

Der Carmeliterorden, eine Eremitencongregation, wurde 1156 von dem Eremiten Berthold aus Calabrien auf dem Berge Carmel in Palästina zum Andenken an den Propheten Elias gestiftet und nach dem Verlust des heiligen Landes in das Abendland verpflanzt.

Es gab noch mehrere Orden der separatistischen Richtung, die aber minder bedeutend waren.

Der bedeutendste unter diesen Orden war die Congregation der Cisterzienser. Als nämlich im 12. Jahrhundert der Klosterverein von Clügny durch Reichthum, Macht und Gunst bei Fürsten und Päpsten entartet war und sich dadurch so geschwächt hatte, daß er in einem zweiten Kampf der Kirche mit der Weltmacht nicht mehr als „geistige Waffenburg“ dienen konnte, so

machte es sich der Cisterzienserorden zur Aufgabe, in den Riß zu treten, um in der Person seines zweiten Stifters, des heiligen **Bernhard von Clairvaux** durch einen frischen, lebendigen, „kampfes- und todesmuthigen“ Geist dem ganzen Zeitalter in den geistigern Beziehungen desselben die Richtung vorzuzeichnen. Strengste Ascese, größte Einfachheit des Lebens und Gottesdienstes mit Beibehaltung der Unterordnung unter die Diöcesanbischöffe und Vermeidung aller Einmischung in die Seelsorge, zeichnete diesen Orden vor allen andern aus. Dennoch ist die ihm eigenthümliche Wirksamkeit nur aus dem eigenthümlichen Wesen Bernhard's zu erklären, der durch das Prophetische seiner Natur, wie durch den Feuergeist seiner Nationalität ganz „der Mann seiner Zeit“ war.

Bernhard, geb. 1091 zu Fontaines unweit Dijon in Burgund, aus einem altadeligen Geschlechte, erhielt durch seine fromme Mutter Aletha jene tiefe Liebe zu einem heiligen Leben eingeflößt, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und, verbunden mit dem ihm eigenen Feuer der Begeisterung und Beredtsamkeit, zu dem außerordentlichen Mann machte, als den wir ihn im Verlauf der Geschichte seiner Zeit, in die er so tief eingriff, noch besonders kennen lernen werden.

Nach dem vorbereitenden Unterricht, den er in der Domschule zu Chatillon empfieng, war er in Versuchung, sich dem neuerwachenden Geist der Wissenschaft, der damals Hunderte von Jünglingen ergriff, aber auch viele darunter zur Wissenseitelkeit verlockte, mehr als gut schien, hinzugeben; aber das Bild seiner seligen Mutter schwebte ihm warnend vor der Seele und erneuerte seinen Vorsatz, sich dem Klosterleben zu weihen.

Er gewann eine Anzahl von etwa 30 ältern und jüngern Gefährten (darunter seine Brüder und einen Oheim) für die Verzichtung auf Gut, Weltehre und Familie, und trat 1113 in das Kloster Citeaux, in einer wilden Einöde des Bisthums Chalons an der Saone, wo er sich der strengsten, mit Gebet, Betrachtung und Feldarbeit verbundenen Ascese (welche im Sinne jener Zeit die natürliche Sinnlichkeit, anstatt sie zu verklären, zu ertödten trachtete) mit solchem Feuereifer hingab, daß die Verehrung, die er deßhalb genoß, eine große Menge zur Aufnahme herbeizog. Man war daher bald genöthigt, ein neues Kloster zu

Clairvaux (clara vallis) anzulegen, das den Bernhard 1115 zum Abt bekam und nochmals das Mutterhaus von 160 andern Cisterzienser- oder Bernhardinerklöstern in Deutschland, England, Irland, Dänemark, Norwegen und Schweden wurde. — In diesem seinem Klosterleben beschäftigte sich Bernhard am liebsten mit dem Studium der h. Schrift und bezeugte in einer seiner Schriften, daß man „von der göttlichen Wahrheit und Kraft mehr aus dem Urquell selbst, als aus allen abgeleiteten Bächen erfahre." Das Gelesene verarbeitete er gerne in Gottes freier Natur und noch im späten Alter pflegte er zu sagen, daß er alle seine geistliche Erfahrung besonders in Wäldern und auf Feldern durch Betrachtung und Gebet empfangen habe.

Den Eindruck, den die Klosterwirksamkeit Bernhard's auf die Beobachter machte, schildert einer seiner Zeitgenossen so: „Wer von den (das Kloster umschließenden) Waldbergen hinab kam, gewahrte in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig seyn durfte, wo Jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und durch die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte bei den vorübergehenden Laien eine solche Ehrfurcht, daß sie sich scheuten, anders als heilige Dinge hier zu reden. — Der Schaden, den er im ersten Eifer durch allzuharte Casteiungen seinem Leibe zugefügt hatte, so daß er nachher mit vielen Krankheiten kämpfen mußte, bestimmte ihn in der Folge, die Anfänger im Klosterleben vor jeder Uebertreibung in der Ascese zu warnen. Und da er wußte, wie die Welt auch in der Mönchstracht ihr Wesen nicht ändert und die menschlichen Gebrechen, wenn auch verdeckt, oft unter dem Schein der Mönchsheiligkeit hervortreten, so gab er sich alle Mühe, sie zur rechten Selbsterkenntniß und dadurch zur Gotteserkenntniß zu führen. Denn dem Aeußerlichen der Ascetik ohne wahre göttliche Gesinnung legte er keinen Werth bei.

Bernhard's Wirksamkeit sollte sich aber nicht bloß auf die enge Zelle eines einsamen Klosters beschränken. „Er floh zwar die Welt und sie suchte ihn; er suchte die Einsamkeit und sie floh ihn." Seine ungeheuchelte Demuth und Frömmigkeit, die Tiefe seiner geistlichen Erkenntniß, die ungemeine Kraft seines Willens und die Macht seiner beredten, bilderreichen Sprache zog Menschen aus allen Ständen herbei, die seinen Rath und Schutz begehrten. Von Fürsten und Päpsten um Rath angegan-

gen, erhob er seine Stimme für Unterdrückte und Verfolgte, trat wie ein Prophet des alten Bundes furchtlos den Gewaltthätigkeiten der Großen mit strafendem Ernst entgegen, eiferte mit Entschiedenheit gegen die in der Kirche herrschenden Mißbräuche, und scheute selbst gegen Päpste, wo sie etwa dem Wohl der Kirche entgegenhandelten, einen freimüthigen Widerspruch nicht; — namentlich warnte er sie vor dem Irrthum, die ihnen übergebene Herrschaft über die Welt als eine weltliche, nicht als eine bloß geistliche, zu verstehen und ermahnte sie, die Herrschsucht mehr als Gift und Schwert zu fürchten. — So gewann er auf die wichtigsten Angelegenheiten in Staat und Kirche den bedeutendsten Einfluß, ohne daß er selbst je eine Ehrenstelle annahm, da er fern von allem Ehrgeiz war. Man hat im Gegentheil mit Recht gesagt: „Er war der Fürst der Kirche und die Päpste seine Diener."

So entschied Bernhard in dem Streite zwischen den zwei Päpsten Anaklet und Innocenz II für die Anerkennung des letztern und gab dadurch der Kirche den Frieden wieder. So nahm er den Tempelherrenorden in seinen Schutz, erwirkte ihm neue Theilnahme und die kirchliche Bestätigung auf der Synode zu Troyes (1128). So bedrohte er den König Ludwig VI von Frankreich, der sich einer Ungerechtigkeit gegen die Kirche schuldig machte, mit dem Tode seines Erstgeborenen, der wirklich nachher (durch einen Sturz vom Pferde) erfolgte und den König zur Besinnung brachte. So setzte er, wie sich bald zeigen wird, den zweiten Kreuzzug in Bewegung und dämpfte durch die Kraft seiner Rede eine Judenverfolgung in den Rheingegenden. Papst Eugen III richtete sich so sehr nach den Rathschlägen Bernhard's, daß sich alle Kardinäle über Zurücksetzung ihres Ansehens beklagten. Welch' eine Säule der Theologie Bernhard war, wie er sich an den Streitfragen des Tages betheiligte und wie scharf er insbesondre im Kampf gegen die Häresie war, werden die folgenden Abschnitte zeigen. — Eine treffliche Darstellung seines Lebens und seines Zeitalters gab uns Aug. Neander in einer eigenen Schrift (2. Aufl. 1848.)

3. Die Theologie des 11. und 12. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zur Kirche. Die Schulbildung. Die dialectische Theologie oder die Scholastik. Einfluß der aristotelischen Philosophie. Die Hochschulen. Die nominalistische Scholastik: Anselm; die Spitze der dialectischen Theologie in Abälard. Die mystische Theologie: Bernhard; die vermittelnde Theologie des Lombardus und des Hugo von St. Victor.

Wichtig ist es, den Standpunct der Theologie oder Kirchenwissenschaft dieser Zeit und ihr Verhältniß zur Kirche und zum Leben zu kennen, um daraus diejenigen weltgeschichtlichen Erscheinungen des Mittelalters zu begreifen, welche damit in Beziehung stehen.

Das Eintreten eines neuen Zeitalters in der mittelalterlichen Theologie bezeichnet der Name Scholastik oder scholastische Theologie im Gegensatz gegen die im vorhergehenden Zeitalter herrschende patristische Theologie, welche die ältern Kirchenväter zur Grundlage — und gelehrte Kirchenmänner zu Fortbildnern hatte, die dem Glauben und Leben noch nahe standen; wogegen die scholastische Theologie neben den zurücktretenden ältern Kirchenvätern die wissenschaftliche Schulbildung zur Grundlage — und Schultheologen zu Fortbildnern hatte, die sich vom allgemeinen kirchlichen Standpuncte, obwohl noch in den Schranken der Kirche, weiter entfernten und zwar auch Kirchenväter heißen, aber nur in Bezug auf die Stellung zur Kirche ihrer Zeit.

Die Anfänge der Scholastik im weitern Sinn d. i. der wissenschaftlichen Theologie fallen in das 8. und 9. Jahrhundert, in welcher Zeit das wissenschaftliche Studium bei den Griechen, Moslemen und Germanen einen neuen Schwung erhielt, jedoch nur bei den letztern zur Hebung des religiösen Lebens im Volke diente. Die nähere Ausbildung der Scholastik begann aber erst im 11. Jahrhundert mit der höhern Entwicklung der Schulbildung in förmlich aufgestellten wissenschaftlichen Anstalten, deren Theilnehmer zwar von den practisch-kirchlichen Ständen (den Klerikern und Mönchen) nicht getrennt erschienen, aber eben weil sie nach erlangter Ausbildung meist auch in geistliche Aemter traten und dadurch in's Volksleben eingriffen, durch

ihre höhere wissenschaftliche Richtung „eine Macht in der Kirche“ wurden.

Schon im 9. Jahrhundert waren von den Klosterschulen, besonders von den Domschulen (XV. 3, 3.), in denen die Schulstudien mit der Vorbildung zum Geistlichen oder zum Mönch verbunden waren, einige über dieses Ziel hinausgegangen und hatten sich aus geistlichen Seminarien zu höheren Gelehrtenschulen erhoben. Da nun sowohl die Staatskirche, als auch die Hierarchie die Mehrzahl jener Seminarien in ihrer alten Einrichtung verkümmern ließ, so war es natürlich, daß man mehr und mehr die Vorbildung zum geistlichen Amt auf jenen Gelehrtenschulen suchte, deren Einseitigkeit auch auf den Klerus zurückwirkte, wenn auch Viele das Scholastische in der Amtsführung wieder abstreiften.

Obwohl nämlich die Theologie dieser Gelehrtenschulen sich wieder dem Patristischen d. i. der Lehrbildung der ältern Kirchenväter zu nähern strebte, so entfernte sie sich doch gerade in der Grundlehre noch mehr von dem patristischen Alterthum, indem sie zumeist nur auf die lateinischen Kirchenväter und noch dazu mehrentheils nur auf die des 4. Jahrhunderts und, gar wenig auf die heilige Schrift, als auf die reinste Quelle der christlichen Erkenntniß, zurückgieng, — woran sie freilich theils durch die für die damalige Zeit schwierige Erlernung der griechischen Sprache, theils durch die altherkömmliche Herrschaft des Glaubens an die höhere, wenigstens gleiche Autorität der Tradition gehindert wurde.

Der in jenen abgeleiteten Quellen bereits vorkommende Unterschied zwischen Dialectik und Mystik gieng nun auch in diese mittelalterliche Theologie über, welche durch das Aufkommen der Schulwissenschaft über die „positive“ Religion (wie man damals die strengkirchliche Traditionslehre nannte) hinausgieng und das in der Religion Gegebene entweder mehr mit dem Verstand oder mehr mit dem Gemüth auffaßte. Dadurch entstunden zwei Hauptformen der Zeittheologie, die dialectische und die mystische, welche beide von nun an theils neben einander liefen, theils sich scharf gegeneinander kehrten.

Die dialectische oder philosophirende Theologie bestund weniger in einem speculativen, als vielmehr in einem logischen Begründen und Bestimmen des Ueberlieferten, indem man die Uebereinstimmung und den Zusammenhang der Ueberlieferungslehren untereinander nachwies und sie dann mit den Gesetzen des Denkens oder auch mit der Philosophie der Griechen (eklektisch) verglich und höchstens solchen Lehrtheilen, welche die Kirche noch unbestimmt gelassen hatte, eine Fassung zu geben versuchte. Aus diesem Verfahren entstund allmählig durch immer subtileres Zergliedern und schärferes Spalten der Begriffe und Lehren in ihre Bestandtheile, durch umständliches Betrachten auch der unwichtigsten Momente, durch mühseliges Vorbauen und Verwahren gegen alle mögliche Zweifel der sogenannte Scholasticismus (im engern Sinn), der dadurch einerseits zwar eine starke Stütze der Kirche und darum eine von ihr „nicht bloß zugelassene, sondern sogar hochgeachtete Nebenautorität", aber anderseits auch ein zweideutiger Gehülfe derselben wurde, weil die Berufung auf die Vernunft, als mitbestimmenden Factor, leicht auch zur Mißachtung der Ueberlieferung oder wenigstens zu Abweichungen von deren Lehren führte.

Die mystische oder „religiöse" Theologie bestand nicht, wie die dialectische in der Auffassung der Religion mit dem Verstand und Gedächtniß, sondern in dem Ergreifen derselben mit der Gesinnung und dem Willen, in der Hingebung des Menschen an die zunächst heiligende und dann auch erleuchtende Kraft der göttlichen Wahrheit, in einem mehr moralischen, als intellectuellen Wahrnehmen, also in einem innern Erleben derselben. Dadurch trat sie dem Leben mit seinem schreienden Bedürfniß nach tieferer Befriedigung näher und blieb dabei dem Kirchensystem treuer, das jener Befriedigung nicht entgegen war. Dabei trat aber die mystische Theologie in zwei Richtungen auf: in einer practischen, welche sowohl dem Zweck der Religion (dem Ziel des Glaubens), als auch der heiligen Schrift näher, als die gemeinkirchliche Theologie kam und in dem (schon oben K. 1, 2. characterisirten) Bernhard von Clairvaux ihre Hauptstütze fand; und in einer mehr

theoretischen, welche von der Schrifterklärung und Philosophie (Dialectik) ausgehend, sich der Contemplation oder Beschaulichkeit hingab und eine „Anschauungswissenschaft des Göttlichen“ aufzustellen suchte.

Daß Bernhard's Theologie die schriftgemäßere war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß er der Einzige in seiner Zeit und nach so vielen Jahrhunderten war, der in der Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben — in welcher seit Augustin (XIII. 13, 2.) mehr das „subjective Element“ (d. i. die innerlich, im Herzen des Glaubenden empfundene Gerechtmachung, welche allein noch keine Gewißheit der Seligkeit giebt) hervorgehoben wurde, ein tieferes Verständniß des Apostels Paulus hatte, indem er auch das „objective Moment bei der Rechtfertigung“ (d. i. das Vertrauen auf die Einmal durch Christus vollbrachte Erlösung in ihrer Anwendung auf das sie im Glauben sich aneignende Subject) betonte, obgleich er das Objective und Subjective in dem Begriff der Rechtfertigung nicht immer scharf auseinander hielt.

Die dialectische sowohl, als die mystische Theologie war fortan das Fortbewegungsprinzip für den kirchlich-positiven Lehrbegriff, dessen weitere Entwicklung bald ruhig, bald im Sturm des Streits vor sich gieng, je nachdem diese Schulen das Maaß, das die Kirche oder die Zeit vertrug, einhielt oder überschritt.

Als sodann in der zweiten Hälfte des 11 und im 12. Jahrhundert die mittelalterliche Wissenschaft, insbesondre die Philosophie, bei den spanischen Arabern durch Averrhoes in Cordova (XV. 7, 4.), bei den spanischen Juden durch Maimuni oder Maimonides († 1208), so wie bei den Griechen durch den jüngern Psellus (XV. 7, 2.) ihre höchste Ausbildung erhielt, hatte dieselbe theils durch persönlichen Verkehr, theils durch die Schriften jener Gelehrten auf die abendländischen Christen einen wesentlichen Einfluß. Doch äußerte dieser in dem gedachten Zeitraume nur erst in Bezug auf Spanien, und zwar von der Mitte des 12. Jahrhunderts an, seine Wirkungen, welche dann nachher auf den Hochschulen von Paris und Oxford, als den beiden Hauptsitzen theologischer Wissenschaft, wie in einem Brennpunct sich sammelten.

Es traten nämlich aus den bestehenden höhern Schulen zwischen dem 11. und 12. Jahrhundert vier Schulen hervor, die den Character von Hochschulen hatten und sich von den übrigen Schulen und den nachmaligen Universitäten

dadurch unterschieden, daß sie, außer den sogenannten sieben freien Künsten oder Vorbildungswissenschaften, die Realwissenschaften weiter entwickelten, so jedoch, daß jede dieser Schulen vorherrschend nur eine Realwissenschaft betrieb, und darin die große Masse der Schüler anzog. Diese Schulen waren: Paris und Oxford, in welchen beiden die Theologie und Philosophie, sodann Bologna (Bononia), wo die Rechtswissenschaft —, und Salerno, wo die Heilkunde gelehrt wurde.

Die schon weit früher durch die Araber vermittelte Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie führte in der scholastischen Theologie bereits von der Mitte des 11. Jahrhunderts an eine weitere Entwicklung derselben durch den Streit des Realismus und Nominalismus herbei. Der Realismus oder die realistische Scholastik, an Plato und Aristoteles sich anschließend, behauptete die Realität oder Objectivität der allgemeinen Begriffe, d. i. die Gleichheit des Inhalts der Begriffe mit dem Inhalt der Dinge, der Vorstellung von ihnen mit ihrem Wesen: — zerfiel aber innerhalb dieser Sphäre wieder in zwei sich entgegengesetzte Ansichten oder Schulen, von denen die eine nach Plato behauptete, daß die allgemeinen Begriffe im Menschengeiste selbst lägen (als Ideen oder Urbilder der göttlichen Vernunft, die man damals universalia ante res nannte), daß also richtiges Denken das Wesen der Dinge oder die Wahrheit aufschließe; — die andere Schule dagegen nach Aristoteles behauptete, daß die Begriffe an sich nur in den Dingen selbst enthalten seyen und aus oder nach den Dingen erst in den Menschengeist gelangten, was man universalia post res oder ex rebus nannte (aus den Dingen abstrahirte Begriffe, oder Begriffe a priori, Erfahrungsbegriffe), daß also „die denkende Erfahrung von den Dingen das Wesen derselben aus ihnen selbst herauserkenne."

Der Nominalismus oder die nominalistische Scholastik läugnete jedenfalls jene platonische Fassung, bezweifelte aber auch die aristotelische Realität der Begriffe; vielmehr sah diese skeptische Schule alle durch Erfahrung oder durch reines Denken gewonnenen Begriffe nur als nomina rerum, als Namen oder Zeichen der Dinge d. i. als subjective Vorstellungsbilder an, die sich der Menschengeist von den Dingen

mache und diesen selbst beilege, blieb aber den Beweis schuldig, daß diese nomina rerum den Dingen selbst gleich oder etwas Reales wären.

Die erste practische Folge der realistischen und nominalistischen Ansicht auf dem Gebiete der Kirche trat in dem Streite des Anselmus gegen Roscellinus über die Trinitätslehre zu Tage, wobei sich zeigte, daß der Realismus durch seine Verbindung des Wissens mit dem Glauben zugleich eine bessere Stütze der Kirche, als der kritische Nominalismus war, und daß insbesondre der platonische Realismus die mystische oder mehr glaubiggefaßte Theologie —, der aristotelische aber mehr die dialectische oder vorherrschend philosophirende Theologie bestimmte. Darum genoß auch der Realismus ein zunehmendes Ansehen in der Kirche.

Roscellinus, Canonicus in Compiegne, der Erfinder des Nominalismus, behauptete unter andern, daß die tres personae in der Dreieinigkeit als tres res, nicht als una res zu nehmen seyen, wodurch er sich den Vorwurf des Tritheismus oder der Dreigötterheit zuzog und deßhalb von Lanfranc's Schüler und Amtsnachfolger, dem Erzbischoff **Anselm** von Canterbury, (geb. 1033, gest. 1093) einem sowohl durch Tiefsinn und Scharfsinn als durch lebendigen Glauben ausgezeichneten realistischen Theologen, bekämpft und auf der Synode zu Soissons 1092 zum Widerruf genöthigt wurde. Anselm, der, einem intellectualistischen Vernunftdünkel sich entgegenstellend, behauptete, der Glaube müsse der Vernunft die Flügel geben, damit sie sich zur Erkenntniß der göttlichen Dinge emporschwingen könne, und der den Grundsatz hatte, „daß, wer nicht glaube, das Göttliche nicht erfahren —, und wer es nicht erfahre, auch nicht verstehen könne", hat in seinem berühmten Werke: Cur Deus homo? die Lehre vom Erlösungswerk Christi auf den Grund der h. Schrift und der frühsten Kirchenlehre systematisch entwickelt und dadurch die evangelisch-dogmatische Fassung angebahnt. (Uebrigens vertheidigte, auch gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, der Mönch Othlon die einfache Ableitung der Glaubenslehren bloß aus der h. Schrift.)

Da die dialectische Richtung der Theologie ihrer Natur nach bei der Mehrzahl Eingang fand, während die mystische nur Sache einer kleinen Minderheit war, so konnte es nicht fehlen, daß jene zuletzt ihr Prinzip auf die Spitze trieb und die Befürchtung rechtfertigte, daß sie zur Verfälschung des Glaubens und selbst zur Ertödtung der Herzensreligiosität führen würde.

Und so entstund dann zwischen beiden bisher ziemlich ruhig neben einander hergehenden Theologenschulen eine Entzweiung, welche in dem Streit ihrer beiden berühmtesten Repräsentanten, des Abälard und des h. Bernhard offen heraustrat.

Peter **Abälard**, geb. 1079 in der Bretagne, aus einem edlen Geschlechte, ausgestattet mit dem schärfsten Verstande, umfassenden Kenntnissen und unermüdetem Fleiß, war in seinem frühern Leben eitler Disputirsucht so leidenschaftlich ergeben, daß er sich zu den subjectivsten Behauptungen hinreißen ließ, die, wenn sie auch nicht den Kirchenglauben geradezu angriffen, diesem doch den objectiven Boden der Offenbarung nahmen. Seinem Wissenshochmuth folgte der Fall: als ihn der Domherr Fulbert zu Paris zum Lehrer seiner jungen und schönen Nichte Heloise wählte, mißbrauchte Abälart das Vertrauen desselben und entführte sie, zog sich aber dadurch Fulbert's Verfolgungen und eine so gräßliche Bestrafung und Demüthigung zu, daß von da an sein Leben eine ernstere Richtung nahm. Obwohl nun das Klosterleben, dem er sowohl, als Heloise sich widmeten, beide nicht hinderte, in einer geistigen Verbindung zu bleiben, so ergab er sich doch von nun an eifrig dem Studium der eigentlichen Theologie und hielt auf Bitten der in Paris studierenden Jugend im Kloster St. Denys zu Paris Vorlesungen, die den größten Beifall fanden und die er auch öffentlich herausgab Weil er aber über die Gegner der dialectischen Theologie hart und leidenschaftlich urtheilte, so brachten diese die Abweichungen desselben von der Kirchenlehre vor die Synode zu Soissons 1121, welche sein Buch zum Feuer und ihn zur klösterlichen Gefangenschaft verurtheilte. Doch erhielt er bald wieder seine Freiheit und setzte in Paris seine Vorlesungen fort. Weil er aber das weltliche Treiben der Mönche schalt und darthat, daß Dionys von Paris nicht der Areopagite sey, wurde er vom Hasse der Mönche verfolgt und floh, um ihnen zu entgehen, in eine Einsamkeit bei Nogent, wo sich aber bald begeisterte Schüler um ihn sammelten und die Abtei Paraclet für ihn gründeten. Neue Verfolgungen bewogen ihn, diese seine Abtei der Leitung Heloisens zu übergeben und einem Rufe an die Abtei Ruits in der Bretagne zu folgen. — Nach einem 10jährigen vergeblichen Kampfe für die Verbesserung der verfallenen Klosterzucht nahm er seinen Lehrstuhl in Paris wieder ein. Hier aber zogen ihm die dialectischen Uebertreibungen seiner Schüler und seine eigenen speculativen Behauptungen bei seinen Gegnern theils gegründeten, theils ungegründeten Tadel zu und erweckten ihm fortan an dem h. Bernhard den entschiedensten Gegner.

Da nämlich Abälard die Idee der Theologie nur in das Wissen setzte und ausdrücklich den Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan" als eine Aufforderung nahm, daß man nur durch die Verstandsoperationen des

Zweifelns und Forschens zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gelangen könne, wies ihm Bernhard, der von seinem Standpunkt aus das Wesen der Theologie vorzugsweise in die auf dem Wege der Heiligung erlangte Erleuchtung setzte, in einer eigenen Schrift eine Reihe von Irrlehren nach, so daß Abälard selber die Entscheidung einer Synode forderte, und da die Synode zu Sens 1140 ihn auf seine schwache Vertheidigung verurtheilte, so appellirte er an den Papst (Innocenz II), der indeß, durch Bernhard bestimmt, das Urtheil bestätigte und die gewöhnliche Klostergefängnißstrafe gegen ihn aussprach. Dadurch gebeugt und der Streitigkeiten und Stürme des Lebens müde, verlebte nun Abälard seine letzten Lebensjahre unter Aufsicht des menschenfreundlichen Abts Petrus Venerabilis zu Clügny (K. 1, 2), dem es gelang, ihn sogar mit Bernhard zu versöhnen. Zum Glauben zurückgekehrt, warnte Abälard fortan alle, denen er bis an sein Ende seinen Unterricht widmete, vor dem Hochmuth des Wissens und empfahl ihnen als den einzigen Weg zur Höhe der Erkenntniß — die Demuth. Er starb 1142.

Abälard — sagt A. Neander — ist ein merkwüdiges Beispiel von dem engen Zusammenhang zwischen dem sittlichen und dem intellectuellen Element des Geistes, zwischen der Gesinnung und der Wissenschaft. Es zeigt sich überall mehr bei ihm der Mangel des Characters, als des Talents. Wäre er ein Mann von sittlich reinem Character gewesen, so würde er auch in der Wissenschaft mehr geleistet haben. — Der Zerrissenheit seiner von streitenden Elementen (der Sinnlichkeit und Eitelkeit, dem Hochmuth und Ehrgeiz) bewegten Gemüthsart entspricht auch die Zerrissenheit seiner theologischen Denkweise."

Obgleich auf diese Weise die dialectisch-speculative Theologie in Abälard unterlegen war, so war sie doch schon zu tief in die Zeit eingedrungen, als daß sie nicht im Geiste Abälard's hätte suchen sollen, in neuen Anstrengungen sich fortzubilden, während anderseits die mystische Schule, durch Bernhard's Sieg ermuthigt, ebenfalls zahlreicher wurde. Dabei traten aber auf beiden Seiten Einzelne auf, welche die Einseitigkeiten beider Schulen zu mildern und diese getrennten Theologieen zu vereinigen suchten. Diese Einigung strebte dialectischer Seits Lombardus, mystischer Seits Hugo von St. Victor an, von denen jener eine Theologie schuf, welche einzig fußend auf den Grund der Kirchenväter,

dieselben wie einen der heil. Schrift ähnlichen Text behandelte und so den Kirchenglauben durch Denken begründen wollte, aber dadurch vom Formelwesen nicht loskam, wiewohl gerade sie Jahrhunderte lang im höchsten Ansehen stand; — während Hugo's Theologie in der Dialectik nur ein Mittel zu einer höhern Erkenntnißstufe sah, auf der sie auf den Grund der h. Schrift und der Kirchenväter das Denken mit dem Glauben in augustinischer Weise zu vereinigen suchte und so gleichmäßig dem wissenschaftlichen, wie dem religiöspractischen Bedürfniß entgegenkam.

Petrus **Lombardus** (aus Novara in der Lombardei, Lehrer der Theologie und Bischoff zu Paris † 1164) legte seinen Vorlesungen in seinem Liber sententiarum eine Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter zum Grunde, wodurch er die Kirchlichgesinnten gewann, ließ aber in der Anordnung dieser Aussprüche der Speculation vollen Raum und wurde so als „magister sententiarum" der Mann beider Parteien.

Hugo von St. Victor (geb. 1097, gest. 1141) ein deutscher Graf von Blankenburg aus dem Halberstädtischen, war Mönch in St. Victor, einem Kloster in einer Vorstadt von Paris und Vorsteher der damit verbundenen Schule, ein Mann von eben so großer Schärfe des Geistes, als Tiefe des Gemüthes. Ihm diente die weltliche Wissenschaft nur als Mittel zum Studium der h. Schrift und der Kirchenväter, dieses sodann als Grundlage der scholastischen Theologie, und diese nur als Stufe zur mystischen Erhebung. Er wurde daher von seiner Zeit der zweite Augustin, alter Augustinus, genannt. — Sein Nachfolger, der Prior Richard von St. Victor, ein Schotte, bildete Hugo's Union der Dialectik und Mystik zu einem System aus.

4. Fortschreitende Ausartung der Kirche. Entstehende Opposition gegen das öffentliche Kirchenwesen neben innern Selbstreform-Versuchen. Separatistische und schismatische Opposition. Gnostisch-ascetische Sectenbildung. Die Katharer und die Ketzervereine in Südfrankreich durch Bernhard bekämpft. Das religiös-politische Reformationsstreben Arnold's von Brescia. Die Secten zur Herstellung des apostolischen Christenthums: die Waldenser.

Indem sich die theologischen Schulen, eine jede auf ihre Weise, bemühten, die Mittel zur Belebung und Unterstützung der Kirche in ihrer vorliegenden Verfassung aufzufinden und oft darüber in Streit geriethen, verzweifelten Manche an der Möglichkeit einer Verbesserung der Kirche, deren hierarchische Verfassung und Ueber-

ladung mit Formen und Gebräuchen ihnen als Hinderniß zur Durchführung eines lebendigen Christenthums erschien. War doch der Gottesdienst, der zur Erzeugung, Stärkung, und Bewahrung des christlichen Lebens bestimmt ist, immer mehr zu einem todten Werk herabgesunken und insbesondere mußte die bis zur Ausschweifung gehende Verehrung der Heiligen und Reliquien als eine Art nicht beabsichtigter, aber doch bei Vielen veranlaßter Götzendienst, so wie der Mißbrauch mit Kirchenfesten nicht selten als eine Entwürdigung der Religion selbst erscheinen.

Mit der stets anwachsenden Zahl der Heiligen vermehrten sich auch die Sammlungen der Reliquien und durch die daran sich knüpfenden Wundererzählungen steigerte sich der Preiß dieser Waare so, daß es keinen einträglicheren Handel gab, besonders seit die Kreuzzüge die Welt mit Reliquien, die von Christus sebst herkommen sollten, fast überschwemmte. Wie weit man dabei in der Speculation gieng, bewiesen die vom Großmeister der Tempelherren dem Könige Heinrich (III) von England übersendeten Blutstropfen Christi, welche Joseph von Arimathia bei der Grablegung in einem kleinen chrystallenen Gefäße gesammelt und in seiner Familie vererbt habe, bis sie in die Hände des Patriarchen von Jerusalem gekommen seyen! Anderer Beipiele nicht zu gedenken. — Ein gleicher Mißbrauch wurde mit der Vermehrung der Kirchenfeste getrieben; und in welche kirchenentwürdigende Thorheiten, ja in welchen sinnverwirrenden Aberglauben jene Zeit verfiel, beweist das allerdings nicht von der Kirche sanctionirte, aber doch geduldete „Narrenfest" und das noch tollere „Eselsfest". Jenes, eine Anknüpfung an heidnische Gebräuche beim Jahreswechsel, wurde von Unterdienern der Kirche, denen sich auch oft untere Geistliche und Leute aus dem Volk anschloßen, in der Art begangen, daß sie aus ihrer Mitte einen Bischoff wählten, ihn rücklings auf einen Esel setzen und ihn nach einem öffentlichen Umgang in der Stadt am Altar in der Kirche unter lächerlichen Grimassen ein Hochamt halten ließen, wobei der Pöbel tanzte, spielte, trank und andern Unfug verübte. — Das Eselsfest, welches die Flucht Maria's nach Aegypten versinnlichen sollte, bestand darin, daß man einen von einer Jungfrau geleiteten Esel in der Kirche vor den Altarstufen niederknieen machte, worauf der den Priester Vorstellende statt des Segens dreimal ein Eselsgeschrei erhob, das die Gemeinde ebenso beantwortete! Und solches Unwesen ließ die Kirche einige Jahrhunderte lang geschehen, ohne es abzustellen.

Nicht Wenige erkannten die Kirche als abgewichen von der apostolischen Grundlage, als zurückgesunken auf die Stufe des

Judaismus, als zurückgefallen aus dem Evangelium in das Gesetz. Auch das Bestreben der Schultheologie schien ihnen theils unpractisch, weil diese namentlich in der dialectischen Form meist todte Begriffe statt lebendiger Wahrheit gab, theils unhistorisch, weil sie gleichmäßig dem Glauben, wie dem Aberglauben philosophische Stützen lieh und nicht unmittelbar auf die heilige Schrift zurückgieng. So entstund im Stillen eine Opposition gegen das öffentliche Kirchenwesen, die aber weder von der Masse des Volks, das sich durch die Kirchenform und kirchliche Wirksamkeit (weil durch und für sie erzogen) ganz befriedigt fühlte, noch von der in der Kirche und Schule herrschenden Welt- und Klostergeistlichkeit ausgieng. Wohl aber entstund sie in einzelnen Gliedern der beiden letztern, dem Volk näher stehenden und in ihm unmittelbar wirkenden Stände: daher anfangs zwar nur eine kleine Zahl, im Fortgang aber auch größere Massen sowohl aus den gebildeten Laien, als aus dem ungebildeten Volke an dem beginnenden Abfall von der Kirche „selbthätigen und dann selbständigen Antheil" nahm.

Der Kampf dieser Secten gegen die Kirche richtete sich theils gegen das Unchristliche oder Unbiblische mancher Kirchenformen, theils gegen das Glaubenslose oder Unnöthige in der Schultheologie, theils gegen das Ungeistliche und Unapostolische in der Hierarchie überhaupt und insbesondere in der römischen. In allen diesen Beziehungen bestand die Opposition entweder separatistisch in bloßem sich vertheidigenden Zurückziehen von der Kirche, oder schismatisch in feindseligen Angriffen auf dieselbe und in Aufstellung einer andern Kirche.

Bei den wenigsten Secten aber kamen die gegenkirchlichen Bewegungen aus reiner urchristlicher Quelle, und da nur theilweise; bei den meisten giengen sie aus bloß abgeleiteten, zum Theil sogar aus ganz unkirchlichen und unchristlichen Quellen hervor. Es hatten daher nicht alle einen reformatorischen Character, und selbst wo es der Fall war, klebte ihnen eine gewisse Mangelhaftigkeit der Erkenntniß an. Diese, so wie die Uebertreibung der Anschuldigungen gegen die Kirche und die Geschiedenheit dieser Secten unter einander — das alles machte es der

herrschenden Kirche leicht, durch die Macht ihrer äußern Mittel und zum Theil auch durch die in ihrem Schooße von Zeit zu Zeit angestrebten Selbstreformen die gegenkirchlichen Richtungen dieses Zeitraums wenigstens zurückzudrängen.

Die der erstarrten morgenländischen Kirche gegenüberstehenden Secten waren Ueberreste früherer gnostisch-manichäischer Secten, welche, wie die Paulicianer, sich daneben einer gewissen practisch-lebendigen Anwendung ihrer Auffassung des Christenthums bestrebten, bald mit, bald ohne Annäherung an die Kirche. Nach ihrer Unterdrückung verpflanzten sich gegen das Ende des 10. Jahrhunderts zerstreute Zweige derselben aus Vorderasien nach Thrazien (Bulgarien) in Europa, wurden aber, als sie sich selbst bis Constantinopel gezogen hatten, 1111 entdeckt und auch da unterdrückt. Ein ähnlicher Kirchengegensatz waren die Bogomilen.

In der bewegtern Kirche des Abendlandes wurden Secten von Solchen gestiftet, die entweder aus dem Kirchenverband selbst traten oder aus demselben ausgeschlossen wurden. Sie läugneten entweder die Wahrheit des Fundaments der bestehenden Kirche, oder sprachen ihr die Fähigkeit ab, sich selbst zu erneuern und forderten Zurückführung derselben auf ihren Urzustand. Unter sich selbst zerfielen sie in zwei Hauptparteien: die eine gieng auf die alte gnostisch-ascetische Gegenkirche, die andere auf die ursprünglich-apostolische Kirche zurück. Beide Parteien giengen anfangs oft in einander über, schieden sich aber nachher bei deutlich heraustretendem innern Unterschied auch äußerlich mehr voneinander.

Die erste Art von Häretikern trat seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts in Frankreich, in Italien, in den Niederlanden und am Rhein hervor, also zu einer Zeit, wo die Kirche in tiefem Verfall war und daher Manche, die in ihr ein lebendig-christliches Leben vermißten, sich in den Schooß derjenigen Secten flüchteten, die der heil. Schrift den Vorzug vor der Tradition gaben und ein apostolisches Leben und Wirken anstrebten. Indeß giengen diese selten auf die heil. Schrift selbst zurück und schöpften ihre Grundsätze großentheils aus dem Sectenwesen der ältesten Zeit, das sie

aus den Streitschriften der Kirchenväter, noch dazu unvollkommen genug, kennen gelernt und mit eignen Ansichten vermischt hatten. Sie wurden von den gleichzeitigen katholischen Berichterstattern an verschiedenen Orten verschieden genannt: Publicianer, Manichäer, Pateriner (Patharener, Patharer), boni homines, Katharer, Gazarer (daher wohl der Name Ketzer).

So zeigte sich im J. 1010 eine Secte in Aquitanien (Südwestfrankreich), welche die Taufe verwarf; ferner eine gnostische Secte zu Orleans, die nur von einer geistigen Taufe und Communion wissen und überhaupt keine andern Lehren anerkennen wollte, als die vom h. Geist im Innern des Menschen geschrieben würden. — Die Secte Gundulf's zu Arras und Cambray verwarf Taufe, Abendmahl, Ordination, Bilder, Kirchengesang, und drang zwar auf Liebethätigkeit und ernsten Kampf gegen die sündlichen Begierden, gieng aber dabei so weit, die Ehe als etwas Verunreinigendes zu verwerfen. — Die Secte zu Montfort, die 1030 bei Turin sich zeigte, drang gleichfalls auf Ehelosigkeit, verwarf die äußern Sacramente und deutete die ganze Geschichte Christi mystisch-idealistisch, anderer Irrthümer nicht zu gedenken.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts traten in Südfrankreich die Ketzervereine in größern Massen wider die Kirche auf. Einige von ihnen hatten pantheistische Grundsätze, bei andern verband sich mit ihren Häresieen ein revolutionär-reformatorischer Eifer, der auf den Umsturz des gesammten Kirchenthums und Cultus ausgieng. Zu diesen gehörten die Petrobrusianer und die Henricianer, gegen deren gefährliches Anwachsen der h. Bernhard (K. 1, 2.) zu Hülfe gerufen wurde, der mit dem Feuer seiner Rede und dem Gewicht seines eigenen lautern Lebens und Wirkens dieses Sectenwesen widerlegte und so, ohne das gewaltsame Verfahren gegen die Unglücklichen zu billigen, die Kirche von einer drohenden Gefahr befreite, wiewohl gerade dieser Sectengeist als Vorbote und Vorzeichen einer gewaltigeren feindlichen Macht erschien, von der das Strafgericht über die verderbte Kirche ausgehen sollte. Allerdings waren Männer, die absichtlich auf Zerstörung alles Bestehenden ausgiengen, nicht geeignet, eine Wiedergeburt der Kirche herbeizuführen. Doch dienten manche unter ihnen, die

als Opfer ihrer unreifen Bestrebungen fielen, wenigstens dazu, eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Die *Petrobrusianer* hatten ihren Namen von *Petrus de Bruys*, der im südöstlichen Frankreich seit 1104 gegen die in der Kirche herrschenden Mißbräuche, insbesondre gegen die Verweltlichung des Priesterstandes, gegen die Verdienstlichkeit der Werke und Ceremonien, gegen die Kirchenpracht ꝛc. stritt, dabei aber so weit gieng, daß er nicht nur die Kirchengebäude, den Kirchengesang, das Kreuzzeichen verwarf und einst alle Crucifixe, die er zusammensammelte, auf einmal verbrennen ließ, sondern auch die *ganze äußere Kirche überhaupt sammt Abendmahl und Kindertaufe für unnöthig und schädlich erklärte.* Als er in dieser Art 20 Jahre lang gewirkt hatte, wurde er 1124 zu St. Gilles von einer wüthenden Volksschaar zum Feuertod geschleppt. — Seine Anhänger erhielten sodann an dem Diaconus *Henricus von Lausanne* ein neues Haupt. Dieser war seit 1116 als Bußprediger herumgezogen, hatte aber, als er zu *Mans* das Volk gegen die herrschende Geistlichkeit aufgeregt hatte, fliehen müssen und dann an *de Bruys* und dessen Anhang einen Halt gefunden. Zehn Jahre nach de Bruy's Tod fiel er in die Hände des Erzbischoffs von Arles und wurde auf der *Synode zu Pisa* zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, entkam aber demselben und brachte durch seine an die Schrift anknüpfenden Predigten *in Languedoc* so große Wirkungen hervor, daß Papst *Eugen* III 1147 den h. *Bernhard* mit einem Legaten dahin sandte, um diese gegenkirchliche Bewegung, deren *Hauptsitz Toulouse* war, kräftig zu dämpfen. *Bernhard* fand die Kirchen jener Gegenden ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester, dazu Priester und Sacramente verachtet, ja (wie er sich ausdrückt) die Christen ohne Christus. Durch seinen mächtigen Einfluß jedoch brachte er es dahin, daß die Mehrzahl der Laien sich von den Henricianern absonderte. *Henricus* selbst wurde vom Bischoff von Toulouse gefangen und vom *Concil zu Rheims* 1148 zu lebenslänglicher *Haft* verurtheilt, worin er im folgenden Jahre starb.

In der gleichen Zeit trat auch *Arnold von Brescia* gegen das Verderben der Kirchengeistlichkeit auf und indem er den Kirchenverfall nur von der Vermischung des Geistlichen und Weltlichen ableitete, suchte er seinen Grundsätzen *in Rom*, als dem Mittelpuncte der Priesterherrschaft, durch eine *religiös-politische Reformation* Geltung zu verschaffen. Von dem Erfolg seiner Wirksamkeit, so wie von dem Ausgang derselben wird im Verlauf der Geschichte selbst die Rede seyn.

Arnold von Brescia war nach der Angabe des Otto von Freysingen ein *Schüler Abälard's*. Er führte, diesem seinem Meister nachstrebend, ein

strenges Leben, und indem er das in den Apostelschriften aufgestellte Bild des Lebens der ersten Christengemeinde mit Sehnsucht umfaßte, wurde er im Hinblick auf die Entartung der herrschenden Kirche seiner Zeit mit Unwillen erfüllt, gieng aber bei seinem lebhaften, mehr dem Practischen zugewandten Gemüth in der Bekämpfung derselben weiter als sein Lehrer. Er leitete nämlich das Verderben der Kirche nicht bloß vom Verderben der Geistlichkeit, sondern vorzüglich von dem Besitz der Kirche an weltlichen Gütern, Rechten und Ehren ab, und stellte die Behauptung auf, daß Mönche und Geistliche nach dem Bilde der Apostel in der Gemeinschaft der Liebe miteinander leben sollten und kein weltliches Eigenthum besitzen dürften, und daß alle der Kirche geweihten Güter zum Nutzen des Volks verwaltet werden müßten; ja er gieng in seinen Angriffen auf die Geistlichkeit so weit, daß er äußerte, das Volk solle dieselbe in ihrem lasterhaften Leben nicht ferner dadurch bestärken, daß es an ihrer Verwaltung der Sacramente theilnehme, wozu jene Geistlichkeit vermöge ihres unheiligen Lebens nicht mehr fähig sey. — Wie solche Lehre in den Bewegungen des freistädtischen Wesens in Italien die Gemüther entzündete und in Rom eine republicanische Umwälzung begünstigte, davon s. unten K. 2, 2 und 3, 1.

Da alle diese Secten mit mehr oder weniger reinchristlicher Wahrheit viel Schwärmerisches, Fremdartiges, zum Theil ganz Unchristliches enthielten, so verschwanden sie, auch wenn sie nach ihrer Unterdrückung wieder auftauchten, früher oder später aus dem Leben. Nur denjenigen Gegenkirchlichen, die ein reines Apostelchristenthum herzustellen trachteten, gelang es, sich im Stillen wirkend neben der Kirche zu erhalten, und insbesondre hat die Secte der **Waldenser** durch ihr überwiegend evangelisches Element, vermöge dessen sie in der Lehre ganz mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß übereinstimmte und im Wandel sich der strengsten Sittenreinheit befliß, allen Verfolgungen widerstanden und, eigner Mangelhaftigkeit ungeachtet, Jahrhunderte hindurch in stillmahnender Protestation die da und dort mehr und mehr abirrende Kirche auf die Reinheit ihres Ursprungs zurückgewiesen.

Die Waldenser stehen allerdings mit den frühern Bewegungen der mehr bibelgläubigen Häretiker in einem innern Zusammenhang, in so fern keine derselben, auch wenn sie unterdrückt wurde, spurlos vorübergieng, sondern als eine fortwirkende

geistige Kraft den „Keim" enthielt, „aus dem heraus und durch den angeregt die spätere mehr geordnete und geschlossene Separation" von der allgemeinen Kirche hervorgieng, zumal jene frühern Bewegungen großentheils an denselben Orten Statt gefunden hatten, an denen die spätern wieder auftauchten. Die Versuche aber, die Waldenser, als solche, auch in einen bestimmten äußerlichen Zusammenhang mit der frühern evangelischen Kirchenopposition darzustellen, sind gescheitert.

In ersterer Beziehung scheint namentlich die Kirchenopposition eines Agobard, Erzbischoffs von Lyon, der unter Karl dem Großen lebte, und eines Claudius, Bischoffs von Turin, der unter Ludwig dem Frommen lebte, einen großen Einfluß auf die Entstehung der Waldenser, namentlich der Thalleute von Piemont, gehabt zu haben. In letzterer Beziehung ist insbesondre die Behauptung, daß Häretiker, wie Peter Bruys, Henricus, Arnold (von Brescia) Lehrer unter den Waldensern gewesen seyen, abzuweisen, wenn auch zugegeben werden kann, daß die Petrobrusianer und Henricianer einen mittelgliedlichen Standpunct zwischen den Manichäern und Waldensern einnahmen.

Unter den Waldensern sind ursprünglich die Waldenser in Piemont und die Waldenser in Frankreich wohl zu unterscheiden. Der Ursprung der erstern, welche in den Waldthälern der Cottischen Alpen wohnten, wird selbst von ihren ältesten Gegnern in den Anfang des 12. Jahrhunderts gesetzt.

Die Ableitung des Namens Waldenser (Vallenses, Valdenses, Vaudenses, Vaudois, Vaudés d. i. Thalleute, Waldleute (Waldthalleute) von vallis (vaux) Thal oder valda (vaud), Wald wird von Vielen bestritten, welche behaupten, er komme von dem zwischen 1160 und 1180 in und um Lyon aufgetretenen Sectenstifter Petrus Waldus (Pierre de Vaux) her. Indeß dürften folgende, für den frühern Ursprung des Namens zeugende Gründe zu beachten seyen: 1. sprechen die Schriftsteller, aus welchen man die zweite Art der Ableitung darthun will, zunächst nur von den ihnen näher stehenden Häretikern im südöstlichen Frankreich; 2. weisen einige vergebens bestrittene echte Schriften, besonders das aus dem J. 1100 stammende Gedicht La nobla Leyczon (d. i. la noble leçon, der edle Unterricht) und eine andere Schrift, worin der Name Vaudés vorkommt, auf einen frühern Ursprung hin; 3. heißt der am Genfersee gelegene Canton Waadt schon in alten Schriften Comitatus

Waldensis; 4. gebraucht eine piemontesische Urkunde vom J. 1019 für die Bezeichnung Wald das Wort valda: — so daß die oben angegebene erste Ableitung jenes Namens das Meiste für sich hat, zumal gerade jene abgelegenen Waldthäler der Bewahrung eines ursprünglich-christlichen, von dem in die Kirche eindringenden Verderben freien Gemeindelebens günstig waren, auch sich dort seit acht Jahrhunderten in den Thälern von Lucern mit Angrogne, Perouse und St. Martin noch heute eine am altapostolischen Glauben hängende Gemeinde vorfindet.

Ihre eigenen ältesten Schriften (zu denen außer dem oben angeführten Gedicht, ein Katechismus, ein Glaubensbekenntniß und eine Abhandlung über den Antichrist gehören) gehen bis in die Zeit vor dem Lyoner Petrus Waldus zurück. Diesen in romanischer Sprache verfaßten Schriften gemäß, stimmt ihre einfache, nüchterne Lehre mit dem Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses völlig überein; und ihr Gegensatz gegen die Kirche, worin sie allerdings in verschiedenen Beziehungen über die wahre Mitte hinausgiengen, enthält nichts, was nicht schon früher von Gegenkirchlichen sogar in stärkern Ausdrücken vorgebracht worden wäre, oder was der Zeit widerspräche, aus der jene Schriften stammen sollen. Damit stimmen auch die vorhandenen, zum Theil von ihren Gegnern herrührenden Zeugnisse überein, welche über die Lehre der Thalleute aufgeführt werden.

An der Spitze dieser Zeugnisse steht ein italienisches, aus dem Jahr 1587 herrührendes Manuscript, das sich in der Bibliothek zu Cambridge befindet und die Lehre dieser Thalleute in folgende zehn Artikel faßt:

1. Sie glauben, daß die h. Schrift in Allem, was zum Glauben nothwendig ist, hinreiche, und nehmen nichts an, als was von Gott kommt;

2. sie glauben nur Einen Mittler, keine Heiligen (als Untermittler);

3. sie nehmen kein Fegefeuer, auch keinen dritten oder vierten Ort an, sondern behaupten, der bußfertige Mensch werde durch das Blut Christi gerechtfertigt;

4. Sie haben nur zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl, das sie in beiden Gestalten genießen;

5. Alle Messen, besonders die für Verstorbene, verwerfen sie;

6. Menschliche Traditionen verabscheuen sie; insbesondre verwerfen sie den Ablaß, die gebotenen Fasten, überflüssige Feste, den Speiseunterschied, die Priester- und Mönchsorden, die Einsegnungen und Consecrationen von Creaturen, die Wallfahrten, die Bilder, das Weihwasser und andere Ceremonieen;

7. sie läugnen den Primat des Papstes, besonders seine weltliche Macht; doch lassen sie Bischöffe, Priester und Diaconen zu;

8. das Papstthum sehen sie überhaupt als die Quelle aller Zeitübel an;

9. sie billigen die Priesterehe und halten sie sogar für nothwendig in der Kirche;

10. sie behaupten, diejenigen, welche das Wort Gottes hören und die innere Erkenntniß desselben haben, seyen die wahre Kirche, welcher Christus die Schlüssel gegeben, um die Schafe hineinzuführen und die Wölfe zu verjagen.

Auch ihre Gegner (darunter der Turiner Bischoff Seyssel aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und der Papst Aeneas Sylvius oder Pius II) stellen in ähnlicher Weise die Lehren der Thalleute auf.

Ihre Moral und Ascese war sehr streng, ja in Betreff der Mitteldinge schroff, wich aber nicht vom biblischen Grund und Boden. Die Angriffe auf ihre Sittenreinheit zerfielen alle in Nichts; selbst Zeugnisse ihrer Feinde bestätigen dieselbe auf's unwiderleglichste. Unter andern führt de Thou an, daß ihre Nachbarn, welche die Reinheit ihrer Töchter bewahren wollten, dieselben den Thalleuten anvertraut hätten, und der burgundische Annalist Pardin (1566) erklärt, daß die Irrthümer und die Laster, deren man sie beschuldigt habe, boshafte Erdichtungen seyen, indem ihr ganzes Vergehen nur darin be-

stünde, daß sie das Verderben der herrschenden Geistlichkeit zu frei beurtheilt hätten.

Die Waldenser in Frankreich fanden zwischen den Jahren 1160 und 1180 einen Mann, der nicht etwa Stifter einer ganz neuen Secte war, sondern nur auf die bestimmtere Gestaltung und weitere Ausdehnung der in Rede stehenden Häresie einen großen Einfluß hatte. Die ältern Schriftsteller und Berichterstatter führen seinen Namen verschieden an: der eine (Moneta) nennt ihn Waldesius, ein zweiter (Alanus) nennt ihn Waldus; ein dritter (Pilichdorf) nennt ihn Petrus von Walden, einem französischen Gränzstädtchen; ein vierter (Stephanus) nennt ihn Waldensis. Aus ihren Angaben geht hervor, daß er ein reicher Kaufmann war, der, als er mit der heiligen Schrift bekannt wurde, — betroffen von der Evangelienstelle Matth. 19, 16 — 26, daß ein Reicher nur schwer in das Himmelreich komme; zugleich näher erweckt durch den Tod eines Freundes, — sich vorgenommen habe, das von der Erde verschwundene apostolische Leben zu erneuern. Er gab daher alle seine Habe den Armen und beschloß ein Leben in der Armuth zu führen. Zu diesem Zweck sammelte er noch einige Gleichgesinnte um sich, unter denen ein gewisser Johannes von Lyon genannt wird, und verbreitete mit ihnen die von ihm erkannte Lehre der Bibel in den benachbarten Städten und Oertern, wobei sie in Häusern und auf Märkten das Evangelium in der dortigen Landessprache verkündigten.

Sein Zusammenhang mit den Thalleuten in Piemont ist zwar nicht bestimmt nachzuweisen; doch ist er höchst wahrscheinlich mit ihnen schon vor seiner Erweckung zum apostolischen Leben in einiger Verbindung gestanden, indem ihn sein Handelsgeschäft mit den Thalleuten zusammenführte, die gern auch ihre Käufe und Verkäufe zu Gesprächen über das Wort Gottes benützten; daher er wegen seiner Geistesgemeinschaft mit den piemontesischen Thalleuten von den Seinen den Beinamen (oder auch von Gegnern den Spottnamen) Valdisius, Valdensis, Valdus erhalten haben mochte. — Vielfach beglaubigte Thatsache wenigstens ist es, daß die meisten Häresieen von Oberitalien aus in andere Länder, vorzüglich nach Frankreich drangen; ferner daß besonders jene Thalleute eigens darauf ausgiengen, die evangelische Lehre, so weit sie sie erfaßt hatten, möglichst auszubreiten; endlich daß die Lehre der französischen Wal-

denser in den Grundzügen mit der Lehre der piemontesischen Thalleute übereinkommt, nur daß jene (die französische Waldenserlehre) eine ausgebildetere Dogmatik hat, daher jedenfalls die jüngere ist.

Diesen von Petrus Waldus gestifteten Verein der „Armen von Lyon" (Pauperes de Lugduno, auch Leonistae ꝛc.) trat nun anfangs der Lyoner Erzbischoff entgegen, weil er in dem Predigen von Laien einen Eingriff in die Klerusrechte sah; und als Waldus und seine Anhänger dem Verbote zu predigen den Ausspruch des Apostels, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, entgegensetzten, wurden sie vom Erzbischoff in den Bann gethan und des Landes verwiesen. Gegen diesen Ausspruch appellirten sie an den Papst und verlangten von diesem die Erlaubniß zu predigen und als auch dieser (1170) sie zurückwies und die Excommunication bestätigte, schieden sie förmlich aus der Kirche, von der sie fortan als Häretiker bezeichnet und behandelt wurden. Gerade diese ungünstige Behandlung aber mehrte ihren Anhang, und durch ihre Vertreibung aus Lyon wurde der Samen der neuen Lehre im südlichen und östlichen Frankreich, so wie auch in Oberitalien weiter ausgestreut.

Von den weitern Schicksalen der Waldenser wird im Verlauf der Geschichte das Weitere beigebracht werden. (S. unten K. 6, 3.) — Vergl. Ch. Ulr. Hahn's Gesch. d. Waldenser und verwandten Secten. 1847.

Nachdem wir uns durch diese, zum Theil vorgreifende Darstellung so wichtiger Innenverhältnisse — in Verbindung mit der im vorangehenden Buche vorgenommenen Rundschau auf die außerdeutschen Völker — den Weg zum bessern Verständniß der neueintretenden Geschichtsperiode gebahnt haben, wenden wir den Blick wieder zurück zum deutschen Reiche, als dem Haupte des damaligen christlich-europäischen Staatenkörpers, wo um diese Zeit (1125) mit Heinrich V das salisch-fränkische Kaisergeschlecht erloschen war (XV. 4, 4).

2. Kapitel.

Das deutsche Reich nach dem Erlöschen des salischen Hauses und Aufgang der Hohenstaufen.

1. Lothar der Sachse. Wahlkünste. Streit mit Friedrich von Hohenstaufen. Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen. Krieg zwischen den Welfen und Staufen. Vergleich. Lothar's Römerfahrt. Unterwerfung der Dänen. Zweiter italischer Zug. Tod Lothar's. Veränderungen in den deutschen Fürstenthümern.

Um die Krone nicht an die ihm verhaßten, weil in selbständiger Kraft dastehenden Hohenstaufen kommen zu lassen und dem salisch-fränkischen Regierungsabsolutismus und gegenkirchlichen Streben ein Ziel zu stecken, lenkte der Erzbischoff Adalbert von Mainz als Reichserzkanzler die Kaiserwahl nicht auf den Herzog Friedrich von Schwaben, der sicher darauf rechnete, sondern durch besondere Wahlkünste auf den Herzog Lothar von Sachsen (XV. 5, 3. u. 4), der sich dadurch, daß er den Bischöffen fortan den Lehenseid erließ, — also durch Aufopferung des Grundsatzes, auf welchem seit Karl dem Großen die Kaisermacht beruhte, — diese Würde erkaufte.

Erzbischoff Adalbert hatte nämlich mit Uebereinstimmung des Papstes Honorius II eine Wahlversammlung nach Mainz ausgeschrieben, bei der sich an 60,000 stimmfähige Männer aus den verschiedenen deutschen Stämmen einfanden. Aus jedem der vier Hauptstämme (Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern) wurden sodann zehn fürstliche Wähler gewählt, welche den Würdigsten wählen sollten. Die Vorwahl ergab die Namen Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold von Oesterreich. Die beiden letzten verbaten sich — es bleibt ungewiß, ob zum Schein oder im Ernst — die ihnen zugedachte Ehre. Hierauf fragte der Erzbischoff, ob sich jeder von ihnen dem, welchen die Wahl treffen werde, unterwerfen wolle? Lothar und Leopold erklärten ihre Bereitwilligkeit; Friedrich aber, der hierin eine List sah, wollte sich darüber erst mit den Seinen berathen und entfernte sich. Dieß Benehmen erklärten seine Gegner für Anmaßung und thaten Alles, seine Wahl zu hintertreiben, worauf endlich unter wildem Geschrei ein Haufe sich in den Saal eindrängte und den Lothar auf die Schultern hob, der dann mitten in diesem Tumult zum König erwählt wurde. Zwar mißbilligte Heinrich der Schwarze von Bayern dieses Verfahren, doch ließ er sich — ohne Zweifel mit Adalbert und den päpstlichen Legaten schon von vornherein einverstanden, — leicht zur Anerkennung Lothar's bewegen. Lothar

selbst aber mußte (dem Wormser Concordat entgegen XV. 5,4. a. E.) versprechen, nicht nur die Bischoffswahlen ohne seine und seiner Abgeordneten Gegenwart vornehmen und dann erst nach der Weihe des Gewählten die Belehnung mit den Regalien eintreten zu lassen, sondern ihnen auch den Lehnseid, den doch alle andern Fürsten leisten mußten, zu erlassen und sich mit einem bloßen Treugelübde zu begnügen. Auch mußte er den Papst erst durch eine eigene Gesandtschaft um Bestätigung seiner Wahl ersuchen. So sehr hatte sich Lothar der Hierarchie ergeben!

Friedrich, der Hohenstaufe, bequemte sich zwar zur Anerkennung Lothar's, aber seinen gekränkten Stolz konnte er nicht bergen. Da beschloß Lothar, den mächtigen Herzog zu demüthigen und forderte durch ein neues Gesetz, dem er rückwirkende Kraft gab, von den Hohenstaufen die Herausgabe der von den salisch-fränkischen Kaisern in Erledigungs- und Straffällen eingezogenen Reichsgüter zurück. Diese waren jedoch beim Abgang des sächsischen Königsstammes auch nicht zurückgefordert worden und ließen sich zum großen Theil aus ihrer langjährigen Vermischung mit den Familiengütern nicht mehr aussondern. Da sich also Friedrich deß weigerte, sprach Lothar die Acht über ihn aus, und um derselben Nachdruck geben zu können, gab er seine einzige Tochter und Erbin Gertrude dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern (dem Nachfolger Heinrich's des Schwarzen) zur Gattin und belieh ihn sogar noch mit seinem eigenen Herzogthum Sachsen.

Heinrich der Stolze, aus dem Hause der Welfen, hatte von seiner Mutter schon die billungischen Stammgüter in Sachsen geerbt, und Lothar's Tochter brachte ihm die supplinburgischen, nordheimischen und altbraunschweigischen Erbgüter zu, so daß dadurch das Welfenhaus auch in den Norden Deutschlands verpflanzt wurde und, als es nachher auch die mathildischen (toscanischen) Güter erhielt, mit seiner Macht von der Elbe bis weit über die Alpen reichte.

Durch diese Vergrößerung des bayrischen Hauses legte er den Grund zu jener Feindschaft zwischen den Welfen und Hohenstaufen, welche für die Zukunft des Reichs von unabsehbaren Folgen war. Schon gleich jetzt entbrannte zwischen beiden Häusern ein Krieg, der einen großen Theil der Regierungszeit Lothar's erfüllte und neun Jahre lang Schwaben, Fran=

ken und das Elsaß verheerte. Lange behauptete sich der Hohenstaufe da und dort in seinen Burgen und Städten gegen die Uebermacht. Konrad, Friedrich's Bruder, voll feuriger Jugendkraft und ritterlichen Hochsinns, eben zurückgekommen von einem Zug nach dem heiligen Lande, zog sogar nach Italien, um die salische Partei daselbst in den Kampf zu ziehen und erhielt von dem Erzbischoff von Mailand zu Monza die lombardische Krone 1128. Weil er aber die übrigen lombardischen Städte gegen sich hatte und Honorius II ihn mit dem Banne belegte, so sah er sich zur Rückkehr nach Deutschland genöthigt, wo sein anmaßender Schritt der gerechten Sache des Kaisers nur Vorschub gethan hatte. Der Krieg währte noch mehrere Jahre, bis sich die Hohenstaufen nach mannichfachen Verlusten auf die Ermahnungen des berühmten Abts Bernhard von Clairvaux, dem die Einigkeit aller Fürsten zu einem neuen Kreuzzug am Herzen lag (K. 1, 3), zu einem Vergleich verstanden, in welchem sie sich um den Preiß der Lossprechung vom Bann und der Belehnung mit dem fränkischen Erbe dem kaiserlichen Ansehen unterwarfen (1135).

Unterdessen hatte eine streitige Papstwahl, welche nach Honorius' II Tode 1130 zu einem Schisma führte, das Kaiserthum in Verlegenheit gesetzt, bis Lothar, durch den h. Bernhard bestimmt, sich für Innocenz II entschied, der, von seinem Gegner Anaclet II aus Rom verdrängt, selbst nach Deutschland kam und den Kaiser um Hülfe bat, während Anaclet sich auf Roger von Sicilien stützte, den er mit Apulien und Calabrien belehnte. Da Lothar damals noch im Krieg mit den Hohenstaufen begriffen war und daher seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen die Führung desselben überlassen mußte, so konnte er nur mit einer geringen Streitmacht seine erste italienische Heerfahrt unternehmen und war also auch nicht einmal im Stande, den Anaclet aus Rom zu vertreiben. Doch ließ er sich in der Laterankirche von Innocenz II krönen und erhielt die mathildischen Güter (XV. 5, 2), jedoch nur als päpstliches Lehen und unter der Bedingung, daß sie nach dem Tode seines Schwiegersohns, dem er sie überließ, wieder an den römischen Stuhl zurückfallen sollten.

Zum Spott auf diese Erniedrigung behaupteten die päpstlich Gesinnten, Lothar sey vom Papste mit der Kaiserkrone belehnt worden, und ein Gemälde im Lateran, das den Kaiser Lothar auf den Knieen vor dem Papst darstellte, hatte die Unterschrift:

Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores;
Post homo fit papae, recipit quo dante coronam.

(d. h. der König kommt an's Thor und beschwört zuvor die Rechte der Stadt; dann wird er Lehnsmann des Papsts und empfängt vom Geber die Krone.)

Nachdem Lothar nach seiner Rückkehr den Dänenkönig Magnus besiegt und ihn bei der Unterwerfung gezwungen hatte, ihm das Reichsschwert vorzutragen, trat er, begleitet von Heinrich dem Stolzen und von Konrad von Hohenstaufen, der als Schwabe das Reichsbanner führte, seine zweite italienische Heerfahrt an, um den ganz aus Rom vertriebenen Papst Innocenz zu schützen und den ihn bedrängenden übermüthigen König Roger zu züchtigen. Zwar eroberte Lothar Amalfi (bei welcher Gelegenheit unter der Beute die Pandecten oder das Gesetzbuch des altrömischen Rechts (XIV. 1, 1) aufgefunden wurde) und zwang den Roger nach Sicilien zu fliehen, konnte aber Salerno und Neapel nicht gewinnen, und als er Apulien einem andern verleihen wollte, machte ihm Innocenz dieses Recht streitig, so daß die Sache nur dadurch beigelegt wurde, daß Innocenz und Lothar zugleich die Belehnungsfahne hielten!

Die Deutschen aber, der unnützen Belagerungen müde und höchst erbittert über Innocenz, den sie als Hemmniß des Friedens ansahen, drangen auf Rückkehr, und Lothar, ohnedieß krank sich fühlend, gab nach. Kaum hatte er aber die italienische Gränze erreicht, als er in einer Bauernhütte zu Breitenwang im Oberinnthal vom Tod überrascht wurde. Er ward nachher zu Königslutter im Braunschweigischen begraben. Kann man ihm auch den Ruhm eines tapfern und frommen Mannes nicht absprechen, so hat er doch seine Stellung als römisch-deutscher Kaiser nicht erfaßt, wie er denn auch zu schwach war, Recht und Ordnung im Reiche gehörig aufrecht zu erhalten.

Gleich nach Lothar's Tod starb auch Anaclet II, und In-

cenz II einigte sich mit Roger und belehnte ihn mit Sicilien und Apulien.

In Deutschland kam um diese Zeit das Haus Zähringen (das Stammhaus der badischen Fürsten) empor und einer aus diesem Hause, Namens Konrad, erhielt 1127 die Verwaltung von Burgund: dadurch wurde dem Reiche diese Grafschaft gerettet, das ein Graf Raynald von Bar an sich reißen und vom Reiche abzutrennen den Versuch gemacht hatte. — Auch das Würtemberger Stammhaus begann durch die Gunst der Hohenstaufen sich zu heben. — In Oesterreich blühten noch die Babenberger. — Die Markgrafschaft Nordsachsen gab Lothar 1133 an den Grafen von Ballenstädt, Albrecht den Bären (welchen Beinamen er von seiner wilden Tapferkeit hatte) aus dem Hause Anhalt oder Ascanien (so genannt von dem Stammvater Esiko oder von der Gerichtsstätte Ascharia d. i. Aschersleben); das Meißner-Land stand unter dem Grafen von Wettin. — Um diese Zeit wurde auch Thüringen durch den Landgrafen Ludwig den Springer, der es 1130 vom Kaiser zu Leben empfangen hatte, wieder selbständig, nachdem es eine Zeit lang als Grafschaft zu Sachsen gehört hatte.

2. Die Hohenstaufen auf dem deutschen Thron. Konrad III. Aechtung Heinrich's des Stolzen. Krieg und Waffenstillstand. Die Weiber von Weinsberg. Aussöhnung. Päpstliches Schisma. Arnold's von Brescia republicanische Reform in Rom.

Unter allen Fürsten machte sich keiner eine gewissere Hoffnung auf die Nachfolge im Reich als Herzog Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen. Allein derselbe Grund, aus welchem die Fürsten früherhin dem hohenstaufischen Friedrich die Krone verweigerten, bewog sie nun, dem Welfen ihre Zustimmung zu versagen. Auch Papst Innocenz II fürchtete die gefährliche Nachbarschaft Heinrich's, als Lehnsbesitzers von Toscana, und lenkte daher durch den Erzbischoff Albero von Trier (denn Mainz und Köln waren damals nicht besetzt) die Wahl auf den minder mächtigen, unterdeß ruhiger gewordenen Konrad von Hohenstaufen, der am 8. März 1138 zu Aachen von dem päpstlichen Legaten gekrönt wurde und die Heldenreihe der hohenstaufischen oder schwäbischen Kaiser eröffnet.

Die Wahl Konrad's wurde so eifrig betrieben, daß der Erzbischoff sie schon drei Monate vor dem ausgeschriebenen allgemeinen Wahltag in einer Versammlung hohenstaufisch Gesinnter und zwar nur durch wenige fränkische, schwä-

bische und rheinische Fürsten zu Stande brachte, so daß also seine Wahl (weil weder zur festgesetzten Zeit, noch am herkömmlichen Ort, noch von den sämmtlichen Stämmen vorgenommen) im Grunde nur eine Parteiwahl war.

Auf den zur nachträglichen Huldigung anberaumten Tage zu Bamberg erschien nur eine Anzahl sächsischer und bayrischer Fürsten, nicht aber Heinrich selbst. Da er nun auch auf einem zweiten zu Regensburg gehaltenen Fürstentag ausblieb und auf einem dritten Tag zu Augsburg zwar erschien, aber mit einem so starken bewaffneten Gefolge, daß die Absicht der Drohung nicht zu verkennen war, so sprach der Kaiser, der aus Furcht vor einem Ueberfall nach Würzburg wich, die Acht über ihn aus, ohne ihn zuvor zu hören, und gab nachher zu Goslar das Herzogthum Sachsen dem Markgrafen der sächsischen Nordmark, Albert dem Bären, der, von mütterlicher Seite ein Enkel des Herzogs Magnus, längst darauf Anspruch gemacht hatte; das Herzogthum Bayern aber verlieh er seinem eigenen mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V von Oesterreich.

Mit diesem Gewaltschritt begann der Kampf der Welfen und Hohenstaufen auf's neue, und in dem nun folgenden Kriege zwischen König Konrad und dem Herzog Heinrich und nach dessen Tode mit seinem Bruder Welf VI entstund der — Jahrhunderte hindurch die Welt schreckende Parteiruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" indem sich im Fortgang des Kampfes an diese Namen die zwei entgegengesetzten Prinzipien knüpften, welche sich um die Herrschaft der Welt stritten.

Waiblingen war nämlich der Name des im Remsthal unweit Cannstatt gelegenen Stammschlosses der Hohenstaufen. Anfangs bezeichnete jener Parteiruf nur die Bayrischgesinnten und die Hohenstaufischgesinnten; in der Folge aber erweiterte er sich zur Bezeichnung der Anhänger der päpstlichen (kirchlichen) und der kaiserlichen (weltlichen) Macht, und da sich beide nachher vorzüglich in Italien bekämpften, die Italiener aber die Namen Welfen und Waiblinger mit

Guelfi und Ghibellini wiedergaben, so nannte man beide Parteien die Guelfen und Ghibellinen.

Der oben erwähnte Krieg zwischen beiden Häusern begann damit, daß Albert der Bär einen großen Theil von Sachsen eroberte, Leopold aber in Bayern einfiel, Regensburg eroberte und fast das ganze Land einnahm, während Herzog Friedrich von Hohenstaufen den tapfern und reichen Konrad von Zähringen, einen Verbündeten Heinrich's, so schlug, daß dieser den größten Theil seiner Besitzungen verlor und sich unterwerfen mußte. Heinrich selbst, von seinen bayrischen Großen verlassen, entfloh, von nur vier Getreuen begleitet, nach Sachsen, wo er Unterstützung fand. Da nun die Sachsen Albrecht den Bären verjagten und dessen Güter verwüsteten, zog König Konrad mit einer Heeresmacht herbei und schon sollte es an der Werra, wo Heinrich lagerte, zur Schlacht kommen, als es dem Erzbischoff von Trier gelang, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Während desselben starb Heinrich, erst 37 Jahre alt, unerwartet (1139) und hinterließ einen 10jährigen gleichnamigen Sohn (den nachmaligen Heinrich den Löwen), für welchen dessen Mutter Gertrud und Großmutter Richenza, zwei geistkräftige Frauen, von den Sachsen unterstützt, das Herzogthum Sachsen gegen Albrecht behaupteten, — indessen Heinrich's Bruder, Welf VI, gestützt auf den Beistand des Königs Geisa von Ungarn und des Königs Roger von Sicilien, das Recht der Nachfolge in Bayern in Anspruch nahm und den Krieg gegen Leopold fortsetzte. Im Verlaufe desselben belagerte König Konrad mit seinem Neffen Friedrich von Hohenstaufen das schwäbische Städtchen Weinsberg, und als Welf zum Entsatze heranrückte, kam es zu einer Schlacht, in welcher Welf geschlagen wurde, worauf Weinsberg sich ergab.

Die nähern Umstände der Einnahme erzählt die Sage so: Da König Konrad, erbittert über den hartnäckigen Widerstand der Stadt, geschworen hatte, daß alle männlichen Einwohner mit dem Leben büßen sollten; baten ihn die Weiber bei der Capitulation, ihr Kostbarstes mit fortnehmen zu dürfen und erhielten Gewährung. Wie erstaunte aber der König und sein Gefolge, als die Weiber

von Weinsberg mit ihren Männern auf den Schultern aus dem geöffneten Stadtthore herauszogen. Herzog Friedrich wollte diese List nicht gelten lassen; aber Konrad sprach: „Ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln!" und schenkte den Weinsbergern Leben, Freiheit und Habe. Die Treue der Weinsbergerinnen aber wurde zum geschichtlichen Sprüchwort und ein Gegenstand des verherrlichenden Lobes der Dichter bis herab zu Justinus Kerner, dem neuesten Sänger der Weibertreue und Verschönerer der Burgruinen von Weinsberg, die gleichfalls diesen Namen tragen.

Ungeachtet der Demüthigung Welf's nahm aber der Krieg kein Ende: vielmehr behauptete sich in Sachsen die Partei des jungen Heinrich glücklich und in Bayern fuhr nach Leopold's Tode (1141) Welf fort, den Bruder Leopold's, Heinrich II Jasomirgott (so benannt wegen von seiner gewohnten Betheuerungsformel), welchem Konrad die Nachfolge in Bayern zugesprochen hatte, zu befriegen. Daher dachte König Konrad auf eine Aussöhnung mit dem Welfischen Hause Er vermittelte eine Vermählung Jasomirgott's mit Heinrich's Wittwe Gertrud, der Mutter des Knaben Heinrich, und belieh letzteren gegen die Verzichtleistung auf Bayern mit dem Herzogthum Sachsen. Dadurch schien zur allgemeinen Freude der Friede zwischen den beiden ersten Häusern Deutschlands hergestellt zu seyn, wiewohl Welf den Krieg mit Jasomirgott nicht einstellte.

Um nun allerwärts in Deutschland die lang gestörte Ordnung herzustellen, reis'te Konrad im Reiche umher, hielt häufig Reichstage und suchte den Gesetzen den gebührenden Gehorsam zu verschaffen. Dadurch abgehalten, die kaiserliche Macht im Auslande geltend zu machen, mußte er sich begnügen, daß z. B. Böhmen und Polen die Oberhoheit des deutschen Reichs nur dem Namen nach anerkannten; wie denn Konrad auch dem Papst Lucius die nachgesuchte Hülfe gegen die Römer nicht gewähren konnte, welche damals, durch die oben (K. 1, 4) näher bezeichneten kirchlich=politischen Lehren Arnold's von Brescia angeregt, Rom in eine Republik zu verwandeln strebten.

Italien war überhaupt damals in großer Verwirrung, zunächst durch die Wirkungen der früher erwähnten Kirchenspaltung zwischen Innocenz II und Anaklet II, welche Bernhard von Clairvaux beilegte; sodann durch das fortgesetzte Umsichgreifen Roger's von Sicilien, den der Papst mit

Apulien, Calabrien und Capua belehnen und als König anerkennen mußte; endlich durch die zerstörenden Fehden der übermüthigen Städte Oberitaliens, insbesondre aber Toscana's. Allenthalben stunden Parteien gegeneinander; fast nirgends wollte man seinen Obern gehorchen, und suchte irgendwo ein kräftiger Geist die getheilten Kräfte zu einigen, so zerstörte stets Eigensucht und Leidenschaft ihr eigenes Ziel. Rom namentlich war damals der Schauplatz von Bewegungen, die, weil sie einerseits aus egoistischem Triebe hervorgiengen, anderseits von idealistischem Schwindel getragen wurden, beim Versuch ihrer Durchführung an der Klippe der Unmöglichkeit scheiterten.

Während der gedachten Kirchenspaltung hätten nämlich die römischen Bürger wichtige Rechte, welche sonst der päpstlichen Regierung zustanden, an sich gerissen, und als nach Anaklet's Tod und Victor's Entsagung der Papst Innocenz II jene Rechte wieder an sich nahm, waren die Römer unzufrieden und gaben um so leichter den Lehren Arnold's Gehör, der damals in verschiedenen lombardischen Städten mit hinreißender Beredtsamkeit die Nachtheile des Güterbesitzes in den Händen der Geistlichkeit schilderte und verlangte, daß hinfort kein Geistlicher ein Eigenthum, kein Bischoff ein Lehen und die Kirche selbst kein irdisches Gut besitzen, sondern sich nur von den Opfern und Zehnten der Gläubigen erhalten und dafür sich desto ungestörter dem reingeistlichen Berufe hingeben solle.

So wie die lombardischen Städte schon in dem Investiturstreite die Fragen über die Rechte der Kirche und des Staates oft zum Vortheil ihrer eigenmächtigen Selbstbefreiung aus der Stadtoberherrlichkeit der Bischöffe ausgebeutet hatten, und nun in Arnold's Lehre eine „Rechtfertigung“ dieser ihrer Handlungsweise sahen und aus seiner Vergleichung des lombardischen Freistädtewesens mit den Republiken des Alterthums ein zu erstrebendes „Ideal“ entnahmen: so waren auch den Römern diese Lehren in gedoppelter Hinsicht willkommen. Denn sie hatten einerseits die Gebrechen der Geistlichkeit in nur zu lebendigem und unmittelbarem Beispiel vor Augen gehabt, anderseits stand ihnen aus der Geschichte ihrer Weltstadt die Erinnerung an die altrömische Republik zu nahe, als daß jene Lehren bei ihnen nicht einen besonders fruchtbaren Boden hätten finden sollen. Obgleich nun Arnold vor einer Anklage bei der Lateransynode 1139 aus Italien wich, so ließen sich doch die Römer nicht irre machen, sondern kündigten in einer Volks=

versammlung auf dem Kapitol dem Papste den Gehorsam auf, mit der Erklärung, daß seine weltliche Herrschaft über Rom hiemit aufhöre. Darauf erwählten sie einen Senat und wähnten nun „ein ächter Freistaat“ zu seyn.

Weder Innocenz II, noch sein Nachfolger Cölestin II (selbst ein Schüler Abälard's) konnten die Unruhen bewältigen. Die Milde des Papstes Lucius II mehrte sogar noch die Anmaßung der Römer, die sich nun einen Patricius wählten und vom Papste die Abtretung seiner weltlichen Hoheitsrechte in und außerhalb der Stadt an denselben verlangten. Da König Konrad die nachgesuchte Hülfe nicht gewähren konnte, so wollte der Papst Lucius selbst mit bewaffneter Macht den sogenannten Senat auflösen, wurde aber mit den Seinen zurückgetrieben und von einem Steinwurf verwundet, so daß er kurz darauf starb.

Nun kam Arnold selbst nach Rom, die Bewegung zu leiten. Um die altrömische Musterrepublik besser zu erreichen, wurden zwei Consuln gewählt, die Zahl der Senatsglieder auf 100 festgesetzt, ein Ritterstand eingerichtet und die Rechte der Volksversammlung bestimmt. Der neue Papst Eugen III, ein Schüler Bernhard's, mußte sich aus Rom zurückziehen; die Häuser der Cardinäle wurden geplündert, die Peterskirche zur Festung gemacht, die Pilger unter Schlägen zu schweren Abgaben gezwungen und, wenn sie sich deß weigerten, getödtet. Zwar ermannten sich, durch diese Ungerechtigkeiten empört, die Päpstlichgesinnten und machten dem Papste in Folge eines Vergleichs die Rückkehr wieder möglich; dennoch sah er sich bald genöthigt, vor den Rohheiten der neuen Republikaner nach Lucca und von da nach Frankreich zu entfliehen.

Nun suchten die Aufständischen in der Kaisermacht eine Stütze und luden den König Konrad ein, ihre Stadt als Haupt der Welt zum Sitze zu wählen, wo er nach Beseitigung der Päpste, „als der ärgsten Feinde der Kaiser, freier und besser herrschen könne, als irgend einer seiner Vorfahren.“ Allein Konrad gab ihren Schmeichelreden kein Gehör, weil er theils seine eigne Schwäche, theils den Wankelmuth der Römer kannte und in ihrem Unternehmen nichts als eine Thorheit sah, die weder

in sich selbst, noch in dem allgemeinen Bedürfniß einen Halt hatte.

Dagegen konnte sich Konrad, so gern er ferner alle seine Kräfte der Befestigung der Ordnung in deutschen Landen gewidmet hätte, einem andern auswärtigen Unternehmen nicht entziehen, das damals in der Vorbereitung zu einem neuen großen Kreuzzug die ganze abendländische Christenheit beschäftigte.

3. Der zweite Kreuzzug. Zustand der morgenländisch-christlichen Reiche seit Balduin II. Verlust Edessa's an Nureddin. Kreuzpredigt des h. Bernhard. Zug Ludwig's VII von Frankreich und Kaiser Konrad's III.

Es ist oben (XV. 8, 4) bereits erwähnt worden, daß in den neuen morgenländisch-christlichen Reichen nach dem Tode Balduin's II durch innere Zwistigkeiten unter den Fürsten und durch vereinte Anstrengungen der äußern Feinde die Gefahren für den Bestand jener so lose verbundenen Lehnstaaten mehr und mehr wuchsen. Unter Balduin's II Nachfolger und Schwiegersohn Fulco (von Anjou) hatte sich der Athabek oder Regierungsverweser von Mossul, Sultan Mahmud's II Neffe, Namens Emadeddin Zenki, zum unabhängigen Herrscher gemacht, dann durch Tapferkeit und List sich alle kleinern türkischen Herrschaften (mit Ausnahme von Damascus) bis zur Gränze Jerusalem's unterworfen, und sich sowohl durch kluge und gerechte Behandlung seiner Unterthanen, als auch durch die Vorstellung der Nothwendigkeit einer festen Einigung gegen die Christen eine bedeutende Macht geschaffen.

Als nach Fulco's Tode (1143) dessen minderjähriger Sohn Balduin III, der übrigens sowohl durch seine Körperschönheit, als durch seine Geistesgaben die größten Hoffnungen erregte, unter der Vormundschaft seiner Mutter Melisende regierte, umlagerte Zenki (Nov. 1144) unerwartet die wichtige Stadt Edessa, welche Graf Joscelin II durch die Verlegung seiner Residenz nach Tellbascher jenseit des Euphrat's bloßgestellt und vernachlässigt hatte. Da Joscelin mit Raymund von Antiochien in Zwist lebte, auf Jerusalem's Hülfe aber we-

gen zu großer Entfernung nicht gerechnet werden konnte, so war der Muth der Christen eben so schwach, als ihre Kräfte. Dennoch wäre vielleicht die Stadt noch zu retten gewesen, wenn nicht ein verrätherischer Armenier in der Christnacht die Türken durch sein an die Stadtmauer stoßendes Haus eingelassen hätte, so daß Edessa von den Türken erobert und ihre Einwohnerschaft zum Theil niedergemetzelt wurde. Hierauf eroberte Zenki alle fränkischen Besitzungen auf dem linken Euphratufer, und war, nach Dämpfung einer Empörung seines Statthalters zu Mosul, eben im Begriff, auf das rechte Euphratufer überzusetzen, als er von einem seiner Sclaven im Bett ermordet wurde (1146).

Nun dachten sich die Christen alle Gefahr verschwunden und zogen unter Joscelin's Anführung gegen Edessa, das sie auch glücklich wieder gewannen. Aber schon sechs Tage darnach erschien Nureddin, Zenki's tapferer Sohn und Nachfolger in den Westtheilen seiner Herrschaft, mit einem mächtigen Heere, machte sich wieder zum Herrn der Stadt und zerstörte sie von Grund aus.

Als nämlich Nureddin sie umlagert hatte, zog die christliche Besatzung, in der Gewißheit, sich nicht halten zu können, aus der Stadt, um sich durchzuschlagen. Da nun die zurückgebliebenen Einwohner (Greise, Weiber und Kinder) das Schrecklichste zu befürchten hatten, zogen auch sie aus, wurden aber sammt den Vorauseilenden von den Türken umringt und theils getödtet, theils gefangen. Nachdem so die Einwohnerschaft Edessa's, 46000 an der Zahl, einen kläglichen Untergang gefunden hatte, wurde die Stadt rein ausgeplündert und in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt, unter dem sich nachher scheu und furchtsam nur Einzelne wieder anzusiedeln wagten.

Als die Kunde von dem schrecklichen Falle Edessa's, dieser bei den Christen hochberühmten Stadt, in das Abendland gelangte, entstand eine allgemeine Bestürzung und der Wunsch und die Begierde nach einem neuen allgemeinen Kreuzzug regte sich in vielen Gemüthern. Aber nur das begeisternde Wort des h. Bernhard's, vor dessen sittlich-religiöser Geistesübermacht sich damals die ganze christliche Welt, vom geringsten Laien bis zum Fürsten, vom Mönch bis zum Papst hinauf ehrfurchtsvoll beugte (K. 1, 2 a. E.), wußte zur That zu treiben und alle Hindernisse

zu besiegen, die sich damals der Ausführung eines so großen Unternehmens entgegen zu setzen schienen. Denn Kaiser Konrad war mit den innern Angelegenheiten Deutschlands zu sehr beschäftigt; in England wüthete ein Bürgerkrieg, und in Frankreich war König Ludwig VII mit der Kirche zerfallen. Doch gerade der letztere Umstand führte durch Bernhard's Vermittlung zur Ausführung des Kreuzzugs, zu welchem der König von Jerusalem und seine Barone in ihren Klagebriefen über den Verlust Edessa's vorzugsweise die tapfere französische Ritterschaft aufforderten.

König Ludwig VII hatte nämlich einen ungerechten Krieg mit dem Grafen von Champagne und Blois, dem Bruder des damaligen Königs von England, geführt, und bei der Eroberung der Stadt Vitry hatten seine Leute eine Kirche angezündet, in deren Flammen 1300 Menschen um's Leben kamen. Zwar hatte Cölestin II den Bann, welchen Innocenz II deßhalb über den König ausgesprochen hatte, auf seine bezeugte Reue wieder aufgehoben; nichts desto weniger aber fühlte sich Ludwig im Gewissen beschwert, und als die morgenländischen Gesandten die Bedrängnisse der dortigen Christenheit meldeten, entstand in ihm der Wunsch, seine Sünden durch einen Kampf für die Sache Gottes zu sühnen. Er fragte deshalb den h. Bernhard um Rath und dieser, um nicht eigenmächtig zu handeln, legte die Sache dem Papst Eugen III vor, der, hocherfreut über diese Gelegenheit, die Macht der Kirche zu mehren, dem h. Bernhard den Auftrag gab, den Kreuzzug zu predigen.

Von Bernhard's Predigt auf der Versammlung zu Vezelay (in der Grafschaft Nivernois) an Ostern 1146 mächtig ergriffen, nahm Ludwig, der schon vorher dazu entschlossen war, sammt seiner jungen Gemahlin und seinem Bruder das Kreuz. Seinem Beispiele folgten so viele Grafen, Bischöffe und Edle, daß Bernhard zuletzt sein eigen Gewand zu Kreuzzeichen zerschnitt, um den Andrang zu befriedigen, und daß er, als darauf durch ganz Frankreich wieder das „Gott will's" ertönte, dem Papste schreiben konnte: „Städte und Burgen werden leer und sieben Weiber können nicht Einen Mann bekommen; überall bleiben Wittwen zurück, obschon die Männer leben."

Auch an die Deutschen richtete Bernhard vorläufig in einem Schreiben ein mahnendes Wort und diesmal regte sich auch bei ihnen eine größere Theilnahme. Am Rhein suchte ein fa=

natischer Mönch, Namens Radulf, die Lust dazu dadurch zu entzünden, daß er auch die Juden als zur Vertilgung reife Feinde Christi bezeichnete, wodurch es kam, daß sich dort wieder eine blutige Judenverfolgung erhob. Auf die Nachricht hievon eilte Bernhard selbst herbei, hemmte durch sein kräftiges Wort zu Frankfurt die unchristliche Bewegung und wies auf das eigentliche Ziel im Morgenlande hin. Tausende nahmen das Zeichen aus seiner Hand; nur Kaiser Konrad, der früherhin selbst schon eine Kreuzfahrt gemacht und aus Erfahrung deren Schwierigkeiten kennen gelernt hatte, wich den Anträgen Bernhard's beharrlich aus. Endlich fand Bernhard auf seiner Missionsreise durch die Pfalz nach der Schweiz und zurück am Weihnachtstage zu Speyer, wohin der Kaiser einen Reichstag ausgeschrieben hatte, Gelegenheit, vor ihm und den versammelten Fürsten und Prälaten eine Kreuzpredigt zu halten, bei der aber Konrad noch unbeweglich blieb. Erst nach zwei Tagen, als Bernhard am Schlusse der Messe in einem nochmaligen feurigen Vortrag dem Kaiser vorhielt, daß er am jüngsten Tage nicht werde nachweisen können, seine Pflicht erfüllt zu haben, sprang der Kaiser erschüttert durch dieses Wort auf und rief, die Rede des begeisterten Mannes unterbrechend: „Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes: sie soll mich nicht undankbar finden! Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt.“ Darauf nahm er das Kreuz und die Fahne aus Bernhard's Händen und trug den heiligen Mann beim Hinausgehen aus der Kirche auf den Armen, um ihn bei dem ungeheuern Andrang des Volks, das ihn sehen wollte, vor dem Erdrücken zu retten.

Unter denen, welche dem Beispiele des Reichsoberhaupts folgten, befand sich sein Neffe, der 25jährige hochherzige Friedrich von Hohenstaufen, bei dessen Entschluß der alte, kränkliche Vater desselben vor Kummer starb, worauf der Kaiser den Sohn mit dem Herzogthum Schwaben belieh; andere vornehme Theilnehmer waren die Herzöge von Bayern (Welf VI), von Lothringen, von Böhmen, die Markgrafen von Steyermark und Kärnthen; die Bischöffe von Basel, Regensburg, Freysingen und Passau und viele andere geistliche und weltliche Herren Süddeutschlands. — Das nördliche Deutschland nahm zwar an diesem Zuge keinen Theil; dagegen zog ein Heer von 60000 Sachsen, von Albrecht dem Bären und dem Markgrafen

Konrad von Meißen — und ein anderes Heer, von dem Herzog Heinrich dem Löwen und den Dänenfürsten Kanut und Sueno geführt, gegen die wieder in's Heidenthum zurückgefallenen Slaven aus und verheerten deren Länder, ohne aber sonst viel auszurichten. — Eben so zogen Friesen und Engländer zur See mit dem Vorsatz aus, nach Jerusalem zu ziehen; sie kamen aber nur bis Lissabon (Lisboa), wo sie dem König Alfons von Castilien diese Stadt erobern halfen (K. 9.) und dann in dem Glauben, damit ihr Gelübde gelös't zu haben, wieder heimzogen.

4. Fortsetzung: Zustand des byzantinischen Reichs von Alexius I bis Manuel I. Konrad in Constantinopel. Ueberfahrt nach Asien. Hinterhalt des Sultan's von Iconium. Ankunft Ludwig's VII. Zug nach Antiochia. Belagerung von Damaskus. Rückkehr der Fürsten nach Europa. (Roger von Sicilien.) Konrad's Tod.

Bevor Konrad den Zug antrat, ließ er, um in Deutschland unter seiner Abwesenheit Ordnung zu erhalten, den Landfrieden beschwören, insbesondere den Sachsenherzog Heinrich und den Bayernherzog Welf geloben, ihre Ansprüche gegen einander bis zur Beendigung des Kreuzzugs ruhen zu lassen, bestimmte sodann die sämmtlichen Fürsten, seinen jungen Sohn Heinrich zum König zu erklären und übertrug die Vormundschaft über ihn dem verständigen Abt Wibald von Korbey. Nach beendigten Vorbereitungen brach er mit dem deutschen Heere im Mai 1147 von Regensburg auf und überschritt nach Pfingsten die Gränzen Ungarns, dessen König Geisa freien Durchzug bewilligt hatte.

Der König Ludwig von Frankreich, der mit seinem glänzenden Heere und der h. Oriflamme erst im Juni von Metz aufbrach, nahm denselben Weg, weil der Seeweg für eine so große Menge Menschen nicht möglich schien. Er hatte den Vortheil, daß er überall die Brücken und Schiffe vom vorausgehenden Zuge der Deutschen noch vorfand. — Ohne bedeutende Vorfälle, jedoch auch nicht ohne alle Anstände, erreichten beide Heere nach einander Constantinopel, wo damals Kaiser Manuel I den Thron inne hatte.

Seit dem ersten Kreuzzuge waren im byzantinischen Reiche zwei Thronwechsel vor sich gegangen. Auf jenen Comnenen **Alexius** I, der als tapferer Feldherr und schlauer Staatsmann die Stürme des ersten Kreuzzugs

bestanden und sich die Eroberungen der Kreuzfahrer in Kleinasien zugeeignet hatte, dagegen aber genöthigt war, auf den letzten Rest der Griechenherrschaft in Unteritalien zu verzichten, war sein Sohn **Johannes** (1118 — 1143) gefolgt, der durch Weisheit, Sparsamkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit der edelste unter den Comnenen, ja der beste Fürst seiner Zeit war. Er hatte die räuberischen Petschenegen — durch vollständige Besiegung und durch Vertheilung ihrer Ueberreste in Macedonien und Pannonien — unschädlich gemacht, hatte die Ungarn zurückgewiesen und den Türken ihre Eroberungen bis an den Euphrat abgenommen. (Den Spottnamen Kalo-Johannes hatte er von der Sorgfalt, mit der er sein unangenehmes Aeußere durch einen gewählten Anzug zu verbergen suchte und darum auch bei seiner Umgebung auf eine bis in's Kleinliche gehende Kleiderordnung sah.) Er starb durch einen vergifteten Pfeil, mit dem er sich auf der Eberjagd an der Hand verwundet hatte. — Sein jüngerer Sohn **Manuel** I (1143 —1180), den Johannes mit Uebergehung seines ältern, feigen und jähzornigen Sohnes Isaak, zum Nachfolger ernannt hatte, war ein Mann von riesenmäßiger Größe und großer Tapferkeit, die er durch seine Siege über den Sultan von Iconium bewährt hatte. Durch seine Gemahlin, eine Gräfin von Sulzbach, Schwester von König Konrad's Gemahlin, war er mit letzterm verwandt.

Auf das Gesuch der Deutschen um freien Durchzug und um Lebensmittel gegen Kauf, ließ Manuel sie beim Eintritt in sein Reich einen Friedenseid schwören, worauf das 90000 Köpfe starke Heer Schiffe zur Ueberfahrt über die Donau bekam. Da aber die Griechen beim Verkauf der Lebensmittel gewinnen wollten, die Deutschen dagegen oft Gewalt brauchten, so entstunden schon auf dem Wege nach Constantinopel Streitigkeiten, und als vollends einer der edelsten Deutschen, der krank mit den Seinen in Adrianopel zurückbleiben mußte, von einem Haufen griechischer Söldner beraubt und sammt der Wohnung verbrannt wurde, da hielten sich die geringern Pilger an keinen Schwur gebunden und waren nicht mehr in Zucht zu halten, zumal in der Nähe von Constantinopel. Erst nach vielen Schwierigkeiten erhielten die Deutschen Schiffe und setzten, noch 70000 an der Zahl, nach Asien über, wo Konrad's Kühnheit und vielleicht der Griechen treuloser Rath ihn den kürzern, aber gefährlichern Weg nach Iconium einschlagen ließ. Auf diesem aber gerieth sein schönes Heer durch Mangel an Lebensmitteln in schreckliche Noth und durch die Treulosigkeit der griechischen Führer in einen Hin-

terhalt des Sultans, so daß es in wenigen Tagen von Schwert, Hunger und Elend fast ganz aufgerieben wurde und Konrad verwundet mit nur 7000 Kampffähigen nach Nicäa in Bithynien zurückkehrte.

Folgendes sind die nähern Umstände des verunglückten Zugs: Die mitgenommenen Lebensmittel waren bald ausgegangen und die Bewohner der Städte, an denen man vorbeizog, schloßen ihre Thore und gaben entweder keine oder verfälschte, zuweilen der Gesundheit nachtheilige Lebensmittel. Langsam gieng der Zug vorwärts und mit jedem Tag wuchs die Noth, aber auch der Zorn der Deutschen gegen die griechischen Führer, weil die Stadt Iconium sich immer nicht zeigen wollte. Zuletzt flohen die Führer entweder aus Furcht oder aus Verrath. Nun gerieth das Heer, unkundig des Weges, in eine wasserlose Wüste, und ehe man noch einen Rath finden konnte, erschien ein türkisches Reiterheer, und leicht gerüstete Bogenschützen auf schnellen Pferden umschwärmten auf allen Seiten die Deutschen, welche theils schwergerüstet auf ihren ermüdeten Rossen und ohne fernhintreffende Waffen, theils blos mit Stab und Pilgertaschen versehen, einherzogen. Im Vorrücken keine Sicherheit, im Rückzug kein Vortheil, im Bleiben keine Hülfe, rings kein Berg, kein Wald, kein Fluß; allenthalben gänzliche Verwirrung! So fand das schöne Heer (wie einst das Römerheer unter Crassus gegen die Parther) den kläglichsten Untergang.

Unterdessen war das französische Heer unter ähnlichen Anständen und Streitigkeiten mit den Griechen in Constantinopel angelangt, wo König Ludwig, ungeachtet der rücksichtsvollsten Aufnahme am griechischen Hof, dem Kaiser schwören mußte, keine Feindseligkeiten gegen ihn zu unternehmen und jede Eroberung ehemals griechischer Orte an ihn zurückzugeben. Aber auch Ludwig konnte sein Heer nicht in voller Zucht halten und es wäre zum Angriff auf Constantinopel gekommen, wenn nicht die von den Griechen wahrscheinlich absichtlich verbreitete Nachricht von Siegen der Deutschen die Pilger zum Abzug gereizt hätten. Als die Franzosen endlich den Boden Asiens erreicht hatten, erhielten sie in der Nähe von Nicäa die Nachricht von dem Unglücke der Deutschen, das kurz darauf Konrad's Ankunft bestätigte. Während Konrad nach Constantinopel gieng, sich dort heilen zu lassen, zog der Rest der Deutschen mit dem französischen Heere, das ohne die Fußgänger und Unbewaffneten 60000 Geharnischte zählte und, zur Vermeidung ähnlichen Unglücks, die Seeküste hinab seinen Weg über Ephesus nahm. Kaum

hatten sie den Mäander überschritten, als die Türken eine getrennte Heeresabtheilung überfielen und vernichteten, und Mangel und Noth das Hauptheer befiel, bis es die Seestadt Attalia in Pamphylien erreichte, von wo die Pilger zu Land, der König und die Edlen zur See nach Antiochien zu ziehen vorhatten. Erstere jedoch wurden von den Griechen verrathen und ausgeplündert, so daß viele Tausende von Hunger und Seuchen dahin gerafft wurden, Tausende aber sich lieber den Türken überlieferten, weil sie von diesen eine bessere Behandlung hofften, als von der Treulosigkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

Der König mit seinen Edlen aber kam glücklich in Antiochia an und eilte, ohne sich von Raymund zu einem Angriff auf Cäsarea benützen zu lassen, nach Jerusalem, wo König Konrad eben einige Tage zuvor angekommen war, da er nach seiner Genesung von Constantinopel aus mit dem gesammelten Reste der deutschen Kreuzfahrer die Seefahrt dahin gemacht und in Ptolemais das Land betreten hatte.

Nachdem beide Könige, ihrem Gelübde treu, zu verschiedenen Fristen an den geweihten Stätten ihre Andacht verrichtet hatten, hielten sie zu Ptolemais (Accon) mit König Balduin III und den vornehmsten einheimischen und fremden Kreuzbrüdern eine Berathung, bei der man sich zu einem gemeinsamen Angriff — nicht gegen das zu entfernte, von dem mächtigen Nureddin beherrschte Aleppo — sondern gegen das nähere von dem Statthalter Anar vertheidigte Damaskus entschloß.

Von Tiberias aus zog 1148 das vereinigte Kreuzheer, 20000 Reiter und 60000 Fußgänger stark, über den Libanon und erreichte Damaskus, konnte es aber, theils durch die Eifersucht der christlichen Fürsten in Syrien, theils durch den Verrath der von den Türken bestochenen Großen von Jerusalem verhindert, nicht erobern, sondern mußte nach großen Verlusten die Belagerung aufheben.

Damaskus, in einer gesunden und fruchtbaren Gegend liegend, von reichen Fruchtgärten umgeben und innen von Palästen und Moscheen prangend, war von einer doppelten, mit vielen Thürmen versehenen Mauer und vor derselben auf der einen Seite von einem Flusse geschützt; weit umher waren alle Brunnen und Wasserbehälter verschüttet und alle Nahrung für Menschen

und Vieh zerstört oder fortgeschafft; — alle Gärten und Besitzungen vor der Stadt waren mit besondern Gräben, Hecken und Erdwällen versehen und mit Vertheidigern besetzt. Der Angriff war daher schwierig; jeder Garten mußte mit vielem Verlust erobert werden. Der härteste Kampf entbrannte am Fluß; selbst die tapfere Vorhut der Templer und Johanniter vermochte die von Anar geführte Türkenschaar nicht zu durchbrechen; auch ein zweiter Angriff wurde zurückgewiesen. Da drang Konrad, der mit seinen Deutschen das dritte Treffen führte, durch das zweite Treffen des Königs Ludwig hindurch, ließ seine Ritter absitzen und machte einen so ungestümmen Schwertangriff, daß die Türken wichen und den Fluß dem lechzenden Christenheere preißgaben. Dabei soll Konrad einem Türken mit Einem Schwerthieb Haupt und linke Schulter vom Rumpfe gehauen haben. — Die Türken besorgten nun einen Sturm auf ihre Stadt und verrammelten alle Eingänge und Straßen. Da aber die Christen erst Bäume fällten und ihr Lager befestigten, so bekamen die Türken wieder Muth, machten am andern Tag einen Ausfall, trieben die Christen in ihre Schanzen zurück und lagerten sich ihnen gegenüber. Die Verlegung des christlichen Lagers auf die andere Seite der Stadt — wozu treuloser Rath sie vermochte — führte Mangel an Nahrung und Wasser herbei, und als sie ihre vorige Stellung wieder einnehmen wollten, fanden sie diese von den Türken besetzt. Da nun auch Nureddin's Bruder, Saufeddin, im Anzuge war, so wurde die Aufhebung der Belagerung beschlossen und nach großem Verlust an Menschen und Gütern der Rückzug angetreten. — Einige berichten, Anar habe die Templer, so wie den König Balduin, den Grafen von Tiberias und andere syrische Fürsten mit Geld bestochen, die Aufhebung der Belagerung zu erwirken; die 20,000 Golddenare, welche die Templer bekommen hätten, seyen aber nur vergoldete Kupfermünze gewesen.

Früherer Verabredung gemäß sollte es nun an die Belagerung von Askalon, den Schlüssel zu Aegypten, gehen; da sich aber die Pullanen mit ihren Fürsten nicht einfanden, so beschlossen Konrad und Ludwig, im Mißmuth über solche Treulosigkeit der morgenländischen Christen, die Heimkehr. Konrad segelte im Sept. 1148 von Accon nach Griechenland, von wo er, nachdem er mit Manuel ein Bündniß gegen Roger von Sicilien verabredet hatte, nach Deutschland eilte. — König Ludwig, der etwas später Palästina verließ, gerieth unterwegs in normannische Gefangenschaft, wurde aber, sobald er sich zu erkennen gab, gleich wieder losgelassen und kehrte dann über Italien nach Frankreich zurück.

So hatte denn dieser zweite, mit so großen Mitteln unternommene Kreuzzug nicht den geringsten äußern Erfolg, vielmehr erkaltete dadurch der Eifer für eine neue Unternehmung dieser Art, und der über diesen Ausgang am schmerzlichsten betroffene Bernhard von Clairvaux, der so bestimmt einen guten Erfolg vorausgesagt hatte, mußte den bittersten Tadel erfahren, dem er nur durch den Gegenvorwurf begegnen konnte, daß es die Uebereilungen der Fürsten und die Laster der Kreuzfahrer gewesen, welche das Gelingen verhindert hätten.

Glücklicher waren die Unternehmungen des Normannenkönigs **Roger von Sicilien:** denn zwischen den Jahren 1146 — 52 eroberte er Nordafrika von Tripolis bis Tunis und von der Wüste Al Garb bis Kairvan, so daß er auf sein Schwert schreiben konnte: Apŭlus et Calăber, Sicŭlus mihi servit et Afer (d. i. mir dient der Apulier und Calabrier, der Sicilianer und Afrikaner). Und als er, auf die Nachricht von dem Bündniß Manuel's und Konrad's gegen ihn, unverweilt den Krieg wider die Griechen begann, eroberte er Corfu, durchplünderte Theben, Korinth und Euböa, legte sich sogar vor Constantinopel und schoß zum Spott Pfeile mit silbernen und goldenen Spitzen in den kaiserlichen Palast, bis die Griechen (in Verbindung mit den Venetianern) ihn wieder abtrieben und ihrerseits Apulien angriffen, worauf ein Friede zu Stande kam. — Zu gleicher Zeit hatte Roger den Herzog Welf, der schon vor dem Zug gegen Damaskus das Kreuzheer verließ und über Apulien heimkehrte, gegen Konrad gewonnen, so daß derselbe den jungen König Heinrich bekriegte. Er wurde aber geschlagen und erhielt nur durch Herzog Friedrich einen günstigen Frieden.

Konrad hatte im darauffolgenden Jahre nach seiner Rückkunft auch noch den Schmerz, seinen jungen Sohn Heinrich zu verlieren (1150), und eben als er alle Vorbereitungen zu einem Römerzuge beendet hatte, um sich die Kaiserkrone zu holen, starb er den 15. Febr. 1152. Die Erfüllung seiner Hoffnungen auf volle Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland und des deutschen Einflusses in Italien sollte einer neuen Zeit vorbehalten seyn, die mit neuen Führern und Häuptern den Durchbruch neuer Lebenskräfte zu fördern bestimmt war.

In rascher Folge starben nämlich außer Konrad und seinem Sohne auch Papst Eugen III und Bernhard von Clairvaux; desgleichen Roger von Sicilien. — Nachdem Bernhard noch in seiner letzten Krankheit einen blutigen Zwist, der zwischen einigen Rittern und Bürgern ausgebrochen war, durch

sein Friedenswort geschlichtet hatte, endete er sein liebethätiges Leben den 20. Aug. 1153, 67 Jahre alt. So wie er, ungeachtet mancher Irrthümer, die er mit seiner Zeit theilte, unverkennbar die evangelische Wahrheit in seinem Herzen erfahren hatte, so war auch sein Sterben das Sterben eines Gerechten.

---

3. Kapitel.

Kaiser Friedrich Barbarossa und seine Zeit.

1. Friedrich's Character und Ziel. Sühne mit den Welfen. Heinrich der Löwe. Zustand Italiens. Freiheitsgeist der italischen Städte. Friedrich's erster Römerzug. Mailand's Trotz. Friedrich und Hadrian IV. Arnold's Ende. Des Kaisers Krönung und Rückkehr. Der veronesische Hinterhalt.

Bei seinem Sterben hatte König Konrad in Rücksicht auf die Kindheit seines ihn überlebenden Sohnes die Reichskleinodien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich, übergeben und ihn dadurch den Fürsten zu seinem Nachfolger empfohlen. Da Friedrich schon während des Kreuzzugs sowohl, als auch während der letzten Regierungsjahre seines Oheims durch Tapferkeit, Edelmuth und Gerechtigkeit die Herzen der Hohen und Niedern gewonnen hatte und als Sohn eines hohenstaufischen Vaters und einer welfischen Mutter allen die Hoffnung gab, durch ihn den verderblichen Streit zwischen beiden eifersüchtigen Häusern geschlichtet zu sehen: so wurde er als **Friedrich** der Erste den 4. März zu Frankfurt am Main von den versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten einstimmig und unter lauter Zustimmung des Volks zum deutschen König gewählt und fünf Tage darauf zu Aachen gekrönt, und ganz Deutschland freute sich seines in männlicher Schönheit und Kraft blühenden und mit allen Tugenden geschmückten Kaisers.

„**Friedrich** war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz geschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt; seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weßhalb die Italiener ihn **Barbarossa** (Rothbart) nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen,

einen heitern, aber durchdringenden und der innern Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht, noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, Keinem in Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten." — „Er verlor weder in Freude, noch im Schmerz jemals Würde und Haltung." Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend seyn; doch verstand er (wie jeder Kaiser) Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller." — „Gern hörte er Rath, die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst; selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß." — Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans." — „Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen." (Raumer's Gesch. d. Hohenst. II. S. 5. ff.)

Kaiser zu seyn im alten vollen Sinne des Worts und daher die kaiserliche Vollgewalt nicht nur allenthalben im Reiche gegen widerstrebende Reichsglieder geltend zu machen, sondern auch das Kaiserthum über das Papstthum zu erheben, war das Hauptziel seines Strebens; und wenn sich bei ihm das Selbstgefühl des Herrschers öfters über die Schranken hinaus zum brennenden Ehrgeiz steigerte und sein eiserner Wille bei hartnäckigem Widerstreben selbst in Härte übergehen konnte, so bemühte er sich doch von den ihm zu Gebote stehenden Mitteln nur einen den Verfassungsrechten gemäßen Gebrauch zu machen, wiewohl freilich diese in vielen Fällen noch gar sehr im Unbestimmten lagen.

Vor Allem suchte Friedrich zuerst Ruhe und Ordnung in Deutschland festzustellen, um dann seine Kraft ungetheilt den lange vernachlässigten italienischen Verhältnissen zuwenden zu können.

Nachdem er einen dänischen Kronstreit zwischen Kanut und Sueno geschlichtet hatte, indem er ersterem die Krone, letzterem Seeland als dänisches Kronlehen zusprach, söhnte er das hohenstaufische Haus mit dem welfischen dadurch aus, daß er in dem nach Gertrud's Tode (K. 2, 2) wieder erwachten Streite zwischen deren Gatten Heinrich Jasomirgott von Bayern und

deren Sohne Heinrich dem Löwen von Sachsen, dem ersteren wegen Ungehorsams Bayern absprach und damit den letztern belieh. Und da er auch den Streit Heinrich's des Löwen mit dem Erzbischoff von Bremen in Betreff eroberter Slavenlande auf eine für beide Theile befriedigende Weise entschied, so konnte er sich der Freundschaft dieses mächtigen Vasallen sicher halten und nunmehr einen Zug nach Italien vorbereiten, um dort zunächst dem kaiserlichen Ansehen wieder Geltung zu verschaffen.

Denn es hatte in Ober- und Mittelitalien die unter den Ottonen begründete, von den Saliern (durch die Vererblichung der kleinern Lehen) erweiterte und nachher in dem Investiturstreit vollendete Exemtion oder Befreiung der Städte von bischöfflicher, herzoglicher oder markgräflicher Lehnshoheit (K. 1, 1), verbunden mit den kirchlichpolitischen Umwälzungsideen Arnold's von Brescia (K. 2, 2.) einen Zustand hervorgebracht, worin diesen durch Bevölkerung und Reichthum, Freiheitssinn und Kriegsmuth mächtigen Städten zur völligen Darstellung von Republiken nichts fehlte, als die Abwerfung der oberlehnsherrlichen Gewalt der Kaiser, die derselben ohnedieß in den letzten hundert Jahren keinen hinreichenden Nachdruck hatten geben können. Das Streben der Städte nach äußerer Unabhängigkeit war aber nicht selten mit einer übermüthigen Knechtung der Nachbarn, ja oft der eignen Mitbürger verbunden. Namentlich war **Mailand**, als die mächtigste Stadt, nach dem Besitz weiter Markungen lüstern und unterjochte in selbstherrlichem Ehrgeiz nach vieljährigen mörderischen Kriegen die Städte Lodi und Como.

Eben die Klagen einzelner Bürger von Lodi gaben dem Kaiser die nächste Veranlassung zum Einschreiten. Denn als die Mailänder seine Befehle mißachteten, indem sie sein drohendes Schreiben mit Füßen traten und seinen Gesandten zur Flucht nöthigten, beschleunigte er seinen ersten Römerzug und erschien am Ende Novembers 1154 im Gefolge vieler deutscher Fürsten mit einem übrigens nicht sehr zahlreichen Heere auf der roncalischen Ebene (bei Piacenza), wo er altem Herkommen

gemäß sein königliches Schild ausstecken und durch einen Herold alle unmittelbaren Lehnsträger der Lombardei zur Huldigung einladen ließ. Die meisten erschienen: darunter der Markgraf von Montferrat, welcher allein sich nicht dem übermächtigen Einflusse der Städte gebeugt hatte und nur mit Klagen über den Lehnsungehorsam der Städte Chieri und Asti auftrat, während Lodi, Como und Pavia über Mailand's Herrschsucht und Gewaltthätigkeit klagten.

Da Friedrich auf seinem Standpuncte den neuaufstrebenden Freiheitsgeist der lombardischen Städte um so weniger verstand, als er das dadurch erzeugte innere Leben des neuen Bürgerthums und dessen edlere Kräfte noch nicht kannte und es ihm nur in jenen Auswüchsen entgegentrat: so konnte er in solcher Mißhandlung der Schwächern, so wie in dem Losreißen von allem Reichsverband nur ein Unrecht sehen, dem ein Ziel zu stecken er für Königspflicht hielt.

Weil ihm jedoch zur Bestrafung Mailands die Kriegsmacht, die er bei sich hatte, nicht auszureichen schien, so begnügte er sich durch Zerstörung der Stadt Rosate, die ihm auf mailändischen Betrieb die herkömmliche Verpflegung weigerte, ferner der Städte Chieri und Asti, die seine Vorladung verachtet hatten, endlich der Stadt Tortona, die im Bunde mit Mailand Pavia angegriffen hatte und sich zwei Monate lang standhaft gegen ihn vertheidigte, den Lombarden seinen Ernst zu zeigen. Die meisten Städte demüthigten sich nun durch Geschenke; nur die kühnsten drohten, daß aus Tortona's Trümmern noch standhafte Kämpfer für die Freiheit hervorgehen würden.

Darauf führten die Pavesaner den König im Triumph in ihre Stadt, wo er aus den Händen ihres Bischoffs die eiserne Krone erhielt. Ohne sich lange aufzuhalten, eilte sodann Friedrich über die Apenninen, um sich in Rom, wo damals Hadrian IV den päpstlichen Stuhl inne hatte, die Kaiserkrone zu holen.

Hadrian IV, ein durch Bildung, Wandel und Geschäftsgewandtheit geachteter Papst, hatte gleich seinen vier Vorgängern gegen die Anmaßungen der Römer und des Königs von Sicilien zu kämpfen. Als ihn bei seiner Wahl die seit 15 Jahren durch Arnold von Brescia republicani-

sirten Römer zur Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft zwingen wollten und einen Cardinal tödteten, zog er sich nach Orvieto zurück und belegte Rom mit dem Interdict, den Arnold aber mit dem Bann. Dadurch erhielten die päpstlichen Anhänger in Rom das Uebergewicht, so daß der Stadtpräfect den Arnold verbannte und Hadrian seinen Sitz in Rom einnahm. Arnold fiel auf seiner Flucht in die Hände eines Cardinals. Da der Papst aber seine Verurtheilung bis zur Ankunft des Kaisers verschob, fanden einige Grafen Mittel, den Arnold zu befreien.

Als Friedrich von Viterbo aus die Krönung nachsuchte, machte Hadrian zuerst die Auslieferung Arnold's zur Bedingung. Weil nun Friedrich denselben um so mehr als einen Rebellen ansah, da derselbe die Römer auch aufgefordert hatte, sich ihren eignen Kaiser selbst zu wählen: so erwirkte er durch Gefangennehmung derjenigen, die ihm zur Flucht behülflich gewesen waren, die Auslieferung desselben an die Cardinäle, die ihn unverweilt noch vor Tagesanbruch, ehe das Volk zu seiner Rettung herbeieilen konnte, bei der Porta del popolo im Angesichte Rom's, das er, zu weit in die Vergangenheit zurück- und zu weit in die Zukunft vorgreifend, zu verjüngen gedacht hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrannten.

Arnold von Brescia „vergaß, daß die Zukunft der Gegenwart nur von Augenblick zu Augenblick zugezählt wird und Einzelne, wie Völker, nur schrittweise auf ihren Bahnen vorrücken; er verstand nicht, seine Pläne an irgend eine der großen Erscheinungen jener Zeit anzuknüpfen, sondern trat gegen den damaligen Staat und die damalige Kirche gleich feindlich auf, während er sich für etwas ganz Abgestorbenes begeisterte und mit dessen Wiederbelebung unnütz abmühte. Aus diesen Gründen scheiterte sein Bestreben: — deßungeachtet war es nicht völlig für die Nachwelt verloren." (Fr. v. Raumer a. a. O. S. 39.)

Nachdem Friedrich dem Papste Schutz und Sicherheit zugeschworen hatte, begab sich Hadrian mit den Cardinälen in das königliche Lager und Friedrich gieng ihm entgegen. Weil er ihm aber beim Absteigen nicht, dem Herkommen gemäß, den Steigbügel (oder nach Andern den linken statt des rechten) hielt, so entfernten sich die Cardinäle und ließen den Papst bestürzt zurück, der dann, als Friedrich zu ihm trat, den Friedenskuß verweigerte und das königliche Lager verließ. Umsonst entschuldigte sich Friedrich mit Unkenntniß der alten Sitte und mit der Bemer-

kung, daß er sich auf's Bügelhalten nie verlegt habe. Zuletzt gab Friedrich auf Bitten seiner Fürsten, welche eine Spaltung des Reichs und der Kirche besorgten, nach, ließ den Papst zurückrufen und erwies ihm die herkömmliche Ehre in der verlangten Förmlichkeit. Hiedurch ermuthigt, verlangte der Papst, daß ihm Friedrich vor seiner Krönung erst das Königreich Sicilien erobern solle. Allein dazu verstand sich Friedrich für jetzt nicht und Hadrian bequemte sich zur Krönung.

Als hierauf die Römer durch Gesandte mit hochtönenden Worten dem Kaiser ihre Bedingungen vorlegten und Anerkennung ihrer republikanischen Einrichtungen nebst Zahlung von 5000 Pfund Silbers verlangten, verwies ihnen Friedrich ihre Anmaßung, ließ im Einverständniß mit dem Papste in der Nacht durch tausend Mann zum Voraus die Peterskirche, die leonische Burg und die Tiberbrücke besetzen, durch welche das Volk vom rechten Ufer ausgeschlossen blieb, und hielt mit dem Papste, den Cardinälen und Fürsten seinen Einzug in Rom, worauf sogleich nach einem feierlichen Hochamt in der Peterskirche am 18. Juni 1155 die Krönung erfolgte und der Kaiser mit seinen Deutschen wieder sein Lager bezog.

Zwar machten nun die Römer einen Angriff auf die Deutschen, wurden aber nach einem blutigen Gefechte durch die Tapferkeit Heinrich's des Löwen zurückgeschlagen: „So hätten wir denn, sprach der Kaiser, das Verlangen der Römer erfüllt und auf deutsche Weise das Kaiserthum erkauft."

Gern hätte nun Friedrich auf Ersuchen der Griechen das apulische Reich angegriffen; aber seinen Fürsten schien diese Unternehmung mit einem geschwächten Heere in so ungesunder Luft und so später Jahreszeit zu gefährlich, und so trat der Kaiser den Rückzug nach Deutschland an. Als er bei Verona vorbeizog, suchten die Veronesen im Einverständniß mit den Mailändern die Deutschen durch Hinterlist zu verderben. Zuerst bauten sie über die Etsch eine so lose Brücke, daß das deutsche Heer beim Uebergang über den Fluß ertrinken sollte; und als dieser Anschlag mißlang, legten sie einen Hinterhalt im Etschthale, wo bei einem Engpaß auf einer starken Felsenburg ein beutelustiger Ritter aus Verona, Namens Alberich, mit starker Mannschaft dem kaiserlichen Heere den Weg verlegte, und

nur Otto von Wittelsbach's aufopfernde Treue und Tapferkeit den Kaiser und sein Heer aus dieser Falle rettete.

Hoch über der Burg ragte ein zerklüfteter, unzugänglicher Felsen hervor, der von hinten durch Berg und Thal und Wald gedeckt war. Auf mühsamen Umwegen drang Otto von Wittelsbach mit 200 leicht bewaffneten Jünglingen zur hintern Wand des Felsens hinauf: „aber wie abgeschnitten streckte auch diese sich in die Lüfte. Nichts jedoch konnte die Kühnen zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen; endlich erreichte man den Gipfel: die kaiserliche Fahne wurde aufgepflanzt und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe, wie in der Tiefe. Da erschracken die in der Mitte Eingeschlossenen gewaltig: den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien". (Raumer) Nach einem furchtbaren Kampfe wurden an 500 dieser Raubgesellen getödtet, die übrigen, darunter Alberich mit eilf Edlen, gefangen und zum Strang verurtheilt. Einem darunter, der sich als ein Franzose auswies, wurde auf sein Bitten das Leben geschenkt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er den Alberich und die eilf Edlen mit eignen Händen aufknüpfte.

2. Herstellung der Ordnung in Deutschland. Oesterreich selbständiges Herzogthum. Polenkrieg. Krönung in Burgund. Spannung zwischen dem Kaiser und Papst. Mailands Uebermuth. Friedrich's zweite Römerfahrt. Mailands Unterwerfung. Roncalischer Reichstag. Die Podestà's. Mailands Widerstand und Achtung. Bestrafung Crema's.

In Deutschland hatten unterdeß Viele die Abwesenheit des Kaisers zur Bedrückung Anderer und zu faustrechtlichen Unordnungen benützt; daher der Kaiser nach seiner Rückkehr mit den schlimmsten Landfriedensbrechern auf das strengste verfuhr. Vor allen wurden der rheinische Pfalzgraf Hermann und der Erzbischoff Arnold von Mainz wegen der länderverwüstenden Fehde, die sie mit einander geführt hatten, zur Strafe des Hundetragens verurtheilt, und wirklich mußte der Pfalzgraf und 10 mit ihm verbündete Grafen, ein Jeder seinen Hund fast eine Meile weit auf dem Rücken tragen; nur dem Erzbischoff wurde die Strafe in Anbetracht seines Alters und Standes erlassen. Eben so steuerte Friedrich dem Raubunwesen am Rhein durch Zerstörung mehrerer Raubburgen.

Alsdann beendete er den langen Streit Heinrich's des Löwen mit Jasomirgott, welcher letztere das jenem zugesprochene

Bayern noch nicht abgetreten hatte, dadurch, daß er dessen bisher von Bayern abhängige Markgrafschaft Oesterreich mit dem Land ob der Ens vergrößerte und zu einem selbständigen Herzogthum erhob und damit das Recht der Erblichkeit in männlicher und weiblicher Linie, so wie beim Abgang des babenbergischen Stammes für den letzten Stammerben das Recht der Verfügung über das Land verband.

Eben so entschied er in einem Bruderkrieg zwischen den Polenherzogen Boleslav IV und Wladislav für den letztern und zwang ersteren durch Waffengewalt die geraubte Krone herauszugeben. Dabei verlieh er dem Herzog Wladislav von Böhmen zum Dank für die Hülfe, die er ihm in diesem Polenkriege geleistet, die Königswürde (1157).

Zugleich richtete Friedrich sein Augenwerk auf das lange von den Kaisern vernachlässigte Königreich Burgund. Um die darin von den französischen Königen genährten Verwirrungen zu heben, ließ er sich zu Besançon von den burgundischen Großen huldigen und zu Arles krönen (1157). Mit dem cisjuranischen Burgund hatte er schon 1152 den Herzog Berthold IV von Zähringen belehnt; nun löste er die Grafschaft Burgund von dem herzoglichen Verband und stellte sie als Freigrafschaft (Franche-comté) unter die Aufsicht seines Sohnes Otto. Mit der reichen Erbin dieser Grafschaft aber, der schönen Beatrix, die er aus der Gefangenschaft ihres Oheims befreit hatte, gieng er seine zweite Ehe ein, aus der ihm in der Folge fünf hoffnungsvolle Söhne erblühten.

Alle diese Machtäußerungen erhöhten des Kaisers Ansehen so, daß nicht nur Frankreich, England, Dänemark, Spanien und Italien durch Gesandte ihn ehrten und beschenkten, sondern daß der König Heinrich II von England ihm sogar schrieb, daß er in seinem Reiche alles nach des Kaisers Wink einrichten wolle und ihm als dem Größern stets gehorchen werde.

Während so das Königthum in Deutschland an Macht wuchs, erfuhr das Kaiserthum in Italien die offenste Verhöhnung. Denn in übermüthigem Trotz betrieb Mailand die Wiederherstellung Tortona's und überfiel Lodi, verjagte die Einwohner,

raubte ihr Gut und riß die Mauern der Stadt nieder. Dazu kam, daß Papst Hadrian in der Voraussicht, daß von diesem kräftigen Kaiser der päpstlichen Herrschaft die größte Gefahr drohe, den König Wilhelm von Sicilien zu einem Frieden brachte und alles that, die normannische Macht wieder als Schutzmacht für den römischen Stuhl zu gewinnen.

Die Spannung zwischen dem Kaiser und Papst mehrte ein Beschwerdeschrift, die der Papst durch zwei Legaten in Betreff einer dem Erzbischoff von Lund unterwegs widerfahrenen Unbill dem Kaiser auf dem Reichstage zu Besançon übergeben ließ, und worin er den Kaiser an das beneficium erinnerte, das ihm die Kirche durch die Krönung erwiesen habe. Weil nämlich dieses Wort nicht bloß eine „Wohlthat", sondern auch in der Feudalsprache ein „Lehen" bedeutet, so glaubten die versammelten Fürsten, der Papst habe damit sagen wollen, daß der Kaiser seine Krone vom Papst zu Lehen trage, und geriethen in Entrüstung darüber. Als vollends der eine der Legaten (der Cardinal Roland Bandinelli, nachmaliger Papst Alexander III) darauf kühn erwiderte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" — so riß Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zornig das Schwert aus der Scheide und würde sich an dem Legaten vergriffen haben, wenn ihn nicht Friedrich selbst zurückgehalten hätte. Den Legaten aber ertheilte er sogleich die Weisung zur Abreise. Als hierauf der Papst in einem eigenen Schreiben den deutschen Bischöffen einen Verweis gab, daß sie solche Kränkung der Legaten geduldet hätten, mißbilligten jene in ihrer Antwort den Gebrauch jenes zweideutigen Wortes, welches das ganze Reich in Bewegung gesetzt habe, und baten den Papst um eine versöhnliche Sprache, da der Kaiser erklärt habe, solche Eingriffe in das Recht des Kaiserthums, das mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben habe, nie dulden zu wollen. Da Hadrian eine solche Einstimmigkeit unter den Deutschen sah und des Kaisers Wiederkunft nach Italien bevorstand, so gab er nach und erklärte, das Wort nur im ursprünglichen Sinn, als „Wohlthat", gemeint zu haben.

Alle diese Vorfälle bewogen den Kaiser, seine zweite Römerfahrt zu beschleunigen, welche eine der glänzendsten war, die je von einem Kaiser unternommen worden. Ohne Widerrede erschienen nach seiner Ankunft sämmtliche Lehnsträger Italiens und huldigten dem Kaiser. Auch Mailand erschien in seinen Abgeordneten, vermochte sich aber nicht zu rechtfertigen und wurde mit allgemeiner Zustimmung der Versammelten in die Acht erklärt, die Acht aber sogleich durch Umlagerung Mailands

vollzogen. Zwar vertheidigten sich die Bürger muthvoll vier Wochen lang, mußten aber, vom Hunger gezwungen, um Gnade bitten und erhielten sie unter demüthigenden Bedingungen.

Alle Mailänder mußten den Eid der Treue schwören, auf alle angemaßten Regalien verzichten, Frieden mit den Nachbarstädten geloben, 300 Geiseln stellen, und versprechen, 9000 Mark Silbers in drei Fristen zu zahlen, auch eine Kaiserpfalz in ihren Mauern zu bauen. Bei der Huldigung, die auf freiem Felde vor sich gieng, mußten die Mailänder vor dem, auf einem Throne sitzenden Kaiser im unterwürfigsten Aufzuge vorübergehen, voran die Geistlichen und der Adel mit den beiden Consuln das Schwert auf dem Nacken, dann die Bürger mit Stricken um den Hals, alle aber baarfuß und ohne Obergewand.

Um aber alle Unbestimmtheit und Unklarheit in den Rechten des Kaisers, als Oberlehnsherrn, ein für allemal zu heben und insbesondre dem italischen Freistädtethum gesetzliche Schranken zu setzen, berief Friedrich zu dem roncalischen Reichstag auch die vier größten Rechtsgelehrten der Hochschule Bologna, welche unter Mitwirkung von 28 Abgeordneten aus 14 Städten die Rechte feststellten, die dem Kaiser künftig über die Lombarden zustehen sollten. Da nun diese Rechtsgelehrten theils aus Begeisterung für das Studium des altrömischen Rechts, theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht, von der Fiction, daß der Kaiser an die Stelle der alten Imperatoren getreten sey, ausgiengen und daher die gegenseitigen Rechtsbestimmungen nicht bloß aus dem Herkommen und den verbrieften Stadtrechten, sondern auch aus dem alt römischen Gesetzbuche (XIV. 1, 1) schöpften, so entstand dadurch ein Rechtssystem, das mit den Grundsätzen des Lehnrechts nicht im Einklang stand und das bei seiner Anwendung dem schon bis zum Trotz erstarkten Freiheitssinne der Städte doppelt widerstreben mußte.

Die wesentlichen Bestimmungen der neuen Gesetze waren: Der Kaiser hat, wie schon zuvor, die Herzoge, Markgrafen und Grafen zu ernennen; er beruft den Heerbann, erhält Lieferungen zu seinem Römerzug und Spann- und Frohndienste zu Land und zu Wasser; ferner den Blutbann (d. i. die peinliche Rechtspflege und bei Appellationen die oberstrichterliche Entscheidung (durch den Pfalzgrafen). Zu den Regalien sollten fortan gehören: Münzen,

Zölle, Hafen-, Weg- und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke &c. Dazu kam noch eine Grund- und Kopfsteuer, endlich das Recht der Ernennung der Städteconsuln, jedoch unter Zustimmung des Volks. — Die neuen Gesetze wurden von allen Anwesenden beschworen; ihre Aufrechthaltung sollte durch Geiseln verbürgt und der Schwur alle fünf Jahre erneuert werden.

War ein großer Theil dieser Gesetze schon hinreichend, die bisher errungenen bürgerlichen Freiheiten zu einem Schatten zu machen, so war die, allem bisherigen Brauch und Vertrag zuwiderlaufende Aufstellung von Kronbeamten, den sogenannten Podestà's, vollends eine Maaßregel, die den Lombarden als Despotie erscheinen mußte, indem in jedem Stadtbezirke ein solcher „Gewaltbote", dem Ritterstande und einer fremden Stadt angehörig, die Justiz üben und des Kaisers Rechte wahren sollte. Als daher die Mailänder ihren kaiserlichen Podestà aufnehmen sollten, griffen sie wieder zu den Waffen und verjagten ihn. Da sie keinem friedlichen Austrag Gehör geben wollten, sprach Friedrich von Bologna aus abermals die Acht über Mailand aus. Da nun auch Brescia und Crema, von Mailand angereizt, sich kühn erhoben, beschloß Friedrich zuerst an einer dieser beiden Städte ein Strafbeispiel aufzustellen und umlagerte Crema. Sieben Monate lang hielten sich die entschlossenen Bürger dieser Stadt, und nur nach der verzweifeltsten Gegenwehr, während welcher auf beiden Seiten die Erbitterung in wilde Grausamkeit übergieng, boten sie die Hand zum Frieden, worauf ihnen Friedrich aus Achtung vor ihrem Heldenmuth freien Abzug gewährte, ihre Stadt aber plündern, anzünden und bis auf den Grund zerstören ließ.

Den Cremensern halfen Freischaaren der Mailänder und Brescianer. Ihr Widerstand war besonders darum so hartnäckig, weil sie ihre Todfeinde, die Cremoneser, in dem Heere des Kaisers sahen, das, aus Deutschen und Wälschen bestehend, allmählig auf 100000 M. stieg. — Die Erbitterung in diesem Kampfe war auf beiden Seiten so groß, daß die Belagerer mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen spielten, die Belagerten aber auf der Mauer Gefangene in Stücken rißen und Erschlagene mit Wurfmaschinen in's feindliche Lager schleuderten. Als Friedrich, um ihren Widerstand zu lähmen, eine Anzahl Geiseln dieser Stadt, darunter auch Kinder, an einen Belagerungsthurm binden und so den Mauern nähern ließ, so richteten die Cremenser dennoch ihre Geschosse

gegen den Thurm, so daß von den Geiseln sieben getödtet und neun verwundet wurden. Endlich als in einem allgemeinen Sturm, unter Anwendung neuerbauter Thürme von ungewöhnlicher Größe und kunstreicher Bauart, Otto von Wittelsbach nach dreimaligem Anlauf die Hauptverschanzung genommen hatte, war das Schicksal der Stadt entschieden (1160). Die abziehenden, 20000 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder wendeten sich meist nach Mailand. Bei der Plünderung und Zerstörung Crema's, waren die Bewohner von Cremona und Lodi die hastigsten.

3. Hadrian's Tod. Zwiespältige Papstwahl. Alexander III rechtmäßiger Papst. Zerstörung Mailands. Huldigung der übrigen Städte. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland.

Auf den nun erst eigentlich beginnenden Krieg mit Mailand hatte der Stand der kirchlichen Verhältnisse einen wesentlichen Einfluß. Schon Hadrian hatte in dem durchgreifenden Auftreten des Kaisers in der Lombardei die Gefahr für den päpstlichen Stuhl immer näher kommen sehen, zumal Friedrich auch im Kirchenstaate bereits Nachforschungen über die ehemaligen Hoheitsrechte aus der Karolinger- und Ottonenzeit hatte anstellen lassen; ja er gab sogar das mathildische Erbe (über welches Kaiser Lothar dem Papste die Lehenshoheit abgetreten hatte) sammt Spoleto und einem Theile Sardiniens dem Herzog Welf VI zu Lehen, um diesen alten Gegner seines Hauses auszusöhnen. Als Hadrian dagegen die entschiedenste Einsprache that, gieng die schon vorhandene Spannung in einen ernsten Zwist über, in welcher der Kaiser den Papst auf die einem Nachfolger Christi ziemende Demuth verwies, der Papst aber den Kaiser einen Rebellen gegen Gott, ja Heiden nannte und die Lombarden zum Ausharren in ihrem Widerstande ermuthigte.

Als sodann Hadrian IV, noch während Friedrich Crema belagerte, 1159 starb, machte eine zwiespältige Papstwahl das Verhältniß zum päpstlichen Stuhle verwickelter. Die normannischgesinnte Mehrheit der Cardinäle wählte den klugen, gebildeten und beredten, dabei characterfesten und thatkräftigen **Alexander** III, die deutschgesinnte Partei in Rom den weniger bedeutenden Victor IV. Auf den Rath der Seinen berief Friedrich — dem kanonischen Rechte zuwider — ein Concilium

deutscher und lombardischer Bischöffe nach Pavia und ließ den Victor bestätigen, wogegen König Ludwig VII von Frankreich und Heinrich II von England durch ein zu Toulouse abgehaltenes Concilium Alexander'n als rechtmäßigen Papst anerkannten, so daß dieser, als ihm die Römer keine Aufnahme gewährten, für die nächste Zeit seinen Aufenthalt in Frankreich nahm. Von ihm ermuntert, setzten die Mailänder ihren Widerstand auf's hartnäckigste fort, zumal als der Kaiser die ohnehin über die Zeit bei sich behaltenen Deutschen entlassen und sich größtentheils auf die Streitkräfte der den Mailändern feindlich gesinnten Städte Lodi, Novara, Cremona, Pavia und Como verlassen mußte.

Als jedoch Friedrich im J. 1161 Zuzug aus Deutschland bekam, brach er von seinem verschanzten Lager bei Lodi aus in das Gebiet der Mailänder ein, verwüstete ihre Fluren und schnitt ihnen unter unausgesetzten Kämpfen die Zufuhr ab, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Der Kampf nahm auf beiden Seiten durch die Erbitterung der Parteien einen wilden, grausamen Character an und zog sich ungeachtet der strengen Einschließung so in die Länge, daß Friedrich schwur, seine Krone nicht eher auf's Haupt setzen zu wollen, als bis er Mailand dem Boden gleichgemacht hätte.

Mailand, in einer weiten Ebene liegend, war durch eine 12 F. breite Quadermauer mit 100 Thürmen und 6 Hauptthoren, und durch Gräben und breite Erdwälle geschützt. Den vorherrschend kriegerischen Theil der Stadt bildeten die ritterbürtigen Geschlechter, die, getheilt in höheren und niederen Adel (in Kapitane und Valvassoren) zwar meist in mannichfaltigen Reibungen und Zerwürfnissen mit einander lebten, bei allgemeinen Gefahren aber treu zusammenhielten. Den Mittelstand (die Motta d. i. Gesellschaft) bildeten die Niemanden zu Dienst und Lehen verpflichteten Freisassen, welche aus den Bürgern des höhern Handels- und Künstlerstandes bestanden und zu denen auch ein Theil der Valvassoren gehörte. Die niedere Bürgerklasse, bestehend aus den Krämern und niedern Handwerkern (theils Freisassen, theils ehemaligen Leibeigenen), waren in Zünfte getheilt und begnügten sich mit dem Wahlrecht. An der Spitze standen damals acht Consuln oder Rathmeister. Alle Bürger vom 18. — 70. Jahr dienten in der Landwehr und waren nach Stadtvierteln in besondre Rotten getheilt, deren jede von einem Bannerträger (Gonfalonière) geführt wurden. — Der Adel

und die reichen Freisassen bildeten die Reiterei; das schwerbewaffnete Fußvolk, denen Leichtbewaffnete voranzogen, enthielt Bürger des Mittelstandes: vor ihnen her zog, umgeben und geschützt von einer erlesenen Schaar, das Carocium oder der Stadtfahnenwagen d. i. ein eisenbeschlagener Wagen, auf dem ein beweglicher Mast stand, der auf seinem Gipfel das Zeichen des Kreuzes und das Bildniß des h. Ambrosius hatte, und bei einer Schlacht, in die Mitte des Feldes gestellt wurde (K. 1, 1.)

Ein Sturm gegen diese ungemein feste Stadt war zu schwierig; daher der Kaiser sie durch Aushungerung bezwingen wollte. Wer Lebensmittel einzubringen suchte, dem wurde die rechte Hand abgehauen, und einmal wurden an Einem Tage 25 Unglückliche mit dieser Strafe belegt. Allmählig entstand in der Stadt so große Hungersnoth, daß oft Verwandte einander wie Räuber anfielen, um Nahrung zu bekommen. Außerdem wüthete Krankheit und, was das Schlimmste war, wilde Zwietracht, indem das Volk Frieden wollte und die Hartnäckigkeit seiner Obern, besonders der Geistlichkeit, die es mit Alexander III hielt, verwünschte. Viele, selbst vom hohen Adel, ließen sich durch Einziehung ihrer Güter nicht von der Flucht abhalten.

Endlich nach zweijähriger Vertheidigung flehten die Mailänder um Frieden und erboten sich, ihre Befestigungen zu zerstören, eine Kaiserburg zu bauen, 300 Geiseln auf drei Jahre zu stellen, Entschädigung zu zahlen und sich aller Hoheitsrechte zu begeben. Aber Friedrich verlangte unbedingte Unterwerfung. Da nun die Noth der Stadt so groß war, daß sie nur noch auf drei Tage Nahrung hatte, so schickte sie in Hoffnung auf Gnade am 1. März 1162 ihre acht Consuln mit acht Rittern an den Kaiser nach Lodi, wo sie mit dem Schwert auf dem Nacken den Eid der Treue schwuren; am 4 März mußten sodann 300 Abgeordnete die Schlüssel der Stadt und aller Burgen mit 36 Fahnen ausliefern, am 6. März aber alle Mailänder, in 100 Schaaren getheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuzen in den Händen vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser vorüberziehen. Als bei dem langsamen, todtstillen Zuge das Corocium demselben gegenüber zu stehen kam, senkte sich der Mast und unter dem letzten Schmettern der beiden freistädtischen Silberposaunen wurde der Wagen in Trümmer geschlagen. Wohl fühlend, daß es nun aus war mit ihrer republikanischen Größe, fielen alle weinend auf die Kniee und flehten um Erbarmen. Der Kaiser blieb unbeweg=

lich. Nachdem sie 400 Geiseln gestellt, entschied Friedrich durch den Reichstag zu Pavia, welchem fast alle lombardischen Fürsten, Bischöffe und Städteconsuln beiwohnten, durch Stimmenmehrheit das Endgeschick der geängsteten Stadt. Der Spruch lautete: daß Mailand, als der Herd aller Unruhen und als Zerstörerin anderer Städte, von Grund aus solle zerstört werden. — Vor der Verkündigung desselben erhielten die Einwohner den Befehl, die Stadt zu verlassen und bis auf weitere Weisung in Hütten zu lagern. Zitternd gehorchten sie und in düsterer Ahnung flüchteten sich viele der Wohlhabenden zu Freunden und Verwandten in andere Städte.

Endlich am 26. März hielt der Kaiser, umgeben von seinen Deutschen und den verbündeten Wälschen, seinen Einzug nicht durch das Thor, sondern durch einen neben demselben niedergerissenen Mauertheil. Noch schwankte der Kaiser, ob er den Spruch vollziehen solle, aber den drängenden Mahnungen der früher von Mailand Bedrückten nachgebend, ließ er der vermeintlichen Gerechtigkeit ihren Lauf. Und so groß war der Haß jener Feinde Mailands, daß sie ihre Hülfe zur Vollziehung des Strafgerichts boten. So wurde denn nach vorausgegangener Plünderung „unter dem Jammergeschrei der Einen und dem Jubel der Andern“ die Zerstörung der Stadt mit solchem Wetteifer vollzogen, daß das Niederreißen der Befestigungen und Häuser, wozu man sonst mit gewöhnlichen Arbeitern wenigstens sechs Wochen gebraucht hätte, in sechs Tagen vollendet war.

Als die Stadt in Trümmern lag, setzte der Kaiser bei einem Dankfest zu Pavia die Krone wieder auf, weil er sein Wort gelöſ't und den Gehorsam gegen die Gesetze wiederhergestellt hatte. Die Mailänder aber mußten sich unter der Obhut eines kaiserlichen Vogts in vier offenen Marktflecken ihres Gebiets ansiedeln.

Die Zerstörung traf nur die meisten Befestigungen und Häuser; die Kirchen, manche Paläste und die meisten Kunstdenkmäler des Alterthums blieben verschont. Von den letztern fielen jedoch der Circus, der Triumphbogen und die Stadtburg mit ihren Marmorsäulen in Trümmer.

Mailand's Fall wirkte so entscheidend, daß alle bisherigen dem Kaiser feindlich gesinnten Städte (darunter Brescia, Pisa,

Piacenza, Bologna, Ravenna) die Sache der Freiheit verloren gaben und sich sowohl zur Huldigung, als auch zur Niederreißung ihrer Mauern und zur Annahme kaiserlicher Gewaltsboten bequemten, wogegen die getreuen Städte, wie Lodi, Cremona, Pavia, Genua u. a. nach ihren eigenen Ordnungen leben durften. Da somit alles beruhigt schien, verließ der Kaiser Italien und kehrte über Burgund, wo er vergebens den König von Frankreich in dem Papststreite auf seine Seite zu ziehen suchte, nach Deutschland zurück, wo er verschiedene Unordnungen beilegte, namentlich die Mainzer wegen der Ermordung ihres Erzbischoffs strafte und den Polenherzog Boleslav zwang, seinem Bruder Wladislav Schlesien herauszugeben.

4. Druck der Podesta's, und Widerstand der italienischen Städte. Der Veroneser Bund durch Alexander III zum lombardischen erweitert. Wiederaufbau Mailands. Vierte italische Fahrt. Eroberung Rom's. Flucht Alexander's. Die Pest. Friedrich's Rückkehr nach Deutschland. Erneurung des Lombardenbundes. Alessandria.

Bald aber verwickelten die Ungerechtigkeiten, welche sich in Italien die Gewaltboten gegen die Städte erlaubten, den Kaiser in neue Kämpfe. Sie überließen sich, besonders im Mailändischen, den Gelüsten der Habsucht, erhöhten oft die gesetzlichen Abgaben auf das sechsfache, straften bei der geringsten Widersetzlichkeit mit Kerker und Geldbußen, verkauften die Rechtspflege und übten noch andere Frevel, von denen der Kaiser nichts wußte. Vergebens suchte er, als er davon erfuhr, durch häufigen Wechsel der Podesta's und durch außerordentliche Bevollmächtigte dem Uebel zu steuern. Die Bedrückten, ohnedieß stets ihrer vorigen Unabhängigkeit eingedenk, beruhigten sich nicht; und als der Kaiser wieder, aber ohne Heer nach Italien kam, um alle Beschwerden abzustellen, konnte er es keinem Theile Recht machen. Bewilligte er z. B. den Pisanern Vorrechte, so waren die Genueser neidisch; erzeigte er Lodi eine Gunst, so fühlten sich Cremona und Pavia zurückgesetzt; erlaubte er den Pavesanern, die Mauern des trotzigen Tortona zu schleifen, so zerstörten sie in ihrem Haß die ganze Stadt und luden dadurch neuen Tadel auf ihn.

Dazu kam, daß Alexander, von Frankreichs und Eng-

lands Königen unterstützt, ihm in Italien mit desto mehr Erfolg entgegenarbeitete, je weniger Victor sich geltend zu machen wußte. Als nun Victor 1164 starb, hätte Friedrich, wenn er sich mit Alexander ausgesöhnt hätte, alle Schwierigkeiten heben können: auch war Friedrich dazu geneigt; aber der Erzbischoff Raynald von Köln, als Kanzler von Italien, hatte aus Furcht, von Alexander seines Amtes entsetzt zu werden, schon zwei Tage nach Victor's Tod wieder einen Gegenpapst, Paschalis III, wählen lassen, und Friedrich mochte nicht zurücknehmen, was auf seinen Namen geschehen war. Dafür sollte er aber auch erfahren, was ein Kampf gegen die Freiheit und den Papst zugleich auf sich habe!

Eine neue schnöde Unbill seines Kanzlers gegen einen mailändischen Marktflecken veranlaßte, auf Betrieb Venedig's, die Städte Verona, Padua, Vicenza und Treviso in den sogenannten Veroneser-Bund zusammenzutreten und die kaiserlichen Beamten zu verjagen. Zwar suchte Friedrich diese Bewegung im Keime zu ersticken; aber da er sich auf die ihm getreuen Städte doch auch nur halb verlassen konnte, kehrte er nach Deutschland zurück, um mit Deutschen wieder zu kommen.

Kaum hatte sich der Kaiser entfernt, als sich Papst Alexander — im Vertrauen auf den, durch den fortgesetzten Druck der Gewaltsboten steigenden Haß der Lombarden gegen die Deutschen, so wie auf normannische und griechische Unterstützung — aus Frankreich nach Rom zurückbegab und durch den Einfluß seiner geistlichen Würde, wie seiner Persönlichkeit den Veroneser-Bund zu einem allgemeinen lombardischen zu erweitern suchte. Als daher Friedrich im Dez. 1166 mit einem ziemlich zahlreichen Heere wieder nach Italien kam und in Lodi die Klagen der Bedrückten zum Theil abgestellt hatte, brach er im Frühling gegen Rom auf.

Noch aber lagerte er bei Ancona im Feldstreit gegen die Römer und Normannen, als hinter seinem Rücken in einem abgelegenen Kloster die Abgeordneten von fünfzehn lombardischen Städten, darunter selbst Cremona, unter dem Vortritt Mailand's einen lombardischen Bund auf 20 Jahre

schloßen, um sich wieder ihre, seit Heinrich IV errungene Freiheit zu erkämpfen oder lieber mit Ehren unterzugehen, als ferner in solcher Schmach der Knechtschaft zu leben. Kurz darauf führten bewaffnete Schaaren der Verbündeten das mailändische Volk aus dessen Marktflecken unter Jubel zu den Trümmern seiner Vaterstadt und halfen ihnen vor Allem die Wälle, Gräben und Mauern wieder herstellen. Selbst Lodi wurde gezwungen, dem Bunde beizutreten.

Ohne sich aber um das zu bekümmern, was in seinem Rücken vorgieng, drang der Kaiser rasch durch die Päffe des Apennin und stand nach Eroberung der hartnäckig vertheidigten Höhen des Monte Malo vor Rom. Nach einem blutigen Kampf, wobei die Deutschen die von den Römern standhaft vertheidigte Peterskirche dadurch eroberten, daß sie Feuer an die nahe Marienkirche legten, das Feuer aber dann auf die Vorhalle der Peterskirche übersprang, — ward der Kaiser Herr der Stadt, und Alexander war genöthigt, in der Tracht eines Pilgers nach Benevent zu fliehen.

Kaum aber hatten die Römer dem Kaiser und dem Gegenpapste gehuldigt, Geiseln gestellt und Bestätigung ihrer Gerechtsame erhalten, als plötzlich im Lager der Deutschen eine pestartige Seuche ausbrach, die in acht Tagen den größten Theil des Heers mit 2000 Edlen dahinraffte.

Diese Pest brach im Monat August aus, als „nach stechendem Sonnenschein gewaltiger Regen und auf diesen von Neuem glühende Hitze" folgte. So plötzlich kam das Uebel und griff so schreckend schnell um sich, daß oft die, welche eben noch zu Pferde steigen wollten, todt niederfielen, und die, welche Andere begruben, plötzlich mit in die Grube stürzten, und daß, obgleich Haufen von Leichen in die Tiber geworfen wurden, die unbeerdigt Liegenden die Luft noch mehr verpesteten. Viele, die am Leben blieben, verloren Haare und Gesichtsfarbe und trugen Jahre lang den Tod in sich herum, bis er erfolgte. Unter den hohen Häuptern, welche dieser Pest sogleich erlagen, war der einflußreiche Kanzler Raynald, ein Herzog Friedrich von Schwaben, ein junger Herzog Welf, viele Grafen, acht Bischöffe &c.. Der ganze Verlust soll 25,000 Mann betragen haben.

Dieses schreckliche Unglück, das Viele als eine Strafe Gottes für die Zerstörung Mailand's, für die Mißachtung des

Bann's, für die Niederbrennung gottgeweihter Stätten ansahen, bewog den Kaiser Rom zu verlassen und nach Pavia zurückzukehren, wo er auf einem Fürstentag die verbündeten Städte, mit Ausnahme von Lodi und Cremona, in die Acht erklärte. Da deßungeachtet noch mehrere der bisher Treugebliebenen zu den Verbündeten, die ihrem Vertrag eine noch größere Festigkeit gaben, übergiengen und selbst Pavia schwankte, aus dem meinungsgetheilten Deutschland aber sobald keine Hülfe zu gewärtigen war, so eilte der Kaiser wie ein Flüchtling mit nur 30 Begleitern unter Lebensgefahr nach Savoyen und von da über Burgund nach Deutschland zurück (1168).

Die Lombarden waren dem Fliehenden so nahe auf der Ferse, daß er sich nur dadurch rettete, daß er unterwegs einige von den mitgenommenen Geiseln an Bäumen aufknüpfen und dabei kund geben ließ, auch den noch übrigen Geiseln stehe ein gleiches Geschick bevor, wenn die Lombarden nicht vom Nachsetzen abließen. In Susa angekommen, wollten die Bürger ihn zwingen, die Geiseln zurückzulassen. Als er diese Forderung zurückwies, verschwuren sich einige Bürger, den Kaiser Morgens im Schlafe zu tödten. Der Anschlag wurde indeß verrathen und einer aus seinem Gefolge, Ritter Herrmann von Siebeneichen, der dem Könige an Gestalt glich, legte sich in dessen Bett, während der Kaiser des Nachts verkleidet mit fünf Getreuen glücklich aus der Stadt entkam. Als die Bürger die Täuschung entdeckten, ehrten sie die Treue des Dienstmann's und schonten seines Lebens.

Die lange Zeit, welche Friedrich, durch Wirren in Deutschland gehindert, nicht an die Wiederaufnahme der italienischen Angelegenheiten denken konnte, benützte das verjüngte Freiheitsgefühl der Lombarden auf das umsichtigste. Sie erneuerten ihren Bund auf 50 Jahre, bauten am Tanäro zur Unterbrechung der Verbindung zwischen Pavia und dem Montferrat eine feste Stadt, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten; verstärkten die Befestigungen der übrigen Städte, namentlich Mailand's, das sich schöner und mächtiger, als je zuvor, aus seinen Trümmern hob; übten unablässig ihr Kriegsvolk und traten mit dem griechischen Kaiser Manuel, so wie mit dem normannischen Könige Wilhelm II in ein näheres Bündniß. Selbst Pavia ward mit in den kühnen Aufschwung der Begeisterung gerissen und allenthalben zeigte sich ein Gemeingeist, dem kein Opfer zu schwer

wurde, um fortan der lombardischen Freiheit den Sieg zu verschaffen.

5. Gestörter Landfriede in Deutschland. Heinrich der Löwe und seine Gegner. Beilegung. Heinrich's und Friedrich's Spannung. Fünfter Römerzug. Vergebliche Belagerung Alessandria's. Felonie Heinrich's des Löwen. Friedrich's Niederlage bei Legnano. Der Vertrag von Venedig mit dem Papst und Waffenstillstand mit den Lombarden.

In Deutschland war es des zurückgekehrten Kaisers erste Sorge, den Landfrieden herzustellen, welchen dort die Fehde Heinrich's des Löwen mit seinen Nachbarn störte.

Dieser eben so tapfere und kluge, als mächtige und herrschbegierige Fürst hatte — während der mehrmaligen Abwesenheit des Kaisers durch glückliche Feldzüge gegen die Slaven — das ehemalge Obotritenland (das heutige Mecklenburg) und Pommern erobert, diese Eroberungen durch zahlreiche Burgen sichern und durch holländische und flämische Ansiedlungen bebauen lassen, und auf diese Weise seine ohnedieß schon so große Macht bedeutend vermehrt. Dadurch erweckte er den Neid seiner fürstlichen und bischöfflichen Nachbarn, und da er auch gegen sie zum öftern herrische Gewalt übte (besonders durch eigenmächtige Besetzungen der Bisthümer), so verbanden sie sich gegen ihn (1166) und boten ihm von allen Seiten Fehde.

Unter diesen seinen Gegnern befanden sich die Erzbischöffe von Magdeburg und Bremen, die Bischöffe von Hildesheim und Lübeck, der Markgraf Otto von Meißen, der Pfalzgraf Albrecht in Sachsen, der Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und Markgraf Albrecht der Bär in Brandenburg. Der letztere ist derselbe, der, wie oben erwähnt, von Kaiser Konrad III Sachsen erhalten, es aber bald wieder verloren und nachher durch das Testament eines slavischen Fürsten Brandenburg erworben hatte, das er dann durch Eroberungen auf dem rechten Elbufer erweiterte und durch niederländische Anbauer cultivirte, so daß es in der Folge ein ganz deutsches und christliches Land wurde.

Heinrich aber ließ sich nicht schrecken, sondern stellte vor seiner Burg zu Braunschweig einen ehernen Löwen auf zur sinnbildlichen Warnung, daß ihn seine Feinde nicht reizen sollten, vertrieb dann zuerst den Bischoff von Lübeck, verwüstete das Land

des Erzbischoffs von Magdeburg und war so im Begriff, einem nach dem andern seine Uebermacht fühlen zu lassen, als der Kaiser aus Italien zurückkehrte, den Streitenden die zur Freude der Lombarden geführte Fehde verwies und durch das Gebot der Zurückgabe des gegenseitig Geraubten den Landfrieden herstellte (1168).

Obgleich der Kaiser den Herzog Heinrich stets so hochbegünstigt und auch eben jetzt für ihn um die Tochter des Königs Heinrich's von England geworben hatte, so war doch, als der Kaiser die Fürsten zur Königswahl seines erst fünfjährigen Sohnes vermochte, Heinrich der Löwe der einzige, der ihm seine Stimme nicht gab. Bald trat aus Veranlassung der Welfischen Erbschaft eine noch größere Spannung zwischen ihm und dem Kaiser ein, die auf den Ausgang des von diesem beabsichtigten Römerzugs verhängnißvollen Einfluß hatte.

Der alte Welf VI hat bei seinem wüsten, schwelgerischen Leben schwere Schulden gemacht: daher bot er nach dem Tode seines an der Seuche zu Rom gestorbenen Sohnes, seine Erbgüter in Schwaben und Bayern, so wie seine mathildischen Güter in Italien — seinem Neffen Heinrich dem Löwen gegen eine Geldsumme an. Weil dieser aber dachte, daß er Welfs Besitzungen ohnedieß einst erben werde, so lehnte er den Antrag ab. Nun bot Welf sie dem Kaiser an und dieser gieng den Vertrag ein. Seitdem faßte der Löwe einen Groll gegen Friedrich. Als sich der Kaiser zu seinem italischen Zug rüstete, trat Heinrich, um den Zug nicht mitmachen zu müssen, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an, fand aber nach seiner glücklichen Rückkehr von dort den Kaiser noch in der Rüstung begriffen und konnte nicht wohl mehr seine Lehnspflicht umgehen.

Endlich nach sechs Jahren im Sept. 1174 trat Friedrich, von Heinrich dem Löwen und andern Fürsten begleitet, an der Spitze eines glänzenden Heeres seinen fünften Römerzug an. Schon drei Jahre zuvor hatte er den kriegerischgesinnten Erzbischoff Christian von Mainz mit einem Kriegshaufen voraus geschickt, der einstweilen die schwankenden Gemeinden in Toscana und in der Romagna im Gehorsam erhielt und Ancona auf der Landseite und durch die auf dasselbe handelseifersüchtigen Venetianer auf der Seeseite so furchtbar bedrängte, daß die Stadt dem Hunger erlegen wäre, wenn nicht ein mächtiger Edler aus Ferrara sie entsetzt hätte.

Nachdem der Kaiser den Mont Cenis überstiegen und das am Fuße der Alpen liegende Susa für seinen frühern Ungehorsam zerstört hatte, zog er vor Alessandria und begann die Belagerung dieser gegen ihn gebauten und fest verwahrten Stadt. Da aber wiederholte Stürme fruchtlos abliefen und Krankheiten im Heere einrissen, riethen die Fürsten dem Kaiser zum Abzug; er glaubte aber Ehre halber aushalten zu müssen, und erst nach sechs Monaten, als auch ein Versuch, durch Minengänge in die Stadt zu dringen, durch Gegenminen vereitelt worden war und das Heer der Verbündeten zum Entsatz heranzog, hob Friedrich die Belagerung auf und führte sein geschwächtes Heer dem Feind entgegen. Dieser bot jedoch die Hand zu Unterhandlungen, und ein Vertrag, durch welchen der Streit einem Schiedsgericht überwiesen werden sollte, führte zu einem Waffenstillstand. Daher entließ der Kaiser, in der sichern Hoffnung auf Frieden, die Fürsten mit dem größten Theil seiner Völker.

Indeß führten die Friedensunterhandlungen, wobei die Kirche mehr „gebietend", als „vermittelnd" auftrat, zu keinem Ergebniß, und die Verbündeten griffen wieder zu den Waffen. Eiligst entbot der Kaiser wieder die Reichshülfe, aber Heinrich der Löwe weigerte sich nun der persönlichen Heeresfolge, — wohl deßhalb, weil er seine eigenen Zwecke, die auf Vergrößerung gerichtet waren, den Zwecken des Kaisers nicht nachstellen wollte, und dabei glaubte, der Kaiser werde nie aus den italienischen Verwicklungen kommen, daher auch nicht Zeit und Kraft finden können, ihn jemals in Deutschland an der Vergrößerung seiner Macht zu hindern. Sein endliches Erbieten zur Theilnahme, wenn der Kaiser ihm die Stadt Goßlar zum Erblehen geben wollte, konnte Friedrich, als der Kaiserehre entgegen, nicht gewähren, und so begieng Heinrich durch Verletzung seines Lehneids das Verbrechen der Felonie.

Zwar stellte er sich auf des Kaisers dringendes Ersuchen zu einer persönlichen Unterredung in Chiavenna am Comer-See, und suchte durch den Vorwand, als scheue er den Bann, den er doch 16 Jahre lang nicht geachtet hatte, und als hinderten ihn, den 46jährigen, die Gebrechen des Alters, seinen Ungehorsam zu entschuldigen. Vergebens beschwor ihn Friedrich bei seiner Lehnspflicht, bei der Reichsehre, bei ihrer alten Freundschaft; ja er soll ihn

sogar auf den Knieen gebeten haben. Aber Heinrich blieb unbeweglich. Da sprach die Kaiserin zu Friedrich: „Lieber Herr, stehet auf! Ihr werdet einst dieses Tages und Hochmuths gedenken und Gott wird Euch helfen!" — „So schieden der Staufe und der Welfe wieder als Feinde."

Als die andern Fürsten mit den Hülfsvölkern im Anfang des Frühlings 1176 eingetroffen waren, rückte Friedrich von Como aus über den Tessin, um sich mit den Schaaren der italischen Getreuen zu vereinigen. Noch ehe er aber alle beisammen hatte, ließ er sich mit dem voll Begeisterung heranrückenden übermächtigen Heere der Lombarden, wider den Rath seiner Freunde, am 29. Mai 1176 in die Schlacht bei Legnano (Lignano) verwickeln, in welcher die künftige Stellung des Kaisers zu dem Papst und seinen italischen Feinden entschieden werden sollte.

Die verbündeten lombardischen Städte, zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, hatten sich mit dem größten Nachdruck gerüstet, vor Allem Mailand, dessen Carocium auch diesmal den Kampfreigen führte. Neunhundert erlesene Reiter, meist edle Geschlechter unter der Anführung des riesigen Alberto da Giussano, hatten sich unter dem Namen der Gesellschaft des Todes, durch einen Eid verpflichtet, das ohnedies noch von einer andern Schaar von 300 Reitern begleitete Carocium besonders zu schützen und weder zu weichen, noch zu fliehen. — Ein Vorpostengefecht, das die Deutschen begannen, führte auf der weiten Ebene zwischen dem Tessin und der Olonna zur Hauptschlacht. Die Mailänder, um ihr Stadtbanner gesammelt, hielten lombardischer Seits die Mitte; ein tiefer Graben zur Seite des einen Hauptflügels machte die lombardische Stellung äußerst fest. — Als der Kaiser, vergebens gewarnt, die Schlacht anzunehmen, zum Angriff vorrückte, beugten die Lombarden die Kniee zum Gebet und stürzten in die Schlacht. Der Kampf entbrannte auf beiden Seiten mit der größten Hitze. Während die Brescianer auf dem einen lombardischen Flügel schwankten, stürmte der Kaiser mit ungestümmer Tapferkeit auf das mailändische Mitteltreffen ein und bis zum Carocium vor, drängte die Schaar des Todes zurück und glaubte sich schon Herr des Carociums und mit ihm des Schlacht=

feldes, als die Todesschaar, ihres Eides eingedenk, im Drang der Verzweiflung den Kampf erneuerte, den kaiserlichen Bannerträger tödtete, dessen Fahne eroberte und die Deutschen zum Weichen brachte. Da stürzte sich Friedrich in den dichtesten Haufen der Feinde und stritt so lange, bis sein Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zusammensank und er selbst im Getümmel verschwand. Als seine Schaaren den voranleuchtenden Führer vermißten, überließen sie in regelloser Flucht den Feinden das Schlachtfeld. Der größte Theil der Fliehenden wurde theils vom Schwerte getödtet, theils in den Tessin gedrängt und das reich versehene Lager fiel sammt des Kaisers Schild und Lanze den jubelnden Lombarden in die Hände. — Jedermann hielt den Kaiser für todt und schon hatte die Kaiserin zu Como Trauerkleider angelegt, als Friedrich am vierten Tage nach der Schlacht, wie durch ein Wunder gerettet, bei den Seinen in Pavia eintraf. Da konnte mancher Lombarde „den Zweifel nicht unterdrücken, ob etwas Dauerndes gewonnen sey, da er noch lebe."

Dieser schreckliche Schlag brachte den Kaiser auf andere Gedanken. Da er von Deutschland aus so bald keine Hülfe erwarten konnte, die ihm treu gebliebenen italischen Städte aber selbst so sehr entkräftet waren, so beschloß er die Hand zum Frieden zu bieten; weil er jedoch mit den aufrührerischen Lombarden nicht unterhandeln wollte, knüpfte er die Unterhandlungen mit dem Papst Alexander an, der sich, da er des Kaisers Ernst gewahrte und aus dem durch diesen Sieg zusehends wachsenden Uebermuth der Freistädte für seine eigene Stellung Gefahr besorgte, zu einem Uebereinkommen bereit finden ließ.

Also kam zwischen allen Parteien ein Vertrag zu Stande, in welchem Friedrich den Papst Alexander als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte und die mathildischen Güter nach 15 Jahren herauszugeben versprach, mit den Lombarden aber auf sechs Jahre und mit dem König Wilhelm II von Sicilien auf fünfzehn Jahre einen Waffenstillstand schloß, während dessen an einem Frieden gearbeitet werden solle. Als der Kaiser diese Bedingungen vorläufig

beschworen hatte, löste der Papst ihn vom Bann und die friedliche Zusammenkunft zu Venedig besiegelte zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit eine dauernde Versöhnung, zwischen dem römisch-deutschen Oberlehnsherrn aber und seinen italischen Vasallen einstweilen die Hoffnung auf einen dauernden Frieden.

Am 17. Juli 1176 fuhr der Kaiser im Gefolge seiner geistlichen und weltlichen Großen auf reich verziertem Schiffe nach der Lagunenstadt, und Alexander, im päpstlichen Schmuck und umgeben von seinen Cardinälen, empfieng ihn am Eingange der Marcuskirche. Friedrich, den Mantel von sich werfend, ließ sich vor ihm auf's Knie nieder und küßte ihm die Füße, worauf der Papst ihn aufhob und nach ertheiltem Friedenskusse in die Kirche führte, wo er ihm nach dem feierlichen Te Deum den Segen ertheilte. (Die Behauptung gegnerischer Lombarden, bei dem Fußkuß habe der Papst den Kaiser auf den Nacken getreten, ist unwahr. — Gewiß aber ist, daß Friedrich in diesem Acte „das Uebergewicht der kirchlichen Gewalt vollständig anerkannte. Denn wie wirksam auch der indirecte Antheil seyn mochte, den die Deutschen an diesem Erfolge hatten, so fiel doch der Glanz und der große Gewinn des Sieges ganz dem Papstthum anheim: nun erst fieng es an zu herrschen". (Ranke Gesch. d. Ref. I. 39.)

Der förmliche Friedensabschluß zwischen dem Papst und dem Kaiser erfolgte am 1. Aug. im Palaste des Patriarchen von Venedig, wo der Papst auf erhöhtem Stuhl, ihm zur Rechten der Kaiser, zur Linken der Stellvertreter des Königs von Sicilien saß. In der vom Kaiser gehaltenen Rede bekannte er, daß er in seiner Behandlung der Kirche mehr der Gewalt (virtutem potestatis), als der Stimme der Gerechtigkeit nachgetrachtet (secutum esse) und darum in Irrthum gerathen sey. Darauf wurden die Friedensartikel von den Reichsfürsten, dem sicilischen Gesandten und den Consuln der Städte auf das Evangelium beschworen.

6. Aechtung Heinrich's des Löwen. Zertrümmerung der Welfenmacht. Otto von Wittelsbach Herzog von Bayern. Heinrich's Unterwerfung. Der Constanzer Friede mit den Lombarden. Das Reichsfest zu Mainz. Sechster italischer Zug. Vermählungsfeier Heinrich's und Constanzia's. Aussichten auf Unteritalien.

Nach Friedrich's Rückkehr in die Heimath galt es dort, das durch den Trotz seines mächtigsten Vasallen entwürdigte kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, ohne dabei den Schein der Rache auf sich zu laden. Die lauten Klagen aber, mit denen die von

Heinrich dem Löwen beschädigten Fürsten den Kaiser bestürmten, erleichterten ihm das Amt der Gerechtigkeit. Zuerst bekam Heinrich eine Ladung, sich auf dem Reichstag in Worms gegen die Beschuldigungen der Fürsten zu verantworten Da er nicht erschien, folgte eine neue Ladung nach Magdeburg, wo nun auch der Kaiser als Kläger gegen ihn auftrat, Heinrich aber eben so wenig erschien, als auf dem Reichstag zu Goßlar. Daher wurde er auf das Urtheil der Fürsten in die Reichsacht und aller seiner Lehen verlustig erklärt. Um aber dem ehemaligen Freund und Kampfgenossen noch Zeit zur Besinnung zu lassen, lud er er ihn zum viertenmal nach Würzburg vor, und erst als er auch da nicht erschien, bestätigte der Kaiser das Urtheil, kraft welches Sachsen zersplittert und an verschiedene Fürsten vertheilt, Bayern aber dem getreuen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (dem Stammvater des jetzigen bayrischen Königshauses) zugetheilt, somit also die Macht des Welfenhauses gebrochen wurde (1180 u. 1181.)

Von dem Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard, der Sohn Albrecht's des Bären, mit dem Herzogstitel den östlichen Theil, der Erzbischoff von Köln den westlichen unter dem Namen eines Herzogthums Westphalen. Andere geistliche Fürsten erhielten die ihnen von Heinrich dem Löwen entrissenen Ländertheile erweitert zurück. Die Markgrafen von Meissen und von der Lausitz, die Grafen von Anhalt, Holstein, Jülich, Cleve, Berg wurden von dem herzoglichen Lehnsverband frei Die Fürsten von Pommern und Mecklenburg huldigten dem Kaiser und erhielten den Herzogstitel; Lübeck, welches Heinrich als Hafenstadt angelegt und durch Ertheilung vieler Vorrechte emporgebracht hatte, wurde zur freien Reichsstadt erklärt. — In Bayern, von welchem früher schon Kärnthen und Oesterreich abgetrennt worden war, wurde der Erzbischoff von Salzburg, die Bischöffe von Passau, Eichstädt, Regensburg u. a. sammt der Stadt Regensburg reichsfrei; eben so die Markgrafen von Steyer und Krain.

Zwar ließ sich Heinrich das Seine nicht gutwillig nehmen: er zog mit Heeresmacht gegen seine rings auf ihn lauernden Feinde aus, eroberte Goßlar und Halberstadt, verbrannte Mühlhausen, Nordhausen und andere Orte, schlug den Erzbischoff von Köln, nahm den Bischoff von Halberstadt und den Landgrafen

von Thüringen gefangen und kehrte mit reicher Beute nach Braunschweig zurück.

Nun aber zog der Kaiser selbst mit einem Reichsheer gegen ihn aus; aber so tapfer wehrte sich der „alte Löwe", daß Friedrich genöthigt war, noch einen zweiten Feldzug gegen ihn zu eröffnen, in welchem jedoch Heinrich zuletzt, von allem Beistand verlassen, sich beugen mußte und auf dem Fürstentag zu Erfurt 1188 durch einen Fußfall den Kaiser um Gnade bat. Gerührt hob ihn Friedrich auf und umarmte ihn unter Thränen mit den Worten: „Du bist das eigene Werkzeug deines Falles." Weil der Kaiser den Fürsten das Wort gegeben hatte, ohne ihre Zustimmung nicht von dem gesprochenen Urtheil abzugehen, so konnte er ihn nur der Acht entbinden; doch durfte Heinrich wenigstens seine Erblande Braunschweig und Lüneburg behalten. Auf den Rath des Kaisers mußte er aber auf drei Jahre Deutschland meiden, um dem Haß seiner Feinde Zeit zur Beruhigung zu lassen. Er gieng mit seiner Gemahlin Mathilde zu seinem königlichen Schwiegervater nach England, wo ihm sein dritter Sohn Wilhelm geboren wurde, durch welchen das noch heute auf den Thronen von England, Hannover und Braunschweig blühende Welfenhaus erhalten wurde.

Unterdeß waren die Friedensverhandlungen mit den lombardischen Städten eifrig betrieben worden und am 25. Juni 1183 wurde auf dem Reichstag zu Constanz der Friede geschlossen, dessen Bedingungen die Lombarden die wesentlichen Freiheiten, um die sie so muthig gestritten, zusprachen und dem Kaiser immerhin noch bedeutende Rechte einräumten.

Die Lombarden nämlich sollten ihren Bund nach Gefallen erneuern, innerhalb ihrer Ringmauern alle Hoheitsrechte, außerhalb der Mauern aber nur die ihnen besonders verliehenen ausüben dürfen, die zweifelhaften aber durch ein Schiedsgericht bestimmt oder jährlich durch 2000 Mark Silbers gelös't werden. Für Appellationsgegenstände sollte in jeder Stadt ein kaiserlicher Stellvertreter vom Kaiser, die Consuln, Podesta's und andere Obrigkeiten von den Städten selbst ernannt werden, der Kaiser von ihnen aber, wie von allen ital. Vasallen den Lehnseid zu fordern haben.

Die Lieferungen für den Kaiser und sein Gefolge blieben nach wie vor; doch sollte der Kaiser die Städte nicht durch zu langen Aufenthalt bedrücken. Alle Bürger vom 17. bis zum 70. Jahre sollten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und ihn alle 10 Jahre erneuern.

Die Freude aller Lombarden über diesen billigen Sühnevergleich war allgemein, und als Friedrich — nachdem er zu Mainz ein großes Reichsfest zur Feier des in Deutschland und Italien eingetretenen Friedens mit nie gesehener Pracht und Herrlichkeit gehalten hatte, — im Aug. 1184 seinen sechsten Zug in das nun vollkommen beruhigte Italien unternahm, ward er dort überall auf das ehrenvollste aufgenommen, um so mehr, da er bald dieser, bald jener Stadt neue Gnaden spendete. Dies that er jedoch mit kluger Berechnung. Denn Alexander III war schon 1181 gestorben und mit dessen Nachfolger Lucius III trübte sich allmählig das Verhältniß so, daß der Kaiser in den Lombarden einen Rückhalt zu gewinnen suchte, und insbesondere begünstigte er die Mailänder durch Ueberlassung des Blutbanns und der Hoheitsrechte in ihren Besitzungen zwischen der Adda und dem Oglio und durch ähnliche Vorrechte so sehr, daß ihn dieselben mit den höchsten Ehren aufnahmen und sich es als Vergünstigung ausbaten, die bevorstehende Vermählung seines Sohnes in ihrer Stadt feiern zu dürfen. Denn um die weitere Größe seines Hauses zu begründen und der päpstlichen Macht auch in Unteritalien ein Gegenwicht entgegensetzen zu können, hatte Friedrich für seinen ältesten 20jährigen Sohn Heinrich um die künftige Erbin des normannischen Königshauses, Constanzia, die 30jährige Tochter Roger's I und Schwester Wilhelm's I, also Tante des damaligen kinderlosen Königs Wilhelm's II, geworben und, ungeachtet aller Gegenwirkungen des neuen Papstes Urban's III, mit Unterstützung des gegen die päpstliche Hierarchie eingenommenen sicilischen Adels die Zusage des Königs und Constanzia's sammt einem reichen Brautschatz erhalten. Und so wurde denn am 27. Jan. 1186 das Hochzeitfest zu Mailand mit der höchsten Pracht gefeiert und durch die Theilnahme vieler lombardischen, deutschen und normannischen Großen verherrlicht. Dabei ahnete freilich der hochstrebende Hohenstaufe nicht, daß dieser

Zuwachs seiner Macht die Klippe war, an der einst das Glück seines Hauses scheitern sollte.

Denn eine so bedeutende Hausmacht des Kaisers in Italien konnten die Päpste unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen: daher sie keine Gelegenheit vorüberließen, den Kaisern ihre Stellung daselbst zu erschweren; wie denn auch anderseits die Stellvertreter des Kaisers keineswegs immer schonend und gerecht verfuhren. Noch unter Friedrich und Urban verschärfte sich der wieder ausgebrochene Streit. Denn da Urban mit seinen Klagen über vertragswidrige Eingriffe in die kirchlichen Freiheiten von Friedrich durch Gegenbeschuldigungen abgewiesen und von den deutschen Bischöffen an die Bewahrung des errungenen Friedens gemahnt wurde, wollte er schon in höchster Entrüstung den Bannfluch über Friedrich aussprechen, als ihn der Tod (1187) daran verhinderte und der Kreuzzug, welchen der die ganze Christenheit mit Trauer erfüllende Fall Jerusalem's nöthig machte, den Bruch zwischen diesen beiden höchsten Gewalten noch abwendete.

7. Dritter Kreuzzug. Verfall der morgenländisch-christlichen Reiche. Saladin in Aegypten. Nureddin's Tod und Eroberung seines Reichs durch Saladin. Das Königshaus in Jerusalem. Guido's Schwäche. Niederlage bei Tiberias. Jerusalem's Fall und Milde des Siegers.

Seitdem der Verrath der Pullanen den von Kaiser Konrad III und den übrigen Kreuzfahrern versuchten Angriff auf Damaskus vereitelt hatte (K. 2, 4.), gelang es zwar dem König Balduin III nach einem schweren Kampfe das feste Ascalon zu erobern; aber die Eroberung der Stadt und des Fürstenthums Damaskus durch den tapfern Atabek Nureddin rückte diesen mächtigen Gegner immer näher an die morgenländischen Christenstaaten, die noch dazu schon lange her durch Uneinigkeit und Sittenlosigkeit in innerer Auflösung begriffen waren.

Das ohnedieß lose Lehnsband war in diesen Staaten durch die Untreue der meisten Lehensmannen noch mehr gelockert worden. Selbst die großen Ritterorden, die durch ihre strengen Sitten lange die Hauptstützen des Reichs gewesen waren, hielten sich, auf den Grund päpstlicher Aussprüche, von jeder Lehnspflicht

entbunden, und lagen deßhalb auch mit den Patriarchen und den Bischöffen in häufigem Zwist, während Eifersucht und Neid Templer und Johanniter selber gegen einander trieb und Uneigennützigkeit und Zucht von ihnen wich. Indem sie sich der Gewalt der Fürsten und Bischöffe entzogen, giengen diese ritterschaftlichen Corporationen in ihren Anmaaßungen so weit, daß sie keine Abgaben mehr zahlten, vor keiner andern Behörde zu Recht stunden, unbekümmert um die Gesetze der allgemeinen Kirche Gebannten Messe lasen, das Abendmahl reichten, Sündenvergebung ertheilten, Geistliche ein- und absetzten, Verbrechern Schutz in ihren Ordenshäusern gewährten ꝛc. — Auch aus den unzähligen Klöstern dieser Staaten war längst die Zucht und der religiöse Sinn gewichen und Habsucht oder Verschwendung mit andern Lastern eingekehrt. Unter den Fürsten bis hinein in's königliche Haus herrschte der Geist der Uneinigkeit, Ungerechtigkeit und Unsitte. In allen Ständen war die Genußsucht, die Weichlichkeit, die Sittenlosigkeit eingerissen, und es gab kein Laster mehr, dessen diese Christen nicht von ihren eigenen Schriftstellern beschuldigt wurden; und was das Schlimmste war, die Geistlichkeit gieng dabei überall voran: selbst der damalige Patriarch Heraklius lebte im Ehebruch. — Kein Wunder, daß das also verdorbene Geschlecht der Pullanen die Kämpfe gegen den stets in sich einigen Feind nicht mehr mit der alten Tapferkeit und frühern Glaubensfreudigkeit bestehen konnte, sondern meist den Kürzern zog. Kamen neue Pilger, so wurden auch diese großentheils verdorben und brachten das sittliche Gift in die Heimath zurück; diejenigen aber, die dort blieben, thaten es, um ungestört allen Lastern nachhängen zu können, zumal sie selbst schon der Auswurf des Abendlands waren.

Die äußere Auflösung dieser kranken Staaten konnte daher nicht ausbleiben. Schon die Nähe Nureddin's drohte große Gefahr und nichts half es, daß Balduin's III Bruder und Nachfolger Amalrich (Almerich) 1162 das sinkende fatimidische Chalifat in Aegypten gegen Nureddin unterstützte, der durch seinen Feldherrn durch den Kurden Schirkuh, und, dessen jungen tapfern Neffen Saladin (eig. Salaheddin) seine erobernde Hand nach

jenem zerrütteten Lande ausstreckte. Schirkuh siegte und wurde Statthalter von Aegypten, starb aber bald an den Folgen der Schwelgerei. Ihm folgte dann **Saladin**, der, nach dem Tode des letzten Fatimiden Ledin Illah, als Nureddin's Wessir unter dem Titel „Sultan" in Aegypten waltete, wo er, ungeachtet er Sunnite war, durch sein großes Herrschertalent sich solchen Gehorsam verschaffte, daß man auch den sunnitischen Chalifen von Bagdad als geistliches Oberhaupt anerkannte.

Im fortgesetzten Kriege mit den Christen entsetzte er Damiettte und machte glückliche Einfälle in Syrien. Er herrschte bereits so unumschränkt und wies zuletzt Nureddin's oberherrliche Ansprüche so entschieden zurück, daß es zwischen beiden zum Krieg gekommen wäre, wenn nicht Nureddin's Tod 1174 dem Ausbruch desselben zuvorgekommen wäre. Die Streitigkeiten über die Nachfolge, die im Hause Nureddin's unter dessen minderjährigen Söhnen und Verwandten ausbrachen, wußte nun Saladin so klug zu seinem Vortheil zu benutzen, daß er durch die schnelle Einnahme von Damaskus, Hems und Hemath und nach kurzer Waffenruhe durch die Eroberung von Aleppo, Mossul und Mesopotamien sich der ganzen Herrschaft Nureddin's bemächtigte und Saladin's Reich sich nun von Kairo bis Aleppo oder vom Nil bis zum Euphrat erstreckte. Da er auf diese Weise das christliche Reich Jerusalem wie in einem Halbbogen umspannte, so war er demselben um so gefährlicher, da er nicht nur durch seine Macht und Tapferkeit, sondern vorzüglich auch durch die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes und Herzens die sämmtlichen Häupter und Führer der morgenländischen Christenheit überstrahlte und selbst die christlichen Schriftsteller jener Zeit im Lobe seiner Güte und Gerechtigkeit, seines Edelmuths und Hochsinns übereinstimmen.

Jussuf, genannt **Salaheddin**, Sohn des Kurden Eyub, Herrn von Baalbeck, war 1137 zu Tekrit am Tigris geboren, zu Baalbeck und nachher zu Mossul am Hofe Zenki's und dessen Nachfolgers Nureddin's erzogen, und hatte schon frühe außerordentliche Anlagen gezeigt. Als echter Moslem forschte er fleißig im Koran und beobachtete dessen Vorschriften auf das gewissenhafteste; er war so fest von der Wahrheit seiner Religion überzeugt, daß er äußerte, er wolle eher sterben, als einen Ungläubigen auf der Erde dulden.

Diesen glühenden Eifer milderte aber ein tiefer Sinn für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Regelmäßig saß er in der Woche zweimal zu Gericht und schlichtete mit größter Geduld und Unparteilichkeit die ihm vorgelegten Rechtsfälle. Als er einst während einer Berathung mit einem seiner Feldherren eine Bittstellerin zum Warten verwies und diese entgegnete, warum er denn Sultan sey, wenn er nicht Richter seyn wolle? gab er ihr auf der Stelle Gehör. So milde gewöhnlich sein Urtheil ausfiel, so hart bestrafte er Gotteslästerer und Religionsspötter. — Seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit kannte keine Schranken und dabei machte er zwischen Freund und Feind keinen Unterschied: seine Schätze schienen nur für Dürftige oder auch für seine Getreuen vorhanden zu seyn, und oft legten seine Rentmeister einen Theil des Schatzes bei Seite, damit die nöthigen Bedürfnisse nicht darunter leiden möchten. — Ruhe, Besonnenheit und Ergebenheit bewies er eben so in Gefahren, wie bei Verlusten, und wie er mitten im Schlachtgewühl im Koran lesen konnte, so hielt er mitten im bittersten Schmerz über den Tod seines Sohnes die Thränen zurück. — Leutselig und theilnehmend gegen die Niedrigsten war er überhaupt gegen Jeden gütig und mittheilsam. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner Kleidung einfach; obgleich dem Islam so streng ergeben, liebte er doch Künste und Wissenschaften und belohnte sie. Auch war er mit den Begebenheiten des Auslands bekannt und bezeugte dem großen deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa durch Briefe und Geschenke seine Achtung.

Wie traurig stand es dagegen in dem von Selbstsucht und Weichlichkeit geschwächten christlichen Königshause von Jerusalem, besonders unter der Regierung des kränkelnden Königs Balduin IV (des Sohnes Amalrich's), der, weil er kinderlos war, vor seinem Tode seinen minderjährigen Neffen Balduin V zu seinem Nachfolger und den Grafen Raymund von Tripolis und Tiberias zum Reichsverweser bestimmte. Da der Jüngling aber noch minderjährig starb, so erhielt der zwar schöne, aber unfähige Guido von Lusignan mit Hülfe des Patriarchen Heraklius und der Templer den Thron von Jerusalem.

Darüber entstanden heftige Parteiungen und der in seiner Hoffnung auf die Krone getäuschte Raymund entwich sogar an den Hof des Sultans Saladin, der eben wegen eines von den Christen gebrochenen Waffenstillstandes hoch erzürnt war. Denn als Saladin, im Vertrauen auf diesen Waffenstillstand seine Mutter mit einer Karawane durch Palästina reisen ließ, hatte Ritter Raynald von Chatillon, Herr des Hebronthals, die Karawane überfallen und beraubt, so daß Saladin gelobte,

nicht eher zu ruhen, als bis er den Urheber dieses Frevels mit eigner Hand gestraft hätte. Da Guido Genugthuung versagte, fiel Saladin mit 80000 M. in das christliche Gebiet ein und eroberte Tiberias.

Da raffte sich Guido auf und zog ihm mit 40000 Fußgängern und Reisigen entgegen, wurde aber von Raymund, der wieder zurückgekehrt war und sich mit ihm zum Schein versöhnt hatte, verrätherisch in eine wasserlose Gegend geführt, wo Guido bei Hitter, westwärts von Tiberias, von Saladin überfallen und von Raymund plötzlich verlassen, daher gänzlich geschlagen und mit mehrern seiner Großen und Ritter gefangen wurde.

Unter den Gefangenen befand sich auch Raynald von Chatillon. Freundlich empfieng Saladin den gefangenen König und ließ ihm zum Zeichen gastlicher Behandlung ein Glas Eis reichen, während er den bundbrüchigen Raynald mit eigener Hand tödtete. Auch Gerard, der Großmeister des Tempels mußte mit 200 Templern und Johannitern den Tod leiden! „denn, sprach der Sultan, ist Menschenmord ihr Gelübde, so mögen sie auch einmal sterben!"

Diese Niederlage bei Tiberias wirkte so erschütternd auf die geschwächten Christen, daß sich in Kurzem alle festen Küsten- und Binnenstädte, wie Sidon, Berytus, Ascalon, Joppe, Gaza, Cäsarea, Accon, Nazareth u. a. ohne Gegenwehr ergaben, worauf zuletzt selbst Jerusalem, jedoch erst nach einem ernsten Widerstand fiel, aber ein milderes Schicksal erfuhr, als man erwartet hatte. Für freien Abzug mit Hab und Gut mußte der Mann 10 Goldstücke, das Weib 5, das Kind 1 zahlen, 7000 Arme sollten mit 30000 Byzantinern gelös't werden; das h. Grab sollte verschont bleiben und gegen Erlegung eines Byzantiners von jedem Christen ungehindert besucht werden können.

Es war am 3. Oct. 1187, gerade 88 Jahre nach der Eroberung Jerusalem's durch Gottfried von Bouillon, da Saladin unter Trompeten- und Paukenschall durch Jerusalem's Thore seinen Einzug hielt, und das goldene Kreuz von der Spitze des Tempels unter dem lauten Jammer der Christen herabgestürzt wurde. Dabei wurde aber keinem von ihnen das mindeste

Leid gethan. Ja, als das Geld für die Lösung der Armen nicht hinreichte, ließ Saladin alle diejenigen, die ihr Unvermögen nachwiesen, unentgeldlich ziehen. Und als die Auswandernden (es waren nur die Römischkatholischen; die übrigen Christen blieben unter muselmännischer Herrschaft) durch das Davidsthor vor Saladin vorüberzogen und die Weiber und Kinder der in Schlachten Gefangenen den Sultan um Gnade flehten, gab er, zu Thränen gerührt, allen jenen Gefangenen die Freiheit und ließ unter die Wittwen und Waisen so viel Geld austheilen, daß ihm von den als Lösegeld erhaltenen 220000 Goldstücken nichts mehr übrig blieb. Als von den Auswandernden der eine Theil vor Tripolis ankam, wurde ihnen von ihren Glaubensbrüdern daselbst nicht nur die Aufnahme verweigert, sondern auch die Habe genommen; wogegen der muselmännische Statthalter in Alexandria die andern aufnahm und verpflegte und, als die Pisaner, Venetianer und Genueser sie nicht unentgeldlich in ihre Schiffe aufnehmen wollten, das Fahrgeld für sie zahlte Also mußte der Islam jenes verfaulte Christenthum beschämen!

8. Fortsetzung. Der deutsche Zug. Widerstand der Griechen: Isaac Angelus. Ueberfahrt nach Asien. Erstürmung Iconiums. Tod des Kaisers. Weiterzug unter Friedrich von Schwaben. Tod des Herzogs. Der deutsche Orden.

Kaum war die Kunde von Jerusalem's Fall durch den Erzbischoff Wilhelm von Tyrus persönlich nach Europa gebracht worden, als die Fürsten und Völker in Frankreich, Italien, England und Deutschland, vom Schmerzgefühl ergriffen und durch einen dringenden Aufruf Gregor's VIII angeeifert, zu einem allgemeinen Kreuzzug sich bereiteten. Die innern Parteizwiste und Feindschaften wurden beigelegt; selbst die im Krieg gegen einander befindlichen Könige von Frankreich und von England verglichen sich und gelobten eine Meerfahrt nach dem heil. Land, und da Gregor VIII noch in demselben Jahre starb, so söhnte sich der Nachfolger desselben, Cölestin III mit dem Kaiser Friedrich aus, der, obwohl schon im 70. Jahre stehend, sein

thatenreiches Leben durch das gleiche Unternehmen zu krönen gedachte und auf dem Fürstentage (oder, wie er ihn nannte, Gottestage) zu Mainz 1188 den Kreuzzug beschloß.

Da er die Gefahren eines solchen Zugs schon aus früherer Erfahrung kannte, so gieng er bei der Vorbereitung für denselben mit großer Vorsicht zu Werke. Während er Gesandte an den König von Ungarn, an den griechischen Kaiser Isaac Angelus und an den Sultan Kilidsch Arslan II von Iconium (Cogni) vorausschickte und Unterstützung für den Durchzug zugesagt erhielt, sorgte er für Befestigung der Ruhe in Deutschland, ernannte seinen Sohn Heinrich (VI) zum Reichsverweser, bestrafte viele Raubritter durch Brechung ihrer Burgen, ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören und gebot dem wieder nach Deutschland zurückgekehrten Heinrich dem Löwen, der die Theilnahme am Zug ablehnte, auf weitere drei Jahre Deutschland zu meiden. Um von dem Kreuzheere unnützes Gesindel ferne zu halten, mußte jeder Theilnehmer wenigstens drei Mark Silbers mitnehmen können, die Zurückbleibenden aber den Saladinszehnten entrichten. Der regste Wetteifer unter allen Ständen und Altersstufen, besonders in Süddeutschland, unterstützte diese Anordnungen, und im Frühling 1189 brach der Zug der Deutschen, von dem greisen Helden geführt, von Regensburg auf und gelangte ungefährdet durch Ungarn an die Gränze des griechischen Reichs.

Bei diesem Zuge befanden sich noch Herzog Friedrich von Schwaben, zweiter Sohn des Kaisers, die Herzöge von Meran und von Steyermark, der Markgraf Hermann von Baden, der Landgraf Ludwig von Thüringen; die Grafen von Kyburg, Nassau, Holstein, Henneberg; die Bischöffe von Würzburg, Passau, Osnabrück, Meißen u. a. — Vor Gran in Ungarn wurde der Kaiser von König Bela III glänzend empfangen und beider Freundschaft durch ein Verlöbniß des jungen Friedrich mit Bela's Tochter befestigt.

Weil aber die Griechen besorgten, der Zug gelte zugleich der Eroberung ihres Reichs, so legten sie des Kaisers Gesandten in Fesseln, reizten durch Gold die Bulgaren zum Widerstand, und traten den Deutschen, die sich deßungeachtet den Durchzug durch Bulgarien und Macedonien erkämpft hatten, in Thrazien bei Phi-

lippopolis offen entgegen, so daß Friedrich genöthigt war, das Land feindlich zu behandeln. Jetzt gab Isaac Angelus nach und gewährte die früher versprochene Beihülfe, so daß das Kreuzheer, 15000 Reiter und 90000 Lanzknechte stark, an Ostern 1190 bei Gallipoli unter Trompeten- und Hörnerschall nach Asien übersetzen konnte.

Unter mannichfaltigen Entbehrungen und Drangsalen, so wie unter Kämpfen bald mit den Griechen, bald mit den Türken, gelangte der Zug über Sardes, Philadelphia und Laodicea in das Gebiet des Sultans von Iconium, der, gleichfalls vertragsbrüchig, das Kreuzheer von allen Seiten anfiel, bis es auf der Ebene Fiminum's zu einer zweitägigen Schlacht kam, in der die Christen siegten, worauf sie jedoch unter steten Gefechten, die Hauptstadt Iconium erreichten, hinter deren Mauern und Wällen der Sultan alle seine Streitkräfte gesammelt hatte. Dennoch erstürmte Friedrich, von seinem Sohne kräftig unterstützt, die Stadt und zwang dadurch den Sultan sich und sein Reich der Gnade des Siegers zu überlassen. Großmüthig entsagte aber Friedrich der Eroberung, schloß gegen Empfang von Geiseln ein neues Bündniß und setzte seinen Zug fort. Nach einiger Zeit überstieg das Kreuzheer den Taurus und gelangte glücklich in die Thäler Ciliciens, wo es in der Nähe der Stadt Seleucīa am Saleph (oder Seleph, dem Kalykadnus der Alten) sich lagerte.

Schon konnte man sich bald am Ziele der Pilgerfahrt denken, als der Kaiser, welcher während des ganzen beschwerlichen Zugs allenthalben mit dem Beispiel der muthigsten Entbehrung und Ausdauer den Seinen vorangegangen war, unversehens in den Wellen jenes Flusses das Ziel seines Lebens fand und durch seinen Tod das ganze Kreuzheer in die äußerste Bestürzung und Trostlosigkeit versetzte, so daß Viele, an einem glücklichen Fortgang verzweifelnd, zu Schiffe nach Europa zurückkehrten.

Die Ursache seines Todes, der am 10. Juni 1190 erfolgte, wird verschieden angegeben. Einige behaupten, Friedrich habe beim Uebergang über den Fluß, weil ihm der Zug über die Brücke zu langsam gieng, zu Roß denselben durchschwimmen wollen, sey aber von den Wellen ergriffen und ent-

seelt an's Ufer gebracht worden. — Nach andern glaubwürdigeren Zeugnissen hat er sich an einem heißen Tage nach dem Genuß von Speise und Schlaf noch durch ein Bad im Flusse erquicken wollen und ist in Folge des kalten Gebirgwassers am Schlag oder an einem Erkältungsfieber gestorben. Auch zwei sächsische Grafen und einen Bischoff von Basel traf dieses Loos. — Die Trauer des Pilgerheeres war so groß, daß am Tage die Klage ununterbrochen erscholl und des Nachts vor jedem Gezelt mehrere Trauerfackeln brannten und so das ganze Lager einem Flammenmeere glich. — Sein Gehirn und seine Eingeweide wurden nachher in Antiochien, sein Körper in Tyrus feierlich beigesetzt.

Welchen Eindruck der Tod des gefürchteten Kaisers auf die Muselmänner machte, beweist folgende Aeußerung eines arabischen Geschichtsschreibers: „Hätte Gott nicht den Kaiser der Deutschen im Augenblicke seines Einbruchs in Syrien hinweggenommen, es dürfte später von Syrien und Ägypten gesagt worden seyn: „hier haben die Muselmänner geherrscht!" — Die Zucht, welche das deutsche Heer unter seiner Führung beobachtete, schilderte der armenische Bischoff Bar Gregor, Herr der Stadt Rum am Euphrat, in einem Brief an Saladin so: „Diese Deutschen sind ungewöhnliche Menschen, Wesen einer besonderen Art: sie haben einen entschiedenen Willen, ein festes Ziel: sie unterwerfen sich einer strengen Lagerzucht; bei ihnen bleibt kein Vergehen ungestraft; — sie untersagen sich jedes Vergnügen. Wehe dem, der eine Wollust begehen würde, seine Gefährten würden ihn sogleich mit Schmach aus ihrer Mitte stoßen! Das alles entspringt aus der Trauer über den Fall Jerusalem's. — Ihre Geduld in Beschwerden und Gefahren übersteigt allen Glauben." (S. Kortüm a. a. O. S. 426 und 427.)

In Europa wollte man durchaus nicht an Friedrich Barbarossa's Tod glauben und hoffte lange noch auf das Wiederkommen des unvergeßlichen Kaiserhelden. Mit ihm dachte man sich des Reiches Herrlichkeit verschwunden, und in der Folge, als das Kaiserthum mehr und mehr an Ansehen sank, bildete sich die Sage, Barbarossa sey im Kyffhäuserberg und sitze schlafend an einem steinernen Tisch, durch welchen sein Bart gewachsen. Von Zeit zu Zeit wache er auf und frage die um den Berg fliegenden Raben, ob es Zeit sey, hervorzugehen und des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Der Zug stellte sich nun unter die Anführung des tapfern Herzogs Friedrich und gelangte nach unzähligen Beschwerden über Tarsus nach Antiochien, wo seuchenartige Krankheiten so viele dahinrafften, daß nur noch 7000 Waffenfähige, darunter

700 Ritter, unter steten Gefechten mit dem überall lauernden Feind über Tripolis und Tyrus vor Accon ankamen und sich an das Heer anschloßen, das um den aus der Haft entkommenen König Guido sich gesammelt hatte und diese feste Stadt belagerte. Eben hatte Herzog Friedrich die Stiftung des deutschen Ordens eingeleitet, als er am 20. Jan. 1191 am Fieber starb, worauf ein Theil der Deutschen, vollends entmuthigt, in die Heimath zurückkehrte, die übrigen, 5000 an der Zahl, zu dem eben aus Europa anlangenden Kreuzheere der Franzosen und Engländer übertraten.

Der **deutsche Orden** entstund auf folgende Weise. Schon 1128 hatten die Deutschen, deren sich in ihren Nöthen und Krankheiten die beiden andern Ritterorden gar wenig annahmen, (indem die Templer nur für Franzosen, die Johanniter nur für Italiener sorgten) ein eigenes Krankenhaus, das Marienhospital, und zu dessen Erhaltung eine Ordensverbrüderung gestiftet, deren Glieder nach der Regel des h. Augustinus lebten. Sie wurden aber lange nicht sehr beachtet und für eine Abtheilung der Johanniter gehalten, weil diese die Oberaufsicht über sie hatten. — Als nun bei der Belagerung von Accon Seuchen im Christenheere ausbrachen und die ohnedieß schon krank dort ankommenden Deutschen am schrecklichsten zu leiden hatten, Niemand aber sich ihrer annahm, da traten etliche Bürger von Lübeck zusammen und errichteten aus christlichem Erbarmen von Segeltüchern ein großes Zelt für deutsche Kranke, deren Pflege jene Marienbrüder (Marianer) übernahmen. Als Herzog Friedrich ihren edlen Eifer gewahrte, gab er 1190 dem Verein die Einrichtung eines geistlichen Ritterordens und suchte die kaiserliche und päpstliche Bestätigung dafür nach, deren Eintreffen er aber nicht mehr erlebte. Hierauf legten die ersten 40 Ritter ihr Gelübde in die Hände des Patriarchen und des Königs Guido ab und wählten sich Heinrich Waldpot von Bassenheim zu ihrem Hochmeister (1191.) Allmählich hob sich der deutsche Orden durch Verleihung von Gütern und Vorrechten, gewann aber erst im Beginn des 13. Jahrhunderts durch eine neue Bestimmung jene Bedeutung, die ihm in der Culturentwicklung Deutschlands eine wesentliche Stelle sicherte. (S. unt. K. 8, 2.)

9. **Fortsetzung: Der französisch-englische Zug. Philipp August von Frankreich und Heinrich II von England. Heinrichs Tod. Richard Löwenherz. Aufbruch der beiden Könige. Richard auf Kreta. Die Erstürmung von Accon. Streit über die Krone von Jerusalem. Philipp August's Rückkehr. Richard und Saladin. Leopold von Oesterreich. Kampf bei Joppe. Richard's Heimkehr. Saladin's Tod.**

Der französisch-englische Kreuzzug hatte gleichfalls eigenthümliche Schicksale. Nachdem die beiden Könige Philipp August von Frankreich und Heinrich II von England bei einer persönlichen Zusammenkunft in Flandern (im Jan. 1188) ihre Fehde beigelegt hatten und den Auszug eifrig vorbereiteten, fieng Heinrich's II ältester Sohn, der Graf Richard von Poitou, mit dem Grafen Raymund V von Toulouse neue Fehde an, so daß dieser Streit erst noch ausgeglichen werden mußte. Unterdeß starb König Heinrich II aus Gram über den Verrath seiner beiden Söhne, Richard und Johann, welche, obgleich unter sich uneinig, dennoch vereint dem Vater nach dem Leben trachteten. Als hierauf **Richard**, der von seiner überkühnen Tapferkeit den Beinamen Löwenherz bekam, den englischen Thron bestiegen hatte, trieb ihn theils seine Ruhmsucht, theils sein Schuldbewußtseyn zur raschen Ausführung des Kreuzzuggelübdes, weßhalb er auch die nöthigen Mittel dazu selbst in gewaltsamer Weise aufzubringen suchte, indem er z. B. einen Theil der Krongüter an Kirchen und Klöster veräußerte, der Lehnshoheit über Schottland für 100000 Mark entsagte, den Saladinszehnten auch vom Aermsten erhob, gezwungene Anlehen machte u. s. f. Allerdings war er durch sein schönes Aeußere, durch seine ausnehmende Waffengeschicklichkeit, durch seinen bis zur Tollkühnheit gehenden Muth und seine ausdauernde Kraft die glänzendste Erscheinung seiner Zeit; aber Hochmuth, Geldgeiz und Wollust warfen einen dunkeln Schatten über diesen Glanz.

Nach seiner Vereinigung mit Philipp August zu Vezelay zogen beide Könige bis Lyon miteinander; dann trennten sie sich: Philipp August, um in Genua —, Richard, um in Marseille zur See zu gehen. In Messina vereinigten sie sich wieder; doch trat schon hier jene innere Entzweiung hervor,

welche, in der Characterverschiedenheit der beiden Könige — des zwar hochfahrenden, aber offenen Richard und des gehaltenen, aber dabei versteckten Philipp August — und in dem Nationalhaß ihrer Völker wurzelnd, den ganzen Kreuzzug hindurch dauerte und ein hauptsächliches Hemmniß für die Erfolge desselben war.

Im Frühling 1191 fuhr Philipp August mit seinen Franzosen auf genuesischen Schiffen geradezu nach Palästina; darauf folgte Richard mit den Engländern auf 200, meist englischen Schiffen, wurde aber vom Sturm nach der griechischen Insel Kreta (Candia) verschlagen, die ein Comnene, Namens Isaac, als Usurpator beherrschte. Weil nun derselbe einige schiffbrüchige Engländer hart behandelt hatte und dafür keine Genugthuung geben wollte, so eroberte Richard in 15 Tagen die ganze Insel, und setzte zwei Engländer als Statthalter ein. Alsdann segelte er nach Accon, wo Philipp August bereits gelandet war. Da Guido schon seit zwei Jahren in der Belagerung dieser Stadt begriffen war, ohne etwas auszurichten, so erfüllte die Ankunft der Franzosen und Engländer (an die sich, wie schon erwähnt, der Rest der Deutschen angeschlossen) die Belagerer mit neuem Eifer, während auch die Muselmänner ihre äußerste Kraft anstrengten, weil von der Behauptung oder Eroberung dieses Platzes der Ausgang des ganzen Krieges abzuhängen schien. Doch erst nachdem noch an 100000 Kreuzfahrer durch Schwert und Krankheit ihren Tod gefunden hatten, ergaben sich die Sarazenen auf die Bedingung eines freien Abzugs und gegen das Versprechen eines Lösegelds von 200000 Goldstücken für die Gefangenen. Darauf theilten sich die beiden Könige in die Stadt und ihre Güter.

Nach einer Verabredung zwischen Richard und Philipp August hatten die Franzosen und Engländer mit der Bestürmung einen Tag um den andern gewechselt, was großen Wetteifer hervorbrachte. Einige Hemmung trat ein, als Richard krank wurde. Ungeduldig über den Aufschub ordnete Philipp August einen allgemeinen Sturm an, der aber, obgleich sich Richard persönlich in einer Sänfte in's Gefecht tragen ließ und einen prahlerischen Sarazenen erlegte, von den Belagerten zurückgeschlagen wurde. Richard's Genesung belebte die Kampflust wieder. Aber Saladin hatte, um die Stadt zu

entsetzen, eine drohende Seitenstellung genommen und bedrängte die Christen in täglichen Anfällen. Richard's Einladung zu einer persönlichen Unterhandlung schlug Saladin aus, schickte ihm aber in ritterlicher Höflichkeit köstliche Früchte zu. Als Richard, die Courtoisie erwiedernd, dafür einen Gefangenen unentgeldlich entließ, schickte ihm Saladin reiche Geschenke, wie er denn überhaupt den Christen, besonders Pilgern, die bloß um der Andacht willen, in's heilige Land kamen, viele Beweise von Menschenfreundlichkei gab. — Endlich da der Stadt alle Verbindung zu Wasser und zu Land abgeschnitten war und ein Sturm Saladin's auf das christliche Lager mit Heldenmuth abgeschlagen war, erfolgte die Uebergabe Accon's. — Bei der Theilung der Beute giengen die Deutschen leer aus, obgleich Herzog Leopold von Oesterreich, der sie führte, sich bei der Belagerung sehr thätig erwiesen hatte.

Aber die Theilung der Beute sowohl, als auch die Getheiltheit der Ansicht über die Thronfolge im Reiche Jerusalem, erweckte zwischen beiden Königen den alten Zwist. Da nämlich Königin Sibylla gestorben war, wollte Richard ihrem Gatten, dem schwachen Guido —, Philipp August aber dem Markgrafen Konrad von Montferrat, dem Gatten von Sibylla's Schwester Isabella, (demselben, der schon früherhin in Tyrus der ganzen Macht Saladin's widerstanden hatte) — die Krone zuwenden. Endlich verglich man sich dahin, daß Guido die Krone auf Lebzeiten behalten, der Markgraf aber sie nach dessen Tode bekommen solle.

Hierauf verließ Philipp August, welcher Richard's hochfahrendes Wesen nicht länger aushalten konnte, mit dem größern Theile der Franzosen das heilige Land, nachdem er sich eidlich verpflichtet hatte, Richard's Besitzungen in Europa bis zum Ende des Kreuzzugs unangetastet zu lassen. Nun leitete Richard allein alle Unternehmungen. Da Saladin das große Lösegeld nicht so bald aufbringen konnte, schändete Richard den Christennamen dadurch, daß er 2500 gefangene Muselmänner — auf eine Wiese führen und niedermetzeln ließ! Saladin vergalt nicht Gleiches mit Gleichem, suchte aber das von Accon nach Ascalon ziehende Kreuzheer in einer festen Stellung aufzuhalten. Doch Richard, obgleich gering an Macht, schlug ihn in einem kühnen Angriff zurück, so daß Saladin nun die Hand zum Frieden bot.

Da man aber die Räumung Palästina's und einen jährlichen Zins von ihm forderte, ließ Saladin die Mauern von Ascalon, Cäsarea, Joppe und Ramla brechen und dagegen Jerusalem stärker befestigen, so daß Richard Jerusalem nicht einnehmen konnte und auf Ascalon zurückgieng, dessen Mauern er in Eile wieder aufbauen ließ.

Zu diesem Geschäft wollte Richard vorzüglich die Deutschen brauchen; aber Herzog Leopold weigerte sich deß mit den Worten: er sey kein Maurer oder Zimmermann. Da wollte Richard Leopold's Panier nicht mehr im Lager dulden, und als Leopold nicht abziehen wollte, ließ Richard die Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Koth schleifen. Erzürnt verließ Leopold mit den Deutschen augenblicklich das Morgenland und vergaß diese Schmach nicht. — Auch die noch übrigen Franzosen kehrten zurück. Konrad von Montferrat aber knüpfte mit Saladin selbständige Unterhandlungen an.

Zu diesen Zwistigkeiten kam noch die Nachricht aus England, daß Richard's Bruder Johann in Verbindung mit Philipp August Unruhen erregt habe, die seinem Throne gefährlich werden könnten. Dies bewog den König Richard, die Krone von Jerusalem dem Konrad von Montferrat —, und als dieser unter dem Dolch eines Assasinen (K. 7, 5) fiel, dem Gemahle der Wittwe desselben, dem Grafen Heinrich von Champagne, zuzusprechen —, dem Guido aber Cypern als Entschädigung zu geben und dann in Accon die Heimfahrt zu betreiben. Auf die Kunde jedoch, daß Saladin Joppe eingenommen, machte sich Richard rasch mit einer kleinen Schaar auf und vertrieb ihn wieder aus Joppe, und obgleich Saladin sogleich wieder erschien und das christliche Lager vor Joppe stürmte, so behauptete doch Richard den Platz.

Saladin's Ueberfall geschah so plötzlich, daß Richard mit den Seinen gar nicht Zeit hatte, sich völlig zu wappnen. Das rechte Knie auf den Boden gestemmt, durch den Schild geschützt und die Lanze schräg in die Erde gesteckt, bildeten 1000 Mann mit nur 17 Rittern eine dichte Schlachtreihe und erwarteten so den Angriff. Sechsmal stürmte Saladin an und wurde jedesmal zurückgewiesen. Dann aber stürmte Richard mit seinen wenigen Reitern vor und durchbrach, alles vor sich niederwerfend, rechts und links die feindlichen Schlachtreihen, sprengte dann — auf die Botschaft, der Feind sey in Joppe eingedrungen, — mit nur fünf Reitern in die Stadt, rannte etliche

Türken nieder und verbreitete solchen Schrecken, daß Alles vor ihm floh, „wie die Thüre des Feldes vor dem hungernden Löwen." Mit der übrigen Besatzung dann wieder in das Feld hinausjagend, setzte er dort den Kampf fort, oft den Augen der Seinen im Kampfgewühl verschwindend oder von einem Flügel zum andern sprengend und „die berühmtesten Helden des Islam zum Zweikampf herausfordernd." Da sich kein Muselmann mehr an ihn wagte, so mußte ihm Saladin das Feld überlassen. — Noch lange nachher schreckten sarazenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Ruf: „König Richard kommt!" und wenn einem Sarazenen sein Pferd scheute, so fragte er es: „siehst du etwa den Richard?"

Doch die übermäßigen Anstrengungen zogen dem König eine Krankheit zu, und da auch Saladin des Kampfes müde war, so wurde ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen, durch welchen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und das Land von der Küste bis Ramla und Lidda den Christen zufiel mit der Befugniß für alle Pilger, das h. Grab unentgeldlich zu besuchen. Hierauf kehrte Richard nach Europa zurück (Oct. 1192). — Fünf Monate darauf starb Saladin zu Damaskus (4. März 1193) und bewies noch im Sterben die Hoheit seines Characters besonders dadurch, daß er allen Christensclaven die Freiheit schenkte.

Vor seinem Verscheiden befahl er seinem Reichsbannerträger, ein Stück von dem Leintuch, das bald seinen Leichnam decken werde, an eine Lanze geheftet durch Damaskus zu tragen und auszurufen: „Seht, der Beherrscher des Morgenlands stirbt und nimmt nichts von all' seiner Pracht mit sich, als dieses Leintuch!" — Seinen Sohn Malek-Afdal ermahnte er zur Verehrung Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote, warnte ihn vor Blutvergießen, denn vergossenes Blut schlafe nicht, und legte ihm das Wohl seiner Völker an's Herz, worauf er mit den Worten schloß: „Beleidige Niemand, denn Menschen versöhnen sich erst wieder nach genommener Rache: Gott aber verzeiht dem Reuigen, denn er ist barmherzig!" — Man sieht, er hat das wenige Licht, das seiner Religion eingewoben ist, treulich genützt. — Nach seinem Tode fand man in seinem Schatze an baarem Gelde nur 47 Silbermünzen und 1 Goldstück. — Seine drei Söhne aber, unter die er das Reich theilte, geriethen unter einander in Streit, den ihr Oheim, Saladin's Bruder, Malek-Adel, benützte, um sie zu verdrängen.

---

4. Kapitel.

Die Macht der Hohenstaufen auf dem Gipfel.

1. Heinrich VI. Neue Fehde mit Heinrich dem Löwen. Vergleich. Erster italischer Zug. Krönung zu Rom. Unterwerfung Apuliens. Widerstand Neapels. Seuche. Rückkehr und neue Verwicklung mit dem Welfen. Richard's Gefangenschaft und Auslösung.

Vom Morgenland hinweg den Blick auf Deutschland und Italien gewendet, holen wir nach, was sich dort seit dem Beginn des dritten Kreuzzugs begeben.

Nicht sobald hatte der alte Barbarossa mit dem Kreuzheere Deutschland verlassen, als mehrere der an Braunschweig und Lüneburg gränzenden geistlichen und weltlichen Herren in diese Stammgüter Heinrich's des Löwen einfielen und dieser, sich dadurch seines Eides ledig haltend und von seinem Schwager Richard von England (der damals den Kreuzzug noch nicht angetreten hatte) so wie von seinem Schwiegersohne Kanut von Dänemark aufgemuntert, aus England herbeieilte und von einigen sächsischen Großen unterstützt, in Kurzem einen Theil seiner Feinde besiegte und die ihm ungetreue Stadt Bardewick bis auf den Grund zerstörte (Oct. 1189), worauf er daselbst über den Eingang der Domkirche die Worte setzen ließ: „des Löwen Spur!" Als aber die Holsteiner sich wieder von ihm wendeten und König Heinrich VI gegen ihn auszog und Hannover (zur Vergeltung für Bardewick) zerstörte, so bequemte sich der Löwe zu einem Vergleich, in welchem er Lübeck zur Hälfte an den Grafen von Holstein abtreten und Braunschweig und Lüneburg zu offenen Orten machen mußte.

Die Vergleichsbedingungen wären ungleich härter ausgefallen, wenn nicht der Tod Wilhelm's II von Sicilien den König Heinrich bewogen hätte, den Zwist mit dem Welfen schnell beizulegen, um das seiner Gattin im Süden von Italien zugefallene Erbe in Besitz zu nehmen. Schon war er im Aufbruch dahin begriffen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters Barbarossa zurückhielt, um noch einen Reichstag abzuhalten. Diese

Zwischenzeit benützten die Sicilianer, welche einer Fremdherrschaft, insbesondere der deutschen, abgeneigt waren, und gaben sich in dem natürlichen Sohne des frühern Königs Roger, dem Grafen Tancred von Lecce, einen König. Die deutsche Partei in Sicilien war zu schwach, dieß zu verhindern, und der Papst beeilte sich, dem neuen Könige die Belehnung zu ertheilen (1190). Als der deutsche König mit einem wohlgerüsteten Heere und vielen Großen seines Reichs die Alpen überstiegen und die wieder mit einander in Streit liegenden lombardischen Städte einigermaßen beruhigt hatte, eilte er nach Rom, sich daselbst krönen zu lassen. Da Cölestin sich deß weigerte, wußte er dessen Einwilligung durch die Römer zu erzwingen, welche er dadurch für sich gewann, daß er ihnen die Stadt Tusculum, mit der sie seit langer Zeit in Todfeindschaft lebten, durch Herausziehung der kaiserlichen Besatzung preißgab, worauf sie die arme Stadt zerstörten und deren Einwohner auf das unmenschlichste tödteten. Die dem Blutbad Entronnenen bauten sich nachher auf den Trümmern ihrer Vaterstadt in Hütten von Zweigen (frasche) wieder an, woraus in der Folge die heutige Stadt Frascati entstand.

Mit dieser unwürdigen Handlnng begann Heinrich VI seine italienische Laufbahn, auf der er, wie überhaupt seine ganze Regierungszeit hindurch, zwar die entschiedene Willens- und Thatkraft seines Vaters, aber nicht dessen Großmuth und Edelsinn zeigte, da er vielmehr ein zu schrankenloser Herrschsucht geneigtes Gemüth hatte, welchem Intrigue, Habsucht, Härte und Grausamkeit als Mittel zur Erreichung seines Zweckes nicht verwerflich dünkten, wiewohl er dazwischen zarte Lieder dichtete und bei aller Freigeisterei auf's pünktlichste die äußern Religionsgebräuche beobachtete.

Nach seiner Krönung brach er auf und rückte über die Gränze Apuliens. Alle Städte unterwarfen sich, nur Neapel widerstand hartnäckig. Da, im dritten Monate der Belagerung, brach von der ungewöhnlichen Sommerhitze eine Seuche im kaiserlichen Lager aus, die nach schweren Verlusten den Kaiser nöthigte, Italien wieder zu verlassen und für die Treue der unter-

worfenen Städte Geiseln mitzunehmen. Er mußte sogar seine Gemahlin Constanzia, die er dem Schutze der Stadt Salerno anvertraut hatte, in den Händen Tancred's zurücklassen, an welchen die Salernitaner sie verrätherisch ausgeliefert hatten: denn sie demselben zu entreißen, dazu fehlten ihm alle Mittel. Nach seinem Abzug eroberte Tancred ohne Mühe die meisten Städte wieder und machte sich zum Herrn von fast ganz Apulien.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte der Kaiser auf's Neue mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen und der Bruch erschien um so weniger heilbar, da dessen Sohn, der Herzog Heinrich von Braunschweig den Kaiser bei Neapel heimlich verlassen hatte. Da jedoch den alten Löwen das Glück verließ und der Kaiser zu neuen Rüstungen gegen Roger freie Hand zu bekommen wünschte, so kam ein abermaliger Sühnevergleich zu Stande, den die Liebe des jungen Herzogs zu des Kaisers schöner und tugendreicher Muhme Agnes (der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, Bruders Friedrich Barbarossa's) erleichterte 1194. In demselben wurde dem alten Herzog der Besitz des braunschweigisch-lüneburgischen Erbes, dem Sohne desselben die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft gegen das Versprechen treuerer Theilnahme am bevorstehenden italienischen Zuge zugesichert.

Agnes und Heinrich waren schon frühe von ihren Aeltern einander zugedacht, aber der durch den erwähnten Abfall entstandene Bruch mit dem Kaiser schien den Plan der Aeltern zu zerstören; ja die junge Braut sollte sogar ein Opfer der Politik werden, indem der König von Frankreich, Philipp August, um ihre Hand warb, um sich durch diese verwandtschaftliche Verbindung mit dem Kaiser eine Stütze gegen den König von England zu verschaffen. Dieß zu verhindern, eilte die Pfalzgräfin, von der großen Liebe der Verlobten zu einander vergewissert, die heimliche Trauung derselben in der Abwesenheit und ohne Vorwissen des Pfalzgrafen vornehmen zu lassen (auf der Burg Stahleck am Rhein). Als der Pfalzgraf bei seiner Rückkehr das Vorgefallene erfuhr, fürchtete er, nur den Zorn seines Neffen, des Kaisers, und allerdings war derselbe bei dieser Nachricht äußerst aufgebracht. Da ihm jedoch zur Ausführung seiner italienischen Entwürfe an schneller Beilegung des Streits gelegen war, so vergab er, und der junge Herzog gab sich alle Mühe, seinen Vater zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu bewegen. Die Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem alten Löwen fand zu Dullethe oder Tilleda bei Kyffhausen Statt.]

Zur Vermehrung der Mittel, welche die Ausrüstung des neuen italienischen Zuges erforderte, benützte der Kaiser in ungroßmüthiger Weise auch den Unfall, der dem aus dem Morgenland zurückkehrenden König Richard Löwenherz begegnete, indem er sich letzteren von dem Herzog Leopold von Oesterreich, in dessen Gefangenschaft derselbe gerathen war, ausliefern ließ, um ihn nur gegen ein ungeheures Lösegeld wieder frei zu lassen.

Richard war nämlich im Spätherbst 1192 auf seiner Heimkehr sechs Wochen lang zur See von Stürmen umhergeworfen worden und zuletzt in das adriatische Meer gerathen, wo er nach mancherlei lebensgefährlichen Abentheuern Schiffbruch in der Gegend von Pola litt und kaum sein Leben davon brachte. Denn nicht nur lauerten dort die Italiener auf ihn, weil sie ihm den Tod Konrad's von Montferrat (K. 3, 9) Schuld gaben, sondern auch alle deutschen Behörden jener Gegenden hatten den Befehl, ihn an den schwer von ihm beleidigten Herzog Leopold von Oesterreich auszuliefern. Wirklich wurden an verschiedenen Orten, besonders in Kärnthen, seine Begleiter theils ergriffen, theils zersprengt, so daß sich Richard nur in Pilgerverkleidung rettete. Nach langem Umherirren in Wäldern und Gebirgen, kam er zuletzt im Geleite eines einzigen Edelknaben, der deutsch sprach, nach Erperg oder Erdberg vor Wien. Schon einmal auf dem Puncte, durch das prahlende Benehmen seines Dieners, welcher Lebensmittel in der Stadt einkaufte, verrathen zu werden, brachte er nachher sich selbst durch seinen kostbaren Fingerring in Verdacht und wurde von einem Oesterreicher erkannt, der bei Accon mitgefochten hatte. Sogleich wurde seine Wohnung umstellt und Richard von Leopold selbst gefangen genommen und in geheime Haft nach dem Donauschloß Dürrenstein bei Krems gebracht.

Sobald Kaiser Heinrich Nachricht davon bekam, befahl er, den gefangenen König an ihn auszuliefern, und ließ ihn nach Trifels bringen, wo er zwar mit Ehren behandelt, aber streng bewacht wurde. Diesen Aufenthalt entdeckte einer seiner versprengten Diener, der Sänger Blondel, und zwar daran, daß ein von ihm angefangenes Lied von dem gefangenen König hinausgesungen wurde. Hierauf eilte derselbe nach England, um für seine Befreiung zu wirken. Richard's eigene Mutter, die 70jährige Lienor (Eleonore) durchzog klagend Europa, und der Papst, eifersüchtig auf seinen Vorrang, drang in den Kaiser, ihn loszulassen.

Nachdem er ihn lange festgehalten hatte, um ein größeres Lösegeld zu erpressen, stellte er ihn endlich als einen Verbrecher an der deutschen Reichsehre im Juli 1193 vor ein Fürstengericht zu Hagenau (nach Andern zu Worms).

Obgleich nun Richard's Persönlichkeit und Vertheidigung gegen die ihm gemachten Beschuldigungen einen so günstigen Eindruck auf den Kaiser machte, daß ihn derselbe umarmte und seitdem große Achtung bewies, so mußte sich doch Richard zu dem ungeheuern Lösegeld von 150000 Mark „als Schadenersatz für die in Accon den Deutschen vorenthaltene Beute" verstehen: davon erhielt Leopold 20000 Mark, und einige andere Fürsten eine geringere Summe, das Uebrige verwandte der Kaiser zum italischen Feldzug. Richard ließ es sich sogar gefallen, in Gegenwart vieler englischen Herren sein England vom deutschen Kaiser als Lehen zu empfangen. König Philipp August und Richard's Bruder Johann boten dem Kaiser große Geldsummen an, wenn er ihnen den König ausliefern oder noch ein Jahr länger in Haft halten wollte. Nach einigem Schwanken blieb aber doch der Kaiser auf seinem gegebenen Wort und gab, als das Lösegeld aus England ankam, den König frei, worauf derselbe nach England eilte und sich erst wieder als König ansah, nachdem er sich zum zweitenmal hatte krönen lassen. (Von seinem Endgeschick s. K. 9, 2.)

Obwohl der übermüthige und anmaßliche Richard eine Züchtigung verdient hatte, so war es doch von einem Kaiser unedel, sie in dieser Weise zu vollziehen. Leopold's unedle Rache aber war der Gegenstand allgemeinen Tadels und der Papst belegte ihn dafür mit dem Banne. Kurz darauf starb Leopold an einem Sturz vom Pferde, nachdem er sich noch auf dem Sterbebette mit der Kirche versöhnt hatte.

2. Fortsetzung. Heinrich's VI zweiter ital. Zug. Einzug in Palermo. Heinrich's Despotismus. Seine Vergrößerungsplane. Tod in Messina. Das Ende Heinrich's des Löwen.

Hierauf unternahm der Kaiser seinen zweiten Zug nach Italien mit günstigeren Aussichten. Denn nicht nur hatte Tancred auf den Rath des Papstes, welcher neuen Verwicklungen in Italien vorbeugen wollte, dem Kaiser die gefangene Gemahlin verabfolgen lassen, sondern es war auch Tancred selbst im Febr. 1194 gestorben, nachdem er kaum noch Zeit gehabt hatte, die Krönung seines noch unmündigen Sohnes Wilhelm anzu-

ordnen. Da der Kaiser den Beistand der Genueser und Pisaner zur See durch große Versprechungen (die er hinterher nicht zu halten gedachte) gewann, die Lombarden wenigstens ruhig waren und der Papst Cölestin III gleichfalls es gerathener fand, kein Hinderniß in den Weg zu legen: so nahm der Kaiser schnell nicht nur Unteritalien ein, wo allein die Stadt Salerno ihre Treulosigkeit schwer büßen mußte, sondern es fügte sich auch Sicilien seinem Willen, nachdem er den sicilischen Adel bei Catanea geschlagen und Palermo dem Sieger die Thore geöffnet hatte.

Kaum aber hatte er sich von den sicilischen Großen die Krone, die ihm der junge Wilhelm zu Füßen gelegt hatte, auf sein Haupt setzen lassen, als er mit der Behauptung einer von einem Mönch entdeckten und gegen sein Leben gerichteten Verschwörung auftrat, an der auch die Glieder der königlichen Familie Theil haben sollten. Daher ließ er den Exkönig Wilhelm, dem er kurz vorher die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent zugesprochen hatte, blenden und in lebenslängliche Haft nach Hohenembs im Vorarlbergischen, die Mutter und Schwester desselben aber in das elsässische Kloster Hohenburg bringen und so den normannischen Königsstamm gewissermaßen ausrotten. Dadurch, und durch die Grausamkeit, womit er gegen andere sicilische Große verfuhr, sowie durch die Erpressungen, deren Ertrag er sammt den königlichen Schätzen und vielen Geiseln nach Deutschland sandte, entfremdete er sich die Herzen der Sicilianer, und mit ihrem Fluch und der Kirche Bann beladen kehrte er nach Deutschland zurück.

Die Grausamkeiten, die er gegen die edeln Häupter der Nationalpartei (Erzbischöffe, Bischöffe, Grafen und Edle) verübte, bestanden darin, daß er einige henken, andere blenden, andere lebendig schinden oder in die Erde vergraben, oder verbrennen, einem sogar, weil er nach der Krone gestrebt, eine Krone auf's Haupt nageln, und den todten Königen Roger und Tancred in ihren Särgen die Krone von den Häuptern reißen ließ. Am Tage dieser Gräuel, dem zweiten Weihnachtstage 1194, gebar ihm seine Gemahlin Constanze einen Sohn Friedrich Roger (den nachmaligen Kaiser Friedrich II) an dessen Söhnen und Enkeln in der Folge die ewige Vergeltung jene Frevelthaten heimsuchen zu wollen schien.

Im Gefühl seiner also verstärkten Macht trat er nun in Deutschland vor die weltlichen und geistlichen Fürsten mit dem Antrag auf Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause, wogegen er Neapel und Sicilien für immer dem deutschen Reiche einverleiben und den Fürsten verschiedene Vortheile gewähren wollte. Allein dieses Streben, das allerdings die Kraft und Einheit des deutschen Reichs gesichert haben würde, wurde von den Fürsten (insbesondre von den sächsischen), welche dadurch ihren Sonder-Vortheil gefährdet sahen, unter beihülflicher Gegenwirkung des Papstes, dem die Macht der antihierarchisch-gesinnten Hohenstaufen ohnedieß schon zu gefährlich erschien, entschieden zurückgewiesen (ungeachtet Heinrich schon 52 Fürsten für sich hatte gewonnen gehabt). Doch brachte er es dahin, für seinen dreijährigen Sohn Friedrich die Thronfolge zu erlangen und für seinen jüngsten Bruder Philipp die Verwaltung des Herzogthums Schwaben zu erwerben. Darauf eilte er wieder nach Sicilien und faßte dort, rastlos an der Vergrößerung seiner Macht arbeitend, den Plan, das byzantinische Reich zu erobern, dessen Besitz ihm für die Verbreitung europäischer Gesittung in Asien nothwendig erschien. Alle diese weitaussehenden Entwürfe machte indeß ein Trunk kalten Wassers zu nichte, der ihm nach einer Erhitzung auf der Jagd im 32. Jahre seines Lebens d. 28. Sept. 1197 zu Messina den Tod brachte. — Vor seinem Hinscheiden bereute er seine Sünden und wurde nach der päpstlichen Lösung des Bannes in Palermo beigesetzt. („Nach fast 600 Jahren öffnete man sein Grab und der wohlerhaltene Leichnam sah noch immer finster und trotzig aus.")

Etwa zwei Jahre zuvor d. 6. Aug. 1195 war zu Braunschweig auch Heinrich der Löwe in einem Alter von 66 Jahren gestorben. Während er nach jener Versöhnung mit dem Kaiser die Verwaltung seines wieder aufblühenden Landes ordnete, zog er sich aus den vielen äußern Unruhen, durch die sein Leben bewegt war, in die Stille zurück und beschäftigte sich fleißig mit der Lectüre alter Zeitbücher, die von Deutschlands Vergangenheit handelten, ließ sich daraus ganze Nächte

hindurch vorlesen, und befahl sie abzuschreiben und zu ordnen. Auch das Christenthum trat ihm tröstend näher, besonders in seiner letzten Krankheit. Als bei einem Gewitter ein Blitzstrahl das Gebäude anzündete, in dem er lag, blieb er allein gefaßt, bis seine Umgebung und der eintretende Regen das Feuer löschte. Auch hörte man bei seinen zunehmenden Schmerzen keine Klage von ihm, dem „einst so Ungeduldigen", und mit den Worten: „HErr, sey mir Sünder gnädig!" schied seine Seele von hinnen. Seine Feinde freuten sich anfangs über seinen Tod, wünschten aber in der Folge den Starken wieder zurück.

Von seinen Söhnen sollte Heinrich Braunschweig, Wilhelm Lauenburg und Lüneburg, Otto Haldensleben mit Zubehör erhalten. — Ein Vierteljahr darauf starb Pfalzgraf Konrad, und Heinrich erhielt vom Kaiser die ihm zugesagte rheinische Pfalz.

---

5. Kapitel.

Das Papstthum auf dem Gipfel seiner Macht.

1. Innocenz der Dritte. Befestigung des weltlichen Staats der Päpste durch Recuperationen. Innocenz Oberlehnsherr und Vormund Friedrich's von Hohenstaufen. Haß der Parteien auf Sicilien. Beugung der europäischen Fürsten und Völker unter den Papst: die Zeit für ihn. — Doppelte Kaiserwahl: Philipp von Schwaben und Otto IV. Erneuerter Kampf der Welfen und Ghibellinen. Innocenz für Otto. Philipp's Obermacht in Deutschland. Seine Ermordung.

In Deutschland, wie in Italien weckte der unerwartete Tod des Kaisers alle Parteileidenschaften zu neuer Stärke, und da schon wenige Monate darnach der heilige Stuhl in dem Nachfolger Cölestin's III einen der größten Pontifen erhielt, der je die Tiare getragen, so konnte die wieder empor sich ringende Kaisermacht von keinem größern Schlage getroffen werden. Es war dies **Innocenz** III, aus dem Hause der Grafen von Signia (Segni), welcher, gebildet zu Rom, Paris und Bononia, mit großer Gelehrsamkeit und Sittenstrenge einen scharfblickenden Geist, ruhige Besonnenheit, umsichtige Geschäftsgewandtheit und

eine Willenskraft und Characterstärke verband, wie sie nur Gregor VII besaß, dessen Werk, die Unabhängigkeit und Allgewalt der Kirche, Innocenz der Vollendung entgegenzuführen bestimmt war.

Da ihm das Christenthum mit der ihm von seinem Stifter verheißenen Herrschaft über die Welt zusamenfiel mit der Kirche, wie sie sich unter der Leitung der Päpste gestaltet hatte, so war sein Streben, ihr die Hoheit über alle irdischen Reiche zu verschaffen, ein zwar allerdings irrthümliches und vollends durch die Anwendung so mancher, seiner Natur und innerlichen Bestimmung widerstrebenden Mittel verwerfliches, dennoch aber in seiner äußerlichen Erscheinung großartiges Streben, welches einem Geiste von so großen Gaben um so leichter bis auf einen gewissen Grad gelingen konnte, je mehr seine Zeit, von dem rohen, gewaltthätigen Drucke weltlicher Herrschaft leidend, in der Kirche und ihrem Oberhaupte die natürliche sittliche Stütze des Lebens, den Schirm und Schutz gegen offenschreiendes Unrecht erkannte und darum seinem Ausspruche sich gerne fügte.

Obgleich bei seiner Erwählung zum Kirchenoberhaupt erst 37 Jahre alt, so daß der Minnesänger Walter von der Vogelweide sagte: „O weh, der Papst ist zu jung, hilf, Herre, Deiner Christenheit!", verkündete doch schon sein Gesichtsausdruck und seine ganze äußere Haltung den höchsten geistlichen Würdeträger, und jede Widersetzlichkeit brach sich eben sowohl an seiner Festigkeit und Strenge, als an seiner Milde und Klugheit. In seiner Verwaltung hielt er zwischen Geiz und Verschwendung die Mitte; besonders freigebig war er gegen Arme, und was ihm noch übrig blieb, verwandte er auf die von ihm geschätzte Baukunst. Bei einem ungemein starken Gedächtniß sprach er eben so gewandt, als er schrieb, und schon diejenigen seiner Schriften, die er vor seiner Erwählung schrieb, beweisen, außer einem innern, lebendigen Antheil an den Wahrheiten des Heils, seine hohe Vorstellung von der Bedeutung des „Statthalteramtes Gottes auf Erden."

Ihm nach sollte der Papst nicht nur über alles Geistliche, sondern auch „über alles Irdische gesetzt" seyn, um „den Hülfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken, der irdischen Herrschaft ein Reiniger, und der irdischen Knechtschaft ein Tröster" zu seyn. Dieser alles umfassende Beruf könne den niedern Wirkungskreisen weltlicher Könige nicht gleichgesetzt werden; diese sollten vielmehr „Gott danken, daß er in seiner Barmherzigkeit eine Macht höhern Ursprungs auf Erden gegründet habe, zu welcher sie wie zu einem Erhabenen, Tadellosen und Dauernden ehrfurchtsvoll hinaufsehen könnten", und daß ihnen darin ein untrüglicher Leitstern hingestellt sey, um sie aus ihren Irrsalen zu retten." — Kein Wunder, wenn bei dieser Stellung, die er dem Papste anwies, jeder Mißgriff und Irrthum desto mehr den Augen der Welt auffallen mußte, und Ideal und Wirklichkeit oft doppelt grell abstach. Zieht man übrigens ab, was einerseits der menschlichen Schwäche auch bei dem Stärksten angehört, anderseits als Folgerung aus einseitigen Vordersätzen erscheint, so bleibt Innocenz dennoch eine eine der bedeutendsten Erscheinungen des Mittelalters.

Von dem Gedanken erfüllt, daß die dem Papste vertraute Obhut über die Kirche, als der Trägerin des Christenthums, sich auf alle weltlichen Reiche erstrecke, forderte er von allen Königen die Anerkennung seiner höhern Autorität in der Art, daß sie ihre Reiche dem Papste als dem Oberlehnsherrn auftragen und zum Zeichen ihrer Lehnsmannschaft einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten sollten. Um dieses Ziel desto besser zu erreichen, begann er zunächst damit, daß er seiner eigenen weltlichen Herrschaft eine festere Grundlage gab, indem er den durch den Tod des Kaisers wieder aufflammenden Haß der Italiener benützte und den kaiserlichen Stadtpräfecten von Rom den Lehnseid schwören, dann die kaiserlichen Statthalter der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto diese Gebiete zu räumen zwang und die darin liegenden Städte durch kluge persönliche Einwirkung für sich gewann. Von den Versuchen, auch das Exarchat und die mathildischen Güter zu „recuperiren", mußte er vorerst noch abstehen. Dagegen brachte er die Städte Tusciens zu einem Bunde, in welchem sie sich verpflichteten, den römischen Stuhl zu schützen und nur den als Kaiser anzuerkennen, den der Papst bestätigen würde.

Hierauf benützte er die Lage Unteritaliens und Siciliens, um dort für den römischen Stuhl die alte normännische

Stütze wieder aufzurichten. Denn die Kaiserin Constanze, die, um ihrem Sohne Friedrich die sicilische Krone zu sichern, sich gegen die Deutschen daselbst erklärt und darum in viele Kämpfe verwickelt hatte, sah sich genöthigt, den Papst um Bestätigung der Anrechte ihres Sohns unter den bis dahin gewöhnlichen Lehnsbedingungen zu bitten. Erst aber, als die Kaiserin für ihren Sohn auf alle in den frühern Lehnsbriefen ertheilten Vorrechte in Betreff der Bischoffswahlen, Kirchenversammlungen ꝛc. verzichtet hatte, gewährte er die Belehnung. Noch ehe aber der Lehnbrief anlangte, starb Constanze mit Hinterlassung eines Testaments, worin sie den Papst zu Friedrich's Vormund ernannte.

In den blutigen Wirren, zu denen nun der Zusammenstoß der eingebornen und der deutschen Partei im sicilischen Reiche führte, schützte Innocenz mit Kraft die Rechte seines Mündels. Suchte er auch dabei die Rechte des Vormunds und päpstlichen Lehnsherrn in vollem Maaße auszuüben, so hatte er doch zugleich die Erhaltung der königlichen Rechte und der sittlichen Ordnung im Auge, während die deutschen Heerführer und apulisch-sicilischen Großen nur ihren Privatvortheil verfolgten und „herrenlose Unordnung irrig für ihren größten Gewinn hielten", unbekümmert darum, daß von jenen schönen Ländern die Segnungen des Friedens und der Ruhe wichen.

Bei dem steigenden Haß der Parteien in Sicilien griff das roheste Faustrecht um sich: Mord, Brand und Raub wüthete aller Orten, und kein Alter und Geschlecht wurde geschont, kein Eid und Vertrag gehalten. Hängen, Spießen, Blenden, Viertheilen, Lebendigbegraben waren die gewöhnlichen Mittel, sich am Gegner zu rächen; selbst die Todten in den Gräbern und Grüften waren nicht sicher, und halbverweste Leichname warf die Rache den Raubvögeln vor. Die Verwirrung zu vermehren, stürzten sarazenische Freibeuterschaaren aus ihren Gebirgsschlupfwinkeln hervor und rächten sich für frühere Niederlagen. Feldbau und Gewerbe lagen darnieder und nur starkverschanzte Plätze gewährten einige Sicherheit. Innocenz trat, so viel es sich bei der Unmündigkeit des Königs thun ließ, diesen Uebeln entgegen, konnte aber die volle Herrschaft des Gesetzes erst dann zurückführen, als ihm Friedrich's reifendes Alter es möglich machte, ihn mündig zu erklären (K. 6, 2).

Auch im übrigen Europa wußte sich Innocenz im Sinne seiner Aufgabe stets entscheidende Geltung zu verschaffen. König

Sancho I von Portugal und Johann von England mußten ihm den verweigerten Zins zahlen; den König Philipp August von Frankreich, der seine Gemahlin Ingeburg, eine Tochter des Dänenkönigs, verstoßen und eine andere Ehe eingegangen hatte, zwang er zur Auflösung der letzten nud zur Wiederaufnahme seiner ersten Gemahlin. König Alfons II von Leon mußte seine Ehe wegen zu naher Verwandtschaft lösen; der König Peter II von Aragonien und der König von Bulgarien empfiengen von ihm ihre Kronen; in Ungarn entschied er zwischen zwei um die Krone streitenden Brüdern, in Norwegen zwischen zwei andern Kronbewerbern. Allenthalben entzog er den Königen den Einfluß auf die Bischoffswahlen, wie auch das bis dahin von ihnen geübte Recht auf bischöffliche Hinterlassenschaften, und es war kein christliches Land, wo nicht Fürsten und Völker sich seinem Ausspruche gebeugt hätten. Es war der Geist der Zeit für ihn und darum konnten alle seine Gegner nichts gegen ihn ausrichten.

Auch in Deutschland trat er bei der seit Heinrich's VI Tod eingetretenen Königswahl als Schiedsrichter auf. Dort hatten nämlich in Abwesenheit des Erzbischoffs von Mainz, der im Morgenland war, die den Hohenstaufen abgeneigten Erzbischöffe von Köln und von Trier das Wahlgeschäft übernommen. Daher kamen die hohenstaufischgesinnten Großen (darunter die Herzöge von Bayern und von Sachsen) zu Mühlhausen zusammen und wählten, um den Gefahren einer vormundschaftlichen Regierung auszuweichen, nicht den Knaben Friedrich, sondern dessen Oheim, den Reichsverweser **Philipp** von Schwaben (d. 6. März 1198) zum König. Als hierauf die Gegner die Krone dem Herzog Berthold von Zähringen antrugen, dieser aber seine Ansprüche für 11000 Mark an Philipp abtrat, so wählten sie den jüngsten Sohn Heinrich's des Löwen, Otto IV, und entzündeten dadurch den alten Kampf der Welfen und Ghibellinen auf's Neue.

Beide Gegner trachteten nun nach Verstärkung ihres Anhangs. Auf Seite Otto's, der sich zu Aachen krönen ließ, waren sein Vetter König Richard von England, sein Schwager

Kanut VI von Dänemark, sein Schwiegervater der Herzog von Brabant, ferner der Erzbischoff von Köln und andere niederländische Fürsten. Zu Philipp, der zu Mainz gekrönt wurde, stunden der König von Frankreich, die Erzbischöffe von Bremen, Magdeburg und Trier, nebst 22 Bischöffen, die Herzöge von Sachsen, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Zähringen, Kärnthen, Meran und Lothringen, die Markgrafen von Meißen, Brandenburg, Mähren, die Pfalzgrafen von Burgund, Thüringen, Wittelsbach und viele Grafen und Herren.

Da aber ohne Zustimmung des Papstes auf keinen sichern Erfolg zu rechnen war, so suchte jeder der Streitenden diesen für sich zu gewinnen und dadurch stieg dessen Ansehen nur noch höher. Anfangs hielt er seine Entscheidung noch zurück und und ermahnte bloß zu gütlicher Beilegung des Zwistes, widrigenfalls er die Krone demjenigen zusprechen werde, der ihm der würdigste dünke. Da jedoch auch bei wiederholter Mahnung zur Sühne die Leidenschaft der Parteien keine Verständigung zuließ, so erklärte sich Innocenz gegen Philipp, der, obwohl von sanftem und mildem Wesen, ihm doch als Hohenstaufe für die Kirche gefährlicher erschien. Nachdem Otto in dem schmählig demüthigenden Vertrage zu Nuys geschworen hatte, die Rechte der römischen Kirche zu schirmen, die bis dahin wieder gewonnenen Besitzungen zu belassen und die von ihr beanspruchten (namentlich Ravenna, die Pentapolis und die mathildischen Güter) abzutreten, desgleichen zur Erhaltung und Vertheidigung des sicilischen Reichs mitzuwirken und sich in allen andern Beziehungen stets nach des Papstes Rath und Weisung zu richten: so erfolgte d. 29. Juni 1201 der päpstliche Befehl, daß „alle Stände bei Strafe des Bannes den Welfen Otto als König anerkennen sollten." Zwar fielen diesem nun die meisten Bischöffe und Städte zu; die weltlichen Großen aber — mit Ausnahme des Landgrafen von Thüringen und Ottokar's I von Böhmen, dessen Herzogthum Philipp vergebens zu einem Königreich erhoben hatte — blieben dem Hohenstaufen getreu, der übrigens weder Güter, noch Schätze sparte, sich neue Anhänger zu gewinnen. Da jedoch Otto im ganzen

Norden Deutschlands, vorzüglich aber durch das siegreiche Auftreten der Dänen, eine gesicherte Stellung hatte, so neigte sich in dem Bürgerkriege, welcher schon seit 1298 ausgebrochen war und am Niederrhein, in Thüringen, Franken und im Norden der Elbe wüthete, bis zum Jahre 1204 die Wage des Streits offenbar zu Otto's Gunsten.

Schon im ersten Jahre zeigten sich die bösen Folgen dieses Bürgerkriegs. Mehrere Städte am Rhein (darunter Bonn) wurden niedergebrannt und kein Stand und Geschlecht geschont. So bestrichen übermüthige Böhmen eine Nonne am ganzen Leibe mit Honig, wälzten sie in Federn uud führten sie auf einem Pferde höhnend umher! Dafür ließ Philipp die Uebelthäter zur Strafe in kochendem Wasser ersäufen! — Bei dem Einbruch der Böhmen in Thüringen konnte Philipp sich aus Erfurt nur durch die Flucht retten, und neun Wochen lang verwüsteten sie die östlichen Marken so arg, daß 16 Klöster und 350 Dörfer ausgeraubt und zerstört wurden. — Auch eine Fehde unter Philipp's eignen Anhängern, dem Herzog Ludwig I. von Bayern mit den Bischöffen von Regensburg und Salzburg, war eine Zeit lang ein großes Hemmniß für Philipp's Sache, so daß er dem Papste die höchsten Anerbietuugen machte und selbst eine seiner Töchter dem Neffen desselben vermählen und mit den mathildischen Gütern ausstatten wollte. Doch Innorenz blieb sich gleich.

Plötzlich wendete sich das Glück von Otto ab. Ein Sieg Philipp's über die Thüringer und Böhmen hatte des Landgrafen Wiedereintritt in die Reihen der hohenstaufischen Anhänger zur Folge; Otto's eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, dessen Land Philipp besetzt hielt, trat, bewogen durch die Drohung, es ihm ganz zu nehmen, auf Philipp's Seite; selbst der Herzog von Brabant und der Erzbischoff von Köln, durch einen Heereszug Philipp's bedroht, bequemten sich zur Aussöhnung mit ihm, so daß nun Philipp, um den Schein, als beeinträchtige er die Wahlfreiheit, von sich abzuthun, seine bisherige Krone zu Aachen niederlegte und sich neuerwählt vom Erzbischoff von Köln abermals krönen ließ. — Im folgenden Jahr erklärte sich auch der König von Böhmen wieder für ihn und Otto verließ nach einer verlornen Schlacht bei Wassenberg den Continent, um in England bei König Johann neue Hülfe zu suchen.

Schon zeigte sich auch der Papst geneigter und forderte wieder zu friedlicher Ausgleichung auf; aber obgleich Philipp seinem Gegner eine seiner Töchter zur Gemahlin und das Herzog=

thum Schwaben zur Entschädigung bot, so wollte doch Otto, im Vertrauen auf englischen und dänischen Beistand, der Krone nicht entsagen. Da jedoch Philipp die Oberhand hatte und seine friedliebende Gesinnung, die er durch Gewährung eines einjährigen Waffenstillstandes bezeigte, dem Papste nun eine bessere Gewähr für die Kirche zu bieten schien, so hob Innocenz den Bann auf und war schon daran, den Schritt der Anerkennung zu thun, als kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes die Ermordung Philipp's in Bamberg durch die Hand des jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, welchen Privatrache zu dieser Unthat trieb, dem Stande der Dinge in Deutschland eine andere Wendung gab, ohne jedoch den Parteikampf zu beenden.

Pfalzgraf Otto, ein Neffe des Stifters des wittelsbacher Fürstenstammes, hatte, wie erzählt wird, früherhin von Philipp für die ihm geleisteten Dienste das Versprechen erhalten, ihm seine Tochter Kunigunde zur Ehe zu geben. Weil aber der Pfalzgraf als ein wilder, roher Mann bekannt war und einen heimtückischen Mord an einem Edelmanne begangen hatte, so nahm Philipp sein Wort unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft zurück und verlobte seine Tochter dem Böhmenkönig. Hierauf bat ihn der Pfalzgraf, ihm bei dem Herzog Heinrich I. von Schlesien, dessen Tochter er jetzt zur Ehe wünschte, sein Fürwort zu geben. Da der Brief aber, den Philipp ihm mitgab und den der Palzgraf aus Neugierde öffnete, statt einer Empfehlung eine Abmahnung enthalten haben soll, so stiegen in des Pfalzgrafen ohnedieß zürnendem Herzen Gedanken des Mordes auf. — Am 21. Juni 1208 hatte Philipp, — im Begriff, gegen den Welfen Otto wieder auszuziehen, — in Bamberg die Tochter seines verstorbenen Bruders Otto von Burgund bei ihrer Vermählung mit dem Herzog von Meran zum Altar geführt und sich zur Erholung auf die Altenburg (das Stammschloß der Babenberger, unweit der Stadt) begeben und genoß eben mit dem Bischoff von Speyer und dem Truchseß von Waldburg vom Fenster aus die wunderschöne Aussicht in die Umgegend, als der Pfalzgraf mit verstörtem Blick und geschwungenem Schwert in das Gemach stürmte. „Hier ist nicht der Ort zu fechten!" rief ihm Philipp entgegen; — „Aber der Ort, den Verrath zu bestrafen!" schrie der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Als der Truchseß zu Hülfe sprang, verwundete er auch diesen und eilte davon. Philipp trat noch einige Schritte vor und sank dann in seinem Blute entseelt zu Boden. — Vor Schrecken floh seine sanfte Gemahlin Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isaac II, nach dem Hohenstaufen, kam dort vorzeitig nieder und starb

mit dem Kinde vor Gram und Schmerz. Der verlassenen Töchter Philipp's nahm sich der Bischoff von Speyer an.

2. Die Neuwahl Otto's IV in Deutschland. Otto's römische Krönungsfahrt und Eroberung Unteritaliens. Otto's Wortbruch und Bannung. Friedrich II durch Innocenz Gegenkönig. Otto's Niederlage im Krieg für England gegen Frankreich. Otto's Tod. Friedrich's Walten in Deutschland.

Ohne Säumen benützte König Otto — den übrigens Niemand der Mitschuld bezichtigte — die Entmuthigung der hohenstaufischen Partei und brachte, da der Papst eine neue zweispältige Königswahl untersagte, den größten Theil derselben auf seine Seite. Darauf ließ er sich auf dem Reichstag zu Frankfurt auf's neue zum König wählen, und sprach über den Königsmörder die Acht und Aberacht aus, welche nachher von Philipp's treuem Reichsmarschall (von Kallenthin) und dem Sohne jenes von dem Pfalzgrafen ermordeten Edelmanns vollstreckt wurde, indem sie den Umherirrenden in einer Scheune (zu Oberndorf bei Regensburg) ergriffen, tödteten und sein Haupt in die Donau warfen. Um aber die hohenstaufische Partei vollends zu versöhnen, verlobte sich König Otto auf die Zustimmung des Papstes und der Fürsten mit Philipp's Tochter Beatrix, die, weil sie erst 10 Jahre alt war, vorerst in Braunschweig erzogen werden sollte. Mit schwerem Herzen sahen ihre Getreuen sie aus ihrem schwäbischen Heimathlande dahin ziehen, das sie nie wieder sehen sollte!

Seines vollen Sieges in Deutschland gewiß, unternahm hierauf Otto den Römerzug, empfieng in Mailand, wo stets ein den Hohenstaufen abholder Geist herrschte, ohne Schwierigkeit die lombardische Krone, konnte aber in Rom die Kaiserkrone nur unter herabwürdigenden Bedingungen erhalten, indem er den alten Kaiserrechten über die Mark Ancona, über das Herzogthum Spoleto, über die mathildischen Güter und das Exarchat Ravenna, über die Pentapolis und die Grafschaft Bentinoro zu Gunsten des römischen Stuhles entsagte und auch die übrigen schon zu Nuys gegebenen Zusagen erneuerte. Die Krönung erfolgte am 27. Sept. 1209.

Kaum aber hatte er dieses Ziel, um dessentwillen er sich stets dem Papste so willfährig gezeigt hatte, erreicht, so setzte er seinen nicht minder kräftigen Willen dem päpstlichen entgegen. Er nahm in den von Innocenz „recuperirten" Landestheilen Belehnungen vor, schädigte mehrere Städte, gab die mathildischen Güter nicht heraus und machte Anstalten, den jungen Hohenstaufen in Sicilien anzugreifen. Bereits hatte er fast ganz Unteritalien erobert und war eben im Begriff, nach Sicilien überzusetzen, — da schleuderte Innocenz über den Eidbrüchigen den Bannstrahl, der hinreichend war, seinen ganzen Siegeslauf zu hemmen. Denn kaum hatte der Erzbischoff von Mainz die Bannbulle in Deutschland veröffentlicht, so traten dort alle hohenstaufischgesinnten Fürsten (darunter die Erzbischöffe von Köln und Trier, der König von Böhmen, die Herzöge von Bayern und Oesterreich, der Landgraf von Thüringen u. a.) zusammen, erklärten sich gegen den stolzen Welfen und beschloßen, den jungen hoffnungsvollen Friedrich zur Annahme der deutschen Krone einzuladen.

Auf diese Nachricht kehrte Otto eiligst nach Deutschland zurück und vollzog, um die Ghibellinen zu gewinnen, zu Nordhausen seine Ehe mit der nun 14jährigen Beatrix (7. Aug. 1212). Aber schon vier Tage nach der Hochzeit starb die arme Neuvermählte (nocte sana, mane mortua), ungewiß aus welchen Ursachen (wiewohl Einige glaubten, an Gift durch Otto's Kebsweiber), jedenfalls „zu Otto's Unglück." Denn sogleich verließen die Schwaben und Bayern des Kaisers Heer und alle Ghibellinen bestanden um so entschiedener auf Friedrich's Erscheinen in Deutschland. Selbst Papst Innocenz willigte, obwohl eine Verbindung der sicilischen Krone mit der deutschen wider seine bisherige Politik lief, in die Annahme des Rufs, weil er glaubte, von seinem ihm ergebenen Mündel eine freundliche Gesinnung gegen die Kirche erwarten zu dürfen.

Friedrich II, Barbarossa's blühender Enkel, erzogen zu Palermo und herangewachsen unter den Wirren der in Sicilien und Apulien sich befehdenden Parteien, gegen deren beinträchtigende Unbilden ihn der päpstliche Vormund nach Möglichkeit schützte (K. 6, 1), hatte schon seit seinem beginnenden 15. Jahre, da

ihn Innocenz zur Steurung der alles verwüstenden Parteikämpfe volljährig erklärte und ihm einige Jahre darauf in der Tochter des Königs Peter von Aragonien, Constanzia, eine kluge Gattin gab (1209), Gelegenheit gefunden, die ihm angebornen herrlichen Gaben des Geistes zur Beruhigung der Parteien und zur Zurückführung der gesetzlichen Ordnung in seinem Erbreiche zu verwenden. Entsprossen aus einer Mischung deutschen und italisch-normannischen Bluts, nordischen und südlichen Temperaments und Wesens, spiegelte er in seinem regelmäßigen, durch frühe ritterliche Waffenübung gestählten Gliederbau und in seinen lebhaften und gewandten Bewegungen eine hohe Anmuth und Mannhaftigkeit —, in seinem schönen, frischblühenden Gesichte mit der gewölbten Stirne, dem feurigblauen Auge, dem blondwallenden Lockenhaare eine kräftige Seele, einen klugen, scharfen Geist und ein freundliches Gemüth wieder, das um somehr einnahm, als diese natürlichen Vorzüge noch durch den Schmuck der Bildung, insbesondere durch die Gabe der Dichtkunst und Beredtsamkeit, durch Kenntnisse in der Naturkunde und in Sprachen (er sprach und schrieb deutsch, lateinisch, griechisch, italiänisch und arabisch) und außerdem noch durch Freigebigkeit und geselliges Wesen erhöht wurden.

Er hatte noch nicht lange sein 18. Jahr angetreten und von Constanze seinen ersten Sohn erhalten, als die deutschen Botschafter mit dem Antrag der deutschen Krone ankamen. Die Bedenken der Annahme, welche seine Räthe und seine Gattin erhoben, beseitigte die päpstliche Zustimmung, und nachdem Constanze zur Regentin von Sicilien ernannt, sein Söhnlein aber als Thronfolger gekrönt war, segelte Friedrich den 18. März 1212 von Palermo ab, empfieng zu Rom gegen wiederholte Anerkennung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit über Apulien und Sicilien den apostolischen Segen, erreichte unter abwechselnden Gefahren, die ihm die Nachstellungen des welfisch-gesinnten Theils der Lombarden bereiteten, den Fuß der Alpen und gelangte durch das Tridentiner Thal über Engadin nach Chur in Graubündten und von da mit täglich wachsendem Geleite über Constanz und Basel in das freudig ihm huldigende Elsaß, wo er zunächst mit

dem König Philipp August von Frankreich ein Bündniß wider den Welfen und dessen Schutzmacht England schloß.

Hierauf öffneten ihm Schwaben, Franken und die Rheinlande begeistert die Arme, so daß sich in kurzer Zeit Otto nach Sachsen zurückgedrängt sah und den Gedanken faßte, sich im Verein mit England gegen die französische Macht in den Niederlanden zu wenden, in der falschen Berechnung, seinem deutschen Gegner dadurch die Hauptstütze seiner Macht zu entziehen. Allein Otto verlor in Flandern die Schlacht bei Bouvines (1214) und durch diese Niederlage sein ganzes Ansehen in Deutschland.

Während er fast hülflos in Köln ankam und von dort, durch Gläubiger bedrängt, nach seinen Erblanden eilte, zog Friedrich siegreich den Rhein hinab und wurde 1215 zu Aachen vom Erzbischoff von Mainz in Gegenwart der meisten geistlichen und weltlichen Fürsten auf's feierlichste gekrönt. Zum Dank dafür und in Erinnerung an ein seinem väterlichen Freunde Innocenz gegebenes Versprechen faßte er bei seiner Krönung den Vorsatz eines Kreuzzugs. Da ihm aber noch viel zu thun übrig war und Innocenz schon im nächsten Jahre starb, so blieb es vor der Hand beim Vorsatze. Sein Gegner Otto setzte den Krieg unausgesetzt in Norddeutschland fort, konnte sich aber in keiner Weise halten und starb, von den meisten Ständen verlassen, 1218 auf der Harzburg.

Friedrich, nun von allen Reichsständen anerkannt, suchte vor allen Dingen die durch die lange Bürgerfehde gestörte Ordnung und Sicherheit in Deutschland mittels strenger Handhabung der Gesetze und unparteiischer Rechtspflege wiederherzustellen und das Reich gegen die Eingriffe der Großen zu schirmen. Auch zog er die durch das Aussterben der Zähringer erledigten Lehn- und Erbgüter (nämlich den Breisgau, das Schwarzwaldgebiet, den Aargau, Wallis und Uichtland) zum Besten des Reiches ein, befestigte und erweiterte die durch Philipp's Vergabungen geschwächten Rechte seines schwäbischen Hauses, förderte Ackerbau und Handel, pflegte die Künste und Wissenschaften und unter-

stützte die Forderungen der Kirche wenigstens so lange unbedingt, als der große Papst sie leitete, dem er so Vieles zu danken hatte.

3. Innocenz's III innere Kirchenleitung. Verbesserung des Klerus. Das Prediger- und Bettelmönchthum: der Dominicaner- und Franziskaner-Orden. Bekämpfung der Ketzervereine. Die Albigenserkriege. Das (vierte) Lateranconcil. Steigende Ketzerverfolgung durch Inquisition unter den Nachfolgern des Innocenz. Glaubensmuth der Waldenser.

Bevor wir den zweiten hohenstaufischen Friedrich auf eine neue Stufe seiner Characterentwicklung begleiten und den großen Kampf darstellen, welchen in ihm die weltliche Macht gegen die kirchliche, das Kaiserthum gegen das Papstthum wieder aufnahm, haben wir noch einige Seiten der tiefeingreifenden hierarchischen Wirksamkeit jenes Kirchenoberhauptes zu betrachten, mit dessen Tod Friedrich's erste, über sich selbst noch nicht klare Regierungsperiode abschließt. Jene Seiten beziehen sich vorzüglich auf die von Innocenz gehandhabte innere Kirchenleitung, insbesondere auf seine Sorge für Bildung einer neuen Form und Stellung des Mönchthums, so wie auf die von ihm angeregten Kreuzzüge.

In erster Beziehung hat nicht leicht ein Papst es sich so angelegen seyn lassen, den Klerus zu treuer Amtsführung und ernster Pflichterfüllung anzuhalten und darin selbst mit seinem Beispiel voranzugehen. Denn um die Kirche — gegenüber dem, mit dem Gesetzesjoche derselben und mit dem ausgearteten Theile der Geistlichkeit unzufriedenen Volke — zu sichern, bedurfte es vor Allem einer Besserung der Geistlichkeit, deren Unzulänglichkeit zur Lösung ihres hohen Berufs deutlich zu erkennen war, sowohl an ihrem Widerstand gegen das „kanonische Leben" und gegen die von Gregor eingeführte Klerusreform, als auch an dem Eingreifen der im 12. Jahrhundert entstandenen Mönchsvereine (besonders der Prämonstratenser) in das Amt der Weltgeistlichen, ganz vorzüglich aber an dem Abfall vieler Laien und an deren Versuchen, sich ohne die Kirche ihr religiöses Bedürfniß zu befriedigen (K. 1, 4). Mit Entschiedenheit drang

er daher auf sittliche Haltung aller Geistlichen, und zu den höhern Aemtern sollte nur Verdienst und Gelehrsamkeit berechtigen. Ueberall prüfte er selbst und entschied mit großer Unparteilichkeit, wie denn noch jetzt seine nachgelassenen Briefe „dem Inhalt und der Form nach als Muster rechtlicher Entwicklungen und Entscheidungen" angesehen werden können. Eine gründliche Besserung aber schien ungeachtet aller Strenge der Aufsicht, zu welcher Innocenz beständig ermahnte, bei den tief eingerissenen Schäden nicht möglich.

Es galt daher wenigstens eine „Ergänzung" des Klerus durch Schöpfung einer neuen Klasse von Geistlichkeit, welche das Predigt- und Seelsorgeramt mit dem Mönchsleben verband: denn mit Recht heischte der heilsbedürftige Theil des Volks von seinen geistlichen Führern anstatt der mechanischen Anwendung so vieler Ritusformen und drückender äußern Büßungen und Kirchenstrafen einen bessern Unterricht im Christenthum und eine lebendigere Seelsorgerthätigkeit.

Indem die also bedrängte Kirche dem Volksbedürfniß nachgab, entstund seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts das „Prediger- und Bettelmönchthum," das, in zwei neuen Orden sich darstellend, den Zweck und die Befugniß hatte, durch Religionsunterricht und durch Bußauflegung, also durch die Lehr- und Schlüsselgewalt, auf das Volk einzuwirken, ohne jedoch dabei zu den übrigen Priesterverrichtungen berechtigt zu seyn. Die einzelnen Glieder dieser Orden (fratres praedicantes et mendicantes) sollten jedoch keinen Besitz haben, sondern bloß vom Almosen leben und nur der Orden als Ganzes durfte den Ertrag der den Gliedern verabreichten Gaben und Schenkungen besitzen.

Diese zwei doppeltbevorrechtigten Orden waren der Dominicaner- und der Franziscaner-Orden, von denen jener sich in der Regel eng an die Kirche anschloß, der zweite nur theilweise „die Kirchentreue bewahrte", beide aber, abgesehen von ihrer sonstigen Wesensverschiedenheit, in dem Streben nach Ueberhebung über die Kirchengeistlichkeit und nach Einfluß sowohl auf auf alle Klassen des Volks, als auch auf die Theologie, somit die Kirche an sich übereinkamen. Ihre Glieder erschienen daher theils

als die eifrigsten Volksprediger, theils als ausgezeichnete Lehrer der Wissenschaften und in beiden Thätigkeiten als die strengsten Vertheidiger des damaligen Kirchenglaubens und heftigsten Verfolger der Ketzer, bald sogar als die Rathgeber der Könige und Fürsten und somit durch alles dieses als die stärksten Stützen der päpstlichen Macht. — Neben ihnen entwickelte sich das oben (K. 1, 2) characterisirte gegenkirchliche Mönchthum fort und namentlich wurden die Kartäuser und Prämonstratenser als „Armuthsorden" geduldet.

Der **Dominicanerorden** wurde im J. 1205 von einem Spanier, dem Dominicus de Guzmann, Canonicus in Osma (Oxoma), gestiftet. Geboren 1170 zu Caraluega in Castilien aus altadeligem Geschlechte, zeigte er schon frühe eine feurige Hingebung für die Linderung des menschlichen Elends, wie er denn schon als Knabe bei einer Hungersnoth alle seine Geräthe und Bücher verkaufte, um den Dürftigen zu helfen. Eben so lag ihm das Seelenheil der Menschen schon frühe am Herzen und als ihm auf einer Reise mit seinem Bischoff in das südliche Frankreich die dort aufgekommenen Ketzer (K. 1, 4) in ihrer Feindschaft gegen die Kirche als Verlorne erschienen, so fühlte er sich berufen, für ihre Bekehrung zu arbeiten, wollte aber nicht Feuer und Schwert, womit man sie am besten von ihrem Irrthum abschrecken zu können wähnte, sondern bloß das belehrende Wort angewendet wissen Umgeben von einer Anzahl gleichgesinnter Gehülfen, widmete er sich mit ihnen zum Zweck der Ketzerbekehrung dem Predigtamt; und da nächst der Vernachlässigung des Volksunterrichts auch die weltliche Pracht der Prälaten die Ketzereien beförderte, so entsagte er für sich jedem Besitz und lebte vom Almosen. So entstand der nach ihm benannte Orden, der schon von Innocenz III unter der Bedingung des Anschlusses an die augustinische Regel 1216 bestätigt und noch in demselben Jahre von dessen Nachfolger Honorius III zu einem eigentlichen Predigerorden erhoben wurde. (Die andere Richtung, als Bettelorden, erhielt er nach der Errichtung des Franziscanerordens,) Die Kleidung der Dominicaner bestand in einer schwarzen Kutte mit einer Spitzkappe. — Dominicus selbst führte das strengste Ascetenleben, durchwachte Nächte im Gebet und schlug sich in jeder Nacht dreimal mit einer eisernen Kette. Er starb, wie er lebte, in seinem härenen, mit jener Kette zusammengehaltenen Gewande auf bloßer Erde liegend. — Die Einheit und Festigkeit der Verfassung, die Tüchtigkeit der nächstfolgenden Prioren, der Ruf der Gelehrsamkeit vieler Dominicaner, die Ausstattung mit bedeutenden Vorrechten (namentlich dem Recht, Beichte zu hören) erhoben diesen Orden bald zu dem mächtigsten, weil beim

Volk, wie bei Fürsten einflußreichsten. — Sechzehn Jahre nach seiner Stiftung zählte er schon über 400 Klöster, nach 200 Jahren über 4000. Jedes Kloster hatte einen Prior an seiner Spitze, die Klöster einer Landschaft einen Provincialen, der ganze Orden einen General, der in Rom seinen Sitz hatte.

Der **Franziscanerorden**, welcher gleichzeitig mit dem Dominicanerorden aufkam und denselben zwar nicht an äußerer Macht, desto mehr aber an innerm Werth überlegen war, wurde von Franciscus (Bernardone), geb. 1182 in Assisi, einem Städtchen im Herzogthum Spoleto, 1203 gestiftet. Als Sohn eines reichen Kaufmanns liebte er in seiner Jugend Kleiderpracht und weltliche Vergnügungen, gieng aber, durch eine Vision erweckt, in sich und fand nun seine Freude darin, Kranke und Aussätzige zu pflegen. Eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel zu Rom steigerte sein Mitgefühl für die leidende Menschheit zur höchsten Gluth, so daß er, im Gegensatz gegen seine frühere Richtung, seine Kleidung mit der Kleidung der Bettler tauschte und sich der vollen Weltverläugnung hinzugeben beschloß. Da ihn sein Vater als einen Wahnwitzigen behandelte und ihn zu enterben dachte, entsagte er seinem Vermögen und gab alle Kleider, bis auf sein härenes Gewand, zurück; und weil ihn sein Vater nie ansah, ohne ihm zu fluchen, verließ er das Vaterhaus und sammelte Almosen, um es zum Bau einer verfallenen Kirche in Assisi (der Portiunculakirche) zu verwenden, die von da an sein Lieblingsaufenthalt und in der Folge von den Päpsten mit reichem Ablaß beschenkt wurde. Den Ausspruch Christi Matth. 10, 9. 10. auf sich beziehend, zog er baarfuß in einer aschgrauen (braunen), mit einer Kaputze versehenen Kutte, mit einem Strick um den Leib, allenthalben als Bußprediger umher, gewann einen reichen und vornehmen Mann seiner Vaterstadt, sein Vermögen unter die Armen zu vertheilen und sich ihm zur gleichen Lebensart anzuschließen, und stiftete, als er noch 10 andere Genossen gefunden hatte, einen auf Demuth, Gehorsam, Keuschheit und gänzliche Armuth gegründeten Orden, welchen Innocenz um so mehr begünstigte, als er dessen Bedeutsamkeit für die Seelsorge erkannte. Des Franciscus „innerlich reiche und äußerlich wunderhafte Persönlichkeit", und die anhaltende Gluth der Liebe und Selbstverläugnung, womit er sich mit seinen Gehülfen dem Dienst der Armen, Leidenden, Kranken und Verachteten hingab, verschafften ihm allgemeine Bewunderung, die Bestätigung des Papstes (Honorius' III 1123) und durch beides eine große Anzahl von Anhängern, besonders seit er predigend und heilend Italien, Frankreich, Spanien, Portugal und selbst Aegypten durchzog, wo er überall mit einer an Vergötterung gränzenden Verehrung aufgenommen wurde. — Die Strenge, die er gegen sich selbst ausübte, (indem er z. B. kaum so viel aß, als seine Natur zur Nothdurft bedurfte rc.) gieng anfangs auch auf seinen Orden über; doch suchten noch bei seinen Leb-

zeiten Einige diese Strenge zu mildern. Um der Einfachheit und Demuth keinen Eintrag zu thun, ließ er seinen Orden sich nicht mit Wissenschaften beschäftigen; doch erlaubte er das Studium der Bibel; nur solle man sie mit Gebet studieren, „nicht um zu wissen, was man reden, sondern um zu lernen, wie man leben solle": denn Erkenntniß und Herzensreinheit müßten gleichen Schritt halten. Sein Tod, der 1216 erfolgte, war seines ungewöhnlichen Lebens würdig, das die ungemessene Verehrung seiner ganzen, damit grell contrastirenden Zeit mit den wunderbarsten Sagen umgab. Von „seinem Heldenthum der Welt- und Selbstverläugnung" gilt übrigens, was oben bei der ältesten Ascese überhaupt bemerkt wurde. (S. XIII. 7, 3. a. E.) Können wir derselben auch eine gewisse Bewunderung nicht versagen, so kann sie doch nicht als Vorbild unbedingter Nachahmung dienen. — Der Franziscanerorden, dessen Glieder sich aus Demuth fratres minores (mindere Brüder) nannten, woraus der Name Minoriten entstand, zählte schon vor seiner Bestätigung mehrere tausend Glieder und im Laufe von fünf Jahrhunderten 7000 Klöster; bei seiner Fortentwicklung bekam er viele neue Organisationen. — An den Franziscanerorden schloß sich die Brüderschaft der Tertiarier an, die ihren Mitgliedern gestattete, in der Welt zu bleiben. — Ein weiblicher Orden nach der Franziscanerregel war der von der Jungfrau Clara von Assisi gestiftete Orden der Clarissinnen. Als einfacher Bettelorden kam in der Folge (außer dem schon genannten Carmeliterorden) der Orden der Augustinereremiten hinzu (1244).

Die Thätigkeit dieser neuen Mönchsorden fand bald ein Hauptfeld in der Bekämpfung jener Ketzervereine, die in Südfrankreich und den angränzenden Ländern (K. 1, 4) entweder durch ihren Neognosticimus und theilweisen Manichäismus oder auch durch ihre mehr zum Apostelchristenthum zurückstrebenden Lehren eine um so größere Noth für die Kirche bereiteten, je mehr diese selbst durch Vernachlässigung des christlichen Unterrichts und durch die Weltsucht der Geistlichkeit bereits um die innere Kraft der Ueberwindung des Verkehrten in sich und in der äußerlichen Welt gekommen war.

Die Versuche, dem wachsenden Kirchenabfall entgegenzuwirken, giengen anfangs von der gemeinbischöflichen Hierarchie aus, fanden aber bei den Weltgeistlichen keine hinreichende Unterstützung. Da übernahm die römische Hierarchie in ihrem größten Vertreter die Leitung der Gegenwirkung, indem Innocenz Missionäre und Legaten (besonders Cisterzien-

ser- und Dominicanermönche) nach Südfrankreich sandte, um die Albigenser (K. 1, 4) zunächst durch Ermahnungen, Belehrungen und Religionsgespräche in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Obgleich er unter Hinweisung auf Ezech. 33, 11. vor übertriebenem Eifer warnte, so zeigten doch die wenigsten bei ihrem Bekehrungsgeschäfte die rechte Weisheit, sondern mehrten durch ihr geistlich-polizeiliches, tyrannisch-inquisitorisches Verfahren, nicht selten auch durch Feuer und Schwert, die Hartnäckigkeit sowohl, als die Zahl der Irrenden nur noch mehr. Da somit die Gefahr für die Kirche immer größer wurde, zumal Graf Raymund VI von Toulouse den Kirchengegnern seine Unterstützung lieh: so entschloß sich Innocenz selbst zur Strenge und ließ durch den Abt Arnold von Citeaux 1205 das Kreuz gegen die Albigenser predigen, und als von ihnen sogar sein Legat Peter von Chastelnau 1208 erschlagen wurde, forderte er den König Philipp August von Frankreich auf, diesen Kreuzzug in Vollzug zu setzen — ein Verfahren, das, weit entfernt, der Kirche zum Heil zu gereichen, vielmehr ihre religiöse Verderbtheit und sittliche Schwäche erst recht an den Tag legte und daher auch auf das glänzende Bild jenes Papstes einen langen Schatten wirft, wiewohl sich aus seiner Ansicht, „diese Ketzer seyen ärger als die Sarazenen", erklären läßt, wie es kam, daß er das Recht der Kirche auf diese Weise schützen zu müssen glaubte. Zu spät erschrack er vor den Folgen seines Schritts: denn als er den nun beginnenden Gräueln Einhalt thun wollte, vermochte er es nicht mehr. Fortan wurde die Kirche eine blutig-verfolgende!

Die Albigenserkriege dauerten an 20 Jahre hindurch und wurden mit solcher fanatischen Wuth geführt, daß das Blut von Schuldigen und Unschuldigen jedes Standes, Alters und Geschlechts in Strömen floß, die Gräuel der Grausamkeit und Habsucht gen Himmel schrieen und das schöne, kunst- und gewerbreiche Land in eine Einöde verwandelt wurde.

Das vom König von Frankreich aufgebotene Kreuzheer nämlich, angeführt von dem tapfern, aber habsüchtigen und hartherzigen Grafen von Montfort, der nach Raymund's Besitzungen lüstern war, bedrängte gleich

im Anfang die Ketzer so, daß Raymund, zu dessen Unterthanen die meisten gehörten, nach den schwersten Demüthigungen versprach, nun selbst gegen sie zu Felde zu ziehen, in der Hoffnung, ihnen dadurch ein milderes Loos zu verschaffen. Allein die theils fanatische, theils beutegierige Menge der Kreuzfahrer erstürmte die Stadt Bezières und erschlug an 20,000 Einwohner jedes Alters und Geschlechts, und dabei soll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man die Rechtgläubigen von den Ungläubigen unterscheiden könne, gesagt haben: „Schlagt nur todt: der Herr kennet und schützet die Seinen!" Darauf zogen sie vor die wohlbefestigte Stadt Carcassonne, deren Einwohner sich nach tapferer Vertheidigung auf Vertrag ergaben und mit Hinterlassung aller Güter und selbst ihrer Kleider in bloßen Hemden die Stadt verlassen mußten. — Daher bereute Raymund seine Nachgiebigkeit, und da er sah, daß es von seinen Gegnern ganz auf seine Besitzungen abgesehen war, so wendete er sich an Innocenz selbst, der, weil ihm diese Gelegenheit erwünscht war, dem Krieg ein Ende zu machen, ihm Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche und Wiedereinsetzung in seine Güter versprach, wenn er sich von dem Verdacht, an Chastelnau's Ermordung Theil gehabt zu haben, reinigen würde. Aber der Graf Montfort und der päpstliche Legat legten bei dieser Untersuchung dem Raymund so ungerechte und grausame Bedingungen auf, daß er wieder auf die Seite seines Volkes trat. Daher wurde er abermals gebannt, und der Krieg entbrannte mit noch heftigerer Wuth. Adel und Volk im ganzen Gebiet von Toulouse griff allenthalben zu den Waffen (besonders in Alby) und übte an den Päpstlichen schreckliche Vergeltung, die hinwiederum durch Bann und Interdict gebüßt wurde. Die Albigenser wurden schaarenweise verstümmelt, geblendet und verbrannt, selbst solche, die bereit waren, ihre Irrthümer abzuschwören. Viele sprangen freiwillig in die Flammen, um die Märtyrerkrone zu erlangen.

Dringend mahnte Innocenz wiederholt zur Mäßigung, tadelte die Behandlung des Grafen Raymund, warnte den Grafen Montfort, nicht den Schein auf die Kirche zu werfen, als wolle sie sich mit ungerechtem Gute bereichern, und drang auf einen Waffenstillstand. Aber Haß und Eigennutz hinderten die Ausführung dieses Befehls. Daher trat jetzt auch König Peter II von Aragonien, der bisher schon seinen Schwager Raymund unterstützt hatte, persönlich auf den Kampfplatz, wurde aber durch den Verrath einiger Grafen und durch die Tapferkeit Montfort's bei Muret 1213 geschlagen und ungeachtet heldenmüthigen Widerstandes getödtet.

Jetzt berief Innocenz eine allgemeine Kirchenversammlung (das vierte Lateranconcil in Rom 1215), welchem aus allen Enden der Christenheit 71 Erzbischöffe, 412 Bischöffe, 800 Aebte, selbst die Patriarchen des Orients, beiwohnten und worauf unter vielen andern, auf eine Kirchenbes-

serung abzielenden Verordnungen den Bischöffen strenge Wachsamkeit über die Sitten, die Kenntnisse und den Wandel ihrer Geistlichkeit, so wie über die Anstellung tüchtiger Prediger und Beichtiger in hinreichender Zahl — eingeschärft und ihnen die ungerechte, übertriebene und zu häufige Anwendung des Banns und Sündenerlasses, die häufige Ausstellung ungeprüfter Reliquien ꝛc. untersagt wurde. Dem Grafen Raymund wurden jedoch nur seine Besitzungen in der Provençe zurückgegeben, die übrigen aber dem Grafen von Montfort zugesprochen. (Auf dieser Synode wurde auch die von Radbertus Paschasius 831 zuerst behauptete und von Lanfranc 1050 vertheidigte Lehre von der Transsubstantiation oder Brotverwandlung im h. Abendmahl förmlich bestätigt.)

Der Krieg wurde besonders nach dem Tode des Papstes Innocenz, mit steigender Heftigkeit geführt, weil der König von Frankreich den Vortheil seiner Krone dabei im Auge hatte. Anfangs siegten die von Aragonien unterstützten Ketzer, verjagten den Grafen von Montfort aus Toulouse und eroberten nach seinem Tode (der ihn bei einer Belagerung durch einen Steinwurf ereilte) viele Burgen der Umgegend. Als aber der standhafte Raymund starb (1222), bekamen die Päpstlichen wieder die Oberhand und der junge Graf Raymund VI mußte nach schimpflicher Kirchenbuße seine Güter in Languedoc der französischen Krone überlassen. Das Concil in Toulouse suchte nun die unterdrückte Ketzerei auch im Keime auszurotten und verordnete, es solle Jeder, der einen Ketzer berge oder schone, Land, Gut und Amt verlieren; das weibliche Geschlecht vom zwölften, das männliche vom vierzehnten Lebensjahre an alle zwei Jahre Kirchentreue und Ketzerverfolgung geloben; zu Ketzern und der Ketzerei Verdächtigen (zu denen auch alle gerechnet wurden, welche eine Bibelübersetzung lasen) kein ketzerischer Arzt oder Wärter, selbst nicht in tödtlichen Krankheiten, gelassen werden ꝛc.

Da indeß dem Papste Gregor IX die Bischöffe nicht kräftig genug in Vollziehung dieser Verordnungen waren, stiftete er 1232 zu Toulouse, Carcassonne und andern Orten eigene, unter päpstlicher Autorität stehende, mit unbeschränkten Vollmachten versehene Inquisitionstribunale mit dem Zweck, alle der Ketzerei Angeklagten und Verdächtigen einzuziehen, durch Foltern

und Martern zum Geständniß zu zwingen, die Widerrufenden nach Gutdünken mit Bußen (selbst lebenslänglichem Gefängnisse) zu belegen, die Unverbesserlichen zwar nicht selbst — denn ecclesia non sitit sanguinem! — zu tödten, aber sie der weltlichen Macht zum Feuertod zu übergeben. Die besondere Aufsicht über die Inquisition wurde dem bereits von dem mildern Sinne seines Stifters weit abgewichenen Dominicanerorden anvertraut, aus dessen Gliedern die ausschließlichen Gerichtsbeisitzer gewählt wurden.

Auch die Waldenser, (deren Wesensverschiedenheit von den Albigensern K. 1, 4. a. E. angegeben wurde) waren in den Albigenserkriegen der gleichen Verfolgung ausgesetzt. Anfangs zwar faßte Innocenz den Gedanken, die „Armen von Lyon" durch den zur Kirche zurückgekehrten ehemaligen Waldenser Durandus de Osca 1210 in einen eigens autorisirten „Verein katholischer Armen" umzuwandeln, dessen Geistliche unter kirchlicher Aufsicht dem Volke die h. Schrift erklären und Erbauungsversammlungen halten, die Laienbrüder aber für die Kranken- und Waisenpflege sorgen sollten. Allein nur wenige Waldenser ließen sich dadurch locken, und auch die grausamsten Verfolgungen, denen sie in diesen Kriegen ausgesetzt waren, beugten ihren Glaubensmuth nicht, sondern dienten nur dazu, ihre noch mangelhafte Erkenntniß mehr zu läutern und der evangelischen Wahrheit näher zu führen. (Von den fernern Schicksalen der Waldenser wird im weitern Laufe der Geschichte noch die Rede seyn).

4. Der vierte Kreuzzug. Die französischen Kreuzfahrer in Venedig unter Balduin von Flandern. Der Doge Dandolo. Eroberungen in Dalmatien. Zug gegen das griechische Reich. Das lateinische Kaiserthum mit abendländischer Lehensverfassung. Die griechische Kirche scheinbar unter dem römischen Stuhl. — Fortdauernde Parteikämpfe im Abendland. Die Kinderkreuzzüge.

Während die römische Kirche im abendländischen Westen durch Waffengewalt und Glaubensgerichte die ihr widerstrebenden Secten sich zu unterwerfen bemüht war, hatte Innocenz gegen die Ungläubigen im Morgenland einen neuen großen Kreuzzug

(den vierten) in Bewegung gesetzt, der aber durch den Ehrgeiz des venetianischen Freistaats eine unvorhergesehene Richtung gegen das griechische Reich nahm und zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Sieg über die griechische Kirche führte.

Da nämlich nach der Rückkehr des Königs Richard Löwenherz aus dem h. Lande die von ihm errungenen Vortheile (K. 4, 3. a. E.) nach Saladin's Tod im Kampf gegen dessen Sohn Malek-Adel wieder verloren giengen, hatte schon Cölestin III einen Kreuzzug angeregt, den der Erzbischoff von Mainz in's Werk setzte, ohne jedoch dadurch etwas auszurichten. Daher ließ Innocenz durch den Legaten Fulco von Neuilly und andere außerordentliche Gesandte in Frankreich, Italien und Deutschland auf's Neue das Kreuz predigen und selbst von seiner bisher steuerfreien Geistlichkeit Beiträge dazu eintreiben. Die sich sammelnden Kreuzfahrer sollten in zwei Heerhaufen nach Aegypten übersetzen und durch Eroberung von Damiette die Wiedereroberung von Palästina erleichtern.

Während die deutschen Kreuzfahrer aus nordischen Häfen um die pyrenäische Halbinsel herum nach Damiette segeln sollten, sammelten sich die französischen Kreuzfahrer unter der Anführung des Grafen Balduin von Flandern, der Grafen von Blois und Chartres und des Markgrafen von Montferrat in Venedig. Denn die Venetianer, welche gleich den Pisanern und Genuesen, von diesen heiligen Zügen bedeutende Handelsvortheile hatten und besonders diesmal die Erweiterung ihrer Macht durch Erwerbung neuer Besitzungen im Osten beabsichtigten, hatten mit den französischen Kreuzfahrern in Betreff der Ueberfahrt einen vom Papst bestätigten Vertrag geschlossen, der unter dem Anschein von Billigkeit einen eigennützigen Hinterhalt barg, indem sie um 85000 Mark Silbers, Schiffe und Kost für 20,000 Kreuzfahrer und noch 50 Schiffe zum Krieg zu stellen sich verpflichteten, dagegen an den Eroberungen sich ihren gebührenden Antheil ausbedungen.

Absichtlich jedoch zögerte der schlaue 90jährige, aber noch jugendkräftige Doge Heinrich Dandolo, der selbst den Oberbefehl über die Flotte übernommen hatte, mit der Abfahrt, bis

viele Kreuzfahrer ihr Geld verzehrt hatten, und als sie mit steigendem Ungestüm auf die Abfahrt drangen, forderte er zuvor die Erlegung des Ueberfahrtsgeldes. Da nun aber an der bedungenen Summe noch 34000 Mark Silbers fehlten und selbst das Silberzeug der Fürsten, das sie anboten, das Fehlende bei weitem nicht decken konnte, so entstand die größte Verlegenheit, welche Dandolo durch den Vorschlag beendigte, sie sollten das Rückständige dadurch abverdienen, daß sie ihm die Küstenstadt Zara in Dalmatien, welche die Ungarn unrechtmäßig an sich gerissen hätten, erobern hülfen.

Obgleich die Kreuzfahrer über die Zumuthung, gegen Christen zu streiten, erschracken und Innocenz Einsprache that, die Bessergesinnten auch wirklich theils nach der Heimath, theils nach den apulischen Häfen eilten, so blieb doch ein Gewalthaufe zurück, der aus Noth und Abentheuerlust sich auf diese Weise den Venetianern verkaufte und von Dandolo auf 300 Schiffen nach Dalmatien führen ließ, wo er ihm Triest und Zara erobern half (102).

Zwar bestrafte Innocenz den Dogen sammt den Kreuzfahrern mit dem Bann; als letztere aber den Papst um Vergebung baten und neuen Gehorsam gelobten, löste Innocenz den Bann und gab ihnen zwei Cardinallegaten mit. Aber Dandolo, der in Zara von Alexius (IV), dem Sohne des griechischen Kaisers Isaac Angelus, um Hülfe wider einen Empörer, der seinen Vater geblendet und eingekerkert, ihn aber aus dem Reiche vertrieben hatte, angegangen wurde, machte nun den Kreuzfahrern den Vorschlag zu einer Hülfsunternehmung gegen Constantinopel, in der Hoffnung, daraus selber große Vortheile zu ziehen.

Anfangs weigerten sich die Kreuzfahrer, ihr Gelübde auf's neue zu brechen; da aber Dandolo die Griechen als Feinde der römischen Kirche bezeichnete und zugleich auf Constantinopel's Schätze hinwies, auch Alexius 200000 Mark Silbers versprach: so ließen sie sich abermals bereden, zumal zuletzt Innocenz, von päpstlicher Politik geleitet, seine Einwilligung unter der Bedingung ertheilte, daß nach der Eroberung Constantinopels die

griechische Kirche mit der römischen vereinigt würde. So lief denn die 480 venetianische Segel starke Kreuzflotte im April 1203 aus dem Hafen von Zara aus, eroberte die epirotische Küstenstadt Durazzo und die Insel Corfu und legte sich am 23 Juni bei Chalcedon an der kleinasiatischen Küste, der griechischen Hauptstadt gegenüber, vor Anker.

Nach vorhergegangener Aufforderung an den Usurpator Alexius III, den Thron an den rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, und nach vergeblichen Unterhandlungen, begann der Angriff auf Constantinopel. Neun Tage lang vertheidigten sich zwar die Griechen unter dem Vorgang der normännischen Leibwache tapfer, aber am zehnten sprengte das Ungestüm der Kreuzfahrer die Hafenketten, verbrannte die griechische Flotte und erstürmte die Stadt, wobei ein Theil derselben durch die Venetianer in Flammen aufgieng. Da entfloh Alexius III, die Byzantiner aber holten den alten geblendeten Isaac aus dem Kerker und setzten ihn sammt seinem Sohne auf den Throne.

Als nun aber die Kreuzfahrer die versprochene Belohnung erhalten sollten, brachte Alexius nur einen Theil derselben auf, obgleich selbst die Kirchengefäße dazu verwendet wurden; noch weniger aber konnte er die Bedingung einer Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen erfüllen, da die Priesterschaft theils aus Stolz, theils aus Furcht vor dem Volke jede Mitwirkung verweigerte. Unter solchen Verhältnissen stieg das alte Mißtrauen zwischen Griechen und Lateinern um so mehr, als der päpstliche Legat sich gegen Alexius erklärte. Und als vollends der fanatische Eifer einiger Pilger eine den muhammedanischen Kaufleuten in Constantinopel eingeräumte Moschee in Brand steckte und die Griechen diesen Muhammedanern gegen die Kreuzfahrer zu Hülfe kamen, so entstand eine solche Verwirrung, daß dabei der vierte Theil der Stadt mit noch manchem kostbaren Reste des Alterthums in Flammen aufgieng.

Nun beschuldigte das Volk, ohnedies unwillig über die außerordentlichen Steuern, welche zur Befriedigung der Kreuzfahrer ausgeschlagen worden waren, den Alexius eines Einverständnisses mit den Lateinern und rief einen Sprößling des ehemaligen Kai=

serhauses Ducas, Namens Alexius (V) Murzuphlus (so beigenannt wegen seiner starken, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen) zum Kaiser aus, der dann den unglücklichen Alexius IV gefangen nehmen und erdrosseln ließ, während Isaac vor Schrecken starb.

Da beschloßen die Kreuzfahrer, von Rache, Glaubenshaß und Beutegier getrieben, sich der Stadt um jeden Preis zu bemächtigen. Nachdem sie sich zum Voraus über die Theilung der Beute und des Reiches verständigt hatten, begann ein allgemeiner Sturm, und als dieser abgeschlagen wurde, ein zweiter, durch welchen Constantinopel d. 13. April 1204 zum zweitenmal von den Kreuzfahrern erobert, auf's schrecklichste geplündert und zum drittenmal mit Feuer heimgesucht wurde.

Der Schrecken der Byzantiner bei der Einnahme war so groß, daß selbst nach griechischen Berichten „Ein Ritter Tausende vor sich hertrieb." Murzuphlus war bereits entflohen, wurde aber nachher gefangen und von der Säule des Theodosius hinabgestürzt. Während die Kreuzherren in einer Wahlversammlung beriethen, wer das neue Kaiserthum erhalten solle, wurden die Häuser und Paläste mit zügelloser Wuth geplündert und die schrecklichsten Gräuel und Freveltharen verübt. Die Kirchen wurden verunreinigt, geweihte Gefäße zum Kochen verwendet, eine freche Dirne auf den Stuhl des Patriarchen gesetzt; herrliche Kunstwerke absichtlich verstümmelt und zerstört, selbst metallene Bildsäulen aus Habsucht zertrümmert und nur die vier bronzenen Pferde (angeblich ein Werk des Lysippus) von den Venetianern gerettet, um ihre Stadt damit zu zieren, wie sie denn auch mit dem kunstreichen Thor der Sophieenkirche die Marcuskirche in Venedig schmückten. — Darauf theilten die Franzosen und Venetianer gleichheitlich die in drei Kirchen aufgehäufte Beute, die so groß und kostbar war (besonders an Gold, Silber und Zeuchen), daß ein Augenzeuge meinte, im ganzen übrigen Europa sey nicht so viel Reichthum zu finden.

Nach der Theilung der Beute schritt man zur Theilung und Einrichtung des Reichs. Es wurde so zu sagen geviertheilt. Der von den Siegern einstimmig zum Kaiser erwählte Graf **Balduin** von Flandern erhielt Constantinopel und ein Viertheil des Landes (namentlich Epirus, Thessalien und einen Theil von Griechenland oder Achaja). Der Graf von Montferrat erhielt Macedonien und einen Theil Griechenlands

und nannte sich König von Thessalonich. Die Venetianer wählten sich zu ihrem Theil klugerweise den ihnen am nächsten gelegenen, nämlich den ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meer, die jonischen Inseln (Zante, Corfu, Zephalene) und vom Festlande Lakonien, und erwarben dazu vom Grafen von Montferrat Creta durch Kauf. Verschiedene, besonders französische Grafen und Barone erhielten kleinere Herrschaften mit Fürstentiteln zu Lehen.

Die Griechen behaupteten sich hauptsächlich in den kleinasiatischen Landschaften, und zwar in Mysien, Bithynien, Lydien, Jonien und Phrygien, wo Theodor Lascaris das nicänische Kaiserthum mit der Hauptstadt Nicäa — sodann im Pontus, wo Alexius Comnenus das trapezuntische Kaiserthum mit der Hauptstadt Trapezus (Trapezunt) einrichtete. Außerdem erhielten sich die Griechen unter einem Seitensprößling der Familie Angelus in einem Theile von Epirus und in Aetolien.

Das lateinische Kaiserthum aber gab sich eine dem Königreich Jerusalem ähnliche, auf das abendländische Lehenswesen gegründete Verfassung, die daher aus den gleichen Gründen die gleichen Gebrechen an sich trug (XV. 3, 4). Die geringe Zahl der Eroberer (höchstens 20000 Krieger); das weitläufige, schwer zu überwachende, größtentheils erst noch vollends zu erobernde Gebiet; die lose Lehnsverbindung so vieler meist selbständiger Herrschaften, welche selbstsüchtig nur ihren, nicht des Reiches Vortheil im Auge hatten; die unzureichende Unterstützung aus dem Mutterlande — das alles konnte dem Bestande der neuen künstlichen Schöpfung nicht förderlich seyn. Der Widerwille der Griechen gegen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft, deren Sitten, Kirchengebräuche und Lehnsinstitute ihnen verhaßt waren, brach auch in stete Empörungen aus, welche in Verbindung mit mit den häufigen Einfällen der Bulgaren, in deren Gefangenschaft gleich der erste lateinische Kaiser (Balduin I) gerieth und starb, den neuen Herrschern schwere Noth bereitete.

Die griechische Kirche schien nun zwar dem römischen Stuhle unterworfen, aber die Gemüther der Grie-

chen vermochte der bloße römische Ritus nicht für die innere Wahrheit zu gewinnen. Mochte sich auch Innocenz über den für jetzt errichteten Triumph täuschen, so sah er doch mit Schmerz den ursprünglichen Zweck dieser Kreuzfahrt unerfüllt, und seine Bemühungen, einen neuen Kreuzzug ins h. Land zu Stande zu bringen, scheiterten an den damals noch fortdauernden Parteikämpfen in Deutschland, den Fehden zwischen Frankreich und England und den Albigenserkriegen. Fanden auch seine Legaten, so wie seine Missionäre im europäischen Norden (in Norwegen, Liefland, Litthauen, Preußen, Rußland) williges Gehör, — wie denn Waldemar II von Dänemark eine Heerfahrt unternahm und der Cistercienserabt Christian in Preußen 1215 ein Bisthum errichten konnte —: so vermochten doch seine Sendungen an die binnenasiatischen Völker (Türken, Tartaren rc.) nichts auszurichten.

Der nach Innocenz' Tode 1217 von dem König Andreas II von Ungarn und dem Herzog Leopold VI von Oesterreich unternommene fünfte große Kreuzzug hatte weiter kein Ergebniß, als eine Vermehrung der — Reliquien! denn Zwietracht, Hungersnoth und Krankheit waren der Unternehmung verderblich. Und wenn auch nach des Königs Andreas Heimkehr die noch Zurückgebliebenen 1219 Damiette eroberten, so mußten sie es doch schon im zweiten Jahre darauf wieder zurückgeben (K. 7, 2). Solche Ergebnisse schwächten den Eifer für die Kreuzzüge mehr und mehr, und vollends mußte der aufkommende Wahnsinn der Kinderkreuzzüge besonnene Gemüther mehr als betrüben!

Die **Kinderkreuzzüge** giengen von Fanatikern aus, welche Stellen wie Matth. 21, 16, Marc. 10, 14, 15 rc. mißdeutend, behaupteten, Gott wolle nur durch Unmündige das h. Grab erobert wissen. Bei der unter Innocenz bis zur äußersten Spannung von der Geistlichkeit angeregten Schwärmerei für Kreuzfahrten zündete jener Gedanke bei der Jugend gar leicht. Es stand in Köln ein Knabe, Namens Nicolaus, auf, sammelte 7000 Knaben und Mädchen, und zog mit ihnen, begleitet von Leuten, die unterwegs für sie Almosen sammelten und es zum Theil betrügerisch für sich behielten, über die Alpen nach Italien, wo sich jedoch der sonderbare Zug bald auflöste. Viele blieben daselbst, besonders im Genuesischen; andere fuhren nach dem Morgenland und kamen nicht mehr wieder; wenige kehrten zurück (1212). — In

derselben Zeit sammelte sich in Marseille ein Haufe von 20,000 Kindern, um nach dem h. Land zu fahren. Zu ihrer Freude fanden sich zwei Kauffahrer, die sie unentgeldlich mitnahmen. Bald aber zeigte sich's, daß diese „großmüthigen" Kaufleute Sclavenhändler waren, von denen diejenigen Kinder, die nicht schon auf dem Meere starben, in Afrika an Sarazenen verkauft wurden!

---

6. Kapitel.

Siegreicher Kampf des Papstthums mit dem Kaiserthum unter dem zweiten hohenstaufischen Friedrich.

1. Kaiser Friedrich II und Papst Honorius III. Friedrich's erster Römerzug. Plan zur allgemeinen Herrschaft in Italien. Friedrich's Walten im sicilischen Reich. Jolantha. Die welfisch-ghibellinischen Parteiungen in der Lombardei. Erneuerter Bund der Lombarden. Ihre Aechtung. Päpstliche Vermittlung. Tod des Honorius.

Mit Innocenz' Tode hörte für Friedrich II auch die nähere spezielle Pietätsbeziehung zu dem heiligen Stuhl auf, und er würde, bei seinem immer bestimmter sich entwickelnden Ehrgeize, gegen den Papst Honorius III, der ohne die Talente seines Vorgängers zu besitzen, doch dessen Machtansprüche festhielt, wohl schon jetzt die Opposition ergriffen haben, wenn er nicht zur Ausführung seiner Herrscherentwürfe, zu denen die Erwerbung der Kaiserkrone und die Vereinigung Deutschlands mit Sicilien die Grundlage geben sollten, des päpstlichen Beistandes benöthigt gewesen wäre. Vom Papste an den gelobten Kreuzzug, so wie an die Abtretung der sicilischen Krone (an seinen Sohn Heinrich) gemahnt, schob er die Verzögerung des erstern auf die Säumniß der Fürsten, läugnete die Absicht einer Verbindung jener beiden Reiche und versprach volle Ergebenheit gegen die Kirche. Honorius gewährte weitere Nachsicht und ließ sogar die Wahl des jungen Heinrich zum deutschen König (1220) geschehen.

Als hierauf Friedrich seinen ersten Römerzug unternahm, konnte er zwar bei der großen Abneigung der Mailänder

die lombardische Krone noch nicht erlangen, erhielt aber aus den Händen des Papstes die römische, jedoch unter Bedingungen, bei welchen die Kaisermacht in den vollen Fesseln der Hierarchie erschien. Denn er mußte nicht nur alle von Innocenz dem heiligen Stuhl erworbenen Städte und Landschaften, die ehemals den Kaisern zustunden, gewährleisten, sondern auch jeden Beistand zur Vertilgung der Ketzer geloben. Zur Erfüllung seines Kreuzgelübdes ward ihm jedoch noch ein Aufschub gewährt, bis er seine Erbländer beruhigt hätte. Und da ihn der Papst nun als „Kaiser und König von Sicilien" behandelte, so schien keiner an des andern Zufriedenheit zu zweifeln.

In Bezug auf die Ketzer mußte Friedrich eidlich geloben, alle Personen, die von der Geistlichkeit als Ketzer oder der Ketzerei Verdächtige bezeichnet wurden, zur Untersuchung auszuliefern oder das von der Inquisition ausgesprochene Strafurtheil (insbesondre des Feuertods) zu vollziehen; Ketzer sollten rechts- und ehrlos seyn, ihre Söhne, Enkel und Urenkel weder Lehen noch Aemter bekommen, kurz alle Ketzer in jeder Weise verfolgt und ausgerottet werden. — Das waren allerdings harte, unmenschliche Gesetze, bei deren Beurtheilung man aber nicht übersehen darf, daß, was jetzt daran als Irrthum, ja als Frevel an der Menschheit erkannt wird, damals der ganzen kirchlich gesinnten Christenheit als rechtlich, nothwendig und heilbringend erschien!

Wohl fühlend, daß Deutschland wegen seiner die Kaisermacht beschränkenden Verfassung ihm für die Entwicklung seines Plans auf allgemeine Herrschaft in Italien keine sichere Stütze bieten konnte, war ihm alles daran gelegen, sich sein mütterliches Erbland zum Hauptstützpunct gegen die päpstliche Uebermacht zuzubereiten. Dort war aber vor Allem eine durchgreifende Umgestaltung nöthig, da in den acht Jahren seiner Entfernung Eigenwille und Parteisucht der weltlichen und geistlichen Großen, so wie Anmaßlichkeit und Habsucht Fremder (z. B. der Genuesen rc.) große Unordnung im Lande unterhalten hatte.

Er führte daher durch neue Reichs- und Rechtsgesetze eine festere Ordnung ein, ordnete allgemeine und besondere Landtage an, regelte die Steuern und den Haushalt, gab Verordnungen zum Schutz des Handels und der Gewerbe und ließ, um der Un=

gleichheit der aus römischen, lombardischen, griechischen und normannischen Gesetzen und Gewohnheiten gemischten Rechtspflege abzuhelfen, durch eine Commission von Rechtsgelehrten unter der Leitung seines spätern Kanzlers Peter von Weingarten (Petrus a Vinea oder de Vineis) ein allgemeines Gesetzbuch vorbereiten, das in der Folge eingeführt wurde. Eben so gab er zur Verbesserung der Sitten strenge Gesetze, welche vorzüglich gegen die von der Ueppigkeit des südlichen Himmels begünstigten fleischlichen Vergehungen gerichtet waren, obwohl er selbst gegen sein eignes heißes Blut zu wenig kämpfte. Zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes legte er die erste vollständige Universität zu Neapel an (1224), hob die alte Arzneischule zu Salerno und bewies sich durch eigene lebhafte Theilnahme an den Geschicken dieser Anstalten, so wie durch Berufung und freigebige Unterstützung ausgezeichneter Gelehrten und Künstler selbst als einen klaren Geist, dessen Scharfblick sich mehr und mehr über seine Zeit zu heben begann, ohne jedoch dabei noch die Gränze religiöser Freiheit zu überschreiten.

Die Strenge aber, mit der er einige Bischöffe für ihr Widerstreben gegen seine Anordnungen strafte, führte bald zu Klagen von Seite des Papstes über Mißachtung und Beeinträchtigung der bevorrechteten Geistlichkeit, und obgleich eine persönliche Unterredung die gegenseitigen Beschwerden wieder hob, so zeigten sich doch darin schon die Vorboten eines künftigen schweren Zusammenstoßes der Weltmacht mit der Kirche. Nur die Milde des Papstes Honorius vermied ihn noch. Da Friedrich immer noch keine ernsten Anstalten zur Abfahrt machte, weil er befürchtete, daß nach seiner Entfernung die stets unruhigen Barone die mühsam aufgebaute Ordnung wieder zerstören möchten: so gewährte Honorius noch einen Aufschub, suchte aber dem Kaiser einen bestimmten Antrieb dadurch zu geben, daß er ihm nach dem Tode seiner Gattin Constanze, die Jolantha, die Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann's von Brienne, der damals in Italien Hülfe suchte, zur Gemahlin antragen ließ. Als Friedrich darauf eingieng und bei der Vermählung den Titel „König von Jerusalem" annahm, mußte er zugleich

versprechen, binnen zwei Jahren bei Vermeidung des Banns den Zug anzutreten.

Friedrich berief daher im folgenden Jahre einen Reichstag nach Cremona, theils um mit den deutschen Fürsten den Kreuzzug zu verabreden, theils um die Lombarden zur Nachgiebigkeit zu bringen, weil sie die ihm aus dem Kostnitzer Vertrage zustehenden Rechte (K. 3, 5. a. E.) nicht mehr anerkannten. Allein sie schloßen auf geheimen Antrieb des Papstes 1226 ihren alten Bund und verhinderten durch Besetzung der Alpenpässe die Ankunft der Deutschen. Obgleich Friedrich die Acht über die Bundesgenossen aussprach, hielt er es doch nachher noch für das klügste, sich mit ihnen vor dem Papste zu vertragen, der dem Kaiser die Ertheilung allgemeiner Amnestie und den Lombarden 400 — Reiter zum Kreuzzug auferlegte. Friedrich gab nach und schon sah sich Honorius am Ziele seines Wunsches, als er starb und einem Nachfolger Platz machte, der — ein Neffe des Innocenz, also aus dem Geschlechte der Grafen von Signia stammend — zwar schon hochbejahrt, aber an Thatkraft und Kühnheit ein anderer Gregor VII war, dessen Namen er auch trug.

2. Der sechste Kreuzzug. Gregor IX. Friedrich's Kreuzzugsantritt, Krankheit und Bannung. Abfahrt. Lage der Dinge im Morgenland. Nas'r David und Sultan Kamel. Friedrich's Ankunft in Accon. Päpstliche Gegenwirkung. Friedrich's Vertrag mit Kamel. Friedrich König von Jerusalem.

Nicht gesonnen, dem päpstlichen Stuhle so viel, wie sein Vorgänger, zu vergeben, mahnte Gregor IX sogleich alle Fürsten, insbesondre den Kaiser, an den lang her betriebenen Kreuzzug, zu welchem bereits aus Italien, Frankreich, England, Deutschland ziemlich große Schaaren nach Brindisi strömten. Zugleich rügte Gregor, der als Papst und 80jähriger Greis die ihm zustehende Sittenaufsicht auch über die Mächtigen doppelt streng zu üben sich berufen und verpflichtet fühlte, in einem Privatschreiben Friedrich's persönlichen Wandel, vorzüglich seinen Hang zur Sinnlichkeit und Ueppigkeit. Obgleich diese Sprache Friedrichen verdroß, so konnte er doch nicht umhin, die

Einschiffung nun ernstlich zu betreiben. Zwar brachen bösartige Krankheiten aus, die den unter den Kreuzfahrern befindlichen Landgrafen Ludwig von Thüringen und einige Bischöffe hinrafften: dennoch fuhr Friedrich ab und war schon zwei Tage auf der Fahrt, als er am dritten selbst erkrankte und zurückkehrte, um in den Bädern von Puzzuoli seine Genesung abzuwarten. Als der übrige, ohnedieß schon mißmuthige Pilgerhaufe davon hörte, stellte er ebenfalls die Fahrt ein und zerstreute sich nach allen Seiten, weil, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit bemerkt, die Pilger mehr auf den Kaiser, als auf Gott vertrauten.

Da nun vorauszusehen war, daß auch die bereits nach Asien vorausgeschickten Pilger nichts Wesentliches ausrichten würden, ergriff den Papst über die Vereitlung des so viele Jahre her betriebenen Zugs ein solcher Zorn und Schmerz, daß er am 29. Sept. 1227 den Kaiser in den Bann erklärte, in der festen Voraussetzung, Friedrich's Krankheit sei eine Verstellung, obgleich dieser sich vor ihm und der Welt zu rechtfertigen suchte. Hiemit war der Kampf zwischen dem Kaiserthum und Papstthum auf's Neue eröffnet und in Friedrich stellte sich fortan entschiedener und schneidender, als je vorher, die weltliche Macht der geistlichen gegenüber.

In dem Bann-Ausschreiben des Papstes hieß es unter Anderm: das Schifflein Christi (die Kirche) werde von vier Seiten zugleich bestürmt, von der Heidenrotte, die das heil. Land nicht herausgebe, von der Wuth der Tyrannen (Fürsten), welche die Freiheit der Kirche unterdrücken wollten, von den Ketzern, die den untheilbaren Mantel Christi zu zerreißen suchten, von falschen Brüdern und ungehorsamen Söhnen, welche die Kirche als Schlangen oder Basilisken an ihrem Busen genährt habe. Um die Wuth dieser Stürme zu beschwichtigen, habe die Kirche den von seiner Jugend an auf ihren Armen getragenen, von ihr mit Anstrengung geschützten und erzogenen und zur höchsten weltlichen Würde erhobenen Friedrich erkoren, und dieser vergelte ihr nun mit solchem Undank und bedecke sich dadurch mit Schmach und Schande. — Dawider bemerkte Friedrich in seinem Rechtfertigungsschreiben: Er habe die römische Weise kennen gelernt: hinter honigsüßen Reden verberge sie unersättliche Blutgier; der römische Hof halte sich für die wahre Kirche und sey im Grunde die Wurzel aller Uebel; seine Aussendlinge giengen als in Schaafskleidern gehüllte Wölfe aus,

die Freien zu unterjochen und Geld zu erpressen; die erste Kirche Christi sey auf Armuth und Lauterkeit gegründet gewesen, die vorgebliche Kirche wälze sich jetzt im Reichthum; der Stellvertreter Christi strecke seine Hände nach Königreichen und Kaiserthümern aus und verwirre die ganze Welt, die recht thue, wenn sie sich zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei vereinige.

Um nun zu zeigen, daß es ihm mit dem Zug Ernst gewesen, rüstete er sich für den folgenden Frühling. Er sandte den Erzbischoff von Palermo an den Sultan Kamel nach Aegypten, um Unterhandlungen anzuknüpfen, schickte deutsche Schaaren voraus und bot alle seine sicilischen Lehenträger auf, die, obgleich sie der Papst von aller Treue gegen ihn und von allen Abgaben frei sprach, ohne Widerstand dem Kaiser gehorchten. Selbst in Rom war man über das rasche Verfahren des Papstes unzufrieden und als er im März 1228 über den Kaiser und dessen Unternehmung den Bann erneuerte und ihm das apulische Reich absprach, stieg der Unwille der Römer so, daß der Papst, um Mißhandlungen zu entgehen, nach Perugia entwich. Nachdem Friedrich in seinem apulischen Reiche für die Ruhe in seiner Abwesenheit gesorgt und den Herzog von Spoleto zum Reichsverweser ernannt hatte, schiffte er sich, ungeachtet seine Gemahlin Jolantha an den Folgen der Geburt seines Sohnes Konrad starb, nach einem feierlichen Abschied im Aug. 1228 zu Brindisi ein und fuhr über Cypern nach Palästina.[1]

Die Lage der Dinge im Morgenland war um diese Zeit folgende: Gleichwie Malek-Adel, Saladin's ältester Sohn, seine Brüder verdrängt hatte, so brach nach seinem Tode auch unter seinen Söhnen Hader aus, bei welchem bald List, bald Gewalt den Ausschlag gab und „die Beherrschten noch mehr als die Beherrscher litten", am meisten aber die Christen in Palästina. Als Moaddham, Adel's ältester Sohn, welchem Damaskus zugefallen war, ein Mann von großer Mäßigung und Besonnenheit, starb, hinterließ er einen unmündigen Sohn, Namens Nas'r David, unter der Vormundschaft eines Emir's. Allein Moaddham's Bruder, der Sultan **al Kamel** von Aegypten, betrachtete sich als Obersultan, und setzte, ohne seines Neffen Ansprüche zu berücksichtigen, in Gaza, Jerusalem und andern Städten Syriens Statthalter ein. — Vergebens suchten die Christen des Abendlandes (im fünften Kreuzzuge K. 6, 4. a. E.) ihren Glaubensgenossen im

Morgenlande dadurch Hülfe zu leisten, daß sie dem Sultan Damiette, den Schlüssel Aegyptens, zu entreißen suchten. Zwar eroberten sie diese reiche und feste Handelsstadt (1219), so daß Kamel ihnen für deren Rückgabe Jerusalem anbot; da jedoch gerade der Herzog Ludwig von Bayern mit Verstärkungen ankam, gieng der päpstliche Legat nicht auf den Vorschlag ein; aber nicht lange, so wurde das christliche Heer beim Vorrücken eingeschlossen und mußte sich durch Räumung Damiette's loskaufen. Mit Mühe behaupteten die palästinensischen Christen noch etliche Seeplätze (darunter Accon) und würden auch diese bei den beständigen Zwistigkeiten, in denen sie selbst und besonders die Templer und Johanniter unter einander lebten, verloren haben, wenn nicht zur rechten Zeit Friedrich's vorausgesandte Schaaren angekommen wären, mit deren Hülfe man bald nach Jerusalem aufzubrechen gedachte. — Unterdessen hatte Sultan Kamel mit seinem noch übrigen Bruder Aschraf das Erbe Moaddham's getheilt; aber theils war er mit ihm noch nicht ganz im Reinen, theils war der von ihm zurückgesetzte Nas'r David mit der ihm angebotenen geringen Entschädigung nicht zufrieden und daher im Begriff, gegen seinen Oheim Kamel zu Felde zu ziehen.

Da landete im September 1228 Friedrich in Accon und wurde mit großen Ehren empfangen, ja die Templer und Johanniter beugten nach alter Sitte das Knie vor ihm, als dem nunmehrigen Könige von Jerusalem. Bald aber bemerkten die Prälaten und Ritter, daß Friedrich nicht so nachgiebig war, als ihre frühern schwachen Könige, und da er mit einer Macht gekommen war, deren Hinlänglichkeit zur Wiedereroberung des Königreichs allerdings zu bezweifeln war, so fiengen sie an, mißtrauisch zu werden. Als vollends zwei Franziscaner als päpstliche Gesandte mit dem Befehl ankamen, daß man dem gebannten und ketzerischen Kaiser keinerlei Unterstützung gewähren solle, so verließen die Templer und Johanniter mit vielen Pilgern Friedrich's Heerlager, indeß der Patriarch und die Geistlichkeit das Volk ihm abwendig machten. Dadurch nicht geschreckt, brach Friedrich mit den ihm Treugebliebenen (insbesondre Deutschen, Pisanern und Genuesern) nach Cäsarea auf und erließ, auf den Rath des deutschen Hochmeisters Hermann von Salza, dem das Reich und die Kirche gleichmäßig am Herzen lag, nicht in seinem Namen, sondern „im Namen Gottes und der Christenheit“ ein allgemeines Aufgebot,

welches die Folge hatte, daß sich die Templer und Johanniter mit den meisten Pilgern wieder mit Friedrich vereinigten und in Eile Cäsarea und Joppe befestigten, weil Sultan Kamel mit seinem Heere bereits bei Gaza stand.

Dieser aber war selber von seinem Neffen David bedroht, der mit seinem Heere bei Sichem stand, so daß Kamel in der Besorgniß, Friedrich möchte sich mit David gegen ihn verbinden, die früher abgebrochenen Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder aufnahm, um ihn für sich zu gewinnen; und da sie beide bei persönlichem Zusammentreten sich als intelligente und zugleich als freigeistige Männer zu einander gezogen fühlten, so kam leicht eine Uebereinkunft zu Stande, welche dem Kaiser ohne Schwertschlag den Besitz Jerusalem's und anderer den Christen wichtigen Orte im h. Lande verschaffte, so wie es vor der sarazenischen Eroberung war.

Er erhielt nämlich noch Bethlehem, Nazareth, Rama und das ganze Land zwischen Accon, Tyrus, Sidon und Jerusalem mit der Befugniß, die alten Befestigungen von Jerusalem, Sidon, Cäsarea und Joppe wiederherzustellen. Der Tempel sollte gemeinschaftlich und die Moscheen unverletzt bleiben, die Muhammedaner aber außerhalb Jerusalem's wohnen. — Der arabische Schriftsteller Abulfeda jedoch behauptet, es seyen nur diejenigen Orte abgetreten worden, welche die Christen auf den Wegen von den Küstenstädten nach Jerusalem hätten berühren müssen. — Der Waffenstillstand wurde auf 10 Jahre geschlossen.

Hierauf hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Jerusalem und setzte, weil der Patriarch ihm als einem Gebannten jeden kirchlichen Dienst versagte, in der Kirche sich selbst die Krone auf das Haupt. Dabei ließ er durch Hermann von Salza eine Erklärung in deutscher, französischer und lateinischer Sprache vorlesen, worin er versprach, alles etwaige Versehen gegen die Kirche wieder gut machen und alles thun zu wollen, was zur Ehre Gottes, der Kirche und des Kaiserthums gereiche. Die Freude des Volks war groß; nur der Patriarch ließ sich nicht bewegen, vielmehr belegte er nun alle h. Oerter mit dem Interdict. Auch die Templer zeigten Feindschaft und als Friedrich im Begriff war, in geringer Begleitung an den Jor=

dan zu wallfahrten, ließen sie dem Sultan wissen, daß er dabei den Kaiser leicht fangen und tödten lassen könne! Der Sultan aber übersandte das verrätherische Schreiben dem Kaiser, damit er sich vor falschen Freunden hüten möge. Friedrich bestrafte sie damit, daß sie ohne seine Erlaubniß nicht mehr nach Jerusalem gehen und daß überhaupt kein Orden ein unabhängiges Heer mehr halten durfte. Auch ließ er alle Kirchen besetzen und die gegen ihn eifernden Priester vertreiben. Zwischen ihm und Kamel aber bestund seitdem eine noch engere Freundschaft, die sich durch häufige gegenseitige Briefe und Geschenke äußerte und nächst der persönlichen Leidenschaftlichkeit des Patriarchen nicht wenig zur Verstärkung von Friedrich's gegenkirchlicher Gesinnung beitrug.

3. Verwicklungen in Unteritalien. Heimkehr Friedrich's. Vertreibung der Schlüsselsoldaten. Vergleich mit dem Papst. Sicilien unter Friedrich's Verwaltung. Widerstreben in der Lombardei. Deutschland unter dem Reichsverweser Heinrich. Kreuzzug gegen die Stedinger. Freibrief für die Fürsten. Heinrich im Bund mit den Lombarden. Friedrich in Deutschland. Heinrich in Haft. Reichstag zu Mainz. Sühne mit den Welfen. Landfriedensgesetz.

Unterdeß hatte der Papst, durch die leidenschaftlichen Berichte des Patriarchen bestimmt, die schwersten Beschuldigungen über des Kaisers Verhalten und Leben im Orient, wornach er sogar als ein zum Islam Abgefallener dargestellt wurde, öffentlich erhoben hatte; ferner, weil der Herzog von Spoleto, Friedrich's Statthalter, in die päpstlichen Staaten eindrang, die Verbindung mit den Lombarden erneuert und die deutschen Fürsten zum Abfall vom Kaiser, die Könige von Frankreich, Spanien und England aber zur Hülfe aufgefordert und ein Heer einheimischer und auswärtiger Söldlinge, die er mit dem Schlüssel Petri bezeichnete, zu einem Krieg gegen Apulien aufgebracht. Zwar wurde der erste Einfall von den Getreuen des Kaisers zurückgewiesen; aber bei einem zweiten Einfall drangen die Päpstlichen, durch einen Zuzug verstärkt und durch einige vom Kaiser abgefallene Grafen unterstützt, tiefer in Apulien ein, erreichten über den Vulturnus hinaus Benevent und bedrohten Kapua, während der auf Seite des Papstes stehende Titularkönig

Johann den Herzog von Spoleto aus dem Kirchenstaat verdrängte und sich mit dem Hauptheere vereinigte, dem nun das ganze Land offen da lag.

Benachrichtigt von der Gefahr, in der sein Erbreich schwebte, überließ Friedrich nach den nöthigsten Anordnungen seinem Marschall die Hut der Krone Jerusalem's, eilte nach Italien zurück und landete glücklich unfern Brindisi. Durch des Kaisers plötzliche Erscheinung erschreckt, entfloh ein Theil der Schlüsselträger, die übrigen zogen sich plündernd hinter den Vulturnus zurück. Binnen wenigen Wochen hatte Friedrich sein ganzes Reich von den Feinden gesäubert, und an den Gränzen des Kirchenstaats großmüthig haltend, bot er die Hand zur Versöhnung.

Da Gregor keine Aussicht hatte, mit den Waffen etwas auszurichten, und seine Bundesgenossen, durch Friedrich's Rechtfertigung gewonnen, mit ihrem fernern Beistand zurückhielten, so kam nach langen Unterhandlungen endlich der Friede zu St. Germano (1230) zu Stande, in welchem der Papst den Kaiser vom Banne lossprach, der Kaiser dagegen den Deutschen und Lombarden die Acht erließ und die Geistlichen nicht mehr vor weltliche Gerichte zu ziehen, noch mit außerordentlichen Steuern zu belasten versprach. Eine persönliche Zusammenkunft und mehrstündige Unterredung zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit zu Anagni, wobei nur Hermann von Salza zugelassen wurde, führte vollends zur Verständigung, und Friedrich konnte in der nun folgenden sechsjährigen Ruhe seine schaffende Thätigkeit wieder auf die Verbesserung der Einrichtung und Verwaltung seines Erbreichs richten.

Vor Allem ließ er nun die begonnene neue Gesetzgebung vollenden und in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache bekannt machen. Auf der Lehnsverfassung ruhend, bestimmte sie die Rechte der verschiedenen Stände auf's genaueste, beschränkte insbesondere die Willkühr der Barone, verbot jede Selbsthülfe und gab daher auch den Aftervasallen das Recht der Berufung an die Reichsgerichte. Die obenberührte, unter den normannischen Oberherren schon bestandene, von Friedrich wiederhervorgerufene ständische Verfassung wurde dadurch vervollkomm-

net, daß sie zu den Berathungen der Prälaten und Barone auch Abgeordnete der Städte zuließ und so das Prinzip der Vertretung auf Reichstagen zum erstenmal in die Geschichte einführte. Dabei fuhr er fort, für den Flor des Handels und der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft zu sorgen, Städte zu befestigen und zu verschönern und eine zweite Colonie Sarazenen (in Luceria) anzulegen, um auf alle Weise die Ruhe des Landes zu sichern.

Sein Hof zu Palermo war der Mittelpunct eines reichen Lebens in materieller und geistiger Beziehung. Das Abend- und Morgenland spendete dahin seine Gaben. Obgleich er für seine Person nicht unmäßig lebte, liebte er doch einen kostbaren Tisch, und zu dem Glanz seines Hofes gehörten prächtig gekleidete Mohren, sarazenische Tänzer und Tänzerinnen, Sänger, Taschenspieler, Spaßmacher. Als Freund der Jagd, besonders der Falkenjagd, beschäftigte er sich gern mit der Naturgeschichte der Vögel und Pferde und schrieb in beiden Beziehungen selbst schätzbare Beobachtungen nieder. Auch hielt er reiche Thiergärten und Sammlungen ausländischer wilder und seltner Thiere. Aber auch das Ernste fand an seinem Hofe eine Stelle und unter Friedrich's Vorsitz wurden die Werke der Gelehrten, Künstler und Dichter geprüft, gelesen und dargestellt und der Sieger mit Kränzen belohnt. Er selbst dichtete in italienischer Mundart und in selbsterfundenen Weisen und Versmaßen, und von seinem Kanzler (Großrichter) Peter von Vinea ist das älteste ital. Sonnet vorhanden, das wir kennen, so daß man sagen kann, von Friedrich und seinem Hofe zu Palermo sey eine große Einwirkung auf die Entwicklung der italienischen Sprache ausgegangen.

Während Neapel und Sicilien unter Friedrich II unstreitig seine glücklichste Zeit hatte, hauste in Oberitalien der Geist des Unfriedens und der Zwietracht: denn die lombardischen Städte, von Eifersucht und Haß getrieben, lagen stets mit einander im Krieg und nicht selten tobte in einer und derselben Stadt wilder Parteikampf; allenthalben führte das Streben dieser vielen kleinen Republiken nach schrankenloser Freiheit und Unabhängigkeit zu tyrannischem Uebermuth oder anarchischer Willkühr. Um daher wieder einen Versuch zur Herstellung der Ordnung zu machen, schrieb Friedrich einen Reichstag nach Ravenna aus; aber die Lombarden widersetzten sich abermals und erneuerten ihren Städtebund, was

Friedrich nicht verhindern konnte, da ihn die Dämpfung eines Aufstandes in Sicilien beschäftigte.

Das beharrliche Widerstreben der Lombarden erbitterte den Kaiser um so mehr, da er Grund zu der Besorgniß zu haben glaubte, daß das Beispiel der Lombarden auch die deutschen Stadtgemeinden zu gleichem Widerstand reizen möchte. Darum erließ er schon auf jenem Reichstag Gesetze, welche der Entwicklung eines freien Bürgerthums in Deutschland hemmend entgegentraten und lieh auch nachher den Bemühungen des Adels und der Geistlichkeit, die althergebrachten Gerechtsame freier Landgemeinden zu unterdrücken, seine kaiserliche Unterstützung. Allerdings hatte an diesen Freiheitsbestrebungen und unruhigen Bewegungen jener Gemeinden auch die fortwährende kirchliche Opposition der Ketzer, die in solchen Freistädten und Freigemeinden mehr Schutz fanden, nicht geringen Antheil, und schon seit 1220 machte der Dominicaner Konrad von Marburg verschiedene Versuche die Inquisition auch in Deutschland einzuführen; doch hier zeigte sich dafür kein fruchtbarer Boden, und nachdem dieser wilde Ketzermeister eine ziemliche Anzahl Unschuldiger zum Tode gebracht hatte, wurde er selbst von einigen Edelleuten erschlagen (1233). Dagegen beweist der Kreuzzug gegen die Stedinger, daß sowohl der Adel, als die Geistlichkeit gleiches Interesse an der Unterdrückung dieser kirchlichen und politischen Freiheitsbestrebungen hatte.

Jene zu Ravenna erlassenen Gesetze geboten nämlich z. B. daß in den deutschen Städten alle von den Bischöffen nicht gebilligten Zünfte und Corporationen als staatsgefährliche Vereine abgeschafft, alle früherhin zum Schaden des Reichs gewährten Rechte und Freiheiten aufgehoben und aus hörigen Leuten keine Beisassen (Pfahlbürger) mehr gebildet werden dürften. Aus demselben Grund beschränkte der Kaiser den niedern Lehnsadel und begünstigte dagegen die größern Reichsfürsten durch Erweiterung ihrer Vorrechte. — Als die **Stedinger**, ein friesischer Stamm, der sich um die Hunte und Jahde noch in freien Landsgemeinden erhalten hatte, ihre von dem Grafen von Oldenburg angegriffenen Rechte und Errungenschaften vertheidigten, und die ihnen auferlegten kirchlichen Abgaben und Strafen nicht dulden wollten, bestätigte der Kaiser den mit Bewilligung des Papstes von dem Erzbischoff von Bremen wider sie gepredigten Kreuz-

zug, in welchem die Grafen von Brabant, Holstein, Geldern, Lippe, Cleve rc. mit 40000 Bewaffneten gegen sie auszogen, also, daß das kleine heldenmüthig kämpfende Volk bei Altenesche 1234 seinen Untergang fand.

Natürlich brachte diese Politik des Kaisers bei Vielen in Deutschland eine um so größere Mißstimmung hervor, als man dort längst mit seiner beständigen Entfernung unzufrieden war. So lange sein Sohn, König Heinrich (VII), noch unmündig war und der kluge Erzbischoff Engelbert von Köln und nach dessen Tode Herzog Ludwig von Bayern das Reich für denselben verwaltete, geschah alles nach dem Willen und im Sinne des Kaisers; als aber Heinrich nach eingetretener Mündigkeit selbst die Reichsverwesung übernahm, gab er sich einer ausschweifenden Lebensart und schlechten Rathgebern hin, die den ehrgeizigen Jüngling gegen seinen Vater einnahmen und ihm riethen, die Regierung allein in die Hand zu nehmen und zu dem Ende die Fürsten, Prälaten und Städte durch Verleihung ausgedehnterer Freiheiten (im Freibrief von Udine 1232) zu gewinnen.

Obgleich von seinem Vater gewarnt und von den meisten Fürsten und Prälaten zurückgewiesen, wendete er doch alle möglichen Mittel an, seine Partei zu stärken, setzte sich sogar mit den Lombarden in Einverständniß und schloß ohne Rücksicht auf Kindespflicht und Reichsehre mit den zum lombardischen Bunde gehörigen Städten einen eidlichen Vertrag, der ihm die lombardische Krone in Aussicht stellte. An diesem Verrath hatte Papst Gregor keinen Theil; vielmehr hatte er, weil ihm der Kaiser kurz zuvor gegen die empörerischen Römer Hülfe geleistet hatte, die Lombarden alles Ernstes zum Gehorsam gegen den Kaiser ermahnt, von ihnen aber eine verstellte Zusage erhalten.

Als nun Heinrich, von dem niedern Adel und den Städten des Rheinlands unterstützt, losbrechen wollte, eilte der Kaiser, durch den Markgrafen von Baden davon unterrichtet, mit einem kleinen Gefolge im Vertrauen auf sein Recht und die Treue der Deutschen aus Italien durch Oesterreich nach Bayern, wo sich ihm zu Regensburg sogleich 70 Fürsten und Prälaten mit einem so zahlreichen Heer anschloßen, daß Heinrich plötzlich von sei-

nem Anhang verlassen, seinen Vater um Gnade anflehte, die er auf dem Reichstage zu Worms erhielt. Weil ihm aber sein Vater nicht mehr die volle Macht anvertraute, brach der Unbesonnene abermals die Treue und ließ sich in neue Rüstungen gegen seinen Vater ein, ja soll ihm sogar nach dem Leben gestanden haben. Auf's neue gefangen, konnte er keine Verzeihung mehr erhalten und mußte mit Weib und Kind als Gefangener sein übriges Leben in einem Schlosse Apuliens verbüßen, wo er sieben Jahre darnach starb.

Nachdem der Kaiser die rheinischen Lande beruhigt hatte, feierte er in dem getreuen Worms seine (dritte) Vermählung mit Isabella, der schönen und geistvollen 21jährigen Schwester des Königs Heinrich III von England, mit einer Pracht, die von dem Wohlstand und der Lebensfülle jener Zeit und Gegend zeugte. Hierauf hielt er zu Mainz einen der größten und glänzendsten Reichstage, die man bis dahin gesehen. Auf demselben wurde der gefangene Heinrich seiner Würden entsetzt und Friedrichs junger Sohn Konrad IV zur Nachfolge im Königthum wenigstens einstweilen in Vorschlag gebracht; auch der alte Streit der Welfen und Staufen dadurch beigelegt, daß Otto das Kind, Enkel Heinrichs des Löwen (von dessen Sohn Wilhelm), gegen Aufgebung seiner Ansprüche an Sachsen das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen zurückerhielt mit dem Recht, es in männlicher und weiblicher Linie zu vererben. Zur Befestigung der Ordnung wurde den Fürsten ihre Landeshoheit gewährleistet und zur Verhütung von Empörungen der Landfriede auf's Neue beschworen, so wie auch die zu Ravenna gegen das Weitergreifen städtischer Freiheiten erlassenen Gesetze bestätigt. Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich, der Theilnahme an Heinrich's Empörung sowohl, als der Bedrückung seiner Städte und Störung seiner Nachbarn angeklagt, wurde, da er auf mehrmalige Vorladung nicht erschien, in die Reichsacht erklärt und mit der Vollstreckung derselben der König von Böhmen und der Herzog von Bayern beauftragt.

Das Hochzeitfest dauerte vier Tage und wurde durch die Gegenwart von 4 Königen, 11 Herzögen, 13 Markgrafen und Grafen, 13 Erzbischöffen

und Bischöffen und unzähligen andern Herren nnd Rittern verherrlicht, von welchen letztern der kaiserlichen Braut eine von Elfenbein, Gold, Perlen und Muscheln künstlich gearbeitete Wiege übergeben wurde. Ritterspiele, Schau-, Lust- und Gaukelspiele aller Art belustigten die Gäste in verschwenderischer Weise. Den Hofstaat der Kaiserin stattete Friedrich mit morgenländischer Pracht aus. Hatte er doch zur Mitgift nur allein an Geld 30,000 Mark Silbers erhalten!

4. Aufstand der Lombardei. Friedrich's Doppelkampf mit der Macht der welfischen Städte und des Papstes. Ezzelino. Sieg bei Cortenuovo. Mailand's Erbieten und Friedrich's Starrsinn. Rückgang des kaiserlichen Glücks. Enzio. Friedrich im Bann. Friedrich's Einfall in den Kirchenstaat. Waffenstillstand mit den Lombarden. Gefangennehmung der Bischöffe durch Enzio. — Die Mongolen in Schlesien: Schlacht bei Liegnitz.

Jetzt, da Friedrich sein Ansehen in Deutschland wieder hergestellt nnd seine Macht durch Bündnisse gestärkt hatte, hielt er es an der Zeit, seine Herrscherrechte auch in der Lombardei mit Nachdruck geltend zu machen, und von 1500 Rittern begleitet zog er 1236 wieder über die Alpen mit der Hoffnung, in Verbindung mit den Ghibellinen daselbst den Lombardenbund zu sprengen und gleich seinem Großvater aus dem Doppelkampf mit der welfischen Städtemacht und dem Papste siegreich hervorzugehen. Denn die unterdeß gepflogenen Verhandlungen hatten zu keiner Verständigung geführt: die wohlgerüsteten Lombarden, welche die im Kostnitzer Frieden gesetzten Freiheitsgränzen längst wieder weit überschritten hatten, wollten sich nicht zur geringsten Beschränkung verstehen, und der Papst, dem schon Friedrich's Macht in Unteritalien zu hemmend war, wollte nicht auch in Oberitalien eine ähnliche aufkommen lassen. Daher sollte das Schwert entscheiden.

An der Gränze der trevisaner Mark empfieng ihn die ghibellinische Partei, an der Spitze Ezzelino de Romano Markgraf von Treviso, ein eben so kühner, als schlauer Mann, der bei der kräftigen Hülfe, die er dem Kaiser leistete, mehr die Vergrößerung seiner eigenen Herrschaft im Auge hatte. Zum Kaiser hielten außer ihm von den übrigen Fürsten die Grafen

von Savoyen und Malaspina, von den ghibellinischen Städten aber Cremona, Pavia, Parma, Modena. Unter den Gegnern des Kaisers traten der Markgraf Azzo VII, aus dem Welfenstamm, und die Städte Mailand, Piacenza, Bologna, Vicenza ꝛc. hervor.

Kaum war der Kampf (1236) mit der Erstürmung von Vicenza eröffnet, als der Kaiser noch im Winter desselben Jahrs nach Deutschland eilen mußte, wo er den Herzog von Oesterreich, der die Bayern und Böhmen, welche an ihm die Reichsacht vollziehen wollten, geschlagen hatte, mit Hülfe noch mehrerer andern Reichsfürsten auf's nachdrücklichste demüthigte und sein Land unter kaiserliche Verwaltung stellte, die erst einige Jahre später wieder aufgehoben wurde, als der Herzog den Kaiser in Italien unterstützte.

Nachdem Friedrich noch die Wahl und Krönung seines Sohnes Konrad hatte vollziehen lassen (1237), kehrte er mit einem kleinen Heere nach der Lombardei zurück, wo unterdeß Ezzelin Padua und Treviso erobert und in diesen Städten seinen eisernen, mehr und mehr zur Bosheit und Grausamkeit sich steigernden Sinn zu offenbaren angefangen hatte.

Von einer glänzenden Ritterschaft aus Deutschland und Sicilien umgeben und von 10000 Sarazenen aus Sicilien unterstützt, brachte der Kaiser nach der Eroberung Mantua's die ihm ausweichenden Lombarden zu der entscheidenden Schlacht bei Cortenuovo am Oglio, in welcher 10000 derselben theils getödtet, theils gefangen wurden. In der Freude über diesen Sieg vermählte Friedrich dem Ezzelino eine seiner natürlichen Töchter, die er auf das reichste ausstattete.

Betäubt durch diese Niederlage, erklärten alle Städte von der Adda bis zu den piemontesischen Alpen ihre Unterwerfung, und selbst die Mailänder, die nur noch auf Bologna, Brescia und Piacenza rechnen konnten, erboten sich nicht nur zum Huldigungseid, sondern auch zu den bedeutendsten Opfern, wenn ihnen das Recht gelassen würde, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen.

Allein Friedrich, vom Glücke verblendet und von Ezzelin's

Arglist, wie von Cremona's Neid auf Mailand angetrieben, verlangte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, ohne zu ahnen, daß er mit dieser gewaltherrischen Forderung den Wendepunct seines Glücks und Ruhms betrat. Eine Wiederholung des harten Geschicks, das einst sein Großvater ihrer Stadt bereitet hatte, befürchtend, ermannten sich die Mailänder zum Kampf auf Leben und Tod, indem sie einmüthig beschloßen, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, als ihre Stadt vernichten und sich durch Gefängniß oder Henkershand hinopfern zu lassen.

Durch Mailand's Trotz ermuthigt, hielt sich das von Friedrich belagerte Brescia, von der Witterung begünstigt, gegen die vielfach wiederholten Bestürmungen der Kaiserlichen so glücklich, daß Friedrich nach drei Monaten die Belagerung aufheben und einen Waffenstillstand eingehen mußte (1238). Von da an schwand die Furcht vor der Uebermacht der kaiserlichen Waffen; der Muth kehrte selbst bei den Unterworfenen zurück und die Hoffnung auf Rettung der Freiheit belebte sich um so leichter, als nun auch der Papst, den Rückgang des kaiserlichen Glücks benützend, den Bedrohten auf's Neue die schärfsten Waffen seiner päpstlichen Macht lieh.

Vergebens hatte Gregor von Anfang an den Kaiser aufgefordert, die oberitalischen Angelegenheiten dem Schiedsrichterspruche des h. Stuhls zu unterstellen. Die scharfen Entgegnungen Friedrich's vermehrten die Spannung und als er vollends 1238 die Insel Sardinien, auf welche der römische Stuhl nicht ungegründete Eigenthumsansprüche machte, seinem natürlichen Sohne, dem schönen Enzio (Enzius) durch dessen Vermählung mit der letzten Erbin dieser Insel verschaffte und ihn zum König von Sardinien erhob: da drohte der Papst mit den härtesten Maßregeln, trat mit den Lombarden sowohl, als mit Venedig und Genua in ein enges Bündniß, und sprach, eben als Friedrich zu Padua das Palmenfest am 20. März 1239 mit allgemeinem Jubel begieng, zu Rom den Bann über ihn aus, wobei er alle seine Unterthanen ihres Eides entband und allen Geistlichen verbot, ihm den Trost der Kirche zu gewähren. Der Kaiser versäumte nicht, die Beschuldigungen entschieden zurückzuweisen und

sich auch in einem Schreiben an die europäischen Könige und Fürsten zu rechtfertigen. Dabei griff er den Papst nicht weniger hart an, so daß sich in dem dadurch veranlaßten Schriftenwechsel beide Theile in den heftigsten Vorwürfen und Schmähungen überboten.

Schon vor dem Ausspruch des Bannes hatten Bettelmönche das Volk dem Kaiser durch die Beschuldigung abwendig zu machen gesucht, er habe sich lästerlich über die „Mutter Gottes", über das Abendmahl und andere Mysterien des Christenthums ausgelassen, die Heiden vor den Christen begünstigt, saracenische Kebsweiber gehalten ꝛc. Unter den verschiedenen Gründen, die der Papst selbst angab, traten besonders folgende hervor: Friedrich habe den Papst und die Kardinäle von ihren Sitzen zu verdrängen gesucht, die Freiheit der Kirche verletzt, durch Ansiedlung der Sarazenen den Glauben der Christen verunreinigt, päpstliche Besitzthümer sich unterworfen, die Rettung des heiligen Landes hintertrieben u. s. w. — Dagegen beschuldigte Friedrich den Papst der Unwahrheit und nannte ihn einen unwürdigen Stellvertreter Christi, einen wahnwitzigen Propheten ꝛc. Darüber entrüstet bezeichnete der Papst ihn als „das aus dem Meer gestiegene Thier der Offenbarung, das mit seinen Klauen und eisernen Zähnen Alles zerbreche, mit den Füßen Alles zertrete und sich, von allen Ungläubigen unterstützt, gegen Christus erhebe, um dessen Bundestafeln mit dem Griffel ketzerischer Bosheit auszulöschen, ja den Namen des HErrn von der Erde zu vertilgen." Und um vorzüglich den Vorwurf des Unglaubens und der Ketzerei zu begründen und bei der Christenheit den tiefsten Abscheu vor diesem Kaiser zu erregen, schrieb Gregor unter Anderm: „Dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sey von drei Betrügern — Moses, Muhammed und Christus — getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben sey!" — eine Behauptung des Papstes, auf die ein weit später erschienenes, fälschlich dem Kaiser oder seinem Kanzler zugeschriebenes Machwerk de tribus impostoribus sich gründete. — Dagegen nun verglich Friedrich den Papst mit jenem Thier, von welchem in der Offenbarung geschrieben stehe: „ein anderes Pferd stieg auch aus dem Meer auf, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde weg, damit sich die Lebendigen unter einander erwürgeten;" bald nannte er ihn einen mit dem Oel der Schelmerei gesalbten Pharisäer, einen zweiten Bileam, den großen Drachen, der die ganze Welt verführt habe, ja den Antichrist. — Bei dem Vorwurf der Ketzerei wies Friedrich insbesondere auf die Inconsequenz des Papstes hin, der einerseits die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilge, anderseits sie dadurch hege, daß er die lombardischen Städte, in denen doch die Ketzerei ihr sicherstes Nest habe, in seinen Schutz nehme und im

Ungehorsam gegen ihren weltlichen Oberherrn steife. Den Vorwurf des Unglaubens suchte Friedrich dadurch zu entkräften, daß er versicherte, nicht gegen den heiligen Stuhl selbst, sondern nur gegen dessen anmaßlichen Inhaber sey seine Verachtung gerichtet; und was sein Verhältniß zur Kirche und deren unsichtbares Haupt beträfe, so erklärte er ausdrücklich das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntniß auch für das seine; den Moses halte er für einen Freund und Vertrauten Gottes, den Muhammed aber für einen Erzbetrüger.

In wie weit Friedrich's Uebereinstimmung mit dem christlichen Bekenntniß aufrichtig war und wie er es sich bei seinen sonstigen sehr freigeistischen Ansichten zurecht legte, bleibt dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß sein anderweitiger Ausspruch, der Mensch solle nur das glauben, was er vi et ratione naturae annehmen könne, seinen innern Glaubens- und Erkenntnißstandpunkt hinreichend bezeichnet. Sein Hauptzweifel richtete sich übrigens noch weit mehr gegen die Berechtigung der römischen Hierarchie, mit der seine absoluten Herrscherzwecke allerdings im äußersten Gegensatz standen.

Zwar verfehlte das Verfahren des Papstes bei dem gemeinen Volke seines Eindrucks nicht, dagegen konnte er die Regenten zum Auftreten gegen den Kaiser nicht bewegen: denn als Gregor die deutschen Fürsten aufforderte, sich einen neuen Kaiser zu wählen, antworteten ihm die meisten, der Papst habe keine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur den von ihnen gewählten zu krönen; selbst der Welfe Otto von Braunschweig erklärte, er wolle nicht durch Untreue gegen den Kaiser das Schicksal seines Oheims, Kaiser Otto's IV, auf sich herabziehen. Viele deutsche Bischöffe machten den Bannspruch gar nicht bekannt. Und als Gregor dem König Ludwig IX von Frankreich für seinen Bruder Robert von Artois die deutsche Krone antrug, schlug der fromme König sie aus und redete dem Kaiser das Wort.

„Habe Friedrich, schrieb er, aus religiösen Gründen Absetzung verdient, so könne sie nicht vom Papste, als dem persönlichen Feinde Friedrich's, sondern nur von einer Kirchenversammlung ausgehen; warum denn der h. Vater einen so mächtigen Fürsten unüberführt verdamme? Friedrich sey immer ein guter Nachbar Frankreichs gewesen; er (Ludwig) habe weder an seiner weltlichen Gerechtigkeit, noch an seinem Glauben etwas Bedenkliches gefunden; um die römische Rachgier zu befriedigen, habe er keine Lust, einen Fürsten zu bekriegen, dem so große Macht, noch mehr aber die Gerechtigkeit zur Seite stehe.“

Obgleich nun aber Friedrich in Deutschland nichts zu fürchten hatte und die Ruhe in seinem sicilischen Reiche durch kräftige, die Wirkung des Bannes mindernde Maßregeln (z. B. durch strenge Bestrafung der den Gottesdienst verweigernden Geistlichen) aufrecht erhielt, so gelang es ihm dagegen in der Lombardei nicht, seine Partei zu verstärken; vielmehr nahm dort der Abfall überhand: denn die Achtserklärung über die Abfallenden schreckte weniger, als der Bann. Erst als Friedrich in den Kirchenstaat einfiel und der feurige Enzio die Mark Ancona eroberte, erschrack der Papst mit den Römern, und selbst Gregor's erneuerter Bannfluch über Friedrich und über den zum Statthalter von Italien ernannten Enzio konnte die Fortschritte des Kaisers nicht hemmen.

Zwar rettete Gregor's feste Haltung wenigstens die Stadt Rom und Friedrich mußte in Apulien neue Mittel aufzubringen suchen; allein ein Waffenstillstandsschluß der Lombarden und Friedrich's strenge Maßregeln gegen alle päpstlich Gesinnten, ferner die Eroberung Ravenna's, Faenza's und Benevent's und eine abermalige Bedrohung Rom's, dazu die schreckende Nachricht von dem Einbruch der Mongolen in Europa und deren Vordringen durch Polen und Ungarn nach Deutschland — das Alles machte den Papst zur Nachgiebigkeit geneigt, und auf einen frühern Vorschlag Friedrich's zurückkommend berief er 1240 eine Kirchenversammlung nach Rom, nicht um die obwaltenden Streitigkeiten ihrem Ausspruche zu unterwerfen, sondern um mit Hülfe des gesammten Klerus leichter die Oberhand zu bekommen. Weil er daher in dem Ausschreiben nur die Beseitigung der „schweren Lasten der Kirche" als Zweck angab und nur entschiedene Widersacher des Kaisers einlud, so erklärte Friedrich in einem Schreiben an alle Könige und Fürsten diese ohne kaiserliche Einwilligung berufene Kirchenversammlung für ungültig, da sie nicht zum Frieden, sondern nur zur Verlängerung des Kampfes führen werde. Auch warnte er die Geistlichen vor der Reise nach Rom, weil er ihnen kein sicheres Geleite gewähren könne. Zugleich ließ er zu Land und

Meer alle Zugänge sperren, um den Zusammentritt der aus verschiedenen Ländern herbeikommenden Prälaten zu hindern.

Dennoch langte eine beträchtliche Anzahl Cardinäle, Bischöffe und Aebte in Nizza an und bestieg 60 genuesische Schiffe, um sich nach Rom überfahren zu lassen. Aber Enzio stand mit sicilischen Galeeren und pisanischen Schiffen auf genauer Wache und griff die genuesische Flotte so nachdrücklich an, daß 22 Schiffe erobert, die übrigen theils versenkt, theils in die Flucht geschlagen wurden; 2000 Menschen ertranken in den Fluthen, 4000 Bürger mit 100 lombardischen Abgeordneten, und über hundert Prälaten mit vielen untergeordneten Geistlichen geriethen in Gefangenschaft, welche diese Prälaten auf einem Schlosse bei Neapel bestehen mußten (1241).

Während Friedrich in einer Mittheilung an den König von England das Gelingen dieses Gewaltschritts der Hülfe Gottes zuschrieb, der nicht wolle, daß die Welt allein vom Priesterthum regiert werde, sondern daß auch das weltliche Regiment daneben einkomme, — erhob Gregor über diesen an der Kirche verübten Frevel laute Klagen und beschuldigte den Kaiser vor der gesammten Christenheit der Arglist und der Heimtücke. Da Friedrich weder die Gefangenen losgab, noch sich abhalten ließ, weitere Eroberungen im Kirchenstaate zu machen, um die päpstliche Macht gänzlich zu brechen, so erlag Gregor so vielen Schlägen und starb vor Kummer (21. Aug. 1241) als ein fast 100jähriger Greis, dessen achtungswerthe Standhaftigkeit nur allzusehr mit Eigensinn vermischt war, wodurch eben Friedrich's Trotz auf die Spitze getrieben wurde.

In demselben Jahre bedrohte die aus dem Innern Asiens hervorgebrochene **Mongolenmacht**, welche sich unter **Dschingischan** und seinem Sohne Octai über den größten Theil Asiens von den äußersten Gränzen China's an bis in Vorderasien und über einen Theil des europäischen Osten ausgebreitet hatte (s. weiter unten), auch die Gaue Deutschlands, ohne daß der zwischen dem Kaiser und Papst mit aller Erbitterung geführte Kampf es zugelassen hätte, der Gefahr früher zu begegnen. Vergebens hatte der Papst die Fürsten der Christenheit gegen diesen ihren furchtbarsten Feind aufgeboten; vergebens seine Franciscanermönche zur Bekehrung der mongolischen Fürsten abgesendet: letztere wiesen

die Prediger mit Hohn zurück und forderten vielmehr ihrerseits den Papst zur Unterwerfung auf.

Erst als die Mongolen schon Breslau verbrannt hatten und Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien, der sich ihnen mit einem kleinen aus Schlesiern, Polen, Deutschen gesammelten Heere entgegenwarf, 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz tapfer kämpfend unterlegen war, als auch die Ungarn geschlagen, ihr Land verwüstet und das Donaugebiet mit Raub, Brand und Mord erfüllt war: richtete Kaiser Friedrich ein Aufgebot an alle Fürsten und Völker Europa's, daß sie sich „gegen diese Söhne des Teufels" aufmachen sollten. Doch nur sein Sohn Konrad in Deutschland und sein Sohn Enzio in Italien rüsteten mit Eifer, brachen gegen die Mongolen an der Donau auf und zwangen sie durch eine Schlacht unter den Mauern Neustadt's auf den Rückzug nach Asien zu denken. — Die weitere Entwicklung dieser mongolisch-tartarischen Bewegung wird weiter unten näher angegeben werden.

5. Friedrich's Abnahme. Innocenz IV. Flucht des Papstes. Die Kirchenversammlung zu Lyon und erneute Bannung Friedrich's. Heinrich Raspe, Gegenkönig. Das Interdict. Konrad's Sieg über Raspe. Wilhelm von Holland, Gegenkönig. Verschwörung und Aufruhr im sicilischen Reich. Vergebliche Belagerung Parma's. Peter de Vineis. Niederlage und Gefangenschaft Enzio's. Scheinbares Wiederaufkommen Friedrich's. Sein Tod.

Nach Gregor's Tode wurde Cölestin IV gewählt, starb aber schon nach 17 Tagen. Die Wahl eines neuen Papstes konnte nun aber lange nicht zu Stande kommen. Das Hinderniß lag theils im Zwiespalt der Cardinäle mit den Römern, theils in dem Ehrgeiz und Neid dieser Würdenträger, zuletzt auch in absichtlicher Wahlverzögerung, um die daraus hervorgehenden Verwirrungen dem Kaiser aufbürden zu können. Das früher so häufig angewandte Mittel der Kaiser, durch eine Versammlung ergebener Bischöffe einen Papst zu setzen, konnte Friedrich nicht anwenden, da er mit der ganzen Kirche zerfallen war.

Endlich nach siebenvierteljährlicher Erledigung des päpstlichen Stuhls erzwang des Kaisers strafendes Einschreiten und Frankreichs Drohung, sich von der römischen Mutterkirche zu trennen, die Papstwahl, welche auf den genuesischen Grafen Fiesco von Lavagna fiel, der als **Innocenz** IV am 25. Juni 1243 den heiligen Stuhl bestieg, um der päpstlichen Herrschaft mit kühn-

berechnender Klugheit und eiserner Willensfestigkeit vollends den Sieg über die weltliche Macht zu verschaffen.

Noch vor der Wahl scheinbar Friedrich's Freund, lehnte Innocenz nach derselben dessen Antrag auf eine mündliche Verständigung mit der Erklärung ab, der Kaiser sey noch im Bann und könne erst, wenn er sich vor einem Gerichte geistlicher und weltlicher Herren gegen Gregor's Anklagen gereinigt haben würde, losgesprochen werden. Getäuscht rief Friedrich: „ich fürchte, einen Freund unter den Cardinälen verloren zu haben und ihn als Feind auf dem päpstlichen Stuhle zu finden! Kein Papst kann ein Ghibelline seyn!"

Nach langen Unterhandlungen erbot sich Friedrich, nicht nur allen der Kirche zugefügten Schaden zu ersetzen, sondern sogar Kirchenbuße zu thun und dem Papste in geistlichen Dingen die unbeschränkte Gewalt über Könige und Fürsten zuzugestehen. Da aber Innocenz vor der Lösung des Bannes jene Zugeständnisse beschworen haben wollte, brach Friedrich die Unterhandlungen ab und traf Anstalten, den Papst in Rom einzuschließen. Allein Innocenz entfloh verkleidet nach Civitavecchia und von da zu Schiffe nach Genua, von wo er unter dem schützenden Geleite der Grafen von Montferrat und Savoyen über die Alpen nach Lyon eilte, das damals eine unabhängige Stellung einnahm.

Kaum dort angekommen, erneuerte Innocenz den Bannfluch über den Kaiser und berief die von Gregor ausgeschriebene und von Friedrich gestörte Kirchenversammlung nach Lyon, nicht etwa um den Streit des Papstthums mit dem Kaiserthum zu schlichten, sondern um das letztere in seinem Träger zu demüthigen und es für immer in die hierarchischen Fesseln zu schlagen. Die Versammlung zählte gegen 150 hohe Prälaten aus Spanien, Frankreich, England, der Lombardei und einigen Theilen Deutschlands und Ungarns und wurde am 24. Juni mit großem Gepränge eröffnet. Den Friedensvorschlägen, welche der Kaiser durch seine drei Gesandten Peter von Vinea, Thaddäus von Sessa (Suessa) und Walther von Ocra vorlegen ließ, setzte Innocenz die schon von Gregor

erhobenen, jetzt nur noch greller gefaßten Anklagen entgegen, und bald zeigte sich's, daß das Urtheil schon im Voraus festgestellt war.

Die muthige und besonnene Vertheidigung des Thaddäus von Sessa wurde von Innocenz mit der größten Heftigkeit zurückgewiesen, des Kaisers wiederholtes Anerbieten zu jedmöglicher Genugthuung für Trug und Arglist erklärt, die angebotene persönliche Erscheinung desselben zur Ablegung seines Glaubensbekenntnisses nicht abgewartet, sondern — ungeachtet sein Gesandter an eine allgemeine unparteischere Versammlung und an einen künftigen milder gesinnten Papst appellirte, — ohne förmliche Beschlußnahme, doch mit schauerlicher Feierlichkeit das Verdammungsurtheil ausgesprochen, durch welches Friedrich als ein von Gott Verworfener aller seiner Kronen verlustig erklärt, seine Völker ihres Eides gegen ihn entbunden, alle, die ihm noch gehorchen würden, mit dem Banne, so wie die ihm anhängigen Länder mit dem Interdicte bedroht und die Deutschen insbesondere aufgefordert wurden, sich einen andern König zu wählen, während Innocenz die Bestimmung über das sicilische Reich sich selber vorbehielt.

Als nach den letzten Worten des Fluchs sämmtliche Bischöffe die brennenden Kerzen, die sie dem Ritus gemäß bei der Aussprechung desselben in Händen gehalten hatten, auf die Erde warfen, daß sie erloschen, rief Thaddäus von Sessa an die Brust sich schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens! nun werden die Ketzer jubeln, die Chorasmier im Morgenland herrschen und die Tartaren sich erheben!“ und verließ in Eile die Versammlung, um seinem Herrn die Unheilsbotschaft zu überbringen.

Friedrich's Zorn entbrannte auf's heftigste: er ließ sich eine Krone bringen, setzte sie auf und rief mit furchtbarer Stimme: „Noch hab' ich meine Krone, und kein Papst, keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen!“ Darauf ergriff er Maaßregeln, durch welche er die Folgen der Lyoner Beschlüsse abzuwenden hoffte. Zunächst schärfte er die Strafen gegen diejenigen Geistlichen, welche etwa ihr Amt nicht würden

verrichten wollen und forderte überhaupt von der Geistlichkeit ein Drittheil ihrer Einkünfte; dann sandte er an alle Kardinäle eine Protestation gegen die Beschlüsse des Concils und forderte in ausführlichen Sendschreiben alle europäischen Könige und Fürsten auf, die Anmaßungen des Papstes nicht zu dulden und an ihm (dem Kaiser) ein Beispiel zu nehmen, daß sie alle ebenfalls von der römischen Herrschgier würden unter-treten werden, wenn sie nicht vereint mit ihm den Mißbrauch der Priestergewalt hemmen würden. Allein die Könige von Frankreich und England sahen in den von Friedrich auf die Geistlichen ohne Unterschied ausgesprochenen Beschuldigungen einen Angriff auf den ganzen Priesterstand, den sie als einen von Gott eingesetzten nicht verachtet wissen wollten, und ließen sich nicht für seine Ansicht gewinnen. Doch bot Ludwig IX seine Vermittlung zu einer theilweisen Sühne an; weil aber Innocenz als erste Bedingung von dem Kaiser und seinem Sohne Konrad eine völlige Regierungsentsagung verlangte, so war zwischen beiden Gegnern der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich.

Von Seiten des Papstes wurden mit rastloser Thätigkeit alle Mittel aufgeboten, um den Kaiser in Deutschland und Italien beizukommen. Um vor Allem in Deutschland einen Gegenkönig aufzustellen, wurden weder Bitten, noch Drohungen, noch Geldsummen gespart. Alle Fürsten wiesen die päpstliche Zumuthung zurück; nur Landgraf Heinrich Raspe (d. h. der Rauhe) von Thüringen, von den geistlichen Fürsten bearbeitet, nahm 1246 zu Hochheim bei Würzburg die traurige Würde an und erhielt, weil er bloß von Bischöffen gewählt war und der Papst ihn mit Geld zur Werbung eines Anhangs und Heeres versah, vom Volke den Spottnamen „der Pfaffenkönig." König Konrad mußte ihm zwar anfangs durch den Verrath zweier bestochenen schwäbischen Grafen den fast schon gewonnenen Sieg bei Frankfurt überlassen, zog aber bald wieder gegen ihn aus und brachte ihm, vorzüglich mit Hülfe der Bayern und der Reichsstädte, 1247 bei Ulm eine Niederlage bei, aus der sich Heinrich Raspe

verwundet nach der Wartburg zurückzog, wo er bald ohne Nachkommen starb.

Vergeblich machte Friedrich neue Vergleichsvorschläge; vergeblich mahnte Ludwig IX den Statthalter Christi zur Versöhnlichkeit: Innocenz blieb unbeweglich. Durch Zehnterpressungen, Ablaß= und Pfründenverkauf in allen Ländern wurden neue Summen aufgebracht, um Kronbewerber anzulocken: kein deutscher Fürst aber wollte diese Schmach auf sich laden. Innocenz bot die deutsche Krone sogar dem norwegischen König Hakon an; auch dieser wies das Ansinnen mit der Bemerkung zurück, daß er zwar gegen alle Feinde der Kirche, nicht aber gegen die Feinde des Papstes zu kämpfen bereit sey.

Endlich ließ sich der 20jährige ehrgeizige Graf Wilhelm von Holland bewegen, die entwürdigte Krone aus den Händen einiger Bischöffe im Dorfe Wörfingen bei Köln sammt dem päpstlichen Geld zur Anwerbung eines Heeres anzunehmen. Obgleich Wilhelm nur wenige Städte gewinnen konnte, so nahm doch von nun an die allgemeine Verwirrung in Deutschland zu, weil umhergesandte Schaaren von Bettelmönchen mit ihren Kreuzpredigten gegen die „ketzerischen" Hohenstaufen bei dem gemeinen Haufen Eingang fanden und viele der kleineren Herren diese Gelegenheit ergriffen, sich der Lehnspflicht zu entziehen, die größeren aber unthätig blieben und selber Mühe hatten, sich des einreißenden Faustrechts zu erwehren. Nur Herzog Otto von Bayern hielt treu zu König Konrad, seinem Schwiegersohne; dennoch aber konnte es Konrad nicht mehr wagen, im offenen Feld zu erscheinen, sondern hielt es für gerathen, einstweilen in Italien bei seinem Vater Rath und Schutz zu suchen.

Aber auch in Italien hatte unterdeß Innocenz dem Kaiser schwere Kämpfe zu bereiten gewußt. Sowohl in der Lombardei, als in Apulien waren gleichfalls päpstliche Sendlinge, darunter selbst Cardinäle, mit allen Mitteln thätig, den Widerstand gegen den Kaiser hier zu stärken, dort anzuregen. Kaum hatte Friedrich kurz nach der Lyoner Kirchenversammlung den Mailändern eine schwere Niederlage beigebracht, als auf Anstiften

der päpstlichen Partei mehrere apulische Große eine Verschwörung gegen sein Leben stifteten, die zwar von dem treuen Grafen Caserta entdeckt wurde, aber dennoch einen Aufruhr in Neapel und Sicilien zur Folge hatte, den Friedrich mit den härtesten Strafen unterdrücken mußte. Als er hierauf diese gehässigen Umtriebe des Papstes aller Welt vor Augen legte, suchte Innocenz den nachtheiligen Eindruck davon durch die Gegenbeschuldigung zu entkräften, daß Friedrich Meuchelmörder gegen ihn gedungen habe, was jedoch nur des Papstes Anhang glaubte.

Des aufreibenden Streites müde und die Abnahme seiner Gesundheit fühlend, bot Friedrich abermals die Hand zur Aussöhnung und wurde dabei wieder von Ludwig IX unterstützt. Fest sein Ziel, den Kaiser um jeden Preis zu verderben, im Auge, wies Innocenz jeden Vorschlag zurück und fuhr fort, diesseits und jenseits der Alpen das Kreuz gegen Friedrich als gegen einen „zweiten Pharao", als den „Statthalter des Satans", als den „Vorläufer des Antichrists" predigen zu lassen. Da beschloß Friedrich, sich durch einen raschen Zug nach Lyon, wo bereits der Stolz und die Ueppigkeit des Hofs eine gährende Stimmung hervorgebracht hatte, einen Vergleich zu erringen, als plötzlich der durch päpstliches Geld bewirkte Ueberfall und Abfall Parma's den Kaiser zur Belagerung dieser ihm höchst wichtigen Stadt nöthigte. Die Belagerung zog sich in die Länge und um sie im Winter nicht aussetzen zu müssen, ließ er am linken Ufer des Parmaflusses eine weitläufige Veste bauen, der er den Namen Vittoria gab. Schon schien Parma, von Hungersnoth bedroht, dem Falle nahe zu seyn, als, während einst der Kaiser auf der Falkenjagd war, ein Ausfall der Parmesaner die sorglosen Belagerer durch Zerstörung Vittoria's um die Frucht aller bisherigen Anstrengungen brachte. Unter der großen Beute, welche die Parmesaner machten, befanden sich die kaiserlichen Insignien, und unter den 3000 Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, des Kaisers erster Rathgeber Thaddäus von Sessa, der von der Wuth der Parmesaner in Stücken gehauen wurde.

Dagegen eroberte der durch seine wilde Grausamkeit von allen Guelfen gefürchtete Ezzelino mehrere andere Städte, und König Enzio nahm den Mantuanern ihre ganze Po-Flotte weg.

Während Ezzelino und Enzio den Kampf in der Lombardei fortsetzten, suchte Friedrich sein apulisches Reich zu beruhigen, wo indeß die erneuerten Bannflüche des Papstes und die ausschweifenden Kreuzpredigten der Mönche das gemeine Volk mehr und mehr gegen den Kaiser eingenommen und selbst viele seiner alten Anhänger in ihrer Treue wankend gemacht hatten. Mußte er doch die Kränkung erleben, daß selbst sein langjähriger, von ihm aus der Niedrigkeit zu den höchsten Amtswürden emporgehobener, mit seinem unbedingten Vertrauen beehrter Kanzler Peter de Vineis den Einflüsterungen seiner Feinde Gehör gab, so daß derselbe, als Friedrich ihn, in dem Verdacht der Mitwissenschaft einer an ihm versuchten Vergiftung, gefangen setzen ließ, sich in der Verzweiflung das Leben nahm.

Lange Zeit hindurch war dieser feingebildete, gewandte und beredte Staatsmann der vertrauteste Freund des Kaisers. Erst als auch der durch seine Klugheit und Beredtsamkeit ausgezeichnete Thaddäus von Sessa mit dem auch schon genannten Walther von Ocra Einfluß bei Friedrich gewann und die kaiserliche Partei durch unermüdete Thätigkeit zu stärken wußte, erkaltete Peter aus Eifersucht in seinem Eifer, was schon bei der Lyoner Kirchenversammlung heraustrat, wo er hinter der Thätigkeit des Thaddäus zurückblieb, so daß Friedrich von da an diesem letztern ein größeres Vertrauen schenkte und Peter sich mehr und mehr von seinem Herrn abwandte. Er scheint um jene ernste Verschwörung gegen den Kaiser gewußt —, und die Furcht, mit in die Strafe gezogen zu werden, scheint ihn den Versuchen der Päpstlichen, ihn für sich zu gewinnen, zugänglicher gemacht zu haben. Wenigstens bedienten sie sich seiner als eines blinden Werkzeugs bei dem Mordplan, den sie durch einen gewissenlosen Arzt an dem kränklichen Kaiser ausführen wollten. Arglos empfahl Peter auf ihr Ersuchen dem Kaiser jenen Arzt, der ihm eine vergiftete Arznei reichte. Friedrich aber, dem Menschen mißtrauend, ließ zuvor diese Arznei von einem zum Tod verurtheilten Missethäter kosten, und da derselbe in wenigen Augenblicken daran starb, den Arzt verhaften und auf das Geständniß seiner Schuld hinrichten, den Peter aber, weil er jenen empfohlen hatte, auf noch andere Anzeigen hin blenden und in's Gefängniß werfen. Ueberwältigt vom Gefühl seines Elends zerstieß sich der unglückliche Mann sein Haupt an der Säule seines Kerkers und preßte durch alles dieß dem Kaiser den schmerzlichen Ausruf

aus: „Wehe mir! die Treusten verfolgen mich! Wem soll ich fürder noch trauen? wo kann ich jemals froh werden, wo mich sicher glauben?"

Noch krank und angegriffen von diesem Schlag, wurde Friedrich von einem neuen, noch größern betroffen: denn sein liebster, an Tapferkeit, Schönheit und Edelsinn die Ritterschaft seiner Zeit überstrahlender Sohn Enzio, der Bewunderung Italiens und der Stern der Ghibellinen, wurde in der Schlacht am Waldbache Fossalta (unweit Modena) mit 200 Rittern von der Uebermacht der Bolognesen gefangen genommen und im Triumph nach Bologna gebracht, wo der 24jährige Heldenjüngling sein Leben in ewiger Haft verschmachten sollte. Friedrich suchte durch Drohungen und Anerbietungen seine Freiheit zu bewirken; aber vergebens: der Schmerz des Vaters sollte nie enden. Und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, warf auch Ezzelino endlich die Maske ab und gebahrte sich in allen von ihm eroberten Städten (Treviso, Vicenza, Trevigi, Feltri, Belluno, Padua ꝛc.) als unabhängiger, selbstherrlicher Gebieter.

Von Seelen= und Körperleiden gelähmt, befand sich Friedrich eine Zeit lang in unthätiger Abspannung. Dann aber raffte er sich noch einmal in alter Kraft auf, und da er noch immer in Toscana und im Kirchenstaat im Vortheil war, — zumal er sich nicht scheute, zum Verdrusse christlichgesinnter Seelen große Schaaren sicilischer und afrikanischer Sarazenen zu verwenden, die ganz schonungslos verfuhren —; da ferner seine durch den Handel mit dem muhammedanischen Morgenland blühenden Erbstaaten noch keine feindlichen Waffen gesehen hatten: so glaubte er den Boden unter seinen Füßen noch fest und hoffte (nach seinem eigenen Ausdrucke) „aus einem geduldigen Amboß" wieder ein den Stolz seines Gegners zertrümmernder „Hammer" zu werden. Auch schienen sich allenthalben die Verhältnisse für seine Sache günstig zu gestalten. In Unteritalien wurden des Papstes thätigste Werkzeuge vertrieben; in Rom, wo des Papstes Abwesenheit längst ungern gesehen war, dachte man daran, einen andern Papst zu wählen; in der Lombardei wurde Piacenza für den Kaiser gewonnen, Mailand eingeschlossen, Bologna zum Waffenstillstand genöthigt; in Deutschland

drängte König Konrad den Grafen Wilhelm von Holland in die Sümpfe seiner Heimath zurück; in England und Frankreich stieg der Unwille gegen die Habgier und Ueppigkeit des päpstlichen Hofes, und Innocenz sah sich von diesen seinen alten Bundesgenossen vernachlässigt, — also daß Friedrich es an der Zeit hielt, durch einen raschen Aufbruch nach Lyon den letzten „Hammer"schlag auf das Kirchenoberhaupt zu führen.

Allein eine neue Erkrankung hielt ihm Fuß und Arm zurück und der bald darauf ihn erreichende Tod setzte allen seinen Herrscherplanen ein Ziel und vollendete den langerstrebten Sieg der Kirchenmacht.

Den Kaiser hatte zu Firenzuola (in der Nähe von Luceria) eine ruhrartige Krankheit befallen. Nachdem er auf dem Sterbebette seine Sünden gebeichtet, nahm ihn der Erzbischoff von Palermo wieder in die Kirchengemeinschaft auf und ertheilte ihm das h. Abendmahl. Einige Tage darauf, den 13. Dez. 1250, starb er in den Armen seines jüngsten und liebsten Sohnes Manfred, in einem Alter von 56 Jahren nach einer fast 30jährigen Regierung. Er wurde zu Palermo beigesetzt. (Seinen in kaiserliches Gewand gehüllten Leichnam sah man im Jahre 1783, als die königlichen Gräber daselbst geöffnet wurden, noch wohlerhalten.)

Reich an Geist, Hochsinn und Muth hat Friedrich nur die Herrschaft über sich selbst und insbesondre über seine Sinnlichkeit und Herrschbegier nicht zu erringen gewußt. Umgeben von einer Ueberfülle an Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der Welt, wurde es ihm, obwohl selbst Meister in Kunst und Wissenschaft, nur um so schwerer, Meister jener zahllosen Verwicklungen zu werden, die er meist sich selbst, großentheils aber auch ein Gegner ihm bereitete, dem die Pflicht der Mäßigung noch weit näher hätte liegen sollen!

7. Kapitel.

Untergang der Hohenstaufen.

1. Innocenz IV und sein Vertilgungsentschluß. Manfred's fester Stand in Unteritalien. Konrad IV in Deutschland und Italien. Sein Tod. Konradin. Des Papstes Schalten in Apulien und Sicilien. Sein Tod. Manfred König des sicilischen Reichs. Kreuzzug gegen Manfred. Karl von Anjou durch Urban Manfred's Gegenkönig. Verrath der sicilischen Großen. Manfred's Fall.

Der sterbende Friedrich hatte zwar in seinem Testamente seinen ältesten Sohn, den deutschen König Konrad, zum Haupterben und seinen jüngsten Sohn **Manfred** (aus einer nachträglich legitimirten Ehe mit Blanca, der schönen Tochter des Grafen von Lancia) zum Statthalter Italiens und des sicilischen Reiches ernannt, und dabei bestimmt, daß der römischen Kirche alle ihre Rechte, jedoch unbeschadet der Rechte und Ehren des Reichs, zurückgegeben und alle Schädigungen vergütet werden sollten.

Allein Papst Innocenz IV, der, frohlockend über den Tod seines Feindes, Lyon verließ und nach Italien zurückkehrte, war entschlossen, durch die völlige Vertilgung des hohenstaufischen Geschlechts jede künftige Gefahr von der Kirchenherrschaft abzuwenden. Er erklärte daher Neapel und Sicilien für ein der Kirche heimgefallenes Lehen und schrieb an die Sicilianer, Himmel und Erde müsse sich freuen, daß dieses schreckliche Ungewitter durch Gottes Gnade sich in einen sanften Wind verwandelt habe; sie sollten daher wieder in den Schooß der Kirche zurückkehren, wo Friede und Freiheit ihrer warte. Wirklich ließen sich verschiedene apulische Herren und Städte von den herumziehendeu Mönchen und Cardinälen dazu bereden; dennoch aber wußte der obgleich erst 18jährige, aber durch Geist, Bildung und Tapferkeit allgemein beliebte Manfred mit Hülfe seiner Getreuen und der Sarazenen von Nocera theils durch Gewalt, theils durch Großmuth die meisten Städte wieder für die hohenstaufische Sache zu gewinnen; nur Neapel und Capua widerstanden ihm noch.

Aber auch den Deutschen hatte Innocenz bei Strafe des Bannes den Gehorsam gegen den König Konrad untersagt und sie aufgefordert, gegen diesen ketzerischen „Herodessohn" das Kreuz zu nehmen und in dem Grafen Wilhelm von Holland ihren rechtmäßigen König zu erkennen. In Schwaben insbesondere ließ er erklären, daß Konrad aller seiner schwäbischen Güter verlustig sey und überhaupt ein Hohenstaufe niemals die deutsche Krone tragen solle. Darüber entstand das größte Zerwürfniß in Deutschland, und Zwietracht und Gesetzlosigkeit erhoben allenthalben ihr Haupt. Konrad selbst wäre zu Regensburg auf Anstiften des Bischoffs durch einen Ueberfall bewaffneter Rotten beinahe um's Leben gekommen und rettete es nur durch die treue Aufopferung des Grafen von Eberstein (nach Andern v. Euvelsheim), der ihn versteckte und sich an dessen Stelle in's Bett legte, so daß er darin erschlagen wurde.

Als darauf Konrad, dem auch sein Schwiegervater, Otto der Erlauchte von Bayern, keinen Schutz gewähren konnte, in einem Treffen bei Oppenheim gegen die täglich anwachsende Kirchenpartei den Kürzern zog, wich er nach Italien, um wenigstens das dortige Erbe seiner Väter zu wahren. Zwar strömten ihm freudig viele Ghibellinen zu; aber die Welfen hatten durch des Papstes Rückkehr die Oberhand gewonnen, und da Innocenz Konrad's Anerbieten, der Kirche alle im Testamente seines Vaters bezeichneten Rechte wieder zurückgeben zu wollen, gar nicht beachtete, so hielt Konrad es für das sicherste, zu Schiff über das adriatische Meer nach Apulien zu eilen, um mit seinem Bruder dieses Reich vollends zum Gehorsam zurückzuführen. Noch trotzte besonders Neapel auf seine Festigkeit; aber zu Land und Wasser eingeschlossen, mußte es bald seine Thürme und Mauern gebrochen, seine edelsten Bürger eingekerkert oder hingerichtet, und seinen Reichthum durch Brandschatzungen in Armuth verwandelt sehen.

Obgleich diese Härte den Hohenstaufen viele Gemüther entwandte, so gelang ihnen doch die Beruhigung Unteritaliens und Siciliens so, daß Konrad an die Rückkehr nach Deutschland denken konnte, um dort, wo unterdeß Wilhelm von

Holland mehr Anhang bekommen hatte, wenigstens sein schwäbisches Erbe festzuhalten. Unerwartet aber wurde er im Lager von Lavello von einem hitzigen Fieber befallen, das ihn am 21. Mai 1254 in seinem 27. Jahre dahinraffte. Auch ihn, den bisher rastlos thätigen, zwar herrschbegierigen, aber sonst sittlich ernst gesinnten Mann, hatte in den letzten Tagen seines Lebens der Gedanke an das, von der „stiefmütterlichen" Kirche seinem Geschlechte bereitete schreckliche Geschick so gequält, daß er sogar dem Tag seiner Geburt fluchte!

Er hinterließ ein zweijähriges Söhnlein, von den Italienern Konradin (der kleine Konrad) genannt, über den er die Vormundschaft sammt der Reichsverweserschaft dem Markgrafen Barthold von Hochberg übergab. Weil aber Innocenz die Rechte desselben nicht anerkannte, legte der Markgraf die Regentschaft nieder und suchte für Konradin den Schutz des Papstes nach. Innocenz gab nun zwar dem Manfred Neapel und Sicilien als Kirchenlehen und sprach alle zur Kirche Zurückkehrenden vom Banne los, schaltete aber von nun an selber als Herr im Lande. Da erhob sich Manfred mit den Ghibellinen im Namen seines Neffen und schlug (hauptsächlich mit den Sarazenen von Nocera und Luceria) ein päpstliches Heer bei Foggia. Als Innocenz, der gerade zu Neapel an einer Krankheit daniederlag, von diesem Unfall hörte, starb er kurz darnach am 13. Dez. 1254 (also an Friedrich's viertem Todesjahrestage) unter abwechselnden Ausrufungen der Demuth und des Zorns.

Sogleich vertrieb Manfred die Päpstlichen aus dem ganzen sicilischen Reich und empfieng, auf eine falsche Botschaft von Konradin's Tod, aus den Händen der sicilischen Großen zu Palermo die Krone, die er fortan gegen die beiden Nachfolger des Innocenz, Alexander VI und Urban IV, behauptete, obgleich sie natürlich nicht säumten, den Bann wiederholt über ihn auszusprechen.

Als treues Ebenbild seines Vaters, mit dem er die leiblichen und geistigen Vorzüge sowohl, als auch die Schwächen und Fehler gemein hatte, suchte er durch ungemeine Thätigkeit in Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege, im Betrieb der Künste

und Wissenschaften, in Förderung des Ackerbau's, Handels- und Gewerbfleißes den Flor seines Reiches zu erhöhen, so daß sein Ruhm im In- und Auslande von Jahr zu Jahr stieg und der mächtige König Jakob von Aragonien seinen Sohn und Thronerben Peter mit Manfred's Tochter Constanzia vermählte.

Manfred selbst war hochgebildet, las römische und griechische Schriftsteller in der Ursprache, ließ den Aristoteles in's Lateinische übersetzen, belohnte die Gelehrten und hob die Universitäten Neapel und Salerno wieder empor. Ein freigebiger Patron der Sänger (Troubadours) dichtete er selbst die anmuthigsten Lieder und hielt die glänzendsten Turnierfeste. Durch ihn entstanden neue Straßen, Brücken und Häfen, insbesondre die Hafenstadt Manfredonia. — Auch die Ghibellinen in der Lombardei, in Toscana und in der Mark Ancona genoßen seine thätigste Unterstützung und waren nahe daran, wieder die Oberhand zu erhalten.

Zwar ließ sich Papst Urban, ein geborner Franzose, anfangs in Unterhandlungen mit Manfred ein, brach sie aber wieder ab und ließ in Italien, Frankreich und Deutschland das Kreuz wider ihn predigen, so daß die aus Frankreich eindringenden Kreuzschaaren schon in der Umgegend Neapels erschienen, sich aber wegen Manfred's Gegenmaßregeln wieder flüchten mußten. Verzweifelnd an der Möglichkeit, sich das sicilische Reich zu unterwerfen, bot nun Urban (kurz vor seinem Tode 1264) die sicilische Krone dem Grafen von Provençe, Karl von Anjou, Bruder Königs Ludwig's IX, zum Lehen an. Ungeachtet der fromme Ludwig ihn vor der Annahme warnte, konnte der kaltverständige, thätiggewandte, muthigkecke, übrigens an Leib und Seele häßliche Mann, dessen Ehrgeiz und Habsucht kein noch so schlechtes Mittel verschmähte, von seinem eitlen Weibe gespornt, der reichen Lockung nicht widerstehen. Nachdem Urban's Nachfolger Clemens IV den Belehnungsvertrag gegen eine jährliche Lehensabgabe von 8000 Unzen Goldes und gegen die Bedingung, weder die deutsche, noch die lombardische Krone je mit der sicilischen zu vereinigen, — erneuert und wieder einen Kreuzzug gegen Manfred ausgeschrieben hatte, brach Karl von Anjou an Ostern 1265 mit 1000 französischen Rittern auf 30 Galeeren aus Marseille auf, lief, einem Seesturm glücklich entgangen, in die Tiber ein und wurde, als noch ein

zweites französisches Heer durch Burgund über Oberitalien unter dem Grafen von Monfort angelangt war, zu Rom als König von Neapel und Sicilien gekrönt.

Vergebens ermahnte Manfred seine Großen in einer Versammlung zu Benevent zur Einigkeit; viele standen schon in heimlichem Verkehr mit dem Papste, und da der Verrath des Grafen Caserta dem Kreuzheere Karl's den apulischen Paß bei Ceperano öffnete, konnte die Franzosen nichts hindern, bis in die Ebene von Benevent vorzubringen. Manfred selbst, ohne die aus den Abruzzen herbeigerufenen Zuzüge abzuwarten, drängte zur Entscheidung. So kam es zur Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266), und da auch hier ein Theil seines Heeres zum Feind übergieng, so unterlag Manfred im Verzweiflungskampfe und verlor Krone und Leben.

Die unglückliche Wendung der Schlacht wurde besonders dadurch herbeigeführt, daß Karl gebot, die Stöße und Hiebe nicht mehr auf die Reiter, sondern auf deren Rosse zu führen. Dadurch geriethen Manfred's noch standhafte Glieder in Verwirrung und Flucht. Als Manfred mit einer gesammelten Schaar vorwärts dringen wollte, fiel ihm sein Helmschmuck (ein silberner Adler) auf den Sattelknopf herab, was er als ein böses Vorzeichen erkannte. Nun suchte er in den dichtesten Reihen der Feinde den Tod und fand ihn nach heftigem Kampf an einer Stelle, die man nachher das Rosenfeld nannte. Sein Leichnam wurde erst am dritten Tag gefunden und unweit der Brücke von Benevent in einer zerstörten Kapelle beigesetzt, bald nachher aber auf päpstlichen Befehl als Ketzerleiche am Rio verde (einem kleinen Flusse) verscharrt. Benevent selbst wurde schrecklich verwüstet und seine Einwohner großentheils getödtet.

2. Französische Herrschaft und Despotie im sicilischen Reich. Ezzelino's Tod. Bedrängniß der Ghibellinen in Oberitalien. Konradin's Rüstung zur Wiedereroberung seines Erbes. Seine Niederlage, Flucht, Gefangenschaft und Hinrichtung. Ende der letzten Glieder des hohenstaufischen Hauses: Margaretha von Thüringen und Enzio.

Darauf hielt Karl mit großem Gepränge seinen Siegeseinzug in Neapel, und das ganze Land huldigte ihm größtentheils aus Furcht. Da er aber anfangs die meisten Ghibellinen in ihren Ehrenämtern bestätigte und aus Manfred's Schätzen

seine neuen Unterthanen mit Schenkungen, seine Waffengehülfen mit Belohnungen reichlich bedachte, so schien Alles gut zu gehen.

Bald aber änderte sich Karl's Benehmen: Franzosen und andere in Menge herbeiströmende Fremde wurden vorgezogen und erhielten die wichtigsten Aemter und reichsten Besitzungen; die Bürger und Bauern wurden durch Abgaben erdrückt, die Stände nicht befragt, Landesart und Landessprache mißachtet, Ungerechtigkeiten und Sittenlosigkeiten aller Art begangen und geduldet. So kam es, daß dem Volke, selbst dem Adel und der Priesterschaft, die französische Herrschaft bald unerträglich und der Wunsch nach Rückkehr der ghibellinischen Herrschaft allenthalben rege wurde. Mit Sehnsucht blickten Viele auf den nun 15 Jahr alten Konradin, als auf ihre letzte Hoffnung, aus. Die gleiche Hoffnung beseelte auch die Ghibellinen in Oberitalien, welche seit Friedrich's Tod durch die Willkühr der Podesta's und anderer Gewaltherren, namentlich Ezzelino's, vielen Leiden ausgesetzt gewesen waren.

Besonders hatte der grausame Ezzelino da Romano, Herr der trevisanischen Mark, diese Schreckensgeisel der Welfen und besonders der Priester, die gräßlichste Zwingherrschaft geübt und durch seine Hab- und Blutgier alle Kerker gefüllt, so daß in allen Städten seines Gebiets die Klagen der Bedrückten, Mißhandelten und Verwaisten gen Himmel stiegen, zumal selbst diejenigen, die seiner Tyrannei entflohen, vor seinem weitgreifenden Arm nicht sicher waren. So hielt er einmal im Verona 12000 Gefangene verwahrt, von denen keine 200 dem Hunger und Schwert entkamen. Endlich vereinigten sich Welfen und Ghibellinen, Weltliche und Geistliche, Herren und Bürger verschiedener Landschaften und Städte zu einem geheimen Bund wider Ezzelino (1259), und ob er gleich die Mailänder durch List von dem Bündnisse abzubringen suchte, so mußte er doch der diesmaligen Einigkeit seiner Gegner unterliegen. Er wurde im Treffen bei Cassano (an der Adda) verwundet und nach wüthendem Widerstand gefangen. Obgleich in der Burg Soncino sorgsam gepflegt, verschmähte er jeden Beistand, besonders geistlichen, nahm weder Nahrung noch Arznei zu sich, riß zuletzt seine Binden von den Wunden und starb in finsterm Trotz. Darauf machten sich alle Städte seiner Mark frei und vertilgten das ganze Geschlecht der Romano (1260).

Konradin — aufgewachsen am Hofe seines Oheims und Vormunds Ludwig's von Bayern (desselben, der in leiden-

schaftlichem Zorn seine unschuldige Gemahlin Maria aus Verdacht der Untreue zu Donauwörth enthaupten ließ) erzogen durch sorgfältigen Unterricht und durch die Erinnerung an die ehemalige Größe seines Hauses, auch gestärkt durch die Freundschaft mit dem durch gleiches Leidensgeschick ihm verbundenen letzten babenbergischen Sprößling Friedrich, dem aus seinem österreichischen Erbe durch Ottokar von Böhmen verdrängten Sohne des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oesterreich — hatte nur im Stillen zuweilen die Hoffnung gehegt, den verblichenen Stern seines Hauses wieder aufglänzen zu sehen. Da kam eine Botschaft der italienischen Ghibellinen an ihn mit der Einladung, sich aufzumachen und sein väterliches Erbe wieder einzunehmen. Vergebens warnte ihn seine Mutter Elisabeth, dem lockenden Ruf in ein Land zu folgen, dessen Tücke seine Vorfahren empfunden hätten und die auch ihn verderben könne. Indeß getrieben theils von jugendlichem Ehrgeiz, der im Hinblick auf die Thaten seiner Ahnen Kämpfe und Gefahren einer ruhmlosen Ruhe vorzog, theils von seinen Oheimen Ludwig und Heinrich von Bayern, die sich schon früher von ihm im Falle seines kinderlosen Todes seine schwäbischen Allodien hatten zusichern lassen, — entschloß sich der Heldenjüngling, ungeschreckt durch die Banndrohungen des Papstes, zu der vielverheißenden Heerfahrt.

Um ein Heer auszurüsten, verkaufte oder verpfändete er fast den ganzen Rest seiner schwäbischen Güter und zog, begleitet von seinen Oheimen und andern Edlen, darunter seinem Freunde Friedrich von Baden, an der Spitze von 10000 Streitern, meist Schwaben und Bayern, im Jahr 1267 von Hohenschwangau (und Bregenz) aus über die Alpen durch das Etschthal nach Italien, wo ihn die lombardischen Ghibellinen mit Jubel empfiengen.

Anstatt aber ohne Aufenthalt nach Unteritalien zu eilen, wo König Karl noch wenig gerüstet war, verweilte man drei Monate in Verona, um den ghibellinischen Sicilianern mehr Zeit zur Rüstung zu lassen. Während dieser Rast aber erkaltete der Eifer seiner Deutschen; sie erkannten mehr und mehr das

Gefährliche des Unternehmens gegen einen so mächtigen Feind und kehrten großentheils wieder nach Deutschland zurück, unter ihnen selbst seine Oheime, die sich noch dazu für die Kosten ihrer Ausrüstung durch weitere Pfandverschreibungen entschädigen ließen. So kam es, daß er zuletzt nur noch 3000 Deutsche um sich hatte. Da ihm jedoch auf seinem Zug durch Pavia mehr und mehr Ghibellinen zufielen und auch die Pisaner ihn mit Geld und Mannschaft unterstützten, so drang er trotz dem Bannfluch des in Viterbo weilenden Papstes und trotz der Nähe Karl's in Toscana, zu dessen Schirmherrn derselbe von dem Papste zum Verdrusse der Welfen ernannt worden war, nach einigen glücklichen Gefechten bis Siena vor. Und da unterdeß die Castilier auf Sicilien gelandet waren und in Konradin's Namen die meisten Städte besetzt hatten; auch in Unteritalien sowohl die Sarazenen von Nocera, als auch die meisten Landgemeinden im Aufstand sich erhuben, so daß Karl aus Toscana dahin zurückkehren mußte, um sich seine Herrschaft zu sichern: so konnte Konradin ungehindert in Rom einziehen, wo die Römer ihm gleich einem Kaiser den glänzendsten Empfang bereiteten.

Gleich nach den Empfangsfesten zog Konradin mit einem starken, meist aus Italienern, Spaniern und Deutschen bestehenden Heere (worunter 10000 Reiter) durch das Gebirg nach den Abruzzen. Er lagerte eben bei dem Städtchen Tagliacozzo, als König Karl von der Belagerung von Nocera herbeieilte und ungeachtet seiner geringern Macht eine Schlacht suchte. Schon hatten Konradin's Schaaren den Sieg in Händen, als ihnen der Franzose denselben durch einen bei Scurcola gelegten Hinterhalt wieder entriß und eine völlige Niederlage beibrachte.

Karl hatte den Oberbefehl über sein Heer einem alten waffenkundigen französischen Ritter, Erard von Valery, der auf der Rückkehr aus dem gelobten Land in seine Heimath begriffen war, unbedingt übergeben. Dieser bildete drei Treffen, davon er das dritte, 8000 M. stark, in einem verborgenen Thale aufstellte. Auch Konradin ordnete sein Heer in drei Treffen: das erste, aus Spaniern und Italienern bestehend, griff unter Heinrich von Castilien die Provençalen an und warf sie über den Fluß Salto in die Flucht; das zweite Treffen, aus Deutschen bestehend und von Konra-

din selbst geführt, schlug das zweite Treffen der Franzosen in die Flucht. Da nun die Deutschen keinen Feind mehr sahen, zerstreuten sie sich, um der Beute nachzugehen. Plötzlich brach König Karl auf Erard's Wink hervor und fiel über die Deutschen her. Die meisten wurden getödtet oder gefangen; die andern entflohen.

Selbst Konradin wurde nach tapferstem Widerstand mit Friedrich von Baden in die Flucht gerissen. Zwar suchte Heinrich von Castilien die Schlacht wieder herzustellen, aber er ließ sich durch eine verstellte Flucht der Franzosen zu weit verlocken und wurde von den sich plötzlich Kehrenden überwältigt, gefangen und dem Papst ausgeliefert, der über diesen Sieg eine große Freude hatte: denn obwohl ihm die Willkührherrschaft Karl's für die Kirche bereits Sorgen machte, so hätte er doch das Wiederaufkommen der Hohenstaufenmacht als ein weit größeres Uebel betrachtet.

Konradin und sein Freund Friedrich flohen zunächst nach Rom und von da sogleich weiter nach der Küstenstadt Astura, um sich dort nach Pisa einzuschiffen. Der hohe Preiß aber, den sie dem Schiffer boten, verrieth sie; der Herr der Stadt, ein Römer, aus der von Kaiser Friedrich II mit Gnaden überhäuften Familie Frangipani, holte sie mit einem Schnellsegler ein und lieferte sie aus Habsucht für großen Lohn an König Karl nach Neapel aus, wo nun derselbe ein eigenes, aus seinen Räthen, aus Abgeordneten der Städte Apuliens und aus den berühmtesten Rechtgelehrten Italiens bestelltes Gericht niedersetzte, vor welchem er den Konradin als einen Empörer und Hochverräther auf den Tod anklagen ließ.

Vergebens verwahrte sich selbst Papst Clemens mit den Kardinälen gegen ein solch blutdürstiges Verfahren. Obgleich der berühmte Rechtsgelehrte Guido von Suzara aus Modena den Angeklagten schuldfrei sprach, weil er im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht in offenem Krieg den Anspruch an sein väterliches Erbe habe geltend machen wollen und nur durch Verrath gefangen worden sey; obgleich diesem Urtheile selbst des Königs Schwager, der Graf Rupert von Flandern und, ihm nach, alle französischen Richter beistimmten, indeß

nur der knechtischgesinnte Kanzler Robert von Bari ihn schuldig fand: so sprach doch Karl selbst, in unmenschlichem Frevelmuth sich über jeden Schein des Rechts hinwegsetzend, das Todesurtheil aus, dessen Vollziehung ihm allein die Bürgschaft eines gesicherten Thronbesitzes zu geben schien. Es sollte das jugendblühende Haupt des letzten Hohenstaufen-Sprossen unter dem Beile des Henkers fallen und so das tragische Schicksal des hohenstaufischen Hauses, das einst alle Fürstengeschlechter an Glanz überstrahlte, sich in herzerschütternder Weise erfüllen.

Konradin und Friedrich, dem das gleiche Urtheil galt, spielten im Gefängniß gerade Schach miteinander, als ihnen ein alter französischer Ritter die Trauernachricht brachte. Erblaßt saßen sie eine Zeit lang still; dann bat Konradin um drei Tage Aufschub, um sich gehörig zum Tod bereiten und sein Testament machen zu können. In diesem setzte er seine Oheime zu Erben seiner Güter ein und bedachte noch andere Verwandte und Freunde. Das Gleiche that Friedrich. Am Morgen des 29. Wintermonats wurden sie baarfuß und in Hemdärmeln zu dem, auf dem Carmelitermarkt aufgeschlagenen Blutgerüste geführt, wo auf Befehl des Königs, welcher im benachbarten Schloß hinter Fensterläden stand, um sich an dem Blutschauspiel zu weiden, der Kanzler Robert von Bari von der Versammlung der Ritter und des Volks, nach einer kurzen Darstellung des Verbrechens, das noch nicht öffentlich bekannt gewordene Todesurtheil verkündete. Ein dumpfes Gemurmel bekundete das Erschrecken des Volks und vieler Ritter, und der Graf von Flandern soll sogar aufgesprungen seyn und dem Kanzler für die Ungerechtigkeit, daß er einen so hohen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilt hatte, mit dem Schwerte einen Schlag versetzt haben. — Hierauf sprach Konradin noch einige Worte der Rechtfertigung, warf seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, als fordre er die Seinen auf, ihn zu rächen, umarmte dann seinen Freund und sprach, mit gen Himmel gehobenen Armen: „O, Jesus Christus! wenn dieser Kelch nicht von mir vorbeigehen soll, so befehl' ich meinen Geist in deine Hände!" kniete dann nieder und nachdem er, noch einmal

sich emporrichtend, ausgerufen hatte: „O Mutter, welch' einen Schmerz bereite ich dir!" legte er standhaft sein Haupt auf den Block und empfieng den Todesstreich.

Als Friedrich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er vor Entsetzen laut auf, so daß alle Umstehenden weinten, kniete hierauf nieder und erlitt das gleiche Geschick. Ihm folgten noch 13 andere Vornehme, darunter Graf Gerhard aus Pisa, Graf Galvan Lancia ꝛc. Konradin's und der übrigen Enthaupteten Leichname wurden am Strande des Meeres verscharrt. Eine späterhin von sühnenden Händen errichtete Porphyrsäule mit einer darüber gebauten Kapelle bezeichnete noch Jahrhunderte lang die Stelle, da Konradin geblutet. — Einen Monat darauf starb Papst Clemens IV.

Diese Blutthat, so wie überhaupt die neronische Grausamkeit, mit der sowohl in Sicilien, als in Apulien alle Ghibellinen verfolgt und nur allein weit über 1000 in Konradin's Unternehmen verwickelte Edle enthauptet, zum Theil, wie Konrad Capece, gehängt oder, wie Heinrich von Castilien und Manfred's Söhne, lebenslänglich eingekerkert wurden, erfüllte ganz Europa mit Abscheu vor König Karl und mit Mitleid für Konradin's und Friedrich's unglückliche Mütter, deren Klagen jedoch ohne Erfolg blieben. Denn Viele, die in den Besitz der schwäbischen und österreichischen Stamm- und Reichsgüter gekommen waren, bargen hinter ihrem Bedauern nur geheime Freude; viele Andere dagegen erblickten bei dem zu Gunsten der Kirche eingetretenen Umschwung des Zeitgeistes in dem völligen Untergange des „durch so unerhörte Trübsal gedemüthigten" Herrscherhauses ein deutliches „Gericht Gottes". Es starb nämlich kurz darauf (1270) auch Kaiser Friedrich's natürliche Tochter Margaretha, die Gemahlin Albert's des Entarteten, Landgrafen von Thüringen und Meißen, im hülflosesten Elende; und im folgenden Jahre hauchte der unglückliche Enzio in Bologna's Kerkerhaft, deren Leiden er über 22 Jahre lang standhaft getragen hatte, seine geniale Liederseele aus. Also erlosch das einst so mächtigstrahlende Staufengeschlecht und selbst von seinem pracht-

vollen Stammsitze ist fast der letzte Stein verschwunden. Nichts desto weniger haben seine hochbegabten Glieder viel Geistigherrliches geschaffen, das heute noch bildend nachwirkt, und gerade darin, daß sie „die Last ihrer Verfehlungen so furchtbar getragen", so wie in der Betrachtung, daß „Gott mit ihnen wohl mehr, denn mit Andern, schon hier abgerechnet, liegt die tragische Herrlichkeit ihrer Geschichte."

(S. Albert Knapp's Vorwort zu s. Hohenstaufenliedern.) — Margarethen's trauriges Geschick bestand darin, daß ihr Gatte, der in offenem Ehebruch mit einem Hoffräulein lebte, sie, die unschuldige Gattin, durch einen armen Mann, der täglich Milch in die Wartburg brachte, in einer Nacht erdrosseln lassen wollte. Allein die Gewissensangst preßte diesem armen Menschen im Augenblick der Ausführung das Geständniß seines Vorhabens und der ganzen Anstiftung aus. Margaretha erkannte, daß nur eilige Flucht sie retten könnte, wozu ihr jener Mann seine Hülfe zusagte, da er selbst nur durch die Flucht der Rache seines Herrn entgehen konnte. Vor dem Fortgehen küßte die unglückliche Mutter noch zum Abschied ihre drei kleinen im Schlaf liegenden Söhne Friedrich, Heinrich und Diezmann, und weil sie dabei ihren Erstgebornen vor Schmerz in die Wange biß, erhielt derselbe in der Folge den Namen „Friedrich mit der gebissenen Wange". Von zwei Kammerfrauen begleitet, ließ sie sich dann an einem Strick die Burgmauer hinab und wanderte lange hülflos im Lande herum, bis sie endlich von den Bürgern Frankfurts eine schützende Aufnahme fand. Aber noch in demselben Jahre starb sie vor Gram.

Der gefangene **Enzio** war zu Bologna 14 Jahre lang mit einem Grafen von Solimburg, einem unerträglich rohen Menschen, in Einem Gemach eingesperrt: dennoch blieb er standhaft und erheiterte sein Gemüth durch Sammeln von Sagen und Liedern, ja baute sich durch Gesang und eigene Dichtungen eine besondre Welt der Phantasie, zumal als er in dem geistreichen Jüngling Petro Asinelli, welcher deutsch und italienisch sprach, einen angenehmern Stubengefährten bekam. Als er die Nachricht von Konradin's Tod erhielt, befiel ihn lebhafter, als je, die Sehnsucht, den Glanz seines Geschlechts wieder herzustellen: er faßte den Plan zur Flucht und ließ sich, in einem Fasse verborgen, aus dem Gefängniß bringen, wurde aber an einer aus der Luftöffnung hervorhangenden Hauptlocke entdeckt und mußte die letzten Jahre seines Lebens in strengerer Haft verbringen. Da brach seine Kraft: er starb im 46. Jahre seines Lebens (1272) und erhielt von den Bolognesen — sey's aus Spott oder aus Reue — ein königliches Begräbniß! — — Auch Manfred's Söhne nahmen ein klägliches Ende, indem Karl sie bis an ihr Ende im Kerker verschmachten ließ.

3. König Karl's Grausamkeit gegen die Ghibellinen. Johann von Procida's Verschwörung. Die sicilische Vesper. Karl von Messina. Landung Peter's von Aragonien. Französisch-aragonischer Krieg. Karl's Tod. Theilung des sicilischen Reichs: Neapel französisch; Sicilien aragonisch.

Dieser Sieg über die Hohenstaufen, wie überhaupt über die Ghibellinen, brachte jedoch weder der Kirche sogleich die gehoffte volle Frucht, noch gab er dem neuen Haupte der Welfen die Gewähr bleibender Machtfülle. Gestützt auf die gesammte Welfenmacht Italiens, zwang Karl von Anjou den römischen Stuhl selbst bald, gegen seinen bisherigen Schützling Schutz zu suchen, und während jener die römische Krone für sich erstrebte, traf er sogar Anstalten, den kurz vorher (s. unt. K. 10) wiederhergestellten griechischen Thron an sich zu reißen. Aber der Fall von der hastig erstiegenen Höhe blieb nicht aus und in der sicilischen Vesper folgte, wenn auch erst nach 14 Jahren, für so viel ungerecht vergossenes Blut die schrecklichste Blutrache nach.

Die eiserne Strenge nämlich, womit der fühllose Despot das Land diesseits und jenseits der Meerenge behandelte, hatte am schwersten die Insel Sicilien zu empfinden, wo die Hohenstaufen stets dem aus dem Adel-, Priester- und Bürgerstand gewählten Parlamente einen Antheil an der Regierung gelassen und diese Stände daher von Anfang an den kräftigsten Widerstand gegen die französische Herrschaft gezeigt hatten. Fortwährend wurden fast alle hohen und niedern Aemter an Franzosen vergeben, die nun schaarenweise einwanderten; mit schrankenloser Willkühr wurden die drückendsten Steuern und ungewöhnlichsten Auflagen erhoben, Schatzungen, Gütereinziehungen und andere Strafen verhängt, Wehrlose im Uebermuth mißhandelt, selbst gegen das schwächere Geschlecht oft alle Zucht bei Seite gesetzt, so daß sich ein düsterer Trauerschatten über die sonst so lebensfrohe Insel legte.

Da entschloß sich Johann von Procida, Herr der gleichnamigen Insel, ein alter Anhänger der Hohenstaufen, dem man seine Güter eingezogen hatte, alles aufzubieten, um Sicilien von

dem unerträglichen Fremdjoch zu befreien. Zuerst begab er sich nach Constantinopel und erhielt vom Kaiser Michael, welchem Karl's Absichten auf das griechische Reich wohl bekannt waren, Geld, Briefe und vertraute Begleiter nach Sicilien, wo ihm alsbald verschiedene einflußreiche Adelsglieder ihre Mitwirkung zusagten. Von da eilte er, als Franziscanermönch verkleidet, zu dem auf König Karl gleichfalls zürnenden Papst Nicolaus III, der ihm Empfehlungsbriefe an König Peter III von Aragonien, Manfred's Eidam, mitgab, worin demselben Sicilien, dieses ihm schon von Konradin zugedachte Erbe, als päpstliches Lehen angeboten wurde.

Aber eben als diese Unterhandlungen im besten Gange waren, starb Papst Nicolaus (1281) und sein Nachfolger Martin IV; ein geborner Franzose schlug alle Hoffnungen der Verschwornen danieder, indem er zu Gunsten Karl's die strengste Ueberwachung aller Bewegungen auf Sicilien veranlaßte. Nichts destoweniger breitete sich die Verschwörung weiter aus und bald konnte Procida dem König Peter auch beträchtliche Geldbeiträge zur Ausrüstung einer Flotte überbringen, die derselbe unter dem Vorwande eines Kriegs gegen die afrikanischen Sarazenen auszusenden vorhatte, — eine List, die ihm, ungeachtet des päpstlichen Argwohns, so gut gelang, daß er selbst vom Könige von Frankreich, ja, sogar vom König Karl eine Beisteuer erhielt, da letzterer ohnedieß vorhatte, sich auch noch zum Herrn von Nordafrika zu machen.

Ehe noch aber die Vorkehrungen der Geheimbündner alle getroffen waren, brachte ein Zufall den Volksgrimm zum Ausbruch und dieser die Verschwornen an's Ziel. Alter Sitte gemäß wurde die Osterfeier von den Bürgern Palermo's unweit der Stadt in der Kirche zu Montreal gefeiert, und nach der Vesper pflegte das Volk sich im bunten Gemisch lustwandelnd auf dem grünen Plan umherzutreiben. Einem Verbote des Stadtbefehlshabers gemäß sollte Niemand Waffen bei sich haben und Späher wachten allenthalben über dessen Befolgung. Da trat ein übermüthiger Franzose, Namens Drouet, an ein junges, von ihrem Bräutigam und ihren Aeltern begleitetes Edelfräulein hin

und erlaubte sich, unter dem Vorwande, bei ihr nach verborgenen Waffen zu suchen, freche Unanständigkeiten, so daß sie ohnmächtig ihrem Verlobten in die Arme sank. Ein Schrei des Unwillens erhob sich von allen Umstehenden, und ein junger Mann riß dem Franzosen das Schwert von der Seite und stieß ihn damit nieder. Der nun ringsum tönende Ruf: „Tod den Franzosen!“ kostete in einem Augenblick einigen Hunderten das Leben. Hierauf brach das wüthende Volk, von mehrern Verschwornen geleitet, in die Stadt ein und erschlug in Häusern, Kirchen und Klöstern alle Franzosen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wählte sich dann einen Capitano und erstürmte die Burg, in welche sich der Stadtbefehlshaber geflüchtet hatte.

Eine provisorische Regierung entsendete hierauf drei Heerhaufen, um in allen Städten und Dörfern der Insel das Volk bei dem gleichen Beginnen zu unterstützen. Während allenthalben die französischen Besatzungen niedergemacht wurden, trugen die Palermitaner dem schon in Afrika befindlichen und dort vor einer Festung liegenden Peter von Aragonien die Krone Siciliens an und baten ihn um schleunigen Beistand.

Unterdeß aber hatte sich der über solchen Schlag bestürzte König Karl mit einer mühsam aufgebrachten Flotte vor Messina gelegt, um diese Stadt, welche sein Joch zuletzt abgeworfen hatte, zuerst wieder zu gewinnen. Standhaft aber wiesen die Bürger alle Anforderungen und Stürme ab, achteten auf keine Lockungen zum Verrath, selbst nicht auf des Papstes Bann und Interdict und wollten lieber mit Weib und Kind untergehen, als wieder den Franzosen huldigen. Da landete Peter bei Trapäni, zog in Palermo ein und empfieng Siciliens Krone. Darauf sendete er ein Geschwader ab, um dem König Karl die Rückkehr nach Apulien abzuschneiden. Auf diese Kunde biß Karl vor Zorn in seinen Stockknopf und zog eiligst von Messina ab.

Der Streit zwischen den beiden Fürsten um den Besitz Siciliens sollte hierauf durch das Ordal eines Zweikampfs zu Bordeaux unter der Garantie des Königs von England entschieden werden; gegenseitiges Mißtrauen ließ es aber nicht dazu kom-

men, und während ein vom Papst und Karl entsendetes Kreuzheer sogar in Aragonien einbrach, besiegte die aragonesische Flotte die Franzosen bei Neapel und bekam Karl's Sohn, den Fürsten Karl von Sorento, gefangen. Mit Ungestüm forderten die Bürger von Messina den Tod des jungen Fürsten zur Sühne für Konradin's Blut. Allein Constanzia, Manfred's Tochter und Peter's Gemahlin, erhielt ihm edelmüthig das Leben. Kurz darauf (1285) starb Karl von Anjou, und Sicilien blieb bei den Aragonesen, obgleich die Franzosen von Neapel aus in fortgesetztem Kriege es versuchten, sich wieder in den Besitz der Insel zu setzen.

Der Friedensvertrag von 1302 bestätigte die Nachkommen Peter's im Besitz von Sicilien und ließ den Nachkommen Karl's nur das Königreich Neapel, und diese Theilung der ehemaligen apulisch-sicilischen Macht genehmigte der Papst um so lieber, da beide Reiche seine Lehenshoheit anerkannten.

4. Wilhelm's (von Holland) schwache Regierung in Deutschland. Lösung der Ordnung. Hanseatischer und rheinischer Städtebund. Tod Wilhelm's von Holland. Das Interregnum. Schimpfliche Doppelwahl. Richard und Alfons.

In Deutschland hatte seit Konrad's IV Abgang und Tod Wilhelm von Holland, diese päpstliche Treibpflanze, (nannte ihn doch der Papst selbst eine von ihm gesäete und getriebene Pflanze!) übrigens ein tapferer, dabei mildgesinnter Mann, nicht die Macht, der großen Zerrüttung Einhalt zu thun, welche schon so lange her durch die häufige Abwesenheit der staufischen Kaiser und durch die selbstsüchtige Haltung der Fürsten, so wie durch das unmäßige Trachten aller andern Stände nach Unabhängigkeit und Machtvergrößerung eingerissen war. Allenthalben waren die Bande der Sitte und Ordnung gelös't: unbekümmert um das Reichsoberhaupt führten die Fürsten Kriege untereinander und verheerten sich gegenseitig ihre Länder, oder vergrößerten (wie Ottokar von Böhmen s. XVIII. 1, 1) ihren Besitz auf Kosten des Reichs, während der niedere Adel, gleichfalls sich stets befehdend, in fast gänzlicher Ungebundenheit lebte, ein Theil desselben sogar, alles

Ehrgefühls baar und ledig, vom Stegreif lebte, indem er wegelagernd die auf Land- und Wasserstraßen ziehenden Güter betriebsamer Bürger raubte und auf seine Felsenburgen schleppte, die etwa dabei gefangenen Eigenthümer aber nur gegen Lösegeld wieder freigab. Vergewaltigung Anderer aus Habsucht oder Herrschsucht war etwas Gewöhnliches, und selbst geistliche Herren ließen sich nicht selten große Unbilden zu Schulden kommen.

So gieng der Erzbischoff von Köln, Konrad von Hochstedten (der Gründer des Kölner Dom's) darauf aus, der Stadt Köln ihre Freiheit zu nehmen und vertrieb mit Hülfe von 30,000 Webern den Adel. Als sein Nachfolger Engelbert von Falkenberg den Bürgern Schatzungen auflegte, riefen sie wieder den Adel zurück. Darauf suchte er den Adel zu entzweien und in dem daraus entstehenden Bürgerkrieg fiel der edle Overstolz. Auch Aachen wollte er unterdrücken, aber Wilhelm von Jülich half der Stadt, nahm den Erzbischoff gefangen und steckte ihn in einen eisernen Käfig. — Die meisten Städte lagen mit ihren Bischöffen in Streit, woran bald der eine, bald der andere Theil Schuld war.

Da die Reichsgewalt zu schwach war, sahen sich die dadurch benachtheiligten Städte genöthigt, zum Schutze ihres Handels und Gewerbs und zu gegenseitiger Hülfe, sich in Bündnisse zu vereinigen und so gleichsam einen Staat im Staate zu bilden. So entstand im Norden Deutschlands unter dem Vorgang Hamburg's und Lübeck's und unter dem Beitritt Braunschweigs die deutsche Hansa (1241), ein Bund norddeutscher Städte zum Schutz gegen die Beeinträchtigung ausländischer, wie inländischer Fürsten- und Herrengewalt, von dessen Entwicklung zu einer welthistorischen Macht erst in der folgenden Periode näher die Rede seyn wird. Eben so traten am Rhein die Städte unter der Zustimmung und Zuhaltung der dortigen Erzbischöffe und Bischöffe in den rheinischen Städtebund zusammen (1253), der unter der Vorstandschaft von Mainz und Worms, jedoch nur auf kurze Zeit, blühte.

Zu diesem Zwecke mußten die obern Rheinstädte von Basel bis Coblenz 100, die untern Städte 50 Kriegsschiffe mit Armbrustschützen und außerdem noch Mannschaft zu Roß und zu Fuß wohlausgerüstet in steter Bereitschaft halten. Der Bund ließ sich auch die Regelung der Land- und Wasserzölle, so wie die Beschränkung des Wuchers der Juden angelegen seyn. Er

hielt jährlich vier Versammlungen. — Da Wilhelm von Holland, obgleich er vorher nicht um Genehmigung des Bundes gefragt worden war, ihm doch dieselbe nachträglich zu geben sich beeilte, so sahen die Städte hierin ein förmliches Rechtszugeständniß, sich auch in Zukunft ohne Anfrage verbünden zu dürfen.

Da Wilhelm von Holland zuletzt auch die Unterstützung der geistlichen Fürsten, durch die er emporgehoben worden war, verlor und der Erzbischoff von Köln ihn sogar in seinem Palaste zu Neuß zu verbrennen drohte, so sank sein Ansehen so sehr, daß die Bürger von Coblenz einst sein Gefolge angriffen, ein Edelmann Wilhelm's Gemahlin auf der Heerstraße ausplünderte und einige Bürger von Utrecht nach ihm selbst einen Stein warfen. Als er in einem Winterfeldzug wider die Westfriesen, denen er ihre seit 300 Jahren von den Kaisern gewährten Freiheiten nehmen wollte, über das gefrorne Moor bei Medemblik ritt und das Eis unter dem schwergewappneten Roß und Reiter einbrach, ward er (erst 27 Jahre alt) unerkannt von einem friesischen Haufen erschlagen (1258).

Deutschland war nun ohne Haupt und, was das Traurigste war, kein deutscher Fürst ließ sich bei dem Anblick der schwer zu heilenden Schäden bewegen, die machtlose Kaiserwürde anzunehmen. Die geistlichen Wahlfürsten schämten sich nicht, die deutsche Krone zum erstenmal Ausländern anzutragen, ja sie ihnen schmählicher Weise gleichsam feil zu bieten. Und hiebei trat das Uebel eines Wahlreichs auf das grellste zu Tage. Der Erzbischoff von Mainz — damals in Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig — übertrug seine Wahlstimme dem Erzbischoff von Köln und dieser verkaufte sie sammt den Stimmen seines Anhangs an den Bruder des englischen Königs Heinrich's III, Richard von Cornwallis, der ihm 12000 Pfund Sterling und jedem andern eine mehr oder minder große Summe gab. Darüber unwillig, ließ der Erzbischoff von Trier von seinem Anhang die Krone dem König Alfons X dem Weisen von Castilien (einem Tochterenkel Kaiser Philipp's von Schwaben) anbieten und erhielt gleichfalls große Geldsummen dafür.

Diese schimpfliche Doppelwahl war daher doppelt verderblich für Deutschland. Denn sowohl Richard, ein übrigens verständiger und tapferer Mann, der dreimal nach Deutschland und zwar nur an den Rhein, aber jedesmal mit reichen Spenden kam, als auch Alfons, der, im eigenen Lande zu viel beschäftigt, sich niemals in Deutschland zeigte, vergaben von den ohnedies so geschmälerten Kaiserrechten an die deutschen Fürsten, deren Gunst sie dadurch gewinnen wollten, immer mehr und mehr, und ließen dadurch künftigen Kaisern vollends nur eine Schattenmacht.

Bei jener Doppelwahl trat zum erstenmal die Siebenzahl der Kürfürsten d. i. der fürstlichen Wähler hervor, welche sich mit Ausschluß der übrigen Fürsten das Recht, den Kaiser zu wählen, beilegten und dieses Recht für die vier weltlichen Kurfürsten aus den Erzämtern ableiteten, welche bisher von den Herzögen von Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben bekleidet worden waren. Da das Amt des Erzkämmerers durch die Hohenstaufen (welche Franken und Schwaben besaßen) an Brandenburg ertheilt worden war, das Amt des Erztruchseß mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein an die Wittelsbacher übergieng, das Erzschenkenamt von Bayern bei der Erwerbung Sachsens an Böhmen abgetreten worden war, so machten nun Mainz, Köln, Trier, Sachsen, Bayern, Brandenburg und Böhmen das Kurfürsten-Collegium aus.

---

8. Kapitel.

Deutsches Wesen und Leben in der Hohenstaufen-Zeit.

1. Die deutsche Reichsverfassung zur Zeit der Hohenstaufen. Verarmung des Kaiserthums. Deutschland ein freies Gemeinwesen der Reichsstände. Rechte des Kaisers und der Stände. Die freien Bauerngemeinden. Zerschlagung der alten Volksthümer in viele Herrschaften.

Ehe wir den Blick von Deutschland hinweg wieder nach den übrigen europäischen Staaten richten, sind erst noch mehrere Seiten des deutschen Innenlebens, wie es sich in der Hohenstaufenzeit entwickelt hat, einiger Betrachtung zu unterwerfen.

Sie betreffen zunächst die deutsche Reichsverfassung, die Verbreitung des Christenthums und deutscher Sitte und Bildung im nordöstlichen Deutschland, die deutsche Kunst und Wissenschaft und die kirchlichen Verhältnisse.

Wie sich aus der unumschränkten Lehnsmonarchie Karl's des Großen in Deutschland eine, auf der Grundlage des Lehnswesens ruhende aristokratisch=monarchische Regierungsform herausbildete und das Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten des Kaiserthums unter schwachen Kaisern mehr und mehr hervortrat; desgleichen welche Politik die stärkern Kaiser befolgten, um sich gegenüber der wachsenden Fürstenmacht zu behaupten, wurde am Schlusse der sächsischen Kaiserperiode des Näheren dargethan (XV. 3, 1) — Wie sodann die Bemühung der kräftigeren Kaiser, die der einheitlichen Reichsgewalt entgegen=wirkende Fürstengewalt zu brechen, durch die emporkommende Kirchenherrschaft vereitelt wurde, die förmliche Uebertragung des Kurrechts auf das gesammte Volk aber, welche das Kaiserthum vor dem Einfluß der Hierarchie retten sollte, nie zur Ausführung kam, sondern das Wahlrecht nur bei den Fürsten blieb; die Reichsgewalt selbst aber ohne gesetzliche Bestimmung gelassen wurde und ihre Wirkung stets nur von der Persönlichkeit des Reichsoberhaupts und seiner Hausmacht abhieng, — das alles ist am Schlusse der salischen Periode näher gesagt worden (XV. 5, 5).

In der hohenstaufischen Periode trat nun besonders deutlich der Nachtheil des Mangels an festen Bestimmungen über die Befugnisse der, fortwährend auf dem Lehnsystem ruhenden Kaisermacht hervor, in so fern an die Stelle des Gesetzes nicht selten eine Willkühr trat, die selbst da, wo sie das Beste beabsichtigte, oft einen übelempfundenen Druck —, wo sie aber mit schonungsloser Leidenschaftlichkeit verbunden war, ein oft bis zum maßlosen Haß gesteigertes Widerstreben hervorrief, wodurch das Glück und Wohl der Völker zerstört wurde.

Ohnedieß gelangte die ideale Macht und Würde, welche die Kaiser seit Karl dem Großen auch in den außerdeutschen christlichen Staaten zur Geltung zu bringen strebten, nie zur vollen Wirklichkeit, ja selbst in Deutschland übte der

Kaisername nur in einzelnen Momenten seine volle Zaubermacht. Als vollends die Hohenstaufen das Mark ihrer Kraft mehr auf Italien wendeten, so mußte der eigentliche Boden, darin die ursprüngliche Lebenskraft des deutschen Königthums wurzelte, immer mehr weichen, wenn auch keineswegs gesagt werden kann, daß an sich das Streben dieser Kaiser, in Italien ihrer Macht einen größern Halt gegen die Hierarchie zu geben, einzig und allein „die Auflösung Deutschlands als Gesammtstaats" herbeigeführt habe. Wohl aber hat die, in Folge jenes Strebens in der Fürstengesammtheit entstandene Spaltung (in Welfen und Ghibellinen) und die daraus für die Kaiser erwachsene Noth, sich durch Vergabung der Reichs- und Hoheitsrechte, so wie durch Verschenkung eines großen Theils ihrer Stammgüter die Anhänglichkeit ihrer Freunde zu erhalten, nicht minder endlich das steigende Streben der Fürstenmacht nach Unabhängigkeit — jene Schwäche des Reichs herbeigeführt, von der die Schmachzeit des Interregnums zeugt. Das Kaiserthum verarmte, des Reiches Herrlichkeit fiel dahin und Deutschland ward mehr und mehr nur ein freies Gemeinwesen der Reichsstände. So kam es, daß Deutschland seine politische Macht und Größe einbüßte, wie denn schon in dieser Periode sein Länderumfang sich mit der Lostrennung burgundischer und lothringischer Landschaften vom Reiche zu mindern begann. Indeß ist anderseits auch nicht zu verkennen, daß gerade die zunehmende Selbständigkeit der Stände die Quelle mannichfaltiger und tieferer Volksbildung wurde, die allerdings ein wahreres Glück begründet, als eine noch so große materielle Macht ohne sie gewähren kann. Indeß bedingt erst die Verbindung beider Factoren die eigentliche Größe eines Volks, und diese ist auch dann nur wahrhaft reell und dauernd, wenn es die tiefste Quelle derselben in Dem erkennt, der Völker, wie Individuen heben und stürzen kann.

Der **Kaiser** besaß am Ende nur noch die ohnedieß, längst geschmälerte Oberlehnsherrschaft, die Führung des Reichsheers, die Hut des Landfriedens und den Vorsitz auf den Reichstagen d. i. in den

von ihm berufenen Versammlungen der Stände. In Gebieten, die nicht unter Fürsten und Grafen, sondern unmittelbar unter dem Reich standen, wurden die Kaiserrechte durch Reichsvögte verwaltet.

Die erste Klasse der Reichsstände bildeten die **Reichsfürsten** d. i. diejenigen Fürsten, die in Betreff ihres Landgebiets vom Kaiser mit dem Stab, wenn sie geistliche waren, — oder mit der Fahne, wenn sie weltliche waren, belehnt wurden. Die ihnen zustehende Landeshoheit umfaßte das Aufgebot des Heerbanns und die Ausübung der Gerichtsbarkeit; außerdem noch die Zoll-, Münz-, Bergwerks- und andern Regalien; ferner die Lehnsherrlichkeit über die Ritterschaft ihres Landes, nicht aber über die Geistlichen und Reichsunmittelbaren; endlich die Schutzherrlichkeit in Betreff der Landsassen. — Zu außerordentlichen Leistungen der Unterthanen mußten die Fürsten die Zustimmung der Landstände einholen, welche auf den Landtagen, d. i. in den Versammlungen der Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, mit den Fürsten Verträge zum Wohle des Landes eingiengen.

Die zweite Klasse der Reichsstände bildeten die **Grafen** und **Herren**, die ihre Rechte entweder vom Kaiser oder von Fürsten zu Lehen hatten.

Die dritte Klasse der Reichsstände bestand aus den **Reichsstädten**, deren Entstehen oben (K. 1, 1.) angegeben wurde und deren Entwicklung zu immer größerer Bedeutung bei der Darstellung der folgenden Periode zur Sprache kommen wird. Sie übten innerhalb ihres Weichbilds fast alle Rechte, welche ein Fürst über sein Land hatte und bekamen auch das Recht, die Reichstage durch Abgeordnete zu beschicken.

Städte, die zu fürstlichem Gebiete gehörten, hießen Landstädte und ihre Abgeordneten hatten nur das Recht, auf den Landtagen ihrer Landesherren zu erscheinen. — Der Bauernstand kam auf diesen Landtagen erst in spätern Zeiten zur Vertretung: noch lange stand er unter dem Druck seiner Gutsherren, der mit der zunehmenden Ausartung des Adels sogar noch stieg.

Die Versuche, welche manche kühne Bauerngemeinden machten, um ihre alte germanische, vom Lehnwesen unterdrückte Wehrfreiheit zu behaupten, hatten nicht allenthalben gleichen Erfolg. Wie die friesische Freigemeinde der Stedinger ihre alte, von kirchlicher und weltlicher Herrschaft bedrängte Freiheit vertheidigte, aber einem gegen sie gesendeten Kreuzheere unterlag und ihre Unabhängigkeit verlor, ist oben berührt worden (K. 7, 3). — Dagegen gelang es den in Ober-Allemannien (der spätern Schweiz) liegenden Gaue Uri, Schwyz und Zürich 1251 ein Bündniß zur Schirmung ihrer Rechte zu schließen. — Desgleichen errang das tapfere Völkchen der **Dithmarsen** (ein sächsisch-friesischer Stamm zwischen der Eider, Elbe und dem Meere) seine uralte, schon mehrmals in tapfern Kämpfen (mit Heinrich dem Löwen, mit den holsteinischen Grafen, mit dem Erzbischoff von Bremen und mit den Dänen) vertheidigte und zeitweise unterdrückte Freiheit dadurch wieder, daß sie in der Schlacht

bei Bornhövde 1227 in einem Kriege, welchen Dänemark mit den norddeutschen Grafen und Herren führte, von den Dänen abfielen und unter der Scheinoberherrlichkeit von Bremen ein unabhängiger Freistaat wurden, der sich die übrige Zeit des Mittelalters hindurch erhielt.

Eine Folge der großen Lockerung des Lehnsverbandes, so wie des unaufhaltbaren Strebens der Fürsten nach Unabhängigkeit von der Kaisermacht war auch die Zerschlagung der alten großen deutschen Volksthümer, aus deren Trümmern sich viele kleinere Besitzungen bildeten, die den Grund zu neuen, zum Theil noch bestehenden Fürstenthümern hergaben. Das deutsche Reich zählte in dieser Periode 116 geistliche und 100 weltliche Reichsstände: zu den geistlichen gehörten 6 Erzbisthümer, 37 Bisthümer, 70 Abteien und die 3 geistlichen Ritterorden; zu den weltlichen 4 Kurfürsten, 6 größere Herzoge, 30 gefürstete Grafen und gegen 60 Reichsstädte.

Aus dem alten Herzogthum **Franken**, das 1139 aufhörte, bildeten sich im Laufe der Zeit: das Erzstift Mainz, die Bisthümer Speyer, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda; die rheinische Pfalzgrafschaft, die Grafschaften Henneberg, Nassau rc., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg rc. — Das Burggrafthum Nürnberg (nicht zu verwechseln mit der Stadt) kam um 1180 an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern und erweiterte sich in der Folge zu den beiden Fürstenthümern Onolzbach und Culmbach (Ansbach und Bayreuth).

Das ehemalige Herzogthum **Schwaben**, das sich durch den Untergang der Hohenstaufen, die es zuletzt besaßen, auflöste, fiel in eine Menge reichsunmittelbarer Herrschaften auseinander; die wichtigsten Theile kamen an den Markgrafen von Baden, an die Grafen von Württemberg, Hohenzollern, Habsburg. Unter den damaligen schwäbischen Reichsstädten waren Augsburg und Straßburg die bedeutendsten.

Von dem alten mächtigen Herzogthum **Bayern** hatten sich, wie schon im Laufe der Geschichte berührt wurde, Kärnthen, Oesterreich, Steyermark und Tirol getrennt. Nachdem es unter den Wittelsbachern 1208 die Erblichkeit erhalten und 1227 in den Besitz der Rheinpfalz gekommen war, erfolgte 1255 die Theilung in Ober- und Niederbayern, wovon jenes die rheinische Pfalz, die Kurwürde und das Reichsvicariat hatte.

Das ehemalige Herzogthum **Sachsen** zerfiel in die Erzstifter Magdeburg und Bremen, in die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, in die Grafschaften Holstein und Oldenburg, in die Fürstenthümer Anhalt, Mecklenburg und Pommern, in das Gebiet der Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, und in andere kleinere Herrschaften. — Die Besitzer von Wittenberg und von Lauenburg (aus dem anhaltischen Geschlechte) behielten den sächsischen Herzogstitel. — Die Landgrafschaft Thüringen (entstanden 1130 aus dem Herzogthum gleiches Namens) kam nach dem Tode des Gegenkönigs Heinrich Raspe an dessen Neffen, den durch seine im Erzgebirg entdeckten Silbergewerke reichen Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen, der jedoch im Kriege mit Sophie von Brabant das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen verlor, welches Sophiens Sohn Heinrich, der Stammvater des jetzigen hessischen Hauses, bekam.

In dem ehemaligen Herzogthum **Niederlothringen** waren das Herzogthum Brabant, die Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namür, Holland, Geldern, Jülich, Cleve, Berg, ferner das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich und Utrecht unabhängig, die Städte Köln und Aachen Reichsstädte geworden. (Die Grafschaft Flandern war 1196 an Frankreich gekommen.) — Von **Oberlothringen** hatten sich das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und noch viele kleinere Herrschaften abgetrennt: das übrige behielt den Namen Herzogthum Lothringen.

In den slavischen, durch christlich-germanische Bildung für Deutschland gewonnenen Ländern erhielt besonders das Markgrafthum **Brandenburg** durch seine ascanischen Fürsten (d. i. durch Fürsten aus dem ballenstädt-anhaltischen Geschlechte, aus welcher Albrecht der Bär 1142 der erste erbliche Markgraf von Brandenburg wurde) einen bedeutenden Aufschwung, indem dieselben die Lehnsherrschaft über Pommern und über die Ukermark erwarben und 1257 die Neumark von den Polen eroberten. — **Böhmen**, zu welchem ehehin auch Mähren und die Oberlausitz gehörte, war, wie schon früher erwähnt, 1198 aus einem Herzogthum ein Königreich geworden.

Die mächtigsten Fürsten waren überhaupt die Beherrscher slavischer Gränzländer, in deren Bevölkerung der Geist der Unabhängigkeit nicht so tief wurzelte: daher Brandenburg, Böhmen und Oesterreich am mächtigsten wurden. Dagegen gab es in den geistig regsamen Westländern desto mehr kleine Herrschaften.

Zu bemerken ist, daß die fürstlichen Dynastieen zur Behauptung ihrer Macht eine verschiedene Politik befolgten. So gründe-

ten die Zähringer ihre Macht auf die Städte, die sich ihnen aber doch zuletzt entzogen; die Wittelsbacher auf die Ausbildung des landständischen Wesens; die Habsburger auf den Landadel; die Luxemburger (von denen bald die Rede seyn wird) auf den Bürgerstand; die Württemberger auf den Bauernstand.

2. Verbreitung des Christenthums im heidnischen Osten. Bildungsstand der heidnischen Preußen. Ihr Kampf gegen die Polen. — Das Christenthum in Liefland. Der Schwertorden: Unterwerfung Lieflands und Esthlands. — Das Christenthum in Preußen: Kulm. Der deutsche Orden nach Preußen versetzt. Die Kulmer Handveste; Thorn, Elbing. Vereinigung mit dem Schwertorden. Vollendung der Eroberung Preußens; Memel, Königsberg. Einrichtung des Ordenslandes.

Zwar konnte in dieser Periode das deutsche Reich die Lehnsherrschaft über Dänemark, Ungarn und Polen nicht behaupten, auch wurden ihm große Theile von Burgund entfremdet und auf die lombardische Krone konnte es ohnedieß nicht mehr rechnen. Dagegen bekam es im Nordosten einen wichtigen Zuwachs durch die Eroberung Preußens, welche mit der Ausbreitung des Christenthums und deutscher Sitte und Bildung in jenem Lande Hand in Hand gieng.

In dem alten Bernsteinlande, im Nordosten der Weichsel, saß seit unvordenklicher Zeit ein heidnischer Volksstamm, dessen Name Preußen (Po-Russi) erst im 11. Jahrhundert hervortritt. Obgleich mit dem Ackerbau und mit einer gewissen bürgerlichen Ordnung bekannt, standen sie doch auf einer niederern Bildungsstufe, als die Germanen der Urzeit. Ihre Häuptlinge hießen Reiks; aber in noch höherem Ansehen standen ihre Griwen oder Oberpriester als oberste Richter, deren Befehle als Göttersprüche befolgt wurden: daher die ersten christlichen Glaubensboten, welche zu diesem Volke kamen, nämlich der Bischoff Adalbert von Prag (997) und der Benedictiner Bruno (1008), bei ihnen nicht nur den größten Widerstand, sondern auch den Märtyrertod fanden.

Im 11. Jahrhundert machten die Herzoge von Polen verschiedene Versuche, die Preußen zu unterjochen; es gelang aber immer nur vorübergehend, und im Anfang des 12. Jahrhunderts

standen die Preußen auf Seite der Pommern in Vertheidigung ihrer Freiheit gegen den Polenherzog Boleslav III. Nahmen auch zuweilen einige ihrer Reiks gezwungen die Taufe an, so warfen sie doch das Christenthum als ein ihnen lästiges Joch bald wieder ab; ja ihre Abneigung gegen dasselbe steigerte sich zum Abscheu, als sie sahen, wie die Pommern nach ihrer, durch den Bischoff Otto von Bamberg bewirkten Bekehrung in der Folge ihre besten Ländereien, theils an Kirchen und Klöster, theils an einwandernde deutsche Einsiedler abtreten und allenthalben ihre väterliche Sitte und Sprache aufgeben mußten.

Als daher der Polenherzog Boleslav IV in das Preußenland einfiel und die Bewohner zum Christenthum zwang, fielen sie nach seinem Abzug gleich wieder davon ab, und als er nachher ihren abermaligen Rückfall in's Heidenthum mit ihrer Vertilgung bestrafen wollte, lockten sie ihn mit seinem Heere in Sümpfe und vernichteten es so, daß er selbst nur mit Noth entkam (1161). Als darauf Polen durch neue Theilungen und Parteiungen in Zerrüttung fiel, konnte es sich vor den steten Raubanfällen der Preußen nicht schützen.

Da geschah es, daß in Folge eines lebhaften Handelsverkehrs der Bremer mit den Lievländern der Augustiner-Missionar und nachmalige lievische Bischoff Meinhard das Christenthum nach Lievland brachte. Auch die Lieven widerstanden anfangs den Bekehrungsversuchen auf das hartnäckigste. Als aber Papst Cölestin III das Kreuz gegen sie predigen ließ, bequemten sie sich, durch einen zweimaligen Kreuzzug gezwungen, zur Taufe. Weil aber nach der jedesmaligen Heimkehr des Kreuzheeres ein neuer Rückfall eintrat, so kam der lievische Bischoff Albert auf den Gedanken, einen eigenen Ritterorden zu stiften (1099), um in ihm eine stets bereite Heeresmacht zur Bekämpfung des nordischen Heidenthums zu haben. Es war dieß der **Schwertorden**, dessen Glieder, Schwertbrüder genannt, an einem mit dem schwarzen Kreuze bezeichneten weißen Mantel zu erkennen waren. Durch dieses Ordens Hülfe gelang es ihm nun, in Lievland mit dem Kreuze weiter vorzudringen und die Stadt **Riga** zu gründen (1200).

Indeß setzte der noch unbekehrte Theil der Lieven in Verbindung mit den benachbarten heidnischen Esthen, Litthauen, Semgallen und Russen dem Christenthum einen fortdauernden Widerstand entgegen. Da sie aber selten einig handelten und gegenseitige Stammesfeindschaft jene Bündnisse immer wieder löste, so siegte dennoch am Ende das Kreuz und 1217 hatte der Orden Lievland und Esthland unterworfen.

Durch dieses Beispiel bewogen, machte nun der Herzog von Massovien den Versuch, die Preußen in ähnlicher Weise für das Christenthum zu gewinnen. In der That gelang es unter seinem Schutze dem Bernhardiner=Missionar Christian, im Kulmerlande eine feste Pflanzung anzulegen, so daß er als erster preußischer Bischoff seinen Sitz in Kulm nehmen konnte. Weil nun der heidnische Theil dieser preußischen Landschaft mit fortgesetzten Einfällen drohte, suchte er gleichfalls durch Kreuzzüge und durch Stiftung eines Ritterordens (der Brüder von Dobrin) zum Ziele zu kommen; allein bald nachher fielen die meisten Ritter dieses Ordens im Kampf gegen die Preußen und die Sache des Christenthums schien zu unterliegen.

Da rieth Bischoff Christian dem Herzoge, den bereits an Macht und Ansehen einflußreichen **deutschen Orden** (K. 4, 2) zu Hülfe zu rufen. Diesem klugen Rathe folgend, lud der Herzog von Massovien durch eine Gesandtschaft den Hochmeister dieses Ordens, den durch Kraft und staatsmännische Weisheit berühmten **Hermann von Salza**, der sich damals gerade bei Kaiser Friedrich II in Italien befand (K. 7, 2), zur Uebernahme dieser Aufgabe ein. Dieser nahm den Ruf mit kaiserlicher und päpstlicher Bewilligung an, zumal der Kaiser dem Orden im Voraus den freien Besitz seiner künftigen Erwerbungen zusicherte.

Darauf sandte der Hochmeister 1228 ein kleines, aber tapferes und für die Sache des Kreuzes begeistertes Ritterheer unter Hermann Balk's Anführung nach Preußen ab, wo der Orden anfangs allein, späterhin in Verbindung mit dem Schwertorden, und zu Zeiten von einem Kreuzheere un=

terstützt, in der Regel jedoch durch eigene Kräfte unter vielen und schweren Kämpfen das Land der Preußen binnen 55 Jahren eroberte und es durch Anlegung von Städten, durch Gründung von Kirchen und Klöstern und durch Einführung deutscher Bildung und Sitte für Deutschland gewann (1283).

Die Eroberung ist durch folgende Momente bezeichnet. Nach Anlegung der Burgen Vogelsang und Nessau überschritt **Hermann Balk** die Weichsel, legte **Thorn** an und eroberte von da aus zunächst das ganze Kulmerland, worauf die Städte Kulm und Thorn eine nach deutschem Muster eingerichtete bürgerliche Verfassung unter dem Namen Kulmer Handveste von dem Orden erhielt. — Darauf unterwarf sich der Orden mit Hülfe eines ihm von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen zugeführten Kreuzheers die preußischen Landschaften Pomesanien und Pogesanien, und legte, durch Lübecker Kaufleute veranlaßt, die Stadt **Elbing** an (1237). Die Unterworfenen und Neubekehrten wurden anfangs mit großer Schonung und Milde behandelt. — Als nachher der lievische Schwertorden von den Litthauern eine schwere Niederlage erlitt, vereinigte er sich mit dem deutschen Orden, der nun auch Lievland eine christlich-deutsche Ordnung gab.

Nach Hermann Balk's Tode (1239) erwarb der deutsche Orden in Preußen unter seinem zweiten „Landmeister" mit Hülfe eines vom Herzog Otto von Braunschweig geführten Kreuzheeres drei andere preußische Landschaften (darunter Ermeland) und besetzte sie mit deutschen Einwanderern. Er behandelte aber die unbekehrten Einwohner wegen ihres störrigen Widerstandes mit zu großer Strenge, ja Härte, so daß diese in Gemeinschaft mit dem Herzog Swantepolk von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel) einen furchtbaren Aufstand erhoben, der das ganze Ordensland mit Mord, Raub und Brand erfüllte. Nur noch fünf Burgen waren zuletzt im Besitz der Ordensritter, als Hülfe aus Polen und Deutschland kam, und der Orden nach noch vielen Anstrengungen den Pommernherzog 1248 zu einem Vergleich und die abgefallenen Preußen 1249 wieder zur Unterwerfung brachte.

Hierauf wurde nach Erbauung von **Memel** das Samland erobert und weil der König Ottokar von Böhmen dabei Hülfe geleistet hatte, die zweite neuangelegte Burg und Stadt ihm zu Ehren **Königsberg** genannt. Behandelte man auch anfangs die neue Eroberung mit Mäßigung und Milde, so trat doch bald, als das Volk den vermehrten Frohndruck nicht leiden wollte, eine größere Strenge ein, so daß, als einst die Litthauer in einem Kriege mit dem Orden einen Sieg erfochten, die heidnisch-gesinnten Samländer plötzlich aufstanden und ihre christlichen Landsleute sammt allen Priestern und Deutschen erschlugen oder in die Knechtschaft schleppten.

Da wegen der längst eingetretenen Erkaltung der Gemüther für Kreuzzüge nicht hinreichende Hülfe aus Deutschland und Böhmen erschien, so wuchs der Widerstand der Preußen so, daß sogar das Kulmerland durch ihre jährlichen Verheerungszüge schrecklich litt, und Christenthum und Bildung in Preußen wieder unterzugehen schien. Nur der ausharrenden Standhaftigkeit einer Anzahl tapferer Ordensritter, vorzüglich des besonnenen und unerschütterlichen Ordensmarschalls Konrad von Thierberg, hatte es der Orden und die Sache der christlich-germanischen Bildung zu danken, daß, als wieder einige Hülfe aus Deutschland kam, nicht nur alle abgefallenen Landschaften wieder unterworfen, sondern auch die drei noch übrigen heidnischen Gaue Nadrauen, Schalauen und Sudauen, wiewohl nur nach einem wahren Vernichtungskriege, in Besitz genommen wurden und so die Eroberung Preußens zu ihrer Vollendung kam.

Das ganze **Ordensland Preußen** mit seinen vier Bisthümern (Kulm, Pomesanien, Ermeland und Samland) bietet eine eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte. Landesherr war der deutsche Orden als solcher, dessen Hauptsitz damals noch in Accon war. Die Stelle des Hochmeisters vertrat der Landmeister, der in wichtigen Angelegenheiten an den Beirath des Ordensmarschalls und der Comthure oder Vorsteher der Hauptlandesbezirke gebunden war. — Die bischöfflichen Stühle waren anfangs unabhängig vom Orden, bis er wenigstens in dreien die Besetzung derselben mit Ordensbrüdern durchsetzte.

Das Volk bestand 1. aus denjenigen eingebornen Edeln, Withinge genannt, die, weil sie dem Orden stets treu geblieben waren, ihre Erbgüter frei besitzen durften und außerdem vom Orden noch Lehnsgut erhielten, für welches sie die Lehnsfolge leisten mußten; 2. aus den Freilehnsleuten, deren erbliches Lehnsgut von Zehnten und Frohnden befreit war; 3. aus den sogenannten Kölmern, die nach Kulmer Recht Zins und Zehnten gaben; 4. aus leibeigenen Bauern und Hintersassen, als unmittelbaren Unterthanen des Ordens, zu denen auch solche ehemalige Edle herabgedrückt waren, die dem Orden sich stets widerspenstig erwiesen hatten.

Die eingewanderten Deutschen erhielten Grundeigenthum gegen Zins- und Zehntabgaben. Die Edlen unter ihnen

bildeten den Stand der Landesritter, die Uebrigen den Stand der Bürger und Bauern. Diese deutschen Ansiedler waren es, durch deren Fleiß und Geschick das durch einen so langen Krieg verwüstete und verödete Land allmählig emporblühte und deren angestammte Bürgertugenden dem neuen Staatswesen erst den rechten Grund und Halt gaben.

3. Deutsche Wissenschaft im 12. und 13. Jahrhundert. Fortbildung des Rechts und der Gerichtspflege. Die Weisthümer. Geschriebenes Recht: der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel ꝛc. Die Geschichtschreibung: Otto von Freysing, Saxo Grammaticus, Albertus Magnus.

Indem wir nun die deutsche Art, wie sie in der Hohenstaufenzeit sich darstellte, weiter in ihr Inneres verfolgen, kommen wir zunächst auf den Stand der Wissenschaften. Nachdem der Wiederaufschwung, den sie im 10. Jahrhundert unter den gebildeten sächsischen Kaisern genommen hatten (XV. 3, 3) in der salisch-fränkischen Zeit bedeutend nachgelassen, verbreitete sich unter den Hohenstaufen und zwar vorzugsweise durch die thätige Pflege dieses geistvollen Fürstengeschlechts die wissenschaftliche Bildung in Deutschland wieder mehr, indem die Vermehrung der Stiftsschulen und der Besuch der ausländischen Universitäten (K. 1, 3), unter denen die italienischen besonders durch die Gunst der Hohenstaufen (K. 7, 1) wesentliche Verbesserungen erhielten, eine mehrseitige geistige Anregung bot.

Was zuvörderst die Fortbildung des Rechts und der Gerichtspflege betrifft, so richtete man sich noch im 11. und 12. Jahrhundert bloß nach den Gesetzen des Herkommens und der Gewohnheit, die sich auf unbewußte, aber dennoch organische Weise in den verschiedenen Lebenskreisen ausgebildet hatten. Wo die untern Gerichte mit ihrer Erfahrung nicht ausreichten, giengen sie die obern Gerichte um Weisung des Rechts an, und die von da empfangenen Weisthümer galten für künftige ähnliche Fälle. Andere Bestimmungen floßen aus freien Uebereinkünften und Verträgen und machten sich für spätere Fälle als herkömmliche Rechte geltend, wie denn alle Dienst- und Hof-

rechte, Stadtrechte, Bauernküren, Zunftordnungen auf solche Weise entstanden sind. — Allmählig wurden dergleichen Bestimmungen und Rechtsregeln aufgeschrieben, und so entstunden zuerst Sammlungen von Stadtrechten und weitergehend auch Sammlungen von Landrechten, unter welchen letzteren der Sachsenspiegel als erstes geschriebenes Rechtsbuch für Sachsen, wenn nicht die Quelle, doch die Veranlassung zu andern ähnlichen Rechtsbüchern wurde. Die Mangelhaftigkeit dieser Gesetze aber trieb, anstatt zu ihrer weitern eigenthümlichen Ausbildung, zur Benützung des römischen Rechts, dessen allmähligem Eingang in Deutschland der Umstand, daß die deutschen Kaiser sich als Nachfolger der römischen ansahen und insbesondre die hohenstaufischen Kaiser ihre Hoheitsrechte in Italien zum Theil nach dem römischen Rechte festsetzen ließen (K. 3, 2), einen großen Vorschub that.

Der **Sachsenspiegel** führt auch den Titel Land- und Lehnrecht, und ist von dem thüringischen Schöffen Eike von Repgow zwischen den Jahren 1215 — 1235 in altdeutscher Mundart verfaßt. Er ist eine Zusammenstellung der damals allgemein geltenden Rechtsgewohnheiten, nach welchen die ordentlichen Landgerichte ihre Urtheile fällten. Außer dem darin enthaltenen Sachsenrecht kommen auch, jedoch nur wenige, römische und kanonische Rechtsvorschriften darin vor. Das Werk erhielt in den nördlichen und östlichen Theilen Deutschlands, selbst in Polen und Ungarn, ein gewichtiges Ansehen, das es bis in's 15. Jahrhundert behielt, es aber dann durch das vorherrschende Aufkommen des römischen und kanonischen Rechts verlor. Da manche Bestimmungen des Sachsenspiegels nicht zum Vortheil der Geistlichkeit waren, so war diese seinem Ansehen stets entgegen.

Der **Schwabenspiegel**, ebenfalls eine Land- und Lehnrechtssammlung aus dem 13. Jahrhundert, war zunächst für Schwaben oder Alemannien bestimmt, entlehnte aber seinen Inhalt zum großen Theil aus dem Sachsenspiegel und aus dem römischen Recht.

Der durch die Kreuzzüge angeregte Schwung des Geistes hatte in wissenschaftlicher Beziehung auf die Geschichte, die Geographie und die Naturkunde einen nicht unbedeutenden Einfluß. In der Geschichtschreibung des 12. und 13. Jahrhunderts zeigen sich in Bezug auf Wahl und Anwendung des Stoffs bereits die Anfänge der historischen Kunst. Unter den deutschen Historikern dieser Periode sind vorzüglich Otto von

Freising, Helmold und Saxo Grammaticus bemerkenswerth. — In der Mechanik, so wie in der Naturkunde erwarb sich der Bischoff Albert von Regensburg, genannt Albertus Magnus, die Bewunderung seiner Zeit. — Die geographischen Kenntnisse wurden weniger durch Deutsche, als durch Ausländer, namentlich durch des Venetianers Marco-Polo's Reisen nach Ostasien, erweitert. — Um die mathematischen Kenntnisse zu fördern, ließ Kaiser Friedrich II den Almagest (d. i. den Lehrgriff der Astronomie) des Claudius Ptolemäus aus dem Griechischen übersetzen.

Otto von Freising, geb. 1109 aus dem babenbergischen Hause stammend, war ein Sohn des Markgrafen Leopold's IV von Oesterreich und einer Tochter Kaiser Heinrichs IV und Halbbruder des hohenstaufischen Kaisers Konrad III. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Paris, wurde dann Abt in der Champagne und nachher (1137) Bischoff von Freysing. Durch Reinheit der Gesinnung, so wie durch Klugheit, Mäßigung und Beredtsamkeit ausgezeichnet, wurde er der Vertraute Konrads III und Friedrich Barbarossa's und übernahm, ohne je Kanzler zu seyn, wichtige politische Missionen, insbesondere verschiedene Vermittlungsgeschäfte. Im Jahr 1147 schloß er sich dem mißglückten Kreuzzug Konrad's an, begleitete nachher den Kaiser Friedrich auf seinem ersten Römerzug und trug späterhin Vieles zur Versöhnung des Kaisers mit dem Papst Alexander III bei. Er starb 1158 und hinterließ zwei historische Werke in lateinischer Sprache: 1. ein Chronikon, welches eine bis zum Jahr 1146 reichende Weltgeschichte enthält; 2. eine Lebensbeschreibung Friedrich's I, die ihm einen Platz unter den besten Geschichtschreibern des Mittelalters sichert. Theilt er auch viele Vorurtheile, Fehler und Mängel seiner Zeit, so schrieb er doch im Ganzen mit Einsicht und Verstand und mit einem sichtlichen Streben nach Kritik, psychologischer Auffassung und Unpartheilichkeit, und allenthalben leuchten die Vorzüge eines edlen Herzens hervor. Sein Styl trägt das scholastische Gepräge seiner Zeit. — Sein Werk über Friedrich I wurde von seinem Zögling, dem Kanonikus Radewich, bis zum Jahr 1160 fortgesetzt.

Helmold, Pfarrer von Bosow, schrieb eine reichhaltige Chronik der Slaven, die bis zu seinem Tode 1170 reicht und von Arnold bis zum Jahr 1209 fortgesetzt wurde. Sie ist für die Geschichte Heinrich's des Löwen und des welfischen Hauses wichtig. — **Saxo Grammaticus** (d. i. Saxo der Gelehrte) aus Seland, bearbeitete in einem für seine Zeit vortrefflichem Latein die dänische Geschichte nach alten isländischen Volkssagen und Liedern. Hat sie auch keinen eigentlichen historischen Werth, so enthält sie doch eine treue Schilderung

der Sitten und des Geistes der nordischen Vorzeit in einem sehr anmuthigen, lebendigen und blühenden Styl. Er starb 1203.

Albertus Magnus, Bischoff von Regensburg, geb. 1205 aus der schwäbischen Familie derer von Bollstädt, war ein für seine Zeit sehr gelehrter Scholastiker und eifriger Beförderer der aristotelischen Philosophie, der zugleich so ungewöhnliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, daß ihn das Volk für einen Zauberer hielt. Er starb 1280 in einem Kloster zu Köln. Seine Schriften gab ein Dominikaner in 21 Foliobänden heraus.

4. Die deutsche Kunst von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Dichtkunst: mittelniederdeutsches Epos; mittelhochdeutsche Volkspoesie. Die Heldensage. Die sechs Sagenkreise. Das Niebelungenlied; das Lied von Gudrun; das Heldenbuch.

Weit mehr als die Wissenschaft bildete sich die alte deutsche Kunst im Zeitalter der Hohenstaufen aus und insbesondere feierten die Dichtkunst und die Baukunst des Mittelalters den Triumph ihrer Vollendung.

Dritthalb Jahrhunderte lang war die deutsche Dichtkunst*) nach dem Verwelken ihrer ersten Blüthe im 9. Jahrhundert (XV. 3, 3) in einem stummen Winterschlaf gelegen, in welchem sie nur „gleichsam im Traume" ihre alten Lieder bewahrte, — als die dichterische Kraft des deutschen Geistes auf's neue erwachte und sich mit noch mächtigerem Triebe entfaltete. Die Anregung dazu gaben die Kreuzzüge, in denen kriegerischer Heldensinn und christlicher Geist eine eigenthümliche „Verschmelzung" eingingen, die sich gerade im deutschen Volke am Innigsten zeigte und auch am Baume der Dichtung neue Blüthen hervortrieb und zur vollen Reife brachte.

Den Vorfrühling dieser Blüthen- und Fruchtzeit der deutschen Poesie bezeichnen von der Mitte des 12. Jahrhunderts an die Dichtungen in mittelniederdeutscher, d. i. mittel- und niederrheinischer (nicht niederländischer) Mundart, denen noch der

---

*) Bei der hier gegebenen übersichtlichen und gedrängten Darstellung der deutschen Poesie und Literatur dieses Zeitraums wurde vorzugsweise A. F. C. Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur zum Grund gelegt; doch wurden auch andere literarhistorische Schriften berücksichtigt.

Wohlklang und die Wohlbemessenheit des Reims abgeht, die aber vor den Werken der nachfolgenden vollkommneren Stufe den Vorzug „einfacher und volksgemäßer Anlage und markiger Zeichnung" haben. Die meisten dieser Dichtungen sind epischer Natur und bestehen aus kurzen, paarweise gereimten, aber durch den Sinn getrennten Zeilen.

Aus dieser Vorbereitungsperiode sind noch vorhanden das Lied vom König Rother, Reinhart Fuchs in der ältesten Form, das Rolandslied, Tristan und Isolt (Isolde) in der ältesten deutschen Form, das Alexanderlied, das Lied vom h. Anno, die Kaiserchronik und einige Legenden und Minnelieder. Sie werden sämmtlich weiter unten, ein jedes bei der Dichtungsgattung, wozu es gehört, etwas näher bezeichnet werden.

Mit der Verbesserung der Sprache und des Versbaus beginnt das eigentliche Blüthenzeitalter in der Entfaltung der mittelhochdeutschen Poesie, als deren Vater Heinrich von Veldek (Veldekin) seit 1184 zu betrachten und deren Heimath das südliche Deutschland ist, nämlich Schwaben, das Oberrheinland, die Schweiz, Bayern, Oesterreich und Franken, wo überall die oberdeutsche Mundart gesprochen wurde, die sich aus dem Gothischen und Althochdeutschen organisch fortgebildet hatte und in mehreren Beziehungen, namentlich im „Reichthum der Bezeichnung" unsere moderne deutsche Sprache übertrifft.

Nicht nur die Volkspoesie, die sich aus dem dichterischen Vermögen eines ganzen Volkes als eine Naturgabe mit unbewußt innerm Triebe entwickelt, sondern auch die Kunstpoesie, die das Ergebniß der Anschauung und Erfindung einzelner, durch Bildung und Erfahrung hervorragender Dichtergeister ist, erreichten in dieser Periode und zwar in neben einandergehender Reihe ihre volle Reife.

Die Volkspoesie des 12. und 13. Jahrhunderts wurde durch die fahrenden Sänger geübt, welche von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt wandernd, bei Hof-, wie bei Volksfesten aus dem Schatz alter Sagen von der Herrlichkeit und den Thaten der Heldenkönige und ihrer tapfern Mannen sangen und dadurch die Gesangesfreude und Liederlust im Volke nährten. — Die Kunstpoesie dagegen, welche entweder Neuerfundenes und

innerlich Erlebtes in Erzählungen und Liedern oder Ueberliefertes und Fremdes in neuem, kunstreichen Gewande vortrug, wurde vom hohen und niedern Adel geübt und zählte Kaiser und Fürsten, Grafen und Ritter in der Reihe ihrer Kunstgenossen; daher sie auch Ritterpoesie oder höfische Poesie heißt.

Die Volkspoesie sowohl, als die Kunstpoesie hat zunächst in Frankreich ihre frühere Pflege gefunden und besonders hat die in Südfrankreich entstandene **provençalische** Dichtkunst nicht nur auf das östliche Spanien (Aragonien) und obere Italien, sondern auch auf Deutschland einen bedeutenden Einfluß geübt. Der Hof der Grafen von Provençe (in Toulouse) war schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts einer der gebildetsten und glänzendsten in Europa: an ihm wurde in der zierlichsten Sprache gesprochen; Poesie und Gesang lieferte den Hauptstoff der Unterhaltung und ritterliche und dichterische Wettkämpfe wechselten miteinander ab. Die provençalischen Dichter, welche solche Hoffeste verherrlichten, nannte man Troubadours (d. i. Erfinder kunstreicher Rhythmen und Reime) und ihre Kunst deßhalb die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia). Sie trugen ihre Lieder meist zugleich mit musikalischer Begleitung vor, und wer nicht selbst musikalisch war, hatte einen der Musik kundigen Begleiter bei sich, den man Jongleur nannte. Nicht die Troubadours, sondern diese Jongleurs oder Fiedler machten aus der Poesie und Musik ein Gewerbe und gaben sich nebenbei auch mit Seiltänzereien und Possenreißereien ab. Die echte provençalische Dichtkunst ging in den Albigenserkriegen unter. Zu den ausgezeichnetsten lyrischen Dichtern Südfrankreichs gehört der Graf Thibaut (Theobald) von Champagne, der 1234 König von Navarra wurde. (K. 10, 5. a. E.)

Im Gegensatz zu der leichten lyrischen Dichtkunst der Provençalen bildete sich bei den ernstern Nordfranzosen die epische Dichtkunst aus, anfangs nur in der lateinischen Sprache, dann seit der Zeit Philipp August's in der französischen Sprache, die erst unter diesem Könige die zur Poesie nöthige Stufe der Bildsamkeit erreichte. (Unter den dortigen Dichtern, die man Trouvères nannte, fand besonders der am Hofe Philipp August's lebende Lambert von Chateaudun großen Beifall, von dem das alexandrinische Versmaaß herrührt.) Die romantische Poesie Nordfrankreichs mit ihren Sagenkreisen ging sodann nach England, wo diese Dichter Minstrels hießen, über, und hatte auf Deutschland großen Einfluß, wovon weiter unten nähere Erwähnung geschehen wird.

Die Hauptform der Volkspoesie ist die epische, ihr Hauptgegenstand also die Heldensage und ihr sittlicher Grundton die deutsche Treue und zwar die Treue des Dienstmanns gegen seinen Dienstherrn. Wer daher für eine solche Treue Sinn

hat, dem erschließt sich das rechte Verständniß für diese Dichtungen.

Die Erzeugnisse der Volkspoesie theilt man nach den deutschen Volksstämmen in sechs Sagenkreise. Diese sind: der niederrheinische oder fränkische, der den Siegfried mit seinen Mannen —, der burgundische, der den Burgunderkönigshof zu Worms —, der ostgothische, der den Dietrich von Bern (Verona) mit seinen Helden —, der hunnische, der den Attila oder Etzel mit seinen Verwandten und Mannen zum Mittelpunct hat; — der norddeutsche, der in dem Heldengedicht Gudrun das Abentheuerleben friesischer, dänischer und norwegischer Seekönige —, der lombardische, der die Thaten der Könige Rother und Otnit, so wie anderer Helden vorführt. Von diesen sämmtlichen Volksdichtungen sind die Verfasser gänzlich unbekannt.

Die vier erstgenann en Sagenkreise, davon die drei ersten und die beiden letzten verschiedene Lieder umfassen, fließen alle in dem **Niebelungenlied** zusammen, das unser größtes Nationalepos ist und, seiner letzten Ausbildung und gegenwärtigen Gestalt nach, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von einem ganz unbekannten Bearbeiter des darin enthaltenen Sagenstoffs herrührt. Die historische Wahrheit dieses Epos darf man bloß „in der getreuen Auffassung des allgemeinen Lebens" und „in der getreuen Darstellung der Gesinnung und der Sitte" der darin vorkommenden Völker suchen; die darin handelnden Personen aus der wirklichen Geschichte (wie Attila und Dietrich d. i. Theodorich der Große) sind in der Zeit zusammengerückt, und von den durch dieselben getragenen Begebenheiten sind nur einzelne Züge zur allgemeinsten Grundirung aufgenommen. Es zerfällt in einen Hauptheil unter dem Titel: Der Niebelungen Noth, und in einen Nebentheil oder Anhang, der den Titel Klage führt. Das Hauptthema ist Siegfried's Tod und Kriemhilden's Rache.

Die ursprüngliche, in einzelnen Liedern umlaufende Siegfriedssage war in ihrer ältesten Gestalt mythischer Natur, und erfuhr, wie es scheint, erst nach dem 9. Jahrhundert ihre Umge-

staltung in das Epische, bis allmählig ihre Verschmelzung mit der Attila's- und Dietrichssage erfolgte, deren einzelne Lieder mit den Liedern der Siegfriedssage — etwa gegen das Jahr 1170 hin — vereinigt wurden, worauf das Ganze durch eingeschobene Schilderungen, durch Hinzufügung neuen Beiwerks und durch vervollkommnete Verseinrichtung die noch vorhandene Gestalt erhielt.

Die älteste Form des Niebelungenlieds ist in der Ausgabe Lachmann's enthalten. Die Laßbergische Ausgabe enthält eine spätere umständlichere Bearbeitung des Liedes. Die vorzüglichsten Uebersetzungen sind von Karl Simrock und von Gustav Pfizer. Die geistvollste Darlegung des Inhalts gibt A. F. C. Vilmar a. a. O.

Zu dem niederrheinischen oder Siegfriedssagenkreis gehört noch das dem Stoff nach ältere, dem Versbau nach dem 13., der Sprache nach dem 15. Jahrhundert angehörige Lied vom hörnen Siegfried, ferner das Lied von des Riesen Ecken Ausfahrt, vom Riesen Siegenot, vom Zwerg-König Laurin, von der Rabenschlacht (Schlacht bei Ravenna), worin Dietrich's Thaten besungen werden. — Das letzte Werk, worin sich die Kraft der epischen Volksdichtung kund that, ist das aus dem Ende des 13. Jahrhunderts herrührende Lied vom Rosengarten zu Worms, worin die Dichterlaune den Siegfried und Dietrich in einem Wettkampf auf einander treffen läßt.

Aus dem norddeutschen Sagenkreis, dessen Schauplatz die Küstenländer der Nord- und Ostsee sind, ist nur das Lied von **Gudrun** vorhanden, das jedoch zu den schönsten Blüthen der deutschen Dichtkunst gehört. Es bildet in der Friesenkönigstochter Gudrun, der Heldin des Lieds, einen „versöhnenden" Gegensatz zum Niebelungenlied, da in Krimhilde „zwar der volleste Zauber, aber auch der volleste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemüths, in Gudrun die strenge Treue, das demüthige Dulden und der niemals entwürdigte Adel der deutschen Frauenseele zur Erscheinung kömmt."

Auch alle übrigen in diesem Liede vorkommenden Charactere sind trefflich gezeichnet. Das Gedicht selbst wurde durch Kaiser Maximilian I erhalten, der es mit vielen andern alten Gedichten in einen Pergamentband schreiben ließ. Es wurde erst in der neuern Zeit wieder entdeckt und zerfällt in drei Theile nach den drei Generationen der Hauptpersonen: der erste erzählt die Jugendgeschichte des irländischen Königs Hagen, der zweite die Werbung des Frie-

senkönigs Hettel um Hagen's Tochter Hilde, der dritte die Entführungs- und Leidensgeschichte Gudrun's, der Tochter Hettel's und Hilde's. (Es ist von Karl Simrock 1843 übersetzt.)

Zu dem lombardischen Sagenkreis gehört die Sage vom König Rother, sodann das Sagenlied vom König Otnit; endlich die Volkssagen vom Hug-Dietrich und dessen Sohn Wolf-Dietrich, deren Irrfahrten und Kampfabentheuer der Hauptgegenstand sind und worin die Treue des Dienstherrn gegen seine Dienstmannen in das schönste Licht tritt.

König Rother ist der Form nach das älteste, dem Inhalt nach das jüngste unter diesen epischen Gedichten, ohngefähr aus dem Jahr 1170. Es besingt die Brautfahrt dieses zu Bari in Apulien herrschenden Königs, der zu Constantinopel um die Tochter des Kaisers Constantin wirbt, sie aber erst nach harten Kampfabentheuern bekommt. — **König Otnit**, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, schildert gleichfalls eine Brautfahrt. — Alle diese Sagen (sammt dem Rosengarten und König Laurin) sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehrmals umgebildet und mit dem gemeinsamen Titel **Heldenbuch** versehen worden. Um das Jahr 1472 haben jene lombardischen Sagen mit noch einigen andern, dem hunnischen und ostgothischen Sagenkreis angehörigen Sagen von einem fränkischen Volksdichter Kaspar von der Roen eine letzte, aber völlig geschmacklose und unförmliche Umarbeitung erfahren, die auch unter dem Titel Heldenbuch im dritten Jahrzehend unsers Jahrhunderts herausgegeben wurde.

5. Fortsetzung: Mittelhochdeutsche Kunstpoesie. Das Rolandslied; der heilige Gral. Wolfram von Eschenbach. Gottfried von Straßburg. Hartmann von der Aue. Das Alexanderlied. Heinrich von Veldeck. Die Legendenpoesie. Die poetische Erzählung; die Thiersage; das Lehrgedicht; die lyrische Poesie: Die Minnesänger.

Die Erzeugnisse der Kunstpoesie theilen sich in epische und lyrische. Die von den höfischen Dichtern bearbeiteten Heldengedichte haben zwar nicht, wie die Erzählungen der Volksdichtung „durch unmittelbare großartige Naturwahrheit für den unverkünstelten Sinn" eine so große Anziehungskraft, fesseln aber theils durch erhabene oder tiefsinnige Gedanken, theils durch einfache Würde, theils durch glänzende oder zierliche Darstellung in hohem Grade. Ihnen liegt übrigens durchgehends fremder, insbesondere französischer, britischer und antiker Stoff

zum Grunde. Die aus französischem und britischem Sagenstoff gebildeten Dichtungen bezeichnet man mit dem Namen der romantischen Poesie, worunter man jedoch für die in Rede stehende Zeit nichts anders zu verstehen hat, als was nachweislich aus den Dichtungen romanischer (wälscher) Völker zu uns herübergewandert ist.

Die französischen Sagen von Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen oder Pairs, worin das christliche Glaubensheldenthum, das in Karl dem Großen verkörpert dargestellt wurde, seine Triumphe feiert, sind im Grund alle ursprünglich in deutschem Gemüthe empfangen, dann vom französischen Geiste in seiner Weise poetisch aufgefaßt und zu Liedern ausgebildet worden, deren Inhalt als Erzählungen alsdann wieder in die deutsche Heimath zurückwanderte und vorzüglich in dem Rolandsliede seine deutsche poetische Wiedergeburt erfuhr.

Das **Rolandslied** ist eine christliche Allegorie, welche die Sage vom Tode Rolands im Thale von Ronçesvalles (XIV. 7, 2) zu einem „Abbild der zeitlich unterliegenden und dennoch in ewiger Herrlichkeit triumphirenden Gemeinde der Heiligen“ verwendet und einzelne herrliche, ja großartige Züge enthält. Es ist auf Veranlassung Heinrichs des Löwen von einem Geistlichen, genannt der Pfaffe Konrad, zwischen 1173 und 1177 aus einem französischen Original übertragen. — Außerdem besitzen wir noch ein dem karolingischen Sagenkreise angehöriges Gedicht, das von Karl's Jugendzeit handelt; und die Sage von den Heimonskindern, welche den Kampf Karl's mit seinen Vasallen schildert, aber nur in der geistlosen Uebertragung eines Niederländers aus den 1470er Jahren auf uns gekommen ist. — Daß Karl in den Heimonskindern gegen seine ihm opponirenden Vasallen in den Hintergrund gestellt ist, zeigt, daß die Idee dieses Gedichts noch der Zeit angehört, da Karl noch nicht zum Kirchenheros gemacht worden war. Erst seit das wahrscheinlich 1095 geschriebene Werk des Erzbischoffs Turpin (Historia de vita Coroli et Rolandi) die „Apotheose“ Karl's eingeleitet und die Kirche ihn durch Heiligsprechung (1166) zum Träger des religiösen Enthusiasmus jener Zeit gemacht hatte, wurde auch in der Poesie sein Character anders gefaßt: Er selbst „wurde allem Menschlichen entrückt“ und seine Geschichte ins Wunderland versetzt. Nun wurden auch seine 12 Genossen um ihn her, gleich den 12 Aposteln, zu einer „Heldenjüngerschaft, die mit dem Schwerte das Evangelium gegen die Ungläubigen verkündigte; der falsche

Ganelon, der im ältern Gedichte nur als ein tückischer, boshafter Mensch erscheint, wird hier zum Verräther Judas, der die Religion und ihre Vertheidiger um die Silberlinge verkauft. Dabei ist aller Trotz und alle Persönlichkeit der Kämpfer aufgegangen in die hohe Idee, die sie beseelt: Alle sind Ein Wille nur, Ein Arm, und des Armes Haupt ist der König; in ihnen aber lebt des Himmels Kraft und was sie vermögen, kommt ihnen von Oben herab und alle ihre Thaten sind Wunderwerke; sie wissen, daß Gott in ihnen wirkt und daß sie ohne ihn ohnmächtig sind und ihre Stärke nichtig ist." (Görres.)

Der größte Dichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, nahm in seinem der Form nach vollendetsten Gedichte, das den Titel Wilhelm (Willeham) von Oranse hat, den Stoff zwar aus der, dem karolingischen Sagenkreise nahestehenden Zeit Ludwigs des Frommen; zu seinen beiden andern, dem Gedankeninhalt nach größten Dichtungswerken aber, dem Parcival und dem Titurel, entlehnte er den Stoff aus dem britischen Sagenkreise, in welchem die Sage vom heil. Gral und die Sage vom König Artus und seiner Tafelrunde die beiden Brennpuncte ausmachen.

Wolfram von Eschenbach (einem Orte bei Ansbach in Mittelfranken,) ein adeliger Lehnsmann des Grafen von Wertheim, gehörte zu jenem großartigen Dichterkreis, der sich in den letzten Jahren des 12. und in den ersten vierzehn Jahren des 13. Jahrhunderts am glänzenden Hofe des gesangliebenden und freigebigen Landgrafen Hermann I von Thüringen auf der Wartburg zusammenfand. Unter den dort versammelten Dichtern werden außer Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Biterolf und **Heinrich von Ofterdingen** genannt. Die Sage meldet, daß unter ihnen einst ein Sängerkampf (der sog. Wartburgkrieg 1207, der nachher selbst Stoff zu einem Gedicht abgab) veranstaltet worden sey, in welchem besonders Heinrich von Osterdingen, der das Lob des Herzogs Leopold von Oesterreich sang, und Wolfram von Eschenbach, der den König von Frankreich prieß, mit einander wetteiferten und in der Kunsteifersucht so weit gingen, daß sie ausmachten, daß der für besiegt Erklärte das Leben hergeben müsse. Sowohl das Loos, als die Stimmen der andern Sänger entschieden gegen Heinrich von Ofterdingen, der dann, um sein Leben zu retten, bei der Landgräfin Schutz suchte, die ihm aufgab, nach Siebenbürgen zu ziehen und den berühmten (aber nur mythischen) Dichter Klingsor von Ungarland als Schiedsrichter herbeizuholen. Dieser kam, prüfte beide Sänger und versöhnte sie mit einander. Also die Sage, die noch mancherlei Ausschmückungen erhielt.

Die ursprünglich orientalisch=heidnische, dann wahrscheinlich von Mauren aufgefaßte und von spanischen Christen umgeformte, endlich in Deutschland und Frankreich ausgebildete Sage vom heiligen Gral wurzelt in der Sehnsucht nach dem verlornen Paradies und versinnbildlicht die durch Vermittlung der Kirche dargebotene Erlösung der Menschheit durch Christi Blut, und zwar in einer Weise, die den tiefsinnigsten Ernst, und das heiterste Spiel, den höchsten Flug und die zaubervollste Farbenpracht der mittelalterlichen Dichterphantasie in sich vereinigt.

Den Mittelpunct dieses das Christenthum symbolisirenden Gedichts bildet ein vom irdischen Paradies zurückgebliebener, mit Paradieseskräften ausgestatteter Edelstein, der, zu einer köstlichen Schale verarbeitet, im Lauf der Zeit in den Besitz des Joseph von Arimathia gekommen sey; aus ihr habe dann Christus bei der Einsetzung des Abendmahls den Jüngern seinen Leib gereicht, worauf der Hauptmann Longinus am Kreuze Christi das zur Erlösung der Welt vergossene Blut aufgefangen habe. Dieses Gefäß, genannt der **heil. Gral,** (welches Wort aus sang réal, sanguis realis d. h. „wesentliches Blut" entstund,) sey daher mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet und wer es unverwandt anschaue, werde nicht sterben. Alle Charfreitage bringe eine weiße Taube die Hostie vom Himmel herab und lege sie in den h. Gral, dessen Kräfte dadurch erneuert würden. Pfleger und Hüter dieses Heiligthums zu seyn, sey die höchste Würde der Menschheit: dazu gehöre aber ein sich selbst verläugnendes Volk; und König dieser Hüter könne nur der treuste und demüthigste, der reinste und keuscheste Mann seyn. — So lange (fährt die Sage fort) Niemand im Abendland werth war, dieses Heiligthum zu besitzen, trugen es Engel in der Luft auf den Händen, bis Titurel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften Königs von Frankreich, nach Biscaya geführt wurde, wo er auf einem unnahbaren Onyrberge einen Tempel von wunderbarer Pracht für den heiligen Gral und eine denselben umschließende Burg für die Hüter desselben baute. — Diese Hüter bildeten unter dem Namen Templer (Templeisen) ein geistliches Ritterthum, das in Demuth und Einfalt, mit Tapferkeit und Treue dem Herrn des Tempels dient. Um die Burg herum liegt ein Hain, durch welchen Niemand ungerufen hindurchdringen konnte; nur dem, der nach erfolgter Berufung nach dem Geheimniß des Grals fragt, wird es aufgeschlossen; jeder Andere wird von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger ausgeschlossen. — Jahrhunderte lang stund der Graltempel in seiner Herrlichkeit im Abendlande wohlgepflegt, bis die Christenheit durch zunehmende Ausartung sich dieses Heils unwürdig machte und der Tempel wieder von den Engeln aus dem Abendlande hinweg und tief in das Morgenland (in das Land des Priesters Johannes) hineingerückt wurde. Dieß der Inhalt der Gralssage.

Die Sage vom heil. Gral tritt in keinem deutschen Gedichte selbständig auf, sondern nur in Verbindung mit der Sage vom König Artus (Artur), jenem keltobritischen Nationalhelden, der gegen die eindringenden Angeln und Sachsen kämpfte und auf den nachher das unterdrückte Volk alle Erinnerungen seiner frühern Siege und Thaten häufte und damit „fast ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt poetisch beherrschte.“

Die Sage vom König Artus und den zwölf Rittern seiner Tafelrunde (die auf Abentheuer umherziehen, Frauen beschützen, Uebermüthige demüthigen, mit Riesen und Zwergen kämpfen ꝛc.) bietet in ihrer altbritischen Form nur einen wirren, gekünstelten und willkürlich erfundenen Stoff, den dann die Franzosen seit dem 11. Jahrhundert zu einer poetischen Darstellung „des Ideals eines glänzenden, feinen Hoflebens der zierlichen Chevalerie“ benützten; worauf im 12. Jahrhundert sich die Deutschen dieses Stoffs bemächtigten und in ihrer tiefsinnigen Weise Gebilde daraus formten, davon einige die tiefsten Blicke in das Innere des menschlichen Lebens bekunden, andere bei weniger tiefem Inhalt doch durch ihre kunstreiche, zierliche Darstellung ergetzen. — Die gefeiertsten Helden des Artuskreises sind: der obengenannte Parcival, dann Lohengrin, Tristan, Jwein, Erec, Gawain, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot, von denen fast jeder in einem eigenen Gedichte verherrlicht wird.

Die Verbindung der Artussage mit der Gralsage aber tritt in drei deutschen Gedichten auf: im Parcival, im Titurel und im Lohengrin, und zwar so, daß der heil. Gral als geistlicher Mythus den Hauptgegenstand bildet, Artus und sein Hof aber nur als „weltlicher Gegensatz“ erscheint.

Der **Parcival** Eschenbach's ist ein Epos, das in der Lebens- und Herzensreinigungsgeschichte seines Helden die höchsten Thaten des Geistes und die tiefsten Bewegungen der Seele im siegreichen Kampfe mit der Welt darstellt. Parcival ist (nach Vilmar) „der zwischen Welt und Geist, Zeit und Ewigkeit gestellte, suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, hochmüthige, Welt und Gott zugleich aufgebende Mensch“, aber auch „der umkehrende, den Hochmuth durch Demuth besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistigen und Ewigen ernst fragende, zum seligen Frieden und zum Besitze des geistlichen Königthums gelangende Mensch“. — Weit entfernt von mönchischer Abtödtungsanschauung, athmet das Werk ein frisches und kräftiges Leben, und kleidet seine Weltanschauung in die heitere und bunte Farbenpracht seines Zeitalters. — Nur will die übergroße

Masse des Stoffs und die anfangs ermüdende Ausführlichkeit der Schilderungen so vieler darin vorkommender Personen und Begebenheiten sammt der oft dunkeln Sprache bewältigt sein. — Eine kritische Ausgabe des Parcival ist von K. Lachmann, eine Uebersetzung desselben von K. Simrock und eine von San Marte (Schulz) vorhanden.

Der (Gralkönig) **Titurel** als Gedicht ist in einem Bruchstück von Wolfram von Eschenbach vorhanden, das der Form nach zu den kunstreichsten Dichtungen des 13. Jahrhunderts gehört. — Im letzten Viertheil des 13. Jahrhunderts bearbeitete Albrecht von Scharfenberg den ganzen Titurel, zeigt sich aber seiner Aufgabe weder hinsichtlich der Gedankentiefe, noch der Sprache gewachsen. — Das Gedicht Lohengrin spinnt die Thaten dieses Artushelden (des Sohnes von Parcival) auf eine seltsam willkührliche Weise aus, enthält aber einzelne gute Schilderungen und Gleichnisse.

Von den Dichtern, die aus diesem Sagenkreise — jedoch ohne Einmischung der Gralssage — ihren Stoff genommen haben, sind die bedeutendsten Gottfried von Straßburg, der den Tristan, und Hartmann von der Aue, der den Erec und den Iwein bearbeitet hat. Die übrigen Dichter, welche sich in die noch übrigen Helden der Tafelrunde getheilt haben, sind weit weniger bedeutend; doch mag noch Wirnt von Grafenberg genannt werden, der den Wigalois bearbeitet hat. Die der Zeit nach letzten Erzeugnisse dieser Dichtungsgattung sind geist- und geschmacklos.

Gottfried von Straßburg, der um 1232 blühte und von dessen Leben uns nichts weiter bekannt ist, bildet zu seinem Zeit- und Kunstgenossen Wolfram von Eschenbach, mit dem er im Ruhm wetteiferte, in allen Beziehungen den „vollsten Gegensatz." Der keltobritische, durch französische Bearbeitung hindurchgegangene Stoff seines, den irdischen Liebesgenuß verherrlichenden Gedichts Tristan und Isolde wurde schon im 12. Jahrhundert von Eilhardt von Oberg bearbeitet, bis ihn Gottfried von Straßburg in eine höhere Kunstform umschmolz. Verräth schon dieser Stoff durch die offenste Verläugnung aller Sitte und Zucht, Ehre und Treue seinen nationalen Ursprung, so hat der Geist psychologischer Wahrheit, den ihm Gottfried einhauchte, die lockend einschmeichelnde Form, die er ihm zu geben, und die leicht und glatt, „wie flüssiges Gold" dahinströmende Sprache, in die er das sittliche Gift einzuhüllen wußte, die Wirkung dieses Dichterwerks nur noch um so seelengefährlicher gemacht. Auch trug es zu dem Sit-

tenverderbniß der beiden folgenden Jahrhunderte nicht wenig bei. Gottfried hinterließ das Werk unvollendet und fand in Ulrich von Türheim und an Heinrich von Freiberg zwei ihm in der poetischen Darstellung nachstrebende, aber nicht erreichende Fortsetzer.

Hartmann von der Aue, ein schon von seinen Zeitgenossen hochgeachteter schwäbischer Dichter machte (wahrscheinlich 1089) einen Kreuzzug mit und lebte noch um 1212. Er hat besonders in seinem Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, eine große Gabe der erzählenden, das Interesse in steigendem Grade befriedigenden Darstellung entfaltet, wenn er auch weder an psychologischer Tiefe dem Gottfried von Straßburg, noch an Gedankenerhabenheit dem Wolfram von Eschenbach nahe kommt. (Ausgabe von Lachmann, mit Wörterbuch von Benecke.)

Der Wigalois oder Ritter mit dem Rade von Wirnt von Grafenberg (1212) ist eine schwache Nachahmung der Gottfriedischen und Hartmannischen Darstellungsweise.

Diejenigen Werke der epischen Kunst, zu welchen die deutschen Dichter aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts den Stoff aus antiken Sagenkreisen (wie namentlich den trojanischen Krieg und die Thaten des Aeneas und Alexander's) nahmen, sind im Grunde rein deutsche Rittergedichte, die von den alten griechischen und römischen Dichtungen eines Homer und Virgil, oder von der alten Geschichtsüberlieferung wenig mehr, als die Namen der Helden entlehnten, im Uebrigen aber sich von den Gedichten, welche die Ritter der Tafelrunde verherrlichten, nicht wesentlich unterscheiden, wie denn überhaupt der deutsche Geist jener Zeit, als ein noch weltbeherrschender, jedem fremden Stoffe stets sein eigenthümlich deutsches Gepräge aufdrückte. — Zu den Gedichten dieser Gattung gehört das **Alexanderlied** des „Pfaffen" Lamprecht, ein im Anfang der 1170er Jahre nach französischen Quellen bearbeitetes Heldengedicht, das in mährchenhaft wundervoller Weise den Heerzügen der Kreuzfahrer den Zweck der Wiedererringung des irdischen Paradieses unterlegt und diesen Stoff in das Gewand der Thaten Alexanders des Großen kleidet.

Ist auch der Styl meist härtlich und zuweilen trocken, so kommt die Darstellung doch in vielen kräftigen sowohl, als anmuthigen Zügen dem altdeutschen volksmäßigen Heldengesang nahe. Der Grundgedanke dieser Dich-

tung ist, daß Alles, selbst die größte Herrlichkeit der Welt eitel ist und daß sich das Paradies nicht mit irdischer Gewalt erringen läßt. Die Alexandersage erhielt nachher im 13. Jahrh. an Ulrich von Eschenbach, an Rudolf von Ems u. a. weit schwächere Bearbeiter. In diesen Kreis gehört die **Eneit** d. i. die Aeneide des **Heinrich von Veldeck,** der darin die Aeneassage, jedoch ebenfalls nicht nach dem Original des Virgil, sondern nach einem wälschem Muster in deutsche Form goß: sie zeichnet sich durch Reinheit der Sprache, zierliche Darstellung, genauen Versbau, wohllautenden Reim und gemüthliches Wesen aus, enthält aber keine großen Charactere, noch sonst kernige, volksmäßige Züge; — endlich der Trojanerkrieg, das letzte, doch nicht beste Werk des schon oben genannten Konrad von Würzburg, der es zwischen 1240 und 1250 in zierlicher Sprache, wohlklingenden Versen und blühendem Styl geschrieben hat; doch können diese Vorzüge den Mangel an innerer Kraft und Gediegenheit nicht ersetzen, zumal das Werk auch an unmäßiger Gedehntheit und Ueberladung leidet.

Eine wichtige Stelle in der Reihe der poetischen Schöpfungen des 12. und 13. Jahrhunderts nimmt die Legendenpoesie ein, die ihren Stoff aus den kirchlichen Sagenkreisen entlehnte und in ihren anspruchlosen Darstellungen aus dem Leben der Heiligen die stille Innenwelt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung vorführt. So wie man griechische (also heidnische) Dichtungen nur dann in Wahrheit versteht, wenn man sich in die religiöse Denk- und Empfindungsweise ihrer Entstehungszeit zurückversetzt, so wird man auch die mittelalterlichen Legenden nur dann richtig würdigen, wenn man sich auf den Standpunct des unbefangnen Glaubens jener Zeit zurückversetzt und dabei nicht an die groben Auswüchse späterer Verderbniß denkt, welche nachher auch auf diesem Gebiete die reformatorische Gegenwirkung gewissermaßen herausforderten.

Die Reihe der aus dem 12. Jahrh. stammenden Legenden eröffnet ein Lobgedicht auf die h. Jungfrau, das der Mönch Wernher in Tegernsee 1173 dichtete und wovon ein Theil in seiner ursprünglichen Gestalt und mit des Dichters eigener Hand geschrieben auf uns gekommen ist. — Von den vielen poetischen Verherrlichungen der h. Jungfrau ist die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg vielleicht das schönste seiner Gedichte. An Glanz der Sprache und Fülle der Darstellung zeichnen sich auch die von ihm noch vorhandenen Legenden vom h. Sylvester und h. Alexius aus. — Von Hartmann von der Aue ist die anmuthige Legende vom h. Georg auf dem

Stein vorhanden. — Die ausführliche Legende von der Bekehrung des heidnischen Königs Barlaam durch den christlichen Jüngling Josaphat ist von Rudolf von Ems, der darin (so wie auch in der Legende Eustachius) sein Erzählertalent bewährt hat. — Die (ältere) Legende von der h. Elisabeth (der Landgräfin von Thüringen) ist von einem unbekannten Verfasser und enthält bei vielen Schwächen einige vorzügliche Stellen.

Verwandt mit dem Epos ist die poetische Erzählung, welche entweder geistlichen Inhalts ist und meist in legendenartigem Gewand auftritt, oder einen moralischen Zweck hat, und sich in ernster Fassung, wie der arme Heinrich, der gute Gerhard, oder im launigen Ton giebt, wie Salomo und Marolf; oder welche weltlichen Inhalts ist und theils eine historische, theils eine sagenhafte Unterlage hat, wie die Geschichte vom Herzog Ernst; oder als eine Mischung von geistlichen und weltlichen Stoffen zugleich erscheint, wie das bei der Kaiserchronik, dem Annolied, der Weltchronik (des Rudolf von Ems) der Fall ist. — Da bei den Erzählungen die Persönlichkeit des Erzählers mehr hervortritt, so hängt der poetische Werth derselben allein von den dichtenden Individuen ab. Weil sich nun in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts viele Mittelmäßige und gering Begabte mit der Dichtkunst beschäftigten, so trifft der Verfall dieser Dichtungsgattung zugleich mit dem Verfall der ganzen Dichtkunst des Mittelalters zusammen.

Zu den größern erzählenden Werken der bessern Zeit gehört vorzüglich die **Kaiserchronik**, ein aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts herrührendes dichterisches Geschichtswerk, das mit Cäsar, als dem ersten Kaiser, beginnend die Zahl seiner Nachfolger in freier Auswahl bis auf Kaiser Konrad III fortführt und nach der Weise alter Chroniken den Uebergang des Imperiums von den Römern auf die Deutschen (durch Karl den Großen) darstellt, gleichwie es aufwärts auf die Römer von den Griechen, zu den Griechen von den Persern, zu diesen von Babylon gekommen ist. Es stellt demnach die vier Weltmonarchieen in poetischem Gewande dar. Die Reihe der ausgewählten Kaiser bildet den Rahmen zu einem Gemälde, das durch zwischen eingestreute, von der Geschichte oft seltsam abweichende Mähren und wunderlich umgestaltete Zeichnungen einzelner historischer Personen, durch die Zusammenfassung Jahrhunderte langer Kämpfe der deutschen Stämme gegen Rom unter dem Einen Cäsar, durch tiefsinnige Legenden, durch Schilderungen der großen Kämpfe eines Dietrich von Bern, Karl's des Großen &c. in reicher Farbenmischung prangt. — (Dieser 17 bis

18,000 Reimzeilen enthaltende lebendige Spiegel damaliger Weltanschauung liegt uns jetzt nach 12 vollständigen und 17 unvollständigen Handschriften und andern Hülfsmitteln mit Beigaben aller Lesarten bearbeitet durch Prof. H. F. Maßmann in 2 Bänden vor. Quedlinb. und Leipz. 1848 u. 1849. Der 3. Band enthält die Untersuchungen über die Handschriften, den Verfasser rc. nebst dem Wörterbuch dazu.) — Das um 1170 entstandene Lied des h. Anno, eine volksmäßige Darstellung des Lebens und der Wunder des Erzbischoffs Hanno von Köln (XV. 4, 3) mit eingeflochtenen Hauptmomenten aus der biblischen sowohl, als profanen Geschichte, — ist (wie Maßmann nachweist) ein der Kaiserchronik entnommener Stoff, den der Verfasser willführlich umgebildet hat.

Die **Weltchronik** des Rudolf von Ems ist eine noch vor 1254 gefertigte poetische Bearbeitung der Geschichte des alten Testaments bis zu Salomo, mit welcher der Dichter in einfachem und gefälligem Ton die Geschichte der heidnischen Völker verbindet. Sie ist auch dadurch merkwürdig, daß sie im Allgemeinen die einzige Quelle war, aus der die Laien des Mittelalters bis noch auf Luther's Zeit ihre Kenntniß der alttestamentlichen Geschichte schöpften! — Der Kaiser Heraklius von einem gewissen Otto ist auch eine legendenartige, aber dem Inhalt nach sehr gemeinweltliche, doch in einer reinen, flüssigen Sprache behandelte Erzählung, die von der bereits eingerissenen tiefen Verweltlichung des damaligen kirchlichen Lebens Zeugniß gibt.

An die Erzählungen kirchenheiligen Inhalts schließen sich die Erzählungen moralischen Inhalts. Es sind dies der **arme Heinrich** von Hartmann von der Aue aus den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, eine der zartesten und lieblichsten Blüthen der mittelalterlichen Dichtkunst, worin die reine, uneigennützige, sich freiwillig für die Heilung ihres kranken Dienstherrn opfernde Liebe eines frommen 12jährigen Mädchens auf eine eben so anmuthige, als ergreifende Weise geschildert wird, — und der **gute Gerhard** von Rudolf von Ems, worin die einfache anspruchlose Bescheidenheit, im Gegensatz gegen eine ihre guten Werke durch Selbstruhm vernichtenden Gesinnung mit der diesen Dichter auszeichnenden Erzählungsgabe geschildert wird.

Von den vielen Erzählungen weltlichen Inhalts, die theils ausländischen, theils vaterländischen Ursprungs sind, seyen hier blos hervorgehoben: 1) aus der ernsthaften Gattung: Konrad von Würzburg's Geschichte vom Kaiser Otto (II) mit dem Bart; so wie die Geschichte vom Herzog Ernst, für deren Verfasser lange Zeit Heinrich von Veldeck mit Unrecht galt; — 2) aus der scherzhaften Gattung und zum Theil im Volkston: Salomo und Marolf, ein Wechselgespräch, worin die heilige und die weltliche Weisheit im Gegensatz erscheint, das aber nicht in seiner ursprünglich edlern Form, sondern in einer spätern Ueberarbeitung in dem gemeinen und rohen Geist der Volks-

poesie des 15. Jahrhunderts auf uns gekommen ist; — die Schelmenstreiche und Schwänke des Pfaffen Amis, von einem Dichter, genannt Stricker, der die im Volke seit Jahrhunderten umgehenden „nie und nirgend geschehenen, und doch überall und zu jeder Zeit sich zutragenden" Lug- und Trugstücklein, welche die Volkslaune auf Eine Person gehäuft hat, in witziger Weise vorträgt und darin manches merkwürdige Zeitbild, freilich nicht zum Frommen der Zeit, liefert.

Ein nur dem deutschen Volksgeist eigenthümlicher Zweig deutscher und zwar, wie es scheint, vorzugsweise fränkischer Dichtkunst ist die uralte Thiersage, welche aus der, in einem kräftigen tiefen Naturgefühl wurzelnden, sich selbst noch unbewußten Naturpoesie hervorging, und daher anfangs ohne alle absichtliche allegorische und satirische Nebenziehung, bloß die theilnehmende Hingebung an das innere, mit dem Menschen in Wechselbeziehung stehende Wesen der darin vorkommenden Thiere ausdrückt. Doch knüpfen sich schon in dieser, geschweige in der folgenden Periode an die Thiersage komische und satirische Beziehungen.

Lange blieb die Thiersage — vom Bären (Löwen), Fuchs und Wolf, als den Hauptträgern derselben, — unaufgeschrieben, bis sie am Ende des 11. und 12. Jahrhunderts zuerst lateinisch unter dem Titel Jsengrimus (Isegrimm = Bär) von einem gewissen Nivardus in Südflandern in Schrift verfaßt wurde. Fünfzig Jahre nachher tritt sie in Nordflandern ebenfalls lateinisch, aber schon mit satirischer Nebenbeziehung auf kirchliche Zustände unter dem Titel Reinardus (= Fuchs) hervor. — Frühe schon war sie auf französischen Boden verpflanzt worden, von woher sie wieder von den Deutschen zurückempfangen und in der Mitte des 12. Jahrhunderts von einem elsässischen Dichter, Heinrich dem Glichesären, umgebildet, sodann im 13. Jahrhundert von einem Ungenannten in eine reinere Form umgedichtet wurde. (Von der weiter vervollkommneten Fortbildung zum Reineke Voß s. XVIII. 14.)

Die Thiersage geht in die Fabel über, wenn das der Thiersage zum Grunde liegende Naturgefühl, das mit dem Thiere, wie mit sich selber lebt, dem reflectirenden Vermögen weicht, welches aus der „unmittelbaren Wahrheit des Thierlebens nur ein Gleichniß für menschliche Zustände" mit bestimmt ausgesprochener, kurzer und treffender Anwendung macht. Die Fabel, als ein Product der Kunstpoesie, heißt daher mit altdeutschem Namen Bîspel (= Beispelle = Beirede = nebengehende Rede) d. i. Gleichnißrede, verschieden von der Mähre oder Erzählung.

Die vorzüglichsten Fabelsammlungen dieser Periode sind: Die Welt, vom Stricker, aus der Mitte des dreizehnten, und der Edelstein von Boner aus dem Ende desselben Jahrhunderts. — An die Fabel, als Lehrgedicht, schließen sich auch die übrigen didactischen Gedichte an, die aus dieser Periode vorhanden sind, und unter denen die Spruchsammlung des Freidank obenan steht.

Stricker's Fabeln schildern in gewandtem Ton die verschiedenen Zustände des Weltlebens, haben aber theilweise noch viel von der Breite der Thiersage an sich. — Boner's Fabeln, deren Stoff meist aus Äsop (IV. 8, 3 a. E.) entlehnt ist, wurden zwei Jahrhunderte hindurch mit Vorliebe gelesen und daher schon 1461 gedruckt. — Zu den eigentlichen Lehrgedichten gehört das ältere Spruchgedicht „von dem gemeinen Leben und des Todes Gehügede" (Erinnerung an den Tod), als dessen Verfasser Heinrich (v. 1163) gilt. Mit Recht berühmt, aber ist die Spruchsammlung, die unter dem Namen „Bescheidenheit des **Freidank**" aus dem Jahr 1229 herrührt und in einfacher, kerniger und eindringlicher Sprache theils Volkssprüchwörter, theils Betrachtungen eines erfahrnen, ernstgesinnten Mannes in Bezug auf Staat, Kirche und Volksleben zum Nutzen, wie zum Ergetzen in so ungezwungener, treffender und schlagender Weise mittheilt, daß man das Buch eine „weltliche Bibel" genannt hat. — Der am Ende des 13. Jahrhunderts von Hugo von Trimberg verfaßte **Renner** ist ihm zwar nach Inhalt und Volksmäßigkeit ähnlich, entbehrt aber der edlen Form und sinnvollen Kürze, die den Freidank auszeichnen.

Die Lehrgedichte König Tyrol von Schotten und der Winsbecke enthalten Lehren eines Vaters an seinen Sohn — und das Gedicht: die Winsbeckin, giebt in Gesprächsform Lehren einer Mutter an ihre Tochter.

Die **Lyrik** oder die Poesie der Empfindungen und Gefühle ist ebenfalls, wie das Epos, von zweifacher Natur, indem sie im Volkslied die Empfindungen und Gefühle ausspricht, von welchen jedes Menschenherz bewegt wird, im Kunstlied dagegen einzig die Innenerlebnisse des Dichters hervorgiebt, der für sie das Mitgefühl Anderer „sucht" und durch die edlere Form und Fassung seiner Herzens-Ergießungen es auch „gewinnt."

Das Volkslied gehört erst der folgenden Periode an; das Kunstlied dagegen ist ein Erzeugniß der Blüthezeit der mittelalterlichen Dichtkunst, die, wie schon erwähnt, vorzugsweise von Dichtern ritterlichen Standes geübt und gepflegt wurde.

Da unter den mannigfaltigen Gegenständen, welche den

Dichter anregen, die Liebe ein Hauptgegenstand ist, diese aber von dem deutschen Dichter des Mittelalters in ihrer größten Zartheit und Reinheit aufgefaßt und mit dem nur unserer Sprache eigenthümlichen Worte Minne bezeichnet wurde, so bildete die Blüthezeit der mittelalterlichen Lyrik vorzugsweise das Minnelied aus, in welchem die schüchterne Sehnsucht nach dem geliebten, aber nie genannten Gegenstand sich zugleich mit dem innigsten Gefühl für das Leben der äußern Natur verband.

Der einerseits mit der Ehre und feinen Sitte des edleren Ritterthums, andererseits mit der Innigkeit und Lebendigkeit des kirchlichen Glaubens zusammenhängende Frauencultus, welcher den Minneliedern zum Grunde liegt, wurzelt in der dem Germanen des Tacitus eigenthümlichen Verehrung des „Heiligen und Ahnungsreichen" im Wesen des Weibes, die sich in der Folge durch den Einfluß des Christenthums in tiefe Achtung vor der „unberührbaren Reinheit" des weiblichen Gemüthes verwandelte, welche der Minnesänger bloß zum Gegenstand einer stillen Sehnsucht bescheidenen Zurückhaltung und treubeständigen Hoffnung machte. Dadurch eben unterscheidet sich die deutsche Minnepoesie von der südfranzösischen Liebespoesie der Troubadours, die den Character einer glühenden, in unruhiger Begehrlichkeit, Eifersucht, Flatterhaftigkeit, Untreue und andern Untugenden sich, äußernden Leidenschaftlichkeit hat.

Nicht wenige Lieder haben aber auch die himmlische Minne, so wie überhaupt die Wunder und Werke der göttlichen Weisheit und die Eitelkeit der Welt, desgleichen auch die Weltverhältnisse in Bezug auf Staat und Kirche, Kaiser und Papst, Herr und Dienstmann behandelt, so daß sich der dreifache Kreis, in welchem sich der ritterliche Dichter des 13. Jahrhunderts bewegte, nämlich „Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst" auch in diesen Gesängen widerspiegelt.

Da die Minnelieder von den Sängern nicht aufgeschrieben und vorgelesen, sondern bloß zum Saitenspiel gesungen wurden, so zeichnen sie sich durch das Melodische und Klangvolle ihrer in bald kurzen, bald langen Reimzeilen hinfließenden Sprache aus. Erst als die Kunst des Minnesangs zu erlöschen begann, fieng man an, die von den einzelnen Sängern mitgetheilten Lieder aufzuschreiben und sie in Sammlungen zu bringen, aus denen man zugleich wahrnehmen kann, wie verbreitet diese Kunst war, da selbst Kaiser, Könige und Fürsten sich mit

ihrer Uebung befaßten. Von den drei vorhandenen Sammlungen ist die Manessische Liederhandschrift die berühmteste.

Die ausgezeichnetsten unter den 160 Minnesängern, von denen uns Lieder aufbewahrt wurden, waren die schon genannten, in der epischen und erzählenden Dichtkunst hervorragenden Dichter Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Gottfried von Straßburg, Hartmann von der Aue, Konrad von Würzburg und außer ihnen besonders Walther von der Vogelweide, der sich zwar bloß und allein dem Minnesang widmete, aber in dieser Gattung eine große Vielseitigkeit des Geistes und einen tiefen Ernst der Gesinnung bekundete, der ihn antrieb, vorzüglich die Herrlichkeit der Kirche in ihrer Unverderbtheit, so wie auch die Ehre des deutschen Volkes gegen die sie gefährdenden innern Feinde in Schutz zu nehmen und dadurch ein vorreformatorischer „Zeuge der Wahrheit" zu werden. — Mit Ulrich von Lichtenstein und Nithart geht der Minnesang, der idealen und sittlichen Richtung nach, bereits in die gemeine Wirklichkeit —, mit Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, der Form nach in spitzfindige Künstelei über, die den Verfall dieser höfischen Kunst andeutet.

Die vom Zürcher Rathsherrn Rüdger von Manesse um das Jahr 1300 veranstaltete Sammlung enthält auch Lieder von vielen Gliedern des hohenstaufischen Hauses; desgleichen vom Markgrafen Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, vom Herzog Heinrich dem Erlauchten von Meissen, von Herzog Heinrich von Breslau, vom Herzog Johann von Brabant und von andern Fürsten und Herrn. — Ein Minnesänger, der sich den Namen Spervogel gab, besang die Gottesminne in Liedern, welche wahrhaft erhabene Stellen enthalten.

Walther von der Vogelweide, der zwischen 1190 und 1228 dichtete, war seiner politischen Gesinnung nach ein Verehrer der Hohenstaufen, indem er sich zu Philipp von Schwaben und nachher zu Friedrich II hielt. Von seinem kräftigen und doch ruhigen Wahrheitssinn, so wie von seiner edlen vaterländischen Gesinnung zeugen besonders diejenigen seiner Gedichte, die sich auf Papst und Kirche, Kaiser und Reich beziehen. Wo er straft und rügt, thut er es mit einem ernsten, aber wohlwollenden, von eigentlicher Tadelsucht freien Sinn. Eine beachtenswerthe Beurtheilung seines Characters und Verdienstes gab Uhland in

einer eigenen Monographie; eine gute Uebersetzung seiner Gedichte gab K. Simrock mit Erläuterungen von W. Wackernagel.

Von Ulrich von Lichtenstein besitzen wir unter dem Titel Frauendienst eine mit Minneliedern durchflochtene Beschreibung seines 33jährigen fahrenden Lebens in einem leichtsinnigen, zwischen Ideal und Gemeinheit hin- und herschwankenden Geist, an dem man schon die schlimmern Wirkungen der Muse Gottfrieds von Straßburg wahrnimmt, so daß es kein Wunder ist, wenn in der folgenden Periode der früherhin so reine Minnesang eine immer unsittlichere Richtung nahm, und zuletzt selbst das Wort Minne ein verrufenes wurde.

Nithart, aus einem bayrisch-österreichischen Rittergeschlecht, blühte vor 1246; er schildert zwar auch den Mai und die Minne mit lebendigen Farben, geht aber lieber zu ergetzlichen, komisch-satirischen Darstellungen des bäuerlichen Lebens über, indem er die Hoffarth der Dörfler geißelt, die es den Rittern an Kleider- und Waffenpracht nachzuthun strebten. Seine Lieder machen den Uebergang vom Minnesang zum Volkslied der folgenden Periode.

Aus dieser Nachblüthezeit des 13. Jahrhunderts ist auch der Wettgesang, den wir unter dem Namen des Sängerkriegs auf der Wartburg noch besitzen. Es erinnert aber dieses Gedicht auch nicht im mindesten an die Herrlichkeit jener deutschen Dichterzeit, in der sein Inhalt sich bewegt.

6. Die altdeutsche Baukunst und ihre Bedeutung. Der Dom zu Köln; der Münster von Straßburg 2c. Die Baubrüderschaften und Freimaurer.

Derselbe deutsche Geist, der in den epischen und lyrischen Dichtwerken des Mittelalters seine tiefsinnigen und erhabenen Gedanken, seine heitern und spielenden Gefühle in Wort und Ton faßte, gieng mit seiner ganzen Kraft und Fülle auch in den körperlichen Stoff bildend ein und schuf in den Werken der mittelalterlichen Baukunst eine in Stein redende und blühende Welt leuchtender und erhabener Gedanken, die das Gemüth von der Erde zum Himmel emporziehen. Auch diese Kunst in ihrer Vollendung bei den Deutschen entsprang aus der Vereinigung des tiefsten Naturgefühls mit der höchsten Begeisterung des Glaubens, durch welche der Christ den unendlichen Reichthum des in seiner Religion liegenden Geistes der Liebe und Freiheit in menschlicher Begränzung zu fassen und die dem bloßen Verstande unzugänglichen Geheimnisse des Höchsten in mannigfaltigen Sinnbildern dem Gemüthe nahe zu bringen sucht. Die deutsche Baukunst feiert daher den Triumph ihrer Größe

vorzugsweise in den Kirchenbauten des sogenannten gothischen oder Spitzbogenstyls, der sich zu durchbrochenen Arbeiten und Bildereien besser eignet und daher auch der symbolisirenden Kunst ein räumlicheres Feld bietet, als der byzantinisch-romanische Rundbogenstyl.

Zu den besten Proben des Rundbogenstyls gehören in Deutschland die Dome von Speyer, Mainz und Worms. Er zeichnet sich durch Großartigkeit seiner Verhältnisse aus, entbehrt aber des „lebensvollen einheitlichen Zusammenschlusses seiner einzelnen Theile." Seine großen Massen „lasten drückend auf dem schwerfälligen Pfeilerbau" und die Kuppel erscheint „nicht organisch aus dem Ganzen" hervorgewachsen. Nichts desto weniger machen sie den Eindruck der Erhabenheit.

Die leicht begreiflichen, obwohl vollkommneren Maaße des Vierecks und des Kreises verschmähend und sie nur zum Traggerüste des Bau's benützend, nimmt der Spitzbogenstyl der deutschen Kirchenbaukunst das Dreieck zum Sinnbild des geheimnißvollen „Dreiklangs" und der göttlichen „Dreieinigkeit", die Spitzsäule zum Sinnbild der zum Himmel aufsteigenden „Flamme", die Ellipse und Parabel zur Symbolisirung der Bahnen, in denen sich für das Auge die Himmelskörper bewegen, und baut so eine Steinschöpfung, die selbst ein Bild des Weltalls ist. Und so wie der christliche Geist in der Natur das Größte und Kleinste als ein Geschöpf Gottes mit Liebe betrachtet und in der sittlichen Welt sich der Entwicklung jeglicher Kraft zum Guten freut, den menschlichen Werth jedes Einzelnen beachtet und ein freies Zusammenwirken aller Einzelnen zum Ganzen erstrebt: so strebt die christliche Baukunst das Größte mit dem Kleinsten, das Massenhafte mit dem Leichten, das Freie und Kühne mit dem vielfach Verschlungenen und Verzweigten, das Einfache mit dem Reichverzierten, das Erhabene mit dem Anmuthigen zu einer harmonischen Einheit zu verbinden, die als Form über dem Ganzen schwebt, also daß ein altdeutsches Bauwerk aus dieser Periode ein ebenmäßiges Gefüge vieler einzelnen kleinen, in sich selbständigen Bauwerke ist, in denen sich das Ganze im Kleinen wiederholt und das Kleine und Kleinste dem Ganzen unterordnet.

„Der Kirchenbau ward unter den Händen dieser symbolisirenden Kunst zu einer Versinnbildlichung der Welt: der Boden der Kirche mit seinen eingelegten Del-

phinen und andern Meerthieren ward die Tiefe der Gewässer, über welche sich die Chore und Kapellen wie das feste Land, die Pfeiler und Säulenfüße wie Inseln erhoben, von denen aus Palmen zum Himmel strebten und ihn mit ihren Blattgraten erreichten. Vom Himmel glänzten Sterne, schwebten Engel und Lichter hernieder; und Weinreben und Löwen, die Symbole des Glaubens; Rosen, Pelikane und Tauben, die Sinnbilder der heiligen Liebe und Erbarmung; Epheu und Hunde, die Bilder der Treue; Lämmer, die Bilder der Ergebung in den Tod u. s. w. sind in reichster Mannigfaltigkeit und geschmackvollster Beziehung zu einander an dem ganzen Bau vertheilt, während Edelgesteine der tiefsten symbolischen Bedeutung die Heiligthümer, die in der Kirche bewahrt werden, fassen, und die heilige Geschichte, die ewige Geschichte der Menschheit, allenthalben in Gemälden und Bildereien von den Altären und Wänden redet. So enthält die Kirche alle drei Reiche der Natur, Himmel, Erde und Meer, und die ganze Geschichte, in wie fern sie geistige Bedeutung gewonnen haben, und in dieser verjüngten Welt waltet der lebendige Geist Christi in der Gemeinde im Gesang, Gebet und in heiliger Handlung." (Leo nach Stieglitz.)

Diesem Geiste verdanken die großartigen Münster ihr Daseyn, die wir noch als Denkmale einer reichen, in Glaubenseinigkeit und nationalem Bewußtseyn zusammenwirkenden Zeit bewundern und unter denen in Deutschland besonders der Dom zu Cöln und der Münster zu Straßburg die berühmtesten sind.

Der **Kölner Dom**, in seiner Anlage die großartigste unter allen Kathedralen, ist im Jahr 1248 auf Betrieb des Erzbischoffs Konrad von Hochsteden (K. 8, 4 a. A.) begonnen und, obgleich 250 Jahre hindurch fortgebaut, doch so wenig vollendet worden, daß noch das Schiff der Kirche, ein ganzer Thurm und von dem andern Thurm $^3/_5$ fehlen. Die Abnahme der Glaubensbegeisterung und der Eintritt von Kriegsunruhen unterbrachen den Bau. — Die erste Wiedererweckung der Theilnahme für den Dom als Kunstwerk verdankt man dem Dr. Sulpice Boisserée. Im Jahr 1814 wurde der verloren geglaubte Originalplan des nordwestlichen Thurmes in schöner Linearzeichnung (eine 13 Fuß lange Pergamentrolle) durch Zufall auf dem Speicher des Gasthauses zur Traube aufgefunden. Im Jahr 1824 wurden sodann die Wiederherstellungsarbeiten begonnen und 1833 dem Dombaumeister Zwirner übergeben, der, unter Beiwirkung des seit 1842 gegründeten Dombauvereins, nach jenem Aufriß des noch unbekannten Meisters, in dessen Geist dieses Wunderwerk der Kunst entstanden ist, den Weiterbau leitet und mit seinen Gehülfen den Beweis

giebt, daß die Kunst der alten Steinmetzen nicht verloren gegangen ist. — Der Dom ist 400 Fuß lang, 180 Fuß breit, in Kreuzform gebaut und mit Glasgemälden geschmückt; 100 Säulen tragen das Dach, von denen die mittelsten 40 Fuß im Umfang haben. Unter den 14 Kapellen des 200 Fuß hohen Chors befindet sich die Kapelle der heil. drei Könige sammt dem mit Edelsteinen reichverzierten Sarge der Reliquien derselben. Die projectirten Thürme sollen 500 Fuß hoch werden.

Der **Straßburger Münster** wurde im Jahr 1015 vom Bischoff Werner begonnen und die eigentliche Kirche bis 1275 vollendet, worauf dann der treffliche Werkmeister Erwin von Steinbach den Plan zu dem kunstreichen 437½ par. Fuß hohen Thurm entwarf, dessen Bau 1277 angefangen, dann durch einen Brand unterbrochen und 1439 vom Werkmeister Hans Hülz aus Köln vollendet wurde, indeß der andere Thurm, der neben jenem auf der Plate-forme sich erheben sollte, noch ganz fehlt.

Unter den übrigen Münstern ist der zu Freiburg im Breisgau (begonnen 1122, vollendet 1513) nicht nur ganz ausgebaut, sondern gehört auch zu den vorzüglichsten deutschen Bauwerken. Am Stephansdom zu Wien wurde von 1145 bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, am Dom zu Magdeburg von 1208—1363, am Dom zu Meißen von 1274—1450 gebaut.

Die Entstehung sowohl, als die Ausführung so riesenmäßiger Kunstbauten, die nicht bloß einen Aufwand großer Geldmittel, die der Glaube reichte, sondern auch ungemein großartiger Kunst- und Handwerksmittel erforderten, begreift sich erst, wenn man weiß, daß diese Werke von so ungeheurer Menschenkraft und Ausdauer nicht von einzelnen Baumeistern mit ab- und zugehenden Gesellen, sondern von einer großen, über ganz Deutschland verbreiteten Corporation oder Innung von Bauleuten und Steinmetzen ausgiengen, die sich zu dem Zwecke verbanden, um bei großen Bauten zusammenzuwirken, und die Kenntnisse und Fertigkeiten ihrer Kunst zu bewahren und fortzupflanzen. Sie hatten unter dem Namen Baubrüder in allen bedeutenden Städten, besonders aber in Straßburg, Köln, Wien und Zürich, unter Leitung ihrer Obermeister ihre sogenannten Hütten, wo sie als „eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit dem Meister an die Hand gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt" das merkwürdigste Beispiel einer nach strengen Formen und Regeln geordneten freien Association darboten.

Das Wort Hütte bezeichnet zuerst im eigentlichen Sinn „den mit Brettern bedeckten Raum, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtet, im uneigentlichen aber den Sitz der Gerechtsame, der Urkundenverwahrung und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Beleg und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen, technischen und sittlichen Obliegenheiten waren aufs genaueste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen waren ihnen große Vortheile zugesichert, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt sich den Ihrigen kenntlich zu machen." (Göthe.)

Die geschichtlich älteste Grundlage dieser Bauvereine findet sich in der altrömischen Zunft der Bauleute, die ihre besondern Privilegien, so wie ihre besondern gesellschaftlichen und religiösen Formen, zum Theil auch ihre besondern Orte der Zusammenkünfte (ihre loci, Logen) hatten. In der römischen Provinz Britannien fand in solchen Bauzünften das Christenthum besondern Eingang und Schutz. „Als aber bei den Angelsachsen die römische Form der christlichen Kirche eingeführt worden war (um d. J. 600), spalteten sich die Bauvereine: einige blieben fest bei der altbritischen Ueberlieferung und begründeten so eine Opposition gegen die herrschende kirchliche Macht. Die bedeutendste und entschiedenste Bewahrerin der altbritischen Kirchensitte war vom siebenten Jahrhundert an die Bauhütte (Loge) zu York (Eboracum). Die älteste der drei anerkannten Grundgesetze der Maurerbrüderschaft ist die Yorker Verfassungsurkunde vom Jahre 926, deren Zweck war, den Frieden der Zunftgenossen unter sich und nach Außen durch Ausschließung kirchlicher und politischer Streitigkeiten zu sichern und sich auf den Privatzweck der Zunft, auf gegenseitige Unterstützung und Besserung im Leben und im Gewerbe zu beschränken." (Dr. Sch. in der Ev. K. 3.) Von England aus kam diese Einrichtung (wahrscheinlich im Gefolge des Handels mit den niederrheinischen Friesen) nach Deutschland, wo die Bauhütte zu Straßburg unter Erwin von Steinbach, die älteste und stets die vornehmste war, so daß sich die andern deutschen Hütten bei ihr Rath und Entscheidung in Streitsachen holten. Bald verbreiteten sich diese Baugenossenschaften, die ihre eigenen Schutzpatrone hatten, über die meisten christlichen Länder.

Die Bauhütten, wie alle Zünfte damals, „dem kirchlichen Zuge der Zeit folgend", gaben sich Formen und Regeln, die den klösterlichen nachgebildet waren und standen in vielfältigem Verkehr mit Bischöffen und Aebten als Bauherren, besonders aber mit den Benedictinern, unter denen selbst tüchtige Baumeister und Bauverständige waren. In dieser Zeit erhielten die Baugewerke auch den Namen

Massonarii (engl. Massons) d. i. Männer des Maaßes und Messens." Ihr Unterschied von andern Zünften lag nicht sowohl in ihrer geheimen Symbolik (Winkelmaaß, Zirkel, Bleiwage und Hammer) und deren allegorischen Deutung, so wie in ihren besondern Erkennungszeichen, Aufnahms- und Versammlungsgebräuchen (denn jede andere Gilde hatte deren auch), als vielmehr in der höhern Bedeutung des Baugewerks selbst. Denn „alle Handwerke und Künste hiengen mit dem Bauwesen zusammen; der Aufschwung der Baukunst, in welcher die Kraft und Einsicht des Mittelalters sich vereinigte, um so Herrliches zu schaffen, führte eine höhere Bildung, eine Erhebung des Geistes herbei; die Wanderungen der Gesellen durch alle Gebiete der römischen Kirche weckten einen freiern, universellern Sinn, und das lange Zusammenleben in pilgernden Bauhütten, in einer Genossenschaft, die unter der übrigen Bevölkerung fremd war, führte ein innigeres Zusammenschließen und im Zusammenschluß ein freundliches Bewußtseyn von Macht und Stärke herbei." (Dr. Sch. a. a. O.) Päpstliche Privilegien, kaiserliche und königliche Freibriefe, darunter sogar die obberührte Ertheilung eigner Gerichtsbarkeit, die vom obersten Baumeister ausgeübt wurde, steigerten ihr Selbstgefühl, in welchem sie sich selbst Freymaurer (Fry Masons) nannten und sich an allen kirchlichen und städtischen Bewegungen betheiligten. — Theils zuerst Eifersucht der Geistlichkeit gegen diese Baubrüderschaften, theils der Abstand der anfangs strengen Sitten der weltlichen Baubrüder von dem laxeren Leben der meisten Geistlichen jener Zeit theils aber auch wirklich ketzerische Ansichten, von denen hie und da manche Baubrüder angesteckt waren, erzeugten in den Bauhütten eine Art Opposition —, nicht zwar gegen die Kirche, aber gegen gewisse kirchliche Zustände, — eine Opposition, welche sich oft durch spöttische und ironische Andeutungen da und dort in einzelnen Nebengebilden Luft zu machen suchte.

Der Malerei und Bildhauerei wird in der folgenden Periode nähere Erwähnung geschehen.

7. Der allgemeine Standpunct der Theologie und religiösen Volksbildung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mystisch-religiöse Theologie: Bonaventura; dialectisch-gelehrte Theologie: Albertus Magnus. Der Scholasticismus in seiner höchsten Ausbildung. Aristotelischer Realismus: Thomas von Aquino. Platonischer Realismus: Duns Scotus. Reformatorischer Gegensatz: Roger Baco. Das Kirchenlied: die lateinischen Hymnen.

Um die Darstellung der innern Zustände der geistigen Welt dieser Periode vollends abzuschließen, sei hier noch der Standpunct der Theologie und religiösen Volksbildung, wie er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beschaffen

war, mit einigen Grundzügen angegeben und dabei an die schon im Anfang dieser Periode (K. 1, 3 und 4) gegebene Kennzeichnug des abendländischen Kirchenwesens angeknüpft.

Die Wirkungen des Schulwesens auf die Theologie, wie sich dieselbe besonders in den beiden Hauptschulen des gebildeten christlichen Abendlandes, Paris und Oxford, darstellte, zeigten sich in dieser Zeit zwar allerdings noch in der Fortdauer sowohl der mystisch=religiösen Theologie, welche damals durch den Franziskaner Bonaventura —, als auch der dialectisch=gelehrten Theologie, welche durch den Dominicaner Albertus Magnus noch gehalten wurde.

Bonaventura (eig. Joh. v. Fidanza, aus dem Toscanischen), General des Franziscanerordens, war lange Zeit Lehrer der Theologie zu Paris und erhielt als solcher wegen seiner ehrwürdigen, sog. „engelreinen" Persönlichkeit den Namen Doctor seraphicus. Er starb 1274 als Cardinal und wurde 1482 canonisirt. Für das Predigtamt stellte er den Grundsatz auf, daß der Prediger nicht darauf ausgehen solle, seine Redekunst zu zeigen, sondern daß er nur die Ehre Gottes und das Heil der Menschen suchen solle. — In einer seiner Schriften entwickelt er den Gedanken, daß der Dialectik, in so fern sie das Göttliche nur im Begriffe faßt, und der Exegese, in so fern sie das Göttliche nur als Gegebenes historisch aufnehme, eine höhere Beziehung auf das von Außen in das Innere dringende Anschauen des Göttlichen bekommen müsse, zu welchem Anschauen nur der durch Denken und Schriftforschen gebildete und „durch ein sittliches Leben geheiligte" Geist gelangen könne. Diese seine gnostische Mystik, welche demnach behauptet, Glauben und Wissen müsse sich auf den Standpunct erheben, wo „beide im schauenden Erkennen Eins werden", hat er dann in seiner Biblia pauperum (einer historisch=biblichen Anweisung für Arme am Geist) auch dem Volke nahe zu bringen gesucht.

Albertus Magnus — derselbe, der oben (K. 9, 3) als Naturkundiger angeführt wurde, — hatte in theologischer Beziehung durch sein ungemein gelehrtes Wissen auf die meisten Schulgelehrten und Höhergebildeten seiner Zeit einen großen Einfluß, besonders aber auch dadurch, daß er den vollständigen und erklärten Aristoteles in den Schulen einführte und damit zur weitern Ausbildung der vom Glauben abführenden Scholastik beitrug. Auch machte er einen Anfang zur Kabbala. — Gleich ihm machte nicht lange nachher Raimundus Lullus, ein spanischer Franziscaner († 1315) in seinem Werk de secretis naturae den Versuch einer „theosophisch=cabbalistischen" Physik.

Doch brachten die beiden tonangebenden Ordenstheologieen der Dominicaner und Franziscaner den in seinem Wesen schon oben (K. 1, 3) geschilderten Scholasticismus zur höchsten Ausbildung, in so fern in ihnen die realistisch-philosophische Gott- und Weltanschauung zur vollen Herrschaft gelangte und das exegetisch-historische Quellenstudium völlig in den Hintergrund trat. Jene beiden Theologenschulen wurden auf Seiten der Dominicaner durch Thomas von Aquino, auf Seiten der Franziscaner durch Duns Scotus vertreten, von denen jener, als aristotelischer Realist, „Dialectik mit neuplatonischer Mystik, philosophische Freiheit mit kirchlicher Gebundenheit" zu vereinigen suchte, dieser dagegen, als platonischer Realist mehr eine dialectisch-speculative Religionsphilosophie mit geringer Berücksichtigung der Kirchenlehre aufstellte. Ihre Nachfolger, die Thomisten und Scotisten entwickelten jedoch das Wesentliche in den Grundlehren der Theologie und Philosophie nicht weiter.

Beide fanden ihren reformatorischen Gegensatz sowohl in Roger Baco, der statt der gleich-einseitigen dialectischen oder mystischen Betreibung der Philosophie und Theologie nach unvollkommenen Quellen eine auf das klassische Sprachstudium, so wie auf Geschichte und Naturwissenschaft gegründete Behandlung der heil. Schrift forderte, — als auch in Robert Grosthead, der für die Autorität der h. Schrift, „als alleiniger Quelle aller Wahrheit gegen alle andere Autoritäten" freimüthig kämpfte und daher ebenfalls auf das Studium der Bibel in den Grundsprachen drang.

Thomas Aquinas (Graf von Aquino in Calabrien) lehrte seit 1249 zu Cöln, Paris, Rom, Bologna und Neapel und erwarb sich den Beinamen Doctor angelicus; auch nannte man ihn mit nur scheinbarem Recht einen zweiten Augustinus. Er starb 1274, wurde 1323 canonisirt und 1567 zum Kirchenlehrer erklärt. Er schrieb mehrere Commentare zum Aristoteles und zur heil. Schrift. Seine wichtigste exegetische Schrift führt den Namen Catena aurea als eine fortlaufende Erklärung der Evangelien. Gerühmt wurde besonders seine Klarheit im Beweisen und sein systematisches Talent. Als Pre-

diger suchte er das Volk in einfacher Weise zu erbauen, daher er auch in deutscher Srache predigte.

Johannes **Duns Scotus** aus Dunston in Northumbrien, lehrte meist zu Oxford, zuletzt in Paris, und erhielt wegen seiner ungemeinen Schärfe der Entwicklung und Feinheit im Zergliedern den Beinamen Doctor subtilis. Unter seinen Schriften sind viele Commentare zu Aristoteles und philosophische Aufsätze. Er starb noch vor 1308.

Roger Baco, aus Sommersetshire, ein Franziscaner, lehrte zu Oxford, und erhielt wegen seiner klassischen Gelehrsamkeit, mit der er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung der gesammten Schulbildung erwies, den Beinamen Doctor mirabilis. Er starb 1294.

Für den Volksunterricht geschah in dieser Periode mehr, wie in der vorigen, zumal man sich des Predigtamts, nach dem Beispiele so ausgezeichneter Redner wie Bonaventura und Thomas von Aquino, etwas thätiger annahm. Im strengkirchlichen Kreise wirkten die Anhänger der Mystik am meisten.

Auch das geistliche Lied, das fast nur in Deutschland seine Pflege fand, trug zur religiösen Volksbildung bei, wurde aber mehr nur bei den Ketzern zum Kirchenlied, indeß die Kirche nur das mündliche Uebersetzen der lateinischen Hymnen gestattete, die zu einer eigenen, tief bedeutsamen Literatur jener Zeit wurden. (Es sey hier nur an das Dies irae, dies illa des Franziscaners Thomas von Celano († 1220) und an das Stabat mater dolorosa des Franziscaners Jacoponus erinnert.) — Die sittliche Volksbildung lag fortwährend allein in den Händen der Kleriker und Mönche, und der von ihnen in der Regel genährte Geist der äußern Gesetzlichkeit war von der Art, daß er im Ganzen (denn Ausnahmen des Bessern gab es natürlich auch hier) keine freie sittliche Bildung des Willens zur Folge haben konnte. Was die verschiedenen gegenkirchlichen Secten in ihrer Weise dafür zu thun strebten, ist theils oben (K, 1, 4) schon angegeben worden, theils wird sich in der folgenden Periode davon zu reden nähere Gelegenheit geben.

9. Kapitel.

Die außerdeutschen Völker und Staaten vom Anfang des 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

1. Frankreich seit dem Anfang des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts: — Ludwig VI.: Hebung des königlichen Ansehens. Aufkommen des dritten Standes. Ludwig VII: Guyenne und Poitou, die Normandie, Anjou, Maine und Touraine mit England verbunden; Philipp II. August: Stärkung und Vergrößerung des Königthums. Errichtung der Pairschaft. Wiedereroberung mehrerer Provinzen. Ludwig VIII: Seine Eroberungen; sein Antheil an den Albigenserkriegen.

Es sind nun noch zur Abschließung dieses Zeitraums die Geschicke Frankreichs und Englands seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts bis gegen den Schluß des 13. nachzuholen, da sie bei der Geschichte der Kreuzzüge, von denen ohnehin der letzte bloß von Frankreich ausgegangene Kreuzzug noch darzustellen ist, nur gelegentlich berührt worden sind.

Nachdem in Frankreich Ludwig VI (der Dicke, 1108—1137) die unter der trägen Regierung seines sinnlichen Vaters Philipp's I (XV. 6, 2) aufgekommene Uebermacht der großen Vasallen wieder zurückgedrängt hatte, hob sich das königliche Ansehen wieder und erhielt durch die Abnahme der Leibeigenschaft und durch die zunehmende Bedeutung der Städte, deren Bürger den sogenannten dritten Stand (tiers ètat) zu bilden anfiengen, eine verstärkte Grundlage.

Der Ackerbau war nämlich durch die steten Fehden der Großen, so wie durch häufigen Mißwachs so in Verfall gerathen, daß die wenigsten Herren ihre Leibeigenen mehr ernähren konnten und sie daher lieber freiließen, worauf dann die Freigelassenen, gleich den verarmten Freien, sich theils zum Feldbau verdingten, theils ihn gegen jährlichen Zins übernahmen. Da nun die Erfahrung zeigte, daß die Gutsherren mit freien Ackerbauern besser daran waren, so wurde die Freilassung häufiger und die Leibeigenschaft fieng an, sich mehr und mehr zu verlieren. — Eine ähnliche Ursache hob die Städte: denn weil die durch Fehdesucht und Schwelgerei herabgekommenen Herren sich durch Raubeinfälle in die Nachbargebiete und sogar durch Wegelagerung ihre Vermö-

gensumstände zu bessern suchten, der König aber selber mit der Widerspenstigkeit dieser seiner Vasallen zu kämpfen hatte, daher die durch sie beeinträchtigten Städte nicht schützen konnte: so suchten diese sich selbst zu helfen und durch eigengewählte Obere (maires = majores) die Anfälle der Herren abzuwehren. Bald erkannte der König in solchen Städten eine Stütze seiner durch die Vasallen gefährdeten Macht, und ertheilte ihnen gegen die Verpflichtung, ihm und der Kirche beizustehen, wesentliche Freiheiten. Weil man sich nun gerne um des bessern Schutzes willen in solche freiere Städte zog, so waren jene Großen genöthigt, den ihnen gehörigen Städten, um ihre Entvölkerung zu verhüten, gleiche Freiheiten und Rechte zu ertheilen. Für die deßhalb aufgerichteten Verträge übernahm der König um so lieber die Bürgschaft, weil er dadurch ein Oberhoheitsrecht und somit einen vermehrten Einfluß auf die Städte bekam. Auf diese Weise bildete sich ein freieres Bürgerthum, das in der Folge von bedeutendem Einfluß auf den Staat war.

Ludwig VII (1137—1180), mit dem Beinamen le jeune, weil er erst 18 Jahre alt war, als er seinem Vater in der Regierung folgte, wurde bei derselben durch den staatsklugen Abt Suger von St. Denis unterstützt. Durch seine Vermählung mit Eleonore, der Erbin von Guyenne und Gascogne (Aquitanien) erwarb er dieses Herzogthum sammt der Grafschaft Poitou. Als er aber nach seinem oben (K. 2, 4) beschriebenen Kreuzzug sich von dieser seiner Gemahlin wegen ihres dabei bewiesenen leichtsinnigen und anstößigen Betragens wider Suger's Rath trennte (1152) und die Geschiedene sich nach wenigen Wochen mit dem Herzog von der Normandie Heinrich Plantagenet vermählte, mußte er sich nicht nur den Verlust von Guyenne und Poitou gefallen lassen, sondern auch zu seinem Verdrusse sehen, daß dieser Heinrich den englischen Thron bestieg (K. 10, 3) und dadurch jene Provinzen sowohl, als auch die Normandie sammt den Grafschaften Anjou, Maine und Touraine mit England verbunden wurden. Seine Kriege mit Heinrich führten zu nichts und vergebens suchte sich Ludwig in der Sorge für die Kirche und in Wallfahrten Trost zu holen.

Mit seinem Sohne Philipp II August (1180—1223), der erst 15 Jahre alt war, als Ludwig starb, erstieg Frankreich allmählig eine höhere Stufe der Macht, indem dieser kluge und unternehmende Fürst, ohne es jedoch mit der Wahl der Mittel genau

zu nehmen, die Schwächen der englischen Könige benützend rastlos thätig an der Stärkung des Königthums und Mehrung des Kronlandes arbeitete. Bereits ist von ihm erwähnt worden seine wenigstens mittelbare Theilnahme an der Verfolgung der Albigenser (K. 5, 3), woneben er die Vertreibung der Juden anordnete, deren Güter er einzog; ferner sein mit Richard Löwenherz unternommener Kreuzzug (K. 3, 9), so wie sein mit Johann ohne Land gegen Richard bundbrüchig geführter Krieg, worin er die Normandie, Maine, Touraine und Poitou eroberte. Außerdem mehrte er das Krongut noch durch Einziehung der Grafschaften Vermandois, Auvergne, Alençon, Artois, Valois, Evreux. Ihm verdankte Paris nicht nur große materielle Verbesserungen durch Pflasterung, Ummauerung, Anlegung von Kaufhallen rc., sondern auch die Hebung seiner Universität durch eine neue Ordnung und besonderen Schutz, wobei er sich durch päpstliche Verbote nicht behindern ließ. Die Errichtung der königlichen Gerichtshöfe zu Paris und zu Rouen, die Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit, die Aufstellung neuer königlichen Beamten (des Connetable und des Marschalls von Frankreich, der Prévôts und Baillifs), die Begünstigung der Städte, die Einrichtung städtischer Milizen (der sergens d'armes), die Vermehrung der Soldknechte und Leibwachen, die Schöpfung der Pairschaft, als eines vom König präsidirten Gerichtshofs über die Großen (judicium parium), — alles dieß waren eben so viele Mittel, das königliche Ansehen zu befestigen und die Macht der geistlichen und weltlichen Großen zu schwächen.

Die von Philipp August eingeführte Pairschaft bestand aus 12 der höchsten Kronvasallen und zwar zur Hälfte aus geistlichen, zur Hälfte aus weltlichen Pairs. Die sechs geistlichen waren: der Erzbischoff von Rheims und die Bischöffe von Laon, Langres, Beauvais, Chalons, Noyon; die sechs weltlichen Pairs waren: Die Herzöge von Burgund, der Normandie und Guyenne, die Grafen von Champagne, Flandern und Toulouse. Sie bildeten den engern Rath des Königs und den obersten Lehnshof, und hatten bei Krönungen und Hoffeierlichkeiten den Vorrang vor dem übrigen Adel.

Philipp selbst aber fühlte sich nicht sowohl als der oberste Lehnsherr, sondern mehr als der Gebieter über Alle und nahm

mehr und mehr den Character eines unumschränkten Herrn an. Selbst diejenigen Großen, die in ihren Besitzungen dem Könige mehr selbstherrlich gegenüber standen, waren gezwungen, nach seiner Gunst und Meinung zu fragen und seine überall eingreifende Oberhoheit zu dulden. Indem er so dem Königthum in vielen Beziehungen eine neue, der modernen Politik sich nähernde Stellung gab und dabei im Oeffentlichen stets imponirend, von weltlichem und kirchlichem Glanz umgeben, auftrat, so war doch sein Privatleben noch wenig von dem eines der größern Edlen verschieden. — Ohne fromm zu sein, hielt er es mit der Geistlichkeit, wenn er ihres klugen Rathes bedurfte, im Uebrigen ließ er ihr keine Gewalt; ohne heldensinnig und abentheuerlustig zu sein, wie die meisten seiner Vorfahren, war er doch persönlich tapfer; ohne von Natur gutmüthig zu sein, nahm er sich doch in der Regel der Niedrigen und Armen eifrig an, um dadurch den Großen seine höhere Macht fühlen zu lassen.

So mächtig war bereits Philipp August, daß er nicht nur die erste allgemeine Steuer (den sogenannten Saladinszehnten) ausschreiben, sondern auch seinem Sohne Ludwig, den er schon lange zu den Regierungsgeschäften beigezogen hatte, ohne Widerrede die Nachfolge zusprechen konnte.

Ludwig VIII (1223—1226), seinem Vater in Character nicht unähnlich, entriß den Engländern, deren König Heinrich III ihm die Herausgabe der väterlichen Eroberungen zumuthete, verschiedene Besitzungen in Frankreich, darunter Rochelle, so daß den Engländern nur noch die Gascogne und die Stadt Bordeaux blieb. Darauf suchte er in den noch fortdauernden Albigenserkriegen die Grafschaft Toulouse, die der Papst Innocenz III dem Grafen Simon von Montfort zugesprochen hatte (K. 3, 9), an sich zu bringen und erhielt sie wirklich von dem Sohne desselben abgetreten. Nachdem Ludwig noch in einem neuen Kreuzzuge gegen die Ketzer das zum deutschen Reich damals noch gehörige Avignon eingenommen, auch einen großen Theil von Languedoc erobert, dabei aber 20000 seiner eigenen Leute mordwüthig hingeopfert hatte, starb er unvermuthet und hinterließ einen zwölfjährigen Sohn, Ludwig, für welchen die Kö-

nigin-Wittwe Blanca von Castilien, die schönste und klügste Frau ihrer Zeit, die Regentschaft übernahm, und während derselben die unruhigen Barone, namentlich den Grafen Thibaut von Champagne und den König von Navarra, kräftig in die Schranken zurückwies.

Der Friede mit dem Grafen Raymund VII von Toulouse, in welchem ein Theil dieser Grafschaft sogleich an die Krone fiel, in Betreff des übrigen Theils der Heimfall an dieselbe durch eine Heirath der Erbin mit dem Grafen Alfons von Poitou, einem Bruder Ludwigs IX, vorgesehen wurde, beendigte zugleich die unseligen Albigenserkriege. Wohl waren nun die Ketzer in diesem Lande vernichtet, aber auch der Wohlstand und die Bildung zerstört, durch welche sich ehehin Südfrankreich ausgezeichnet hatte, das fortan in der Cultur des Bodens und des Geistes hinter dem rasch voranstrebenden Norden zurückblieb.

2. Frankreich. Fortsetzung: Ludwig IX der Heilige. Waffenstillstand mit Heinrich III von England. Siebenter Kreuzzug: die Eyubiden in Palästina und Syrien. Ludwig in Aegypten. Eroberung und Wiederverlust Damiette's. Die Mammelukenherrschaft. Ludwig's Rückkehr. Staatsreformen. Kreuzzug gegen Tunis. Ludwig's Tod. Ende und Folgen der Kreuzzüge.

In **Ludwig IX, dem Heiligen,** erhielt nicht nur Frankreich, sondern die ganze mittelalterliche Welt den trefflichsten Fürsten, der je durch christlich-heilige und sittlich-gerechte Gesinnung einen Thron geziert hat. Von Natur gleich reich mit den besten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattet und von seiner staatsweisen Mutter, der er bis zum 14. Jahr nicht von der Seite kam, mit fast leidenschaftlicher Liebe vor allem Anhauch des Bösen bewahrt und zur Frömmigkeit und allen daraus fließenden Tugenden im Sinne der herrschenden Kirche erzogen, dann bis zum Eintritt seiner Großjährigkeit, die mit seinem 25. Jahre erfolgte, zu gewissenhafter, besonnener Führung der Regierungsgeschäfte angeleitet, ergriff er, obwohl nie ganz von seiner herrschbegierigen Mutter unabhängig, den Staatszügel und verfolgte das von seinen Vorgängern aufgestellte Ziel der Hebung des Königthums über die stets zur Beeinträchtigung desselben geneigte Vasallenmacht, ohne dabei sich des Unrechts theilhaftig zu machen, mit dem sich seine Vorgänger befleckt hatten.

Zunächst richtete er seine Hauptsorge auf Verbesserung der Rechtspflege und Verwaltung sowohl durch Einführung einer auf das römische und kanonische Recht gegründeten, der Königsgewalt günstigen und dabei die Gleichheit vor dem Gesetz förderndeu Gesetzgebung, (die den Namen Etablissements de St. Louis bekam,) als auch durch strenge Handhabung und Sicherung des Landfriedens (unter andern mittels Einführung der Sicherheitsbriefe). Einer gleichen Sorgfalt erfreute sich die Kirche, die an ihm den gewissenhaftesten Schirmherrn hatte, der ihr ihre Vorrechte (z. B. die unbedingte Bischoffswahl, die eigene Gerichtsbarkeit ꝛc.) nicht nur bestätigte, sondern auch erweiterte. Nichts desto weniger ließ ihn sein klarer, ruhiger Blick jede von Seiten der Kirchengewalt kommende Gefahr gleich erkennen und nicht nur duldete er keine päpstlichen Uebergriffe in seine Kronrechte, sondern er enthielt sich auch standhaft der Theilnahme an dem Verfahren der Päpste gegen den Kaiser Friedrich II, ja mißbilligte mehrmals ihre Härte gegen dieses höchste weltliche Oberhaupt (K. 7, 4).

Der Gedanke aber an das Unrecht, womit sein Großvater die englischen Lehne eingezogen und den, obwohl nicht schuldlosen, Johann ohne Land ungehört verurtheilt hatte; ferner an das Unrecht, womit sein Vater die schuldlosen Erben der albigensischen Fürsten und Barone um ihren politischen Bestand gebracht hatte; endlich an die Befleckung, welche der Kirche durch die rasende, zum großen Theil aus Haß und Habsucht geschehene Vertilgung so vieler unschuldigen Opfer in den Albigenserkriegen widerfahren war (wiewohl er selbst stets ein entschiedener Gegner ketzerischer Grundsätze war) — ließ ihm nur in der Betheiligung an einem, zur Befreiung der morgenländischen Christen unternommenen Kreuzzuge (dem siebenten) das rechte Mittel finden, mit seinem Staat aus dieser moralisch und politisch drückenden Lage gereinigt und gesühnt hervorzugehen. Da er während des Sturms, der durch die vordringende Macht der Mongolen (K. 6, 5. a. E.) über den Osten Europa's hereinbrach, durch einen Krieg mit dem englischen König Heinrich III von der Theilnahme an

dem Kampf der abendländischen Christenheit gegen jene furchtbaren Asiaten abgehalten worden war, so bereitete er sich jetzt, nach errungenem Waffenstillstand mit den Engländern, zumal die Gefahr der morgenländischen Christen immer größer wurde und bereits Bagdad zerstört, Jerusalem erobert und die ganze Tempelherrenmacht bei Gaza gefallen war, mit dem größten Eifer auf diesen heiligen Krieg vor.

Die stete Zwietracht der christlichen Großen im Morgenlande überhaupt, insbesondere die Eifersucht der Templer und Johanniter, so wie die im Volke reißend fortschreitende Sittenfäulniß hatte dort allen Staatengrund und Staatenhalt vernichtet, so daß der Einbruch der von den Mongolen bedrängten Chowaresmier nicht abgewehrt werden konnte, welche raubend und mordend das heilige Land durchzogen, Jerusalem eroberten, alle Einwohner ermordeten und das heilige Grab zerstörten. König Ludwig lag eben am Fieber krank, als die Kunde von diesen Unfällen einlief. Da gelobte er, wenn Gott ihm Genesung schicken würde, das Kreuz zu nehmen, und als er gleich darauf auch wirklich genaß, traf er umfassende Anstalten zu dem Kreuzzug. Da längst der Eifer für solche Züge erloschen war, und selbst viele seiner Großen keine Lust zur Theilnahme bezeugten, so glaubte er sie durch eine List zur Kreuzannahme bewegen zu dürfen. Er ließ nämlich die Pelzmäntel, mit denen die Edlen seines Hofes am Weihnachtsmorgen beschenkt zu werden pflegten, mit einem gestickten Kreuze versehen und die Messe so früh beginnen, daß es noch ziemlich dunkel war, als sie die Mäntel anzogen. Erst in der Kirche beim Schein der Lichter bemerkten sie diese Kreuze und sahen sich dadurch zum Zuge verpflichtet, weil Ehrgefühl sie abhielt, nunmehr die Aufforderung auszuschlagen.

Unterdessen hatte im Morgenlande Nodschmeddin Eyub, genannt El Saleh, der Sohn des 1238 verstorbenen ägyptischen Sultans Kamel, nach gebrochenem Waffenstillstand den Chowaresmiern Jerusalem entrissen und es sammt Askalon, Gaza, Tiberias besetzt, Damascus erobert und die Herrschaft der Eyubiden über den größten Theil Syriens ausgebreitet. Das neuaufglänzende Eyubidenreich trug indeß dadurch den Keim des Verderbens in sich, daß der Sultan seinen türkischen Leibwächtern, die er aus der mongolischen Gefangenschaft losgekauft und unter dem Namen Mameluken (d. h. Knechte) in besondern Lagern am Meere (daher sie auch Bahariden d. h. Seeanwohner hießen) angesiedelt hatte, zu viel Gewalt einräumte, so daß ihre Oberbefehlshaber dieselbe zur Einmischung in die Regierungsangelegenheiten mißbrauchten und bald für die ägyptischen Sultane dieselbe Geißel, wie früherhin die Prätorianer für die römischen Kaiser, und dadurch für das Eyubidenreich die Ursache eines schnellen Untergangs wurden.

Nachdem Ludwig die Regierung Frankreichs seiner Mutter zur Verwesung übertragen und in der Kirche von St. Denis aus den Händen des päpstlichen Legaten die heil. Oriflamme nebst Stab und Pilgertasche empfangen hatte, brach er, von seiner Gemahlin Margaretha von der Provençe und seinen Brüdern Robert von Artois und Karl von Anjou begleitet, an der Spitze von 50,000 französischen Kreuzfahrern auf und schiffte sich am 25. August 1248 bei Aiguesmortes ein, überwinterte auf der Insel Cypern bei dem König Heinrich von Lusignan (Guido's Enkel) und richtete im Frühling des Jahres 1249 seinen Angriff zunächst auf Aegypten, als den Hauptstützpunct der den morgenländischen Christen feindlichen Macht. Nach kurzem Kampf mit den Mameluken und der ägyptischen Flotte, welche nilaufwärts floh, landete Ludwig mit dem Kreuzheer im Mai bei Damiette und eroberte diese feste, an Schätzen und Vorräthen reiche Stadt, deren Moscheen er sogleich in christliche Kirchen umwandelte. Vergebens bot El Saleh für die Räumung Aegyptens die Zurückgabe Palästina's an: das Kreuzheer, durch die leichte Eroberung jener Stadt verleitet, wies das Anerbieten zurück. Nach eingetroffener Verstärkung aus der Heimath, brach der König nach dem Sultanatssitz Kairo (Cahira) auf, gerieth aber aus Unkunde des Landes auf ungünstigen Boden und nach schweren Kämpfen sammt seinem ganzen Heer in Gefangenschaft, aus der ihn der Sultan nicht losgeben wollte.

Der König war nämlich bei Mansura, am rechten Ufer des nördlichen Nilarms, von den dort versammelten Sarazenen, vorzüglich durch das schrecklich verheerende griechische Feuer mehrere Monate lang aufgehalten worden, bis ihm endlich eine Nilfurth verrathen wurde, worauf er nach dem Nilübergang die Sarazenen in die Flucht schlug. Weil sich aber Graf Robert zu weit (bis in die Straßen der Stadt Mansura) vorwagte, wurde er mit 280 Templern erschlagen, und da das Hauptheer sich aus Unkunde mit dem Terrain zwischen die Kanäle und Flußarme verwickelte, wurde es von der Verbindung mit Damiette abgeschnitten, so daß es sich, vom Hunger und Durst, Krankheiten und griechischem Feuer gepeinigt, nach vergeblichen Kämpfen dem Feinde gefangen geben mußte, der anfangs seine Wuth durch Verhöhnung, ja selbst durch Niedermetzlung an den Gefangenen ausließ. Selbst Ludwig wurde mit dem Tode bedroht, wenn er nicht seinen Glauben abschwören würde. Standhaft aber weigerte er sich deß und ging sowohl in der Glaubenstreue, als auch in Ertragung jeder Beschwerde und Entbehrung allen seinen Rittern voran.

Mittlerweile wurde der Sultan von den Mameluken ermordet und sein unrechtmäßiger Sohn Turanschah auf den Thron erhoben. Weil nun dieser sich zu einem Vertrag mit den Christen herbeiließ, wornach sie während eines 10jährigen Waffenstillstandes ihre Besitzungen in Palästina behalten und für ihre persönliche Freiheit Damiette herausgeben, außerdem 800,000 byzantinische Goldgulden zahlen sollten, ward er von den Mameluken ebenfalls ermordet. Dadurch nahm die Eyubidenherrschaft ein Ende und mit dem zum Sultan erhobenen Mamelukenbefehlshaber Malek el Moëz begann die Mamelukenherrschaft in Aegypten (1249.) Derselbe bestätigte nach langer Weigerung endlich jenen Vertrag mit dem Könige, jedoch nur so weit er die Lösung der Gefangenen betraf, von welchen dem Könige nur 6000 in die Freiheit folgen durften, weil er anfangs nur die Hälfte des Lösegeldes aufbrachte. Die übrigen waren, als er von Damiette aus die andere Hälfte überschickte, theils getödtet, theils Krankheiten erlegen, theils zu Renegaten gemacht oder als Sclaven verkauft. Nach der Räumung Damiette's begab sich Ludwig nach Accon und hoffte mehrere Jahre hindurch von der Erbitterung der Sarazenen in Damascus über die Mamelukenherrschaft in Aegypten einen Vortheil für die Lage der Christen in Palästina. Allein vergebens; die streitenden Parteien machten Frieden (1253) und Ludwig konnte nichts thun, als die Küstenstädte in möglichst bessern Vertheidigungsstand setzen. Noch damit beschäftigt, erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, der ihn bewog, schnell nach Frankreich zurückzukehren, wo er im Juni 1254 zur allgemeinen Freude des Landes im Hafen zu Hières landete und sogleich seine Thätigkeit für das Wohl seines Volkes durch Verbesserung der Gesetzgebung und durch Beruhigung religiöser und politischer Gährungen fortsetzte.

Der Zustand, in welchem er Frankreich nach seiner Rückkehr fand, war nicht geeignet, seinen Kummer über das im Morgenland erlebte Unglück zu lindern. Seit den, von der Kirche erregten Albigenserkriegen hatte im Schooße der abendländischen Christenheit ein Drang nach Abschüttelung jedes gesetzlichen Joches in den Massen um sich gegriffen, und eine ziel- und regellose Begeisterung für religiöse

und politische Freiheit erzeugt. Arme Leute, besonders Bauern und Hirten, hatten sich unter dem Vorwande, dem Könige nach dem Orient zu Hülfe zu ziehen, unter dem Namen Pastoureaux zusammengerottet und sich, die Organisation der Kirche nachäffend, einen Papst, Cardinäle und Bischöffe gegeben, und zogen so zu Tausenden mit Fahnen, die ein Lamm im Bilde hatten, im Lande umher, ermordeten die Priester und verbreiteten überall Verwüstung und Schrecken. Sie wurden jedoch allmählich besiegt und die wilde Bewegung unterdrückt.

Von seinem zarten Rechtsgefühl gedrängt und vom tiefsten Wunsch nach endlicher Beilegung der englisch-französischen Fehden getrieben, entschloß sich Ludwig, die von seinen beiden Vorgängern den Engländern entrissenen Landschaften in Frankreich (Perigord, Limousin, Agenois und dem französischen Antheil von Quercy und Saintonge) freiwillig an Heinrich III zurückzugeben, wogegen dieser sodann seinen Ansprüchen an die Normandie, Touraine, Anjou, Maine und Poitou entsagte. Ungern jedoch kehrten jene Provinzen, welche unterdeß die Wohlthat einer bessern Verwaltung kennen gelernt hatten, unter die Herrschaft der wenig milden Plantagenets zurück und konnten es der Gewissenhaftigkeit Ludwigs nie Dank wissen. Bei allem dem schritt die Entwicklung der französischen Nationalität, welche durch die Kreuzzüge, durch die wachsende Macht der Städte, durch die Bedeutung der Pariser Universität und durch die Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle einen so sehr bedeutenden Einfluß auf Europa gewonnen hatte, immer weiter vor. Sie zeigte sich nach Außen schon theils in der oben beschriebenen Besitznahme Neapels durch Ludwigs Bruder Karl von Anjou, welche den Sieg über die Hohenstaufen vollenden half, theils in dem „Schiedrichteramte," welches Ludwig über den englischen König und dessen Barone ausübte (K. 10, 4.); nach Innen aber in den Reformen, die dieser König in der Verfassung und in den Gesetzen des Landes vornahm, so wie in den Sitten und Einrichtungen des Lebens, die daraus hervorgiengen.

In dieser letztern Beziehung ist zu bemerken, daß obgleich Ludwig vermöge seines religiös-sittlichen Wesens stets geneigt war, jedes bestehende Recht anzuerkennen, er doch nicht minder sich bestrebte, die Widersprüche und Mißbräuche, die daran klebten, möglichst zu entfernen. So griff er die zwei vom Feudalwesen unzertrennlichen Uebelstände, die Privatfehde und den gerichtlichen Zweikampf,

in welchen beiden Fällen die Gewalt anstatt der Gesetzlichkeit und Vernunft entschied, bei der Wurzel an. Um die Privatfehden (das Faustrecht) im ganzen Königreich wenigstens zu beschränken, verbot er, daß keine Fehde vor dem Ablauf von 40 Tagen (vom Augenblick der Ankündigung derselben an gerechnet) begonnen werden dürfte: dadurch bekamen die Streitenden Zeit zur Ueberlegung und Abkühlung ihres Grolls, und die Folge war, daß sich wenigstens diese Kriege ungemein verminderten. Den gerichtlichen Zweikampf verbot er gänzlich und setzte an dessen Stelle den Zeugenbeweis. Zwar gab er dieses Gesetz nur für seine Erblande, um nicht willkürlicher Eingriffe in das Recht der Vasallen beschuldigt zu werden; nichts desto weniger fand sein Beispiel Nachfolge. — Durch diese beiden Verordnungen sowohl, als auch durch die Ausdehnung der Appellationen von den Lehngerichten an das königliche Obergericht, ferner durch die Erneurung der karolingischen missi dominici (Untersuchungsbeamten), deren Verantwortlichkeit er schärfte, endlich durch die Aufstellung der schon oben erwähnten Gesetzsammlung, wodurch der Druck der geistlichen und weltlichen Aristokratie gemildert wurde, — lockerte er die drückenden Fesseln des Feudalwesens und erhöhte die Macht des Königthums, welches späterhin, anstatt des Papstthums, die äußere Ordnung in der europäischen Gesellschaft aufrecht zu erhalten die Bestimmung bekam. So wie nur ihm, als der höchsten sittlichen Persönlichkeit seiner Zeit, die Durchführung solcher tiefgehenden politischen Reformen gelingen konnte, so war es auch nur ihm, dessen Reinheit und Frömmigkeit selbst die des größten Theils der Geistlichkeit jener Zeit übertraf und von ihr anerkannt wurde, möglich, durch die berühmte Pragmatique die Unabhängigkeit der Krone und die Rechte des nationalen Klerus gegenüber dem römischen Stuhle, dessen Repräsentanten er wohl von der Kirche und Religion zu unterscheiden wußte, und dadurch die Freiheit der Nationalkirche sowohl, als der Krone von der unmittelbaren Beaufsichtigung des Papstthums zu bewerkstelligen.

Noch einmal bewegte die Noth der orientalischen Christenheit das fromme Gemüth Ludwigs zu einem Hülfeversuch. Nicht nur hatten die Mameluken die meisten festen Plätze in Palästina, selbst Antiochia, weggenommen, sondern sogar die Einwohner derselben theils getödtet, theils in die Sclaverei verkauft. Die Kunde davon erregte in Europa zwar großen Schmerz, aber keinen Drang zur Hülfe. Nur in Ludwig lebte noch die alte Begeisterung, und ohngeachtet sein Körper durch viele Bußübungen und ausgestandene Entbehrungen schon sehr entkräftet war, beschloß er einen abermaligen Kreuzzug, indem er durch den vorigen sein Gelübde nicht ganz gelöst zu haben glaubte.

Nach ernsten Vorbereitungen und gehöriger Fürsorge für die Reichsverwesung, die er zweien bewährten Staatsmännern übertrug, schiffte er sich, begleitet von seinen drei Söhnen und einer großen Zahl weltlicher und geistlicher Herren, mit 60,000 M. den 1. Juli 1270 wieder zu Aiguesmortes ein und landete an der nordafrikanischen Küste, um dort den Zusammenhang der muhammedanischen Welt des Orients mit der in Afrika und Spanien zu trennen und zugleich den Beherrscher von Tunis zu bekämpfen, der seinem Bruder, dem König Karl von Neapel und Sicilien, den gewohnten Tribut vorenthalten hatte.

Kaum aber in der Nähe von Tunis angekommen, brach, während man auf die sich verzögernde Ankunft seines Bruders Karl aus Sicilien wartete, in dem Kreuzheer eine durch die glühende Hitze erzeugte Seuche aus, welche zuerst seinen dritten Sohn und eine große Anzahl Pilger und bald darauf ihn selbst im 55. Jahre seines Alters dahin raffte. „In ihm erlosch die edelste und tiefste Personification des Mittelalters."

„Die Einheit (sagt E. Arnd), zu der sich in seinem Wesen sonst so getrennte Eigenschaften — wie unbezwingbarer Muth und ungeheuchelte Demuth, große politische Thätigkeit und unbestechliches Gefühl für Recht, eine bis in's innerste Wesen gedrungene Religiosität mit einer richtigen Auffassung seiner Pflichten als Regent — verbanden, macht ihn zu einer in der Geschichte einzigen Erscheinung." — Er hatte die Wahrheit des christlichen Glaubens an seinem Herzen erfahren, wiewohl er bei Beobachtung der kirchlichen Formen desselben sich auch den lästigsten Uebungen nicht entzog, wie er sich denn regelmäßig in der Woche von seinem Beichtiger geißeln ließ und nie klagte, daß derselbe dieses Amt mit wahrhafter Härte verrichtete. Weit entfernt, diese und ähnliche fromme Uebungen, (wie Fasten, tägliches Betstundenhalten, wöchentliches Abendmahlnehmen, reiches Almosengeben, Stiftung von Krankenhäusern, Schenkungen an Kirchen und Klöster 2c.) für Werke zu halten, durch die man sich die Seligkeit verdienen könne, belehrte er vielmehr selbst einen seiner Söhne mit den Worten: „er irre sehr, wenn er glaube, daß dergleichen Werke von der Sündenschuld befreiten; nur das Leben im Glauben, der Wandel in der Liebe und vor Allem die Gnade Gottes mache selig." — Er forschte eifrigst nicht nur in den Kirchenvätern, sondern auch und am liebsten in der heiligen Schrift, und hatte als Laie eine seltne theologische Bildung. Als man ihm einst bemerkte, daß er mit seinen frommen Uebungen zu viele Zeit verliere, antwortete er: „Wenn ich doppelt so viele Zeit auf Würfelspiel und Vogelfang verwendete, als

zum Gebet und zur Betrachtung göttlicher Dinge, so würde ich nicht getadelt werden, weil ich dann der Welt Geschäfte triebe. Was tadelt Ihr mich aber, da ich thue, was Gott mir geheißen hat, der mir sagen ließ: Bete ohne Unterlaß und forsche in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeuget!?" — Dieser sein Glaube bewährte sich auch in seinem ganzen Leben. Wenn Andere in Gefahren zitterten, blieb er im Vertrauen auf Gott und seine Hülfe ruhig und getrosten Muthes. Nie kam, nach dem übereinstimmenden Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller, eine Lüge über seine Lippen, nie gerieth er in Zorn. Mit der größten Sanftmuth ertrug er Beleidigungen und am geduldigsten die oft kränkenden Eigenheiten seiner Mutter, die aus Liebe zu ihm wahrhaft eifersüchtig auf seine Gattin war, die er nur mit seiner Mutter Erlaubniß und meist sogar nur in ihrer Gegenwart besuchen durfte. Den meisten Trost fand er daher im Umgang mit seiner schönen, glaubensvollen und liebethätigen Schwester Isabella und in der Erziehung seiner Kinder, die er jeden Abend durch Ermahnungen und Erzählungen aus dem Leben guter und schlimmer Regenten für das Gute zu gewinnen suchte. — Im Umgang mit seinen Freunden und Hofleuten war er stets gütig und liebte auch bei Tisch eine ungezwungene und belehrende Unterhaltung, konnte aber durchaus keine ungeziemenden Reden, am wenigsten üble Nachreden über Andere leiden. Armen und Unglücklichen war er ein wahrer Hort; täglich speis'te er 120 Arme, die er oft selbst bediente, und nicht selten widmete er auch in den Hospitälern an Kranken der ekelhaftesten Art eigenhändige Liebespflege. — Von seinem feinen und klugen Verstand und seiner großen Gerechtigkeitsliebe gab sein ganzes Regentenleben viele Beweise. — Als er auf seinem Sterbebette die Nähe des Todes fühlte, übergab er seinem Sohn und Nachfolger eine Denkschrift, die er kurz zuvor niedergeschrieben hatte, und worin er ihm in eindringenden Worten seine Pflichten gegen Gott und seine Unterthanen an das Herz legte und seinen Segen ertheilte. Darauf kreuzte er seine Hände über der Brust und sprach mit gen Himmel gerichteten Augen: „HErr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen!" — Sein Todestag war der 25. August 1270. Im Jahr 1297 ließ hn Papst Bonifaz VIII unter die Heiligen aufnehmen.

Die Unternehmung auf Nordafrika wurde nach Ludwig's Tode durch dessen Bruder, den König Karl von Neapel, in zwei glücklichen Treffen zu Ende gebracht, in Folge deren sich der Herrscher von Tunis zur Entrichtung einer großen Geldsumme bequemte. Da man längst zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Behauptung der morgenländischen Besitzungen zur Unmöglichkeit geworden, so war dieß der letzte Versuch zur Rettung der Christenstaaten im Orient. Die Mamelukenherrschaft griff immer

mächtiger um sich und wurde für die in sich entzweite Christenheit daselbst immer verderblicher, bis am 18. Mai 1291 selbst das feste Accon oder Ptolemais, obwohl nach heldenmüthiger Vertheidigung, in die Hände der Christenfeinde fiel und darauf die Franken freiwillig die drei letzten festen Plätze (Tyrus, Sidon und Berytus) räumten, so daß von den seit 200 Jahren in Palästina gemachten Eroberungen auch die letzte Spur verschwand.

Nichts desto weniger haben die Kreuzzüge die wichtigsten Folgen gehabt und nur eine oberflächliche Betrachtung sieht in ihnen das Ergebniß eines abergläubischen Wahns, welcher Millionen Menschen das Leben umsonst gekostet habe. Abgesehen davon, daß die Kreuzzüge dem Leben Vieler durch die Richtung ihrer Seele auf unvergängliche Güter einen höhern Werth gaben und daß diejenigen, welche sich aus niedern Beweggründen daran betheiligten, auch daheim nichts Besseres würden erstrebt haben, wurden diese Züge in ihren unmittelbaren Folgen die Veranlassung zu tief eingreifenden Veränderungen im häuslichen und öffentlichen Leben der christlichen Völker und brachten in Sitte und Religion, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche den mächtigsten Umschwung hervor, welcher die geistige und materielle Entwicklung des europäischen, insbesondere des germanischen Völkerlebens in ungeahnter Weise förderte. Daß diese Folgen theils wohlthätiger, theils nachtheiliger Art waren, haben die Kreuzzüge mit allen großen Erscheinungen und Bewegungen in der Geschichte gemein; aber selbst das Schlimme und Verkehrte muß in der Hand Gottes stets zu einem Durchgangsmoment für den spätern Eintritt des Bessern dienen.

Die Hauptfolgen der Kreuzzüge in Bezug auf das Völkerleben im Allgemeinen waren: erstens die aus der Thätigkeit des Ritterstandes hervorgehende Gründung neuer Staaten in England, Portugal, Sicilien, Palästina, Cypern, Griechenland, Preußen und Liefland, wozu späterhin noch Rhodus und Malta, als Gründungen des Johanniterordens kamen; zweitens die theilweise Aufhebung des schroffen Unterschieds zwischen romanisch-germanischer und sarazenischer Bildung, wiewohl mehr zum Nachtheil der ersten, indem die Aneignung sarazenischer Lebensgenüsse, sarazenischer

Denk- und Anschauungsweise und sarazenischen Staatsverwaltungswesens dem christlich-sittlichen Leben Abbruch thaten, namentlich der ghibellinischen Bildungsrichtung ein zersetzendes Element beimischten und so einerseits — ungeachtet der anfänglichen Glaubensbelebung — die Verweltlichung der Kirche, anderseits die Opposition gegen dieselbe förderten.

An der Verbreitung sarazenischer Lebensgenüsse hatte die wachsende Ausdehnung des levantischen Handels, den vorzugsweise die Pisaner, Genueser und Venetianer betrieben, einen Hauptantheil, indem dadurch die feinen Gewürze (auch der Zucker), die Gold-, Seiden- und Pelzstoffe, die Juwelierarbeiten und Prachtgeräthe des Morgenlands im Abendlande bekannt und gesucht wurden; worauf sich, als Folge dieses Handels, auch der heimische Gewerbfleiß, vorzüglich in den Städten, durch welche der Waarenzug ging, mehr und mehr hob und belebte, wiewohl durch alles dies auch der Luxus mit seinen die Sitteneinfalt untergrabenden Wirkungen in steigender Fortbewegung zunahm. — Auf die Verbreitung sarazenischer Denkungsweise war die Bekanntschaft mit der arabischen Wissenschaft in Bezug auf Philosophie, Mathematik und Medicin, so wie mit der arabischen Phantasiewelt und Sinnlichkeit in Bezug auf Dichtung und Leben, von tiefeingreifender, theils allerdings die abendländische Wissenschaft und Kunst erweiternder und belebender, theils aber auch den christlichen Glauben und die christliche Sitte beeinträchtigender Wirkung. Denn die gegenseitige Annäherung der beiden, auf so entgegengesetzten Prinzipien ruhenden Lebenskreise konnte nicht ausbleiben, da Tausende von Christen in jahrelanger Gefangenschaft unter den Sarazenen lebten und dann in die Heimath zurückkehrten, da am Ende selbst Templer im Palast der ägyptischen Sultane wie zu Haus waren auch Tausende von Rittern an den Höfen der spanischen Chalifen und Wali's lebten und sogar gegen ihre Glaubensgenossen kämpften; da die europäische Handelswelt in den morgenländischen Häfen in fortwährender Berührung mit den Sarazenen standen, da Kaiser Friedrich II große Sarazenenschaaren in seine Dienste nahm und in Italien ansiedelte; da endlich abendländische Missionäre sich in allen Landen Jahrhunderte lang mit der Bekehrung der Muhammedaner abmühten.

Der Einfluß der sarazenischen Bildung auf den Geist des Christenthums konnte nur verderblich seyn und hatte insbesondere an den ketzerischen Richtungen jener Zeit einen wesentlichen Antheil. Allerdings hat die Kirche deßhalb nur noch um so mehr ihren positiven Grund festgehalten; aber da sie, anstatt im Geiste des Evangeliums jene Abweichungen zu überwinden, zur Gewalt ihre Zuflucht nahm, so entging ihr, ungeachtet ihres Sieges, doch der eigentliche Segen, und „das Bewußtseyn ihres sichern Besitzes" verleitete sie zur Hoffarth, dieser aber, in Verbindung mit den in das Leben der geistlichen Großen eindringendem Geiste der Genußsucht, zur Vernachlässigung der Seel-

sorge und Schrifterkenntniß, woraus sodann nachher der innere Verfall der Kirche kam, wie groß auch die äußere durch die Kreuzzüge gewonnene Macht war, in welcher das Papstthum noch eine Zeit lang dastand.

Andere Folgen der Kreuzzüge waren: die Erweiterung der Fürstenmacht durch die Entfernung unruhiger Vasallen und durch Erledigung vieler Lehen, deren Besitzer nicht mehr aus dem Morgenlande zurückkehrten; ferner die Vermehrung und Bereicherung der freien Städte und in ihnen das Aufblühen eines freien Bürgerstandes und der durch seinen regen Sinn und Fleiß geförderten Entwicklung der wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Bildung; endlich die Verminderung des hörigen Standes und eine theilweise Erleichterung des Bauernstandes.

Zur Erweiterung der Wissenschaften in geographischer und naturkundlicher Hinsicht trug außer den Handelsunternehmungen auch der Missionseifer bei, indem viele Missionäre tief in das Innere des Orients reis'ten und namentlich der kühnste unter ihnen, der Venetianer Marco Polo, welcher 25 Jahre lang (von 1270—1295) in Asien umherwanderte, bis nach Indien jenseits des Ganges und bis nach China vordrang und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einer auf uns gekommenen Reisebeschreibung niederlegte, die späterhin dem Länderentdeckungseifer großen Vorschub that.

3. England von der zweiten Hälfte des 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Die vier ersten Könige aus dem Hause der Plantagenet's. — Heinrich II: Beschränkung des Klerus. Thomas Beket. Erwerbung Irlands. Schottland lehnspflichtig. Empörung seiner Söhne. Sein Tod.

Die Fügung, welche das Haus Anjou oder Plantagenet zum Erben des normannischen Königthrons in England, den er drei Jahrhunderte hindurch einnehmen sollte, berief, (XV. 6, 6.) gab diesem durch die Zügellosigkeit der Parteien zerrütteten Lande, worin der Adel durch Empörungen sich der Krongewalt entziehen und der Klerus durch List seine Vorrechte wieder zu gewinnen und zu erweitern trachtete, in dem Könige Heinrich II, der außer England noch den ganzen Westen von Frankreich besaß, einen Regenten, dem es Ernst war, die Ordnung herzustellen und dem Gesetze wieder Ansehen zu verschaffen. Mit Kraft und vielem Verstand ausgestattet — wiewohl Stolz, Jähzorn und Hinterlist diese Gaben entstellten —, wurde er bei seinen Bestrebungen zur Herstellung des Landfriedens durch Entfernung der räuberischen Brabançons (XV. 6, 6) und durch

Bestrafung widerspenstiger Barone von seinem Kanzler Thomas Beket mit gewissenhafter Treue unterstützt, so daß er diesen ausgezeichneten Diener zum Erzbischoff von Kanterbury, also zum ersten geistlichen Würdenträger des Reiches erhob, um durch ihn nun auch die Beschränkung der kirchlichen Macht und die Zügelung des ausgearteten Klerus zu bewirken. Allein seit Beket jene geistliche Würde bekleidete, war er gegen den König wie umgewandelt. Entschlossen, der Kirche nichts zu vergeben, widerstand er den Forderungen desselben auf das entschiedenste.

Thomas Beket, der Sohn eines Londoner Bürgers und einer gewesenen Muhammedanerin, die derselbe von einer Kreuzfahrt mit sich heimgeführt hatte, war zuerst Rechtsgelehrter, dann Archidiaconus an der Kirche von Kanterbury. Als er Kanzler wurde, hielt er anfangs ein prunkvolles Haus, führte aber für seine Person stets ein mäßiges und sittenstrenges Leben. Als Erzbischoff entsagte er allem Prunk und gab sich einer äußerst strengen Ascetik hin, wodurch er beim Volk ein großes Ansehen und dadurch einen festen Boden für die Bekämpfung der königlichen Ansprüche bekam.

Um daher besser zu seinem Zweck zu gelangen, berief Heinrich das Parlament von Clarendon (1164) und legte dieser Versammlung geistlicher und weltlicher Großen fünf Artikel zur Anerkennung vor. In diesen verlangte er, daß Kleriker im Fall eines groben Verbrechens nach Entziehung ihrer geistlichen Eigenschaft den weltlichen Gerichten übergeben werden sollten, indem nur allein seit des Königs Regierungsantritt 100 durch Geistliche verübte Mordthaten vorgekommen und von den geistlichen Gerichten nicht oder nur gering bestraft worden waren; ferner daß die Bischöffe in dem Könige nicht nur ihren obersten Lehnsherrn, sondern auch ihren höchsten Richter erkennen und ihm die Einkünfte der erledigten Pfründen, so wie die Sorge für Wiederbesetzung derselben durch zur Wahl berechtigte Personen einräumen sollten.

Beket, darin eine Losreißung von Rom erkennend, widersetzte sich mit den Bischöffen, mußte aber doch, von den weltlichen und selbst von mehrern geistlichen Parlamentsgliedern gedrängt, seine Unterschrift geben. Als aber Papst Alexander III, der auf seiner Flucht vor Friedrich Barbarossa gerade in Frankreich sich aufhielt, diesen Schritt mißbilligte, nahm Beket

seine Unterschrift zurück und klagte sich selbst der größten Schuld gegen Papst und Kirche an. Und als ihn der König des Meineids und des Hochverraths beschuldigte, eilte er nach Frankreich und bat den Papst um Entsühnung. König Ludwig's VII Schutz und des Papstes Drohung und Fürsprache brachten nun zwar zwischen Beket und dem König Heinrich eine Art Versöhnung zu Stande und Beket trat wieder sein Amt an. Da er aber mit der entschlossensten Festigkeit den königlichen Anmuthungen zu widerstehen fortfuhr, und diejenigen Bischöffe, die dem Könige zu Willen waren, streng bestrafte, so steigerte sich des Königs Feindschaft gegen Beket so sehr, daß ihm einst im Zorn die Worte entfuhren, ob denn alle seine Diener so feig wären, daß sich keiner fände, ihn von diesem aufrührerischen Priester zu befreien? Alsbald gingen vier Ritter aus seiner Hofumgebung hin und ermordeten den Erzbischoff an den Stufen des Hochaltars mit einem Keulenschlag (1170).

Der König, welcher bei der dem Erzbischoff zugewandten Volksstimmung die schweren Folgen dieses Frevels voraussah und vom Papste mit Bann und Interdict bedroht wurde, eilte, sich vor dem Papst in Betreff der Theilnahme an diesem Morde zu reinigen, erhielt aber nur gegen Verzichtleistung auf die Artikel von Klarendon (von welchen ihm nur der Artikel über den Vasalleneid der Bischöffe bewilligt wurde) die Lossprechung. Zwei Jahre darauf erhob der Papst den Ermordeten unter die Zahl der Heiligen, zu dessen Grabe fortan das Volk zu Hunderttausenden aus allen Theilen des Landes wallfahrtete. Ja so mächtig war der Zeitgeist für die Kirche gestimmt, daß selbst König Heinrich es für räthlich fand, dem Volke seine reuige Aussöhnung mit der Kirche dadurch zu zeigen, daß er baarfuß eine Wallfahrt zum Grabe seines ehemaligen Gegners anstellte und sich dort, nach einer unter Fasten und Gebet verbrachten 24stündigen Wache, von einem Chor von Augustinermönchen geißeln ließ.

In Heinrich's mittlere Regierungszeit fällt die Erwerbung von **Irland**. Diese Insel, die schon früher Pabst Hadrian IV dem Könige Heinrich II geschenkt hatte, der aber von dieser Schenkung während seines Streites

mit der Kirche keinen Gebrauch machen konnte, hatte noch halbwilde Bewohner theils gälischer, theils normannischer Abkunft, die unter fünf, stets mit einander in blutigem Streit liegenden Häuptlingen standen, übrigens noch dem alt-irischen Christenthum anhingen. Einer dieser Häuptlinge, von den übrigen vertrieben, rief den König Heinrich zu Hülfe, der, damals persönlich verhindert, mehrere seiner Barone dahin sandte, welche den Häuptling zwar wieder einsetzten, aber dabei für sich selbst Eroberungen im Lande machten und dadurch den Unmuth der Iren erregten. Als nachher Heinrich selbst dahin kam und seinen päpstlichen Schenkbrief aufzeigte, unterwarfen sich ihm die Einwohner gern und ließen sich die Einrichtungen des römischen Cultus gefallen. Ihre nachherigen Versuche, das Joch wieder abzuwerfen und der immer zahlreichern englischen Einwanderungen in den Osten ihres Landes wieder los zu werden, scheiterten an ihrer eignen steten Uneinigkeit.

Da der König, als ein zur Sinnlichkeit sehr geneigter Mann, seiner Gemahlin Eleonore häufig untreu war, so rächte sich diese dadurch, daß sie seine von ihm verwöhnten Söhne Heinrich, Gottfried und Richard gegen ihn aufwiegelte. Der älteste, ein Schwiegersohn Ludwig's VII von Frankreich, forderte, weil er bereits zur Nachfolge gekrönt war, von seinem Vater die Abtretung der Krone, mußte aber vor dem Zorn desselben nebst jenen beiden Brüdern nach Frankreich fliehen und bei Ludwig Schutz suchen; auch Eleonore wollte fliehen, wurde aber eingeholt und bis zum Tode des Königs gefangen gehalten. Da zugleich der König von Schottland, Wilhelm der Löwe, in England eingefallen war, so nahm Heinrich 20000 Brabançons in Sold (denn seine meisten Vasallen hatten ihn verlassen), schlug ihn, bekam ihn gefangen und zwang ihn zum Lehnseid (1174); dann eilte er in die Normandie, in welche Ludwig eingefallen war, befreite dieses Land und stellte die Ruhe durch einen Frieden mit seinen Söhnen her. Einige Jahre darauf lehnten sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater auf, starben aber beide noch während der Wirren.

Seine Kriege mit Frankreich unter Philipp II August beendete Heinrich durch den Frieden zu Tours, um sich zu einem Kreuzzug zu rüsten, den er aber wegen einer Fehde seines Sohnes Richard mit dem Grafen von Toulouse nicht antreten konnte. Wie er sodann von Richard abermalige Empörung er-

fuhr und selbst sein jüngster, noch minderjähriger Sohn Johann sich feindlich gegen ihn kehrte, ist bereits früher (K. 3, 9) erwähnt worden. Mit einem Fluch auf diese seine Söhne, ja auf den Tag seiner eignen Geburt starb Heinrich II den 6. Juli 1189.

Unter seiner Regierung bestand zwar die alte Gerichtsverfassung mit den Hundreden und Grafschaftsgerichten noch fort; doch waren sie meist nur mit Vasallen besetzt, da die Geistlichkeit ihre eigne Gerichtsbarkeit hatte und Freiherren im eigentlichen Sinne nur noch in geringer Zahl vorhanden waren. Für Lehnsstreitigkeiten bestand ein königlicher, mit Hof- und Reichsbeamten besetzter Oberlehnshof, an den nach und nach die Berufungen so häufig wurden, daß König Heinrich II das ganze Reich in sechs Bezirke theilte und für jeden drei Richtercommissäre ernannte, die im Namen des Königs von Sprengel zu Sprengel reis'ten, die Appellationen persönlich an Ort und Stelle entschieden und überhaupt die königlichen Rechte wahrten.

4. England. Fortsetzung: Richard Löwenherz seit seiner Rückkehr aus Palästina. Johann ohne Land. Krieg mit Frankreich. Schlacht bei Bouvines. Magna Charta. Johann's Kampf mit den Großen. Heinrich III. Günstlingsregierung. Das tolle Parlament. Bürgerkrieg. Grundlage des Hauses der Gemeinen. Prinz Eduards Sieg. Ruhe.

Sein Nachfolger war Richard Löwenherz (1189—1199), dessen Character sowohl, als auch dessen Zug ins Morgenland, Rückkehr von da, Gefangenschaft in Deutschland und Befreiung aus derselben bereits oben bei der Darstellung des dritten Kreuzzugs (K. 3, 9 und 4, 1 a. E.) ausführlich geschildert worden ist. Auch ist dort angedeutet worden, daß sich König Philipp August von Frankreich, das demselben im Morgenland gegebene eidliche Versprechen brechend, mit Richard's jüngern Bruder Johann gegen ihn verband und sich den nördlichen Theil der Normandie abtreten ließ, während Johann in England Versuche machte, sich des Thrones zu bemächtigen. Als Richard aus seiner Gefangenschaft befreit war, brachte er zwar seinen Bruder wieder zur Unterwerfung, konnte aber, weil sein Land durch die Aufbringung des Lösegeldes völlig erschöpft war, gegen Frankreich nichts ausrichten, zumal seine Barone zu einem Zug in dieses Land so schwer zu bewegen waren, wie die Deutschen zu einem Zug nach Italien.

Zuletzt wurde Richard in einer Fehde gegen einen seiner Vasallen, den Vicomte von Limoges, den er, der stets Geldes Bedürftige, zur Herausgabe eines gefundenen Schatzes zwingen wollte, bei der Belagerung des Schlosses Chalus (Limousin) durch einen Pfeilschuß in die Schulter getroffen und starb in Folge der Vernachlässigung dieser an sich nicht tödtlichen Wunde.

Ohne sich um die Ansprüche des näherberechtigten, erst 12jährigen Arthur, des Sohnes seines verstorbenen Bruders Gottfried, zu kümmern, bestieg nun der eben so hinterlistig feige und treulose, als rohe und ausschweifende Johann ohne Land (so beigenannt, weil er bei seines Vaters Tode als noch Minderjähriger kein Land als Lehen besaß) den englischen Thron, für welchen ihn sein sterbender Vater auf Eleonoren's Betrieb bezeichnet hatte, und erhielt durch die Unterstützung des Erzbischoffs Hubert die Anerkennung des Volks.

Sogleich nahm sich der schlaue Philipp August zum Schein des zurückgesetzten Arthur an, ließ ihn aber bald wieder fallen, als Johann ihm einige Landschaften in Frankreich abtrat. Im bald darauf abermals ausbrechenden Kriege gerieth Arthur in Johann's Gefangenschaft, in welcher er plötzlich verschwand. Allgemein wurde Johann als Mörder angeklagt, und Philipp August säumte nicht, ihn als französischen Vasallen vor das Gericht der Pairschaft zu berufen, das ihn auf sein Nichterscheinen zum Tod verurtheilte und aller seiner französischen Lehen verlustig erklärte, welche Philipp August auf der Stelle in Besitz nahm. Nur durch päpstliche Vermittlung konnte Johann einen Waffenstillstand erreichen.

Eine noch tiefere Demüthigung erfuhr Johann in einem Streit mit dem Papste über die Besetzung des Erzbisthums Kanterbury, wobei sich Johann so trotzig, unsinnig und despotisch ungerecht gegen das Volk benahm, daß Innocenz III das Land mit dem Interdict und nachher ihn selbst mit dem Banne bestrafte, seine Unterthanen ihres Eides entband und dem französischen Könige die Vollstreckung des Urtheils übertrug. Als Philipp August Anstalten zur Eroberung Englands

machte, beugte sich der Feige unter die Hand des Papstes und entsagte der Kronselbständigkeit zu Gunsten des heiligen Stuhls. Im Mai 1213 schwur er knieend den päpstlichen Lehnseid in die Hände eines Legaten, und verpflichtete sich zu einer jährlichen Zinsentrichtung von 1000 Mark Silbers und zum vollen Schadensersatz für diejenigen Geistlichen, die er während seiner Bannung verfolgt und gedrückt hatte.

Als nichts desto weniger Philipp August den Krieg eröffnen wollte und zunächst den Grafen von Flandern angriff, der ihm die Heeresfolge verweigerte, weil er es heimlich mit England hielt: so sandte Johann diesem seine Flotte zu Hülfe und schloß mit dem Herzog von Brabant und dem deutschen Kaiser Otto IV einen Bund gegen Philipp. Es kam zur Schlacht bei Bouvines (in der Nähe von Lille), welche die Macht der Verbündeten brach (K. 5, 2) und dem französischen Königthum, gegenüber den Vasallen, eine gedoppelte Kraft verlieh.

Diese Erniedrigung Johann's benutzend drang nun der englische Klerus und Adel in ihn, die ihnen von Heinrich I eingeräumten, aber von dessen Nachfolgern, insbesondere von Johann vielfach verletzten Freiheiten aufs neue zu bestätigen und besser zu versichern; und als sich Johann deß weigerte, traten die Großen unter dem Vorgang des Erzbischoffs Langton in ein Bündniß zusammen und zwangen den König mit Waffengewalt zur Ausstellung der berühmten Magna charta libertatum oder des großen Freiheitsbriefes vom 19. Juni 1215, der die Grundlage der nachmaligen englischen Freiheit wurde.

Die Magna charta, welche Johann inmitten der beiden Feldlager auf der Wiese Runnemede (Runneymead) bei Windsor unterzeichnete, sicherte dem Klerus die Freiheit der Bischoffs- und Abtswahlen und alle seine übrigen Vorrechte; setzte für die Barone die bei den Belehnungen zu entrichtende Summe sammt den übrigen Leistungen fest; band jede außerordentliche Gelderhebung an die Bewilligung des Parlaments; verpflichtete die Barone, ihren Untervasallen die gleichen Vorrechte einzuräumen, die sie selbst vom Könige genoßen; stellte die angelsächsischen Hunderede und Grafschaften in ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder her; gewährleistete jedem Freien den ungefährdeten Besitz seiner Freiheit und Güter, die er nur durch den Ausspruch von Richtern seines Gleichen (durch ein judicium parium) und

nach den Landesgesetzen in soweit verlieren konnte, daß ihm weder Haus-, noch Feldgeräthe, weder Grund und Boden, noch Handelswaaren und Schiffe als Strafe in Beschlag genommen werden konnten; fixirte die Gerichtshöfe für allgemeine Klagen (die courts of common pleas), welche bisher der Person des Königs überall hin gefolgt waren, an bestimmte Orte; bestätigte den Städten und Flecken ihre alten Gewohnheiten und Freiheiten; hob die grausamen Forstgesetze zum Theil auf, oder milderte sie zum Theil; gab die von Johann eingehegten Forsten und Fischwasser frei; befreite die fremden Kaufleute von willkührlichen Zöllen und Abgaben u. s. w. — Ein aus den Baronen gewählter Ausschuß von 25 Mitgliedern sollte über die Vollziehung der Charte wachen und selbst der König war demselben stets zur Verantwortung verpflichtet, so daß, wenn er sich einen Bruch der Charte erlauben würde, seine Krongüter in Beschlag genommen und selbst die Waffen angewendet werden sollten, bis er den Beschwerden des Volks Abhülfe geleistet hätte.

Eine Zeit lang fügte sich Johann zum Schein; bald aber erhob er Klage bei dem Papst (Innocenz III), der das Verfahren der englischen Großen als einen Eingriff in seine Lehnsoberhoheit erklärte und den Bann gegen die Barone schleuderte. Auf diesen Ausspruch gestützt, durchzog Johann mit seinen wilden Brabançons verheerend das Land und wüthete so grausam gegen seine Großen, daß sie in der Verzweiflung die englische Krone dem Sohne Philipp August's, Ludwig (VIII) anboten, der sich auch wirklich mit einem Heere aufmachte und in London die Huldigung empfing. Noch ehe es aber zur vollen Waffenentscheidung kam, starb Johann (1216) und hinterließ die Krone seinem noch jungen Sohne Heinrich III, welchem der Graf Pembroke die Anerkennung der Großen verschaffte, so daß Ludwig nach einer Niederlage bei Lincoln dem englischen Thron entsagen und nach Frankreich zurückkehren mußte.

Zum Unglück für das Land starb der edle Graf Pembroke, der als Reichsverweser mit Kraft und Einsicht die Zügel der Regierung geführt hatte, schon nach drei Jahren und keiner der übrigen Großen besaß Ansehen genug, die gesetzmäßige Ordnung aufrecht zu erhalten. Als vollends Heinrich schon in seinem 17. Jahre vom Papste mündig erklärt wurde und selbst die Regierung antrat, zeigte sich's, daß er wegen Characterschwäche, die sich mehr und mehr in Leichtsinn und Unthätigkeit, Wankel-

muth und Launenhaftigkeit kund gab, zum selbständigen Regieren unfähig war. Er hing daher fortwährend von Günstlingen ab, unter welchen der Bischoff von Winchester, ein geborner Franzose aus Poitou, der übermüthigste war. Mit größter Willkühr vergab derselbe die einträglichsten Aemter und Stellen an seine Landsleute, und um sich desto mehr in seiner Macht zu erhalten, ließ er noch 2000 freie Ritter aus Frankreich kommen und begabte sie mit englischen Grafschaften und Baronieen. Erst als der Erzbischoff von Kanterbury den König, der dies alles geschehen ließ, mit dem Banne bedrohte, wurden die Ausländer vom Hofe wieder entfernt. Bald aber, als der König sich mit einer Gräfin von der Provençe vermählte, nahmen die Verwandten derselben und andere Provençalen die Stellen der vorigen Günstlinge ein und erneuerten die Unzufriedenheit des Landes.

Die Kosten der unglücklichen Kriege, welche Heinrich III mit Frankreich führte und von denen oben (K. 10. 1, 2) die Rede war, so wie die gränzenlosen Geld-Erpressungen, mit welchen die Päpste zur Bekämpfung der Hohenstaufen (Friedrich's II und Manfred's) vorzüglich England heimsuchten, vermehrten daselbst die Klagen aller Stände. Da zugleich der König sich dabei vielfacher Verletzungen der Charte schuldig machte und die Klagenden stets mit leeren Versprechungen hinhielt, und sogar eine nochmalige feierliche Beschwörung des Freiheitsbriefs, zu der ihn die Großen zwangen, ohne Frucht blieb: so traten mehrere der angesehensten Barone unter der Leitung seines eigenen Schwiegersohns, des talentvollen und ehrgeizigen Grafen Leicester (spr. Lester), jüngsten Sohnes jenes Albigenserverfolgers Simon's von Montfort (K. 5, 3), in eine Verschwörung zusammen, erschienen bewaffnet im Parlament und verlangten unverzügliche Abstellung aller Beschwerden.

Die darauf folgenden Beschlüsse des sogenannten tollen Parlaments von Oxford (1258), die der König im Voraus hatte beschwören müssen, stießen die monarchische Regierungsform um und legten die ganze Regierungsgewalt

in die Hände der Aristokratie, welche dieselbe durch einen beständigen Parlamentsausschuß ausübte.

Bald aber veruneinigten sich die Barone, und die dadurch vermehrte Verwirrung benützend ließ sich der König vom Papste seines Eides entbinden und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Darüber kam es natürlich zum offenen Kampf. Da aber in diesem Bürgerkriege beide Theile sich das Gleichgewicht hielten, so überließen sie endlich dem durch seine Gerechtigkeit auch außerhalb Frankreichs allgemein verehrten König Ludwig IX (dem Heiligen) die Entscheidung. Derselben gemäß sollten die Orforder Beschlüsse aufgehoben und einerseits wieder die Rechte der Krone hergestellt, anderseits aber auch von ihr die Freiheiten des Volks geachtet werden.

Mit diesem Ausspruche war aber der ehrgeizige Leicester nicht zufrieden. Er nahm den Kampf wieder auf und schlug den König bei Lewes in Susser (1264) so gänzlich, daß Heinrich selbst mit seinem Bruder Richard von Cornwallis (der damals die deutsche Kaiserwürde bekleidete s. K. 7, 4) und seinem tapfern Sohne Eduard in die Gefangenschaft gerieth und sich der Entscheidung eines neuen Parlaments unterwerfen mußte. Zu diesem berief Leicester, der sich, um die königliche Macht an seine Familie zu bringen, nun auch auf das Volk zu stützen gedachte, außer den bisherigen Parlamentsgliedern nicht nur noch zwei Ritter aus jeder Grafschaft, sondern auch zwei Abgeordnete aus jeder Stadt und jedem Flecken, so daß zum erstenmal auch die Gemeinfreien Theil am Regiment bekamen (1265).

Schon früher waren einigemal städtische Abgeordnete zum Parlament zugezogen worden, aber nur für einzelne Fälle und in bloß berathender Eigenschaft. Von jetzt an sprachen sie Sitz und Stimme im Parlament als ein Recht an, das ihnen 18 Jahre darauf förmlich eingeräumt wurde. Dadurch wurde der erste Grund zum nachmaligen Hause der Gemeinen gelegt. — Die Städte, unter denen außer York, Lincoln, Portsmouth, Plymouth u. a. vorzüglich London durch Handelsmacht und Reichthum hervorragte, hatten sich in ähnlicher Weise, wie in Deutschland, durch Erwerbung verschiedener Freiheiten und Vorrechte, insbesondere des Rechts, ihre eigne Obrigkeit zu wählen und sich eigene Einrichtungen zu geben, — zu größerer Bedeutung entwickelt, welche die Könige deß-

wegen nicht ungern sahen, weil sie desto leichter auf ihre Beihülfe in Geldangelegenheiten rechnen konnten.

Durch dieses also verstärkte Parlament ließ Leicester seine Gewaltmaßregeln bestätigen und es schien nun kein Widerstand mehr vorhanden; als aber Prinz Eduard, den Leicester als Geisel für das Verhalten des Königs behalten hatte, aus seiner Haft entkam und sich an die Spitze der Königlichen stellte, kam es abermals zum Kampf, in welchem Leicester bei Evesham fiel. (1265). Durch diesen Sieg machte Eduard der ganzen Empörung ein Ende und gewann dem Königthum die Rechte wieder, die es vor den Oxforder Beschlüssen besessen hatte. Da der König gegen die besiegte Partei milde verfuhr, indem Leicester's Söhne nur verbannt, die übrigen Theilnehmer amnestirt und selbst der Stadt London ihre Freiheiten wiedergegeben wurden, das Volk aber über seinen auf den Prinzen Eduard, als künftigen Thronfolger, gerichteten Hoffnungen die Unbehaglichkeit der Gegenwart vergaß, so verlebte Heinrich die letzten sieben Jahre seiner 56jährigen Regierung in Ruhe und starb 1272, während sein Sohn Eduard noch im Morgenland war, wohin derselbe aus ritterlicher Thatenlust eine Kreuzfahrt angetreten hatte. — Wie sich aus den, unter Johann's und Heinrich's III despotischen Regierungen in Englands Boden gelegten, Keimen der Volksvertretung allmählig der Baum der englischen Freiheit entwickelte, wird der weitere Verfolg der Geschichte zeigen (XVII. 6, 1.)

Die Literatur Englands im 12. und 13. Jahrhundert entwickelte sich nur allmählig, da sich die angelsächsisch-britische und die normannisch-französische Sprache noch nicht durchdrungen hatten. Die Poesie hat zum Theil ihre Quelle im Nordfranzösischen, wie oben K. 9, 4 bemerkt wurde. Die eigentlichen angelsächsischen und gälischen Balladen und Lieder haben einen ernsten Ton und ein nordisch-nebliges Colorit. — An Geschichtswerken hat England aus dieser Periode die in lateinischer Sprache verfaßte Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa an bis zum J. 1126; eine Chronik von 1126—1143; die englische Kirchengeschichte des Benedictiners Wilhelm von Malmesbury; die Chronik Wilhelm's von Newborough von 1066—1197, und die berühmte Chronica major des Matthäus Paris, der als Vertrauter König Heinrich's III. die englische Geschichte von 1066—1259 mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte seiner Zeit, namentlich mit scharfer

Hervorhebung des zwischen dem König und Papst obwaltenden Gegensatzes, geschrieben hat.

5. Die pyrenäische Halbinsel im 12. und 13. Jahrhundert. Fortgesetzte Kämpfe mit den Mauren. Castilien: Alfons VII u. VIII. Ritterorden. Die Morawiden und Almohaden. Sieg bei Tolosa. Verfall der Sarazenenherrschaft. Alfons X. Die Mariniden. Sancho. — Aragonien: Vereinigung mit Catalonien. Eroberung von Valencia. Eroberung Siciliens. — Navarra aragonisch, dann französisch. — Portugal unabhängig von Castilien. Sieg bei Ourique. Sancho I bis Alfons den Wiederhersteller.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, deren Geschichte oben (XV. 7, 3.) bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts in kurzen Zügen angegeben wurde, währten die blutigen Kämpfe zwischen den Christen und Sarazenen (oder Mauren) fast unausgesetzt fort, wobei die spanisch-christlichen Fürsten von ruhm- und abentheuerbegierigen französischen Rittern eifrig unterstützt wurden. Die innern Uneinigkeiten, welche sowohl unter den Christen, als unter den Muhammedanern Statt hatten, ließen es im 12. Jahrhundert noch zu keiner größern Entscheidung kommen; erst mit dem 13. Jahrhundert begann der rasche Verfall der maurischen Herrschaft in Spanien.

Die christlichen Staaten, welche sich bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts gebildet hatten, waren Castilien, Aragonien, Navarra und Portugal.

Castilien (mit Leon) hatte nach dem Tode Alfons' oder Alonso's VI († 1109) anfangs durch innere Zerrüttungen sowohl, als durch Kriege mit den Mauren schwer zu leiden; doch hob sich dieses Reich unter seinem Enkel Alfons VII zu solcher Bedeutung, daß ihm selbst die Könige von Aragonien und Navarra und die Grafen von Barcellona (Catalonien) und von Toulouse huldigten und er den Gedanken faßte, alle christlichen Gebiete Spaniens zu einem Ganzen zu vereinigen, daher er sich auf dem Reichstag zu Leon 1135 den Kaisertitel beilegte. Allein das Kaiserthum war von kurzer Dauer: er selbst schwächte das Reich durch die Theilung, die er bei seinem Tode (1157) machte, indem er Leon mit Galicien und Asturien davon abtrennte

und seinem zweiten Sohn gab, wodurch nur der innere Zwiespalt genährt wurde.

Unter Alfons VIII dem Guten bildeten sich die geistlichen Ritterorden von Calatrava, Alcantara und Jago di Compostella aus und gaben den Kämpfen gegen die Mauren neues Leben. Zwar bekam auch die Kraft der spanischen Muhammedaner durch die Ausbreitung der fanatischen Secte der Almohaden, die unter ihrem gepriesenen Fürsten Almansor die Herrschaft der Morawiden in Afrika und Spanien stürzten, einen mächtigen Aufschwung. Allein als die christlichen Fürsten ihre Zwistigkeiten unter einander einstellten, gelang es dem König Alfons in Verbindung mit den Königen von Aragonien und Navarra durch seinen glänzenden Sieg bei Tolosa 1212 den Mauren eine so entscheidende Niederlage beizubringen, daß von da an ihre Herrschaft in Spanien in Verfall gerieth. Auch Alfons IX von Leon siegte über sie (1230) und als nach dessen Tode Ferdinand der Heilige Leon und Castilien wieder vereinigt und die ewige Untrennbarkeit beider Reiche festgesetzt hatte, mußte sich Cordova, der 522jährige Hauptsitz der Sarazenenmacht in Spanien, 1236 vor seiner Gewalt beugen, worauf sich ihm bald auch Jaen, Sevilla, Murcia, Xeres, Medina Sidonia, Cadix unterwarfen. Schon rüstete sich Ferdinand, sie auch in Afrika, an dem Heerd ihrer Kraft, anzugreifen, als ihn der Tod daran hinderte (1232.)

Ihm folgte sein Sohn Alfons X der Weise, der diesen Beinamen von seiner gelehrten Bildung, insbesondere von seiner Beschäftigung mit der Astronomie, Naturkunde (Alchymie) und Dichtkunst erhielt. Und allerdings verdankte ihm Castilien nicht nur die Stiftung der Universität Salamanca, sondern auch die Förderung der Landessprache, deren Gebrauch er für alle öffentlichen Verhandlungen anordnete, zu denen bis dahin die lateinische Sprache angewendet worden war. Allein als Regent rechtfertigte er jenen Beinamen nicht, vielmehr bereitete er sich durch unkluge Maßregeln eine unruhige Regierung. So zog er, um die Kosten der von seinem Vater begonnenen Rüstung gegen

Afrika aufzubringen, den Kirchenzehnten ein und brachte dadurch die Geistlichkeit gegen sich auf. Aus dem gleichen Grunde ließ er zu leichtes Geld prägen, das Niemand im Verkehr nehmen wollte, und veranlaßte dadurch eine Theuerung, die das Volk da und dort zum Aufruhr trieb, zumal erhöhter Steuerdruck hinzukam, durch den er sich nach Aufgebung des afrikanischen Plans das Geld zur Erwerbung der deutschen Kaiserwürde (XV. 7, 3.) verschaffte, die seinem Volke ohne allen Nutzen war. Diese seine Schwächen benützte der Adel, besonders die geistliche Ritterordensschaft in Verbindung mit dem Klerus zu immer größerer Beschränkung der königlichen Gewalt. Auch konnte er nicht verhüten, daß die neue aus Afrika eindringende arabische Dynastie der Meriniden den Christen mehrere Niederlagen beibrachte, obschon sie den Almohaden in Spanien den letzten Stoß gab. Doch drängte sein Sohn Sancho die Merimiden wieder nach Afrika zurück, wo sie Marocco eroberten und dadurch der Macht der Almohaden ein völliges Ende machten. — Zuletzt wurde Alfons von diesem seinem Sohne Sancho, dem der Reichstag die Nachfolge zugesprochen hatte, vom Throne verdrängt und starb 1284 vor Gram.

In **Aragonien** folgte nach dem Tode Alfons' I, des Batalladors und Eroberers von Saragossa, 1134 Ramiro, der Bruder desselben, der jedoch schon 1137 die Regierung dem zum Gemahl seiner zweijährigen Tochter bestimmten, durch seine Tapferkeit den Mauren furchtbaren Grafen Ramon (Raymund) von Barcelona überließ und dadurch die Vereinigung Cataloniens mit Aragonien veranlaßte. In der Reihe dieser catalonischen Dynastie war es Pedro II, der mit Alfons VIII, von Castilien jenen Sieg bei Tolosa (1212) erkämpfen half, aber ein Jahr nachher in Frankreich, wo er den Albigensern half (K. 5, 3), in einer Schlacht umkam.

Sein Sohn Jakob I der Eroberer (1213—1276) entriß den Mauren die Balearen (1232) und das schöne, städte- und burgenreiche Königreich Valencia (1253), dessen Wohlstand er auch durch weise Gesetze förderte. — Er war in 30 Schlachten Sieger und nicht nur einer der schönsten Männer, sondern auch

einer der edelsten Fürsten seiner Zeit. — Sein ältester Sohn Pedro III (1276—1283) war es, der als Schwiegersohn des Hohenstaufen Manfred in Folge der sicilischen Vesper das Königreich Sicilien erwarb (1252 s. K. 7, 3), worauf sein zweiter Nachfolger und jüngster Sohn Jakob II durch Erwerbung des Königreichs Mallorca, das aus den Balearen nebst Roussillon, Cerdagne und Montpellier bestand, den Umfang der aragonesischen Besitzungen vollendete.

Aragonien hatte seit unvordenklicher Zeit eine ständische, jedoch bloß auf der Aristokratie beruhende Verfassung. Seit die vielen Städte dieses Landes sich durch Handel und Gewerbfleiß, so wie durch die Vorrechte und Freiheiten hoben, welche ihnen die Könige verliehen, denen sie als Stütze gegen den mächtigen Adel dienten, nahmen zuweilen auch städtische Abgeordnete an den Reichstagen Theil, bis sie 1283 von Alfons III (dem ältesten Sohn und Nachfolger Peter's III) das förmliche Recht der Reichsstandschaft erhielten. Die Anmaßung der Stände gieng hierauf so weit, daß ihnen dieser König sogar das Recht einräumen mußte, den König absetzen zu können. — Die Geistlichkeit, welche das unter den Westgothen behauptete Uebergewicht längst verloren hatte, bekam erst 1301 das Recht, als besonderer Stand auf den Reichstagen zu erscheinen. — Der Adel theilte sich in den hohen, ricos hombres —, und in den niedern Ermunios, später Hidalgos genannt. Der König war durch das aus dem Adel gewählte Obergericht beschränkt, welches Streitigkeiten zwischen König und Adel unter Beiziehung des Reichstags zu schlichten hatte.

Das kleine Königreich **Navarra** war zwischen den Jahren 1076—1134 mit Aragonien vereinigt und wurde dann auf eine Zeit lang wieder selbstständig, indem es nach dem Erlöschen des königlichen Mannsstamms an den Grafen Thibaut von Champagne fiel, dessen Enkelin Johanna es aber 1284 dem König Philipp IV von Frankreich als Mitgift zubrachte, so daß es von nun an französischen Geschicken folgte. (XVII. 5, 1.)

Das Königreich **Portugal** (so genannt von der Seestadt Portus Cale, dem heutigen Oporto) verdankt seine Entstehung dem castilischen Könige Alfons VI, der die von ihm zwischen dem Minho und Duero den Mauern entrissenen Landschaften seinem Schwiegersohne, dem Herzog Heinrich von Hochburgund, einem Sprößling des kapetingischen Hauses, als eine von Castilien abhängige Erbgrafschaft übergab. Diese erweiterte

Heinrich durch 17 Siege über die Mauren und machte sich nach des Königs Tode von Castilien unabhängig. Sein Sohn Alfons I Henriquez der Eroberer (1112—1185) vermehrte sein Gebiet im fortgesetzten Kampfe gegen die Mauren durch den großen Sieg bei Ourique 1139, und erhob es auf dem Reichstag von Lamego 1143 zu einem Königreich, für das er die Bestätigung gegen einen jährlichen Zins erhielt. Vier Jahre darauf (1147) eroberte er mit Hülfe einer englischen und niederländischen Kreuzfahrerflotte die Stadt Lissabon und drang, von zwei geistlichen Ritterorden, die er stiftete, unterstützt, bis Algarbien vor.

Sein Sohn Sancho I, genannt der Bevölkerer (el populador), 1185—1211, hob die durch Krieg und Seuchen verwüsteten Städte wieder empor. Die beiden Nachfolger desselben Alfons II und Sancho II geriethen mit der Geistlichkeit in Streit, so daß jener sich vom Papste den Bann, dieser die Absetzung zuzog. Der Bruder des letztern, Alfons III (1245—1279) dagegen erwarb sich durch glücklichen Widerstand gegen den päpstlichen Willen und durch die völlige Vertreibung der Mauren aus Algarbien den Beinamen der Wiederhersteller (el Restaurador) und gab durch die Eroberung von Faro seinem Reiche den jetzigen Umfang.

Die Macht der portugiesischen Könige war durch den Adel und die Geistlichkeit sehr beschränkt und diese beiden Stände waren auch der freiern Entwicklung des städtischen Bürgerthums lange im Wege; doch befanden sich schon auf dem Reichstag zu Lamego städtische Abgeordnete. Auf diesem Reichstage wurde auch ein Thronfolgegesetz gegeben, worin die weibliche Linie gleichfalls regierungsbefähigt erklärt wurde.

6. Die skandinavischen Reiche im 12. und 13. Jahrhundert. Schweden: Die Folkunger. Jarl Birger. Waldemar I bis Magnus I Ladulas. — Norwegen: Hakon V bis Hakon VII. Vereinigung Island's. Norwegen schwedisch. Dänemark: Swen II bis Waldemar II. Dänemark's Machthöhe und Verfall. Theilung des Reichs. Bruderkriege. Christoph I und Erich VII. Steigende Macht der Aristokratie.

In den drei skandinavischen Reichen herrschte auch im 12. Jahrhundert noch viele Verwirrung. Nur schwer gewöhnte sich

die wilde Selbstkraft der Nordländer an christliche Sitten und Einrichtungen, und noch lange dauerte es, bis sie zu einem staatlich geordneteren Zustand gelangten, den vorzüglich die Errichtung der Erzbisthümer Lund, Drontheim (1152) und Upsala (1160) förderte.

In **Schweden** verursachte nach dem Erlöschen der Dynastie Stenkil (XV. 6, 7.) die Stammeifersucht der Sweonen und Gothonen zerrüttende Thronstreitigkeiten, indem jene dem Hause Swerker, diese dem Hause Bonde anhiengen, bis die Dynastie der Folkunger aufkam, welche Birger, der mächtige Jarl oder oberste Kronbeamte unter dem letzten bonde'schen Könige Erich Erichson, nach dessen Tode 1250 dadurch gründete, daß er seinen eigenen, noch unmündigen Sohn Waldemar zum König ernennen ließ und für ihn die Zügel der Regierung führte. Er wußte mit Kraft und Einsicht die Ruhe im Reich zu erhalten, umgab Stockholm mit Mauern und Thürmen und beförderte überhaupt die Entstehung von Städten. Nach seinem Tode aber (1266) fiel Schweden durch blutige Bruderkriege unter Birgers Söhnen und Nachkommen in abermalige Zerrüttung.

Das Aufkommen der Städte in Schweden gieng darum nur langsam vor sich, weil die Ursachen, welche in den Südländern, vorzüglich in Deutschland, die Ausbildung des städtischen Wesens förderten, in Schweden nicht vorhanden waren, indem daselbst weder die Einfälle fremder Raubvölker, noch ein gewaltherrischer Adel die übrigen Freien zur Sicherung ihres Lebens und Guts hinter schützende Stadtmauern trieb —, noch auch großer Handel und Luxus zu bedeutender Gewerbsthätigkeit reizte. Daher hatten dort die Städte ihr Gedeihen nicht dem Volke, sondern der Aufmunterung und Fürsorge der Fürsten zu danken. Zwar war die Stadt Wisby auf der Insel Gothland schon frühe durch Handelsbetriebsamkeit zur Bedeutung gelangt: aber es waren der Mehrzahl nach vorzüglich Deutsche, welche diese Stadt gegründet und durch ihren Fleiß emporgebracht hatten. — Waldemar's Bruder Magnus I, Ladulas († 1290) legte den Grund zu einem Adelstand dadurch, daß er manchen Beamten und Solchen, die ihm zu Pferd Kriegsdienste leisteten, Abgabenfreiheit verlieh. Zu dem steigenden Ansehen der Geistlichen, unter denen der Erzbischoff von Upsala der Primas war, trug die weite Entfernung Rom's viel bei. Unter den vielen bürgerlichen Unruhen hörten die alten Volksversammlungen auf. — Von Erik IX dem Heiligen, aus dem Geschlechte der Bonde, wurde 1157 ein Theil Finnlands

erobert und den fast noch ganz im Stande der Wildheit lebenden Finnen (Tschuden) das Christenthum gebracht.

In **Norwegen** brachen nach Olav's III Tode (XV. 6, 7) langwierige, mit großer Wildheit und Grausamkeit geführte Thronfolgekriege aus, welche große Zerrüttung hervorbrachten, bis Hakon V der Alte nach hartem Kampf die Ruhe dadurch herstellte, daß er die Erblichkeit der Krone im Geschlecht Harald Haarfagr's auf dem Reichstag zu Bergen (1223) durchsetzte und bei der Erneurung der Verfassung die Rechte des Bauernstandes wahrte. Sein Sohn Magnus VII, Lagabätar d. i. der Gesetzverbesserer (1262–1280), war es, der Island mit Norwegen vereinigte (XV. 6, 7), anderseits die Hebriden an den König von Schottland gegen einen jährlichen Zins abtrat. Mit Hakon VII erlosch Harald Haarfagr's Geschlecht in Norwegen, und durch die Vermählung seiner Tochter Ingeburg mit dem schwedischen Prinzen Erich kam Norwegen an die schwedische Dynastie der Folkunger (1319).

In Norwegen bildete sich der Adel in ähnlicher Weise, wie in Schweden; die Geistlichkeit hatte bedeutende Vorrechte; der Bauernstand bewahrte seine uralte Freiheit vollständig und hatte darum stets auch Sitz und Stimme auf dem Storthing oder Reichstage. Stände konnten nicht gedeihen, theils wegen der Armuth des Landes, theils wegen der Anmaßungen der Hansa (XVII 4, 2), die sich allenthalben in den nordischen Reichen das Handelsmonopol zu erzwingen wußte.

In **Dänemark** war seit der Stiftung der Dynastie der Estrithiden (XV. 6, 7) meist große Unruhe im Reiche gewesen. Der Stifter derselben, Swen III, machte verschiedene Versuche zur Wiedereroberung Englands, konnte aber gegen Wilhelm den Eroberer nichts ausrichten (XV. 6, 5).

Swen III war es, der — weil er von seiner durch den Erzbischoff Adelbert von Bremen unterstützten Geistlichkeit gezwungen wurde, sich von seiner Gemahlin Gunilde wegen allzunaher Verwandtschaft zu trennen, — die Bestrebungen dieses Erzbischoffs, sich ein nordisches Primat zu gründen und zu dem Ende auch die dänische Geistlichkeit in seinen Sprengel zu ziehen, in Verbindung mit mehreren norddeutschen, insbesondere den sächsischen Fürsten vereitelte und dadurch mittelbar zu den Verwicklungen beitrug, welche der gekränkte Stolz jenes Prälaten in der ersten Zeit der Regierung Heinrich's IV im deutschen Reiche veranlaßte (XV. 4, 3).

Auch sein zweiter Sohn Kanut oder Knud IV der Heilige (1080—1086) machte vergebliche Anstrengungen, England zu erobern; seine Flottenführer ließen sich, scheint es, durch Wilhelm (den Eroberer) bestechen und zogen unverrichteter Sache ab (XV. 6, 5). Als er sie dafür strenge bestrafte, ward er aus Rachsucht in der Kirche zu Odensee ermordet. Durch ihn bekam die dänische Geistlichkeit ihren eigenen Gerichtsstand und den Vorrang unter den Reichsständen. — Den nun im Hause Swen's häufig eintretenden Thronstreitigkeiten und den daraus entstandenen Verwirrungen machte erst die Thronbesteigung Waldemars I des Großen (vorher Herzogs von Schleswigs) 1157 ein Ende. Er stellte im Reiche die Ruhe her, sorgte für Verbesserung der Gesetze und förderte wissenschaftliche Bildung, wobei er hauptsächlich von dem als Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Bischoff Axel (Absalom) von Roeskild, nachherigen Erzbischoff von Lund, unterstützt war. Auch demüthigte er in Verbindung mit Heinrich dem Löwen die seeräuberischen Wenden in Mecklenburg und Pommern und eroberte die Insel Rügen 1168, deren heidnische Einwohner durch Axel's Fürsorge zum Christenthum bekehrt wurden. Er starb 1182.

Sein älterer Sohn Knud VI brachte die Fürsten von Mecklenburg und Pommern zum Lehnsgehorsam, nannte sich König der Dänen und Wenden und unterwarf sich die Dithmarsen, so wie auch (1200) Holstein (mit Hamburg) und Lübeck.

Der Bruder und Nachfolger desselben Waldemar II der Sieger (auch der Gesetzgeber genannt, weil er für Jütland ein Gesetzbuch, Lovbok, besorgen ließ; 1202—1241), behauptete anfangs nicht nur die von seinen Vorfahren errungene Herrschaft, sondern erweiterte auch das Reich dadurch, daß er einerseits bei einem Kreuzzug gegen die heidnischen Lieven durch die Schlacht bei Wolmar 1219 den nördlichen Theil von Esthland eroberte, und diese Eroberung durch die Gründung der Stadt Reval sicherte, anderseits sich von dem Kaiser Friedrich II die urkundliche Abtretung der slavischen Länder von der Eider bis zur Elbe geben ließ. Kaum aber war durch ihn

die dänische Macht auf diesem Gipfel angelangt, so brach sie noch unter ihm auch wieder zusammen. Der Krieg mit dem Grafen von Schwerin führte durch die Niederlage der Dänen bei Bornhövde (1227) —, die Kriege mit der Hansa durch die Niederlagen gegen die Lübecker (1234 und 1246) — und der Kampf gegen die mit dem deutschen Orden verbundenen Schwertritter durch den Verlust der am linken Dünaufer gemachten Eroberungen zum Verfall der dänischen Macht, welcher von ihren auswärtigen Besitzungen nur noch Esthland blieb.

Waldemar hatte nämlich dem Grafen Heinrich von Schwerin die Hälfte seines Gebiets genommen und ihm die Festungen Artlenberg und Boitzenburg zerstört. Die Rache schlummerte nicht. Als einst Waldemar, von der Jagd ermüdet, auf einer kleinen Insel bei Fühnen des Nachts in seinem Zelt ohne Wache schlief, überfiel ihn der Graf Schwerin, nahm ihn sammt seinem ältesten Sohne Waldemar gefangen und gab ihm nicht eher die Freiheit wieder, als bis er allen Ansprüchen auf Holstein und die slavischen Länder (bis auf Rügen) entsagte, 45000 Mark Silbers versprach und „Urphede" schwor d. h. sich verpflichtete, keine Rache zu üben. — Kaum frei, ließ sich Waldemar, vom Papste seines Eides entbinden und griff zu den Waffen. Ungeachtet seiner Uebermacht verlor er gegen den Grafen von Schwerin und dessen Verbündete (den Grafen von Holstein, den Erzbischoff von Bremen, den Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker) die Schlacht bei Bornhövde (unweit Kiel) und dadurch alle Länder diesseit der Eider und der Ostsee. — Die obengenannten Niederlagen zur See brachte ihm der Lübecker Alexander von Soltwedel bei. (Von der immer mehr anwachsenden Macht der Hansa wird weiter unten in der folgenden Periode die Rede seyn (XVII 4, 2.)

Die Theilung des Reichs, welche Waldemar II bei seinem Tode 1241 vornahm, — indem er, da sein ältester Sohn vor ihm gestorben war, seinem zweiten Sohne Erich VI (dem Heiligen) die Krone mit Dänemark, seinem dritten, Abel, das Herzogthum Schleswig, seinem vierten Sohne Christoph Laaland und Falster bestimmte, — führte zu landverheerenden Bruderkriegen, welche durch den Trotz des Adels genährt wurden und das Ansehen des ohnedieß durch das Schwanken zwischen Wahl- und Erbrecht unsichern Königthums schwächten. Nachdem sich Abel durch Ermordung seines Bruders Erich 1250 der Krone

bemächtigt hatte, ward auch er von jütischen Marschbauern, die er zu neuen Abgaben zwingen wollte, erschlagen, worauf dann Waldemar's vierter Sohn Christoph I den ihm 1252 übertragenen Zügel der Regierung kräftig faßte und zunächst mit äußerster Strenge den landfriedenstörenden Rohheiten des Adels entgegentrat. Weil er aber auch der Hierarchie Schranken setzen wollte, drohte der Erzbischoff Erlandson von Lund mit dem päpstlichen Interdict, und als der König ihn gefangen setzen ließ, entstund auf Anstiften der Geistlichkeit eine Empörung, worin der König von den Bischöffen gebannt und (wie man sagte, von einem Chorherren) vergiftet wurde (1259). — Auch sein Sohn, Erich VII Glipping, hatte mit den Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit zu kämpfen und mußte in der sogenannten ersten Handfestning (Handveste) 1282 einem großen Theile der Kronmacht und Kroneinkünfte entsagen. Dennoch wurde auch er in einer Verschwörung ermordet (1286) und unter seinem unmündigen Sohne hatte die Aristokratie noch mehr Gelegenheit, ihre Macht auf Kosten des Königthums zu erweitern.

Die dänischen Allodialbesitzer theilten sich in drei Klassen: hohen Adel, niedern Adel und Bauernstand. Der Adel (die Herremänd oder Herren genannt) erhielt vom Könige die sogenannten Styreshäfen d. h. die bei Häfen erbauten Landgüter zu Lehen. Die Bauern, obwohl vom Adel zurückgedrängt, behaupteten doch ihren Sitz am Reichstag oder Danehof. Die Geistlichkeit errang frühe großen Einfluß auf den Reichstagen, an denen auch die Städte mit der Zunahme ihrer Freiheiten und Vorrechte Antheil bekamen. Leibeigenschaft bestund auch noch und nahm mit der Zunahme der Adelsmacht und der Abnahme der Wehrfreien, besonders auf Seeland, sehr überhand. Was sich an Gewerbsthätigkeit zeigte, war vorzüglich deutschem Einfluß zuzuschreiben.

7. Polen, Rußland, Ungarn im 12. und 13. Jahrhundert. Polen: Wladislav bis Lesco. Wiederholte Theilungen und Bürgerkriege. — Rußland: Verwirrung durch die Theilfürstenthümer. Moskau gestiftet; Kiew und Nowgorod erobert. — Ungarn: Stephan II bis Geisa II. Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II; das goldne Buch. Adelsherrschaft.

In Polen setzte nach Wladislav's I Tode (XV. 6, 8) dessen Sohn Boleslav III die von seinem Vater begonnenen Verheerungszüge gegen die Pommern und Preußen fort. Die von

ihm angeordnete Theilung Polens unter seine vier Söhne rief den gräulichsten Bruderkrieg hervor. Da der älteste unter ihnen, Wladislav II, der Beherrscher von Krakau und Schlesien, die ihm über seine Brüder übertragene Oberhoheit zu deren Unterdrückung benützte, wurde er von Boleslav IV, dem Krausen, vertrieben und starb im Exil; doch empfiengen seine drei Söhne Schlesien wieder und wurden dadurch, daß sie es unter sich theilten, die Stammväter der nachherigen Herzöge von Schlesien aus dem Piastengeschlecht. Durch den jüngsten jener Brüder, Casimir den Gerechten, wurde wieder ganz Polen vereinigt und Schlesien von ihm wenigstens mittelbar beherrscht.

Die unseligen Zerrüttungen hatten nur dazu gedient, die Krongewalt zu schwächen, die geistliche und weltliche Aristokratie übermächtig zu machen und die Cultur des Landes und Volkes zu hemmen. Das Beispiel Posen's und Krakau's, welche deutsches Stadtrecht annahmen, hatte wenig Erfolg, da die Polen gegen fremde Bildung stete Abneigung zeigten. — Nach Casimir's Tode entzündeten sich neue Bürgerkriege, bis sein Sohn Lesco der Weise (1206) sich in der Herrschaft behauptete, aber seinem Bruder Konrad das Herzogthum Masovien abtreten mußte, der, um sich der Einfälle der Preußen zu erwehren, den deutschen Orden zu Hülfe rief, gegen den sich Polen von nun an selbst vorzusehen hatte. — Die beständigen Theilungen des Reichs, das in Mosovien, Großpolen, Kleinpolen und Schlesien zerfiel (welches letztere sich ebenfalls in verschiedene Fürstenthümer theilte), so wie die daraus entspringenden blutigen Bürgerkriege, welche bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts sich fortsetzten, hinderten Polen an einem kräftigen Aufkommen und bahnten zuletzt den Mongolen den Weg in das Land. — Nur Schlesien, das eine gewisse Selbstständigkeit behauptete, kam durch Aufnahme deutscher Bildung und Sitte mehr empor.

Auch **Rußland** verfiel im 12. u. 13. Jahrhundert durch die vielen Theilfürsten, welche das weite Land beherrschten, in große Schwäche. Nach dem Tode des Großfürsten Wladislaus Monomachus (1126) stieg dadurch, daß die Zahl der Theilfürsten auf 50 stieg, die Verwirrung im Lande auf das Höchste. Keiner wollte dem andern gehorchen und selbst Städte, wie z. B. Kiew und Nowgorod, verjagten einmal über das anderemal ihre Fürsten. Diese Zerrüttung benützten die Kumanen, Polowzer und Bulgaren und machten beständige

Raubzüge in die südlichen Theile Rußlands, so daß der alte Glanz der mächtigen Hauptstadt Kiew dahinschwand.

Unterdessen hatte sich im Nordosten Rußlands der Fürst Georg Dolgorucki erhoben und 1147 Moskau gegründet, worauf sein Sohn Andreas Bogolubsky Kiew eroberte (1169) und unter dem Namen Wladimir das Großfürstenthum Susdal stiftete, von dessen Gränzen er die Bulgaren durch glänzende Siege zurückwies. — Sein Bruder und Nachfolger Wsewolod III der Große (1177—1213) bemächtigte sich des Fürstenthums Nowgorod, mit Ausnahme der mächtigen und reichen Hauptstadt gleiches Namens, welche ihre Unabhängigkeit durch Handelsbündnisse mit den Dänen, so wie mit den deutschen Eroberern von Lievland und Esthland zu behaupten wußte. Die Theilungen, die auch er vornahm, veranlaßten abermalige innere Kriege, die es den aus Asien sich immer näher heranbewegenden Mongolen leicht machten, ihre Eroberungen auch nach Europa auszudehnen.

In **Ungarn** war seit Ladislaus I dem Heiligen, dem Eroberer von Kroatien und Slavonien, und seinem großen Neffen Kolomann (Kalmany), dem Eroberer von Dalmatien (XV. 6, 10), durch Vertilgung des Heidenthums und durch feste christliche Einrichtungen ein geregelteres Staatswesen entstanden; doch hatte die königliche Macht noch viel zu thun, um sich gegen die aufstrebenden Magnaten zu halten. Kolomann's Sohn Stephan II (1114), der anfangs wegen Dalmatien viel mit den Venetianern zu kämpfen hatte, nahm die von den Griechen bedrängten Kumanen auf und räumte ihnen einen Landstrich zwischen der Theiß und der Donau ein, worauf viele das Christenthum annahmen. — Unter Bela II dem Blinden (eig. Geblendeten), für welchen seine kluge und kühne Gemahlin Helena das Scepter führte, wurde Bosnien unterworfen und unter ihrem Sohne Geisa II (1141—1161), für den sie nach Bela's Tode als Vormünderin regierte, erhielten von ihr deutsche Ansiedler 1143 unter dem Namen Sachsen im nördlichen Ungarn (im Zipser Comitat) und in Siebenbürgen Landstriche zum Anbau mit dem Recht, stets nach ihren eigenen Sitten

und Einrichtungen zu leben. Ihnen verdankt man dort die Gründung gewerbreicher Städte, wie Hermanstadt und Kronstadt, und noch heute haben die Nachkommen derselben ihre deutsche Sprache und Art treu bewahrt.

Die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen kamen, wie man annimmt, aus den niederrheinischen Landen, welche sie wegen ungewöhnlicher Ueberschwemmungen verlassen hatten. Die schützende Aufnahme, die sie in Ungarn fanden, zogen dann noch andere deutsche Ansiedler nach sich. — Die Aufnahme so verschiedener fremder Völker lag in der Politik der Könige, die dadurch ihrer Macht gegen den Uebermuth der Magyaren eine Stütze verschaffen wollten.

Noch unter Geysa II und nachher unter seinem Sohne Bela III hatte Ungarn von den Versuchen der Byzantiner, sich dieses Land zu unterwerfen, viel zu leiden, und Bela konnte sich gegen sie nur dadurch behaupten, daß er seinem Adel und Klerus große Vorrechte gewährte. — Sein Sohn und Nachfolger Emmerich, der sich nur mit Mühe gegen seinen, vom byzantinischen Hof unterstützten ehrgeizigen und treulosen Bruder Andreas behauptete, verlor 1202 Zara in Dalmatien an die mit den Kreuzfahrern verbundenen Venetianer (K. 5, 4). — Als später dieser Andreas (II) doch noch zur Regierung kam, machte er einen, wiewohl vergeblichen Kreuzzug nach Palästina, dessen oben K. 5, 4 erwähnt wurde. Nach seiner Rückkehr brachte er durch Einziehung von Kirchengütern die Geistlichkeit — und durch Bevorzugung deutscher Günstlinge den Adel so gegen sich auf, daß er sich vor einer Thronentsetzung nur durch das sogenannte goldne Buch retten konnte, worin er jenen beiden Ständen Befreiung von der Grundsteuer und von andern Abgaben, so wie ausschließliche Theilnahme an den Reichstagen gewährte sammt dem Recht zum offnen Widerstand gegen den König, wenn er diesen Vertrag verletzen würde (1222). Auf diese Weise entstand in Ungarn vollkommene Adelsherrschaft, von welcher fortan der Bürger- und Bauernstand in fast rechtloser Abhängigkeit gehalten wurde. Zwar suchte sein Sohn und Nachfolger Bela IV nicht ohne Erfolg den Trotz des Adels wieder zu brechen und die Krongewalt wieder herzustellen, als der Einbruch der Mongolen auch das Magyarenreich an den Rand des Untergangs brachte.

8. Die mongolische Bewegung und die asiatischen Reiche: Dschingischan's Eroberungen in Asien und Südrußland. Octai und seine Brüder. Batu in Rußland, Polen und Ungarn; Bela IV. Die Mongolen in Schlesien. Rückgang derselben nach Asien. Mandschu. Fall Bagdad's. Die Mongolen in China, Tübet und Indien.

Der Weltsturm, der um diese Zeit von den Mongolen ausgieng und über Rußland, Polen, Schlesien und Ungarn so großes Verderben wälzte, verdient, obwohl seiner bereits in der Geschichte des zweiten hohenstaufischen Friedrichs erwähnt wurde (K. 6, 4 a. E.), hinsichtlich seiner Entstehung und seines Ausgangs eine etwas genauere Betrachtung, die hier ihre natürliche Stelle findet.

Die Mongolen, ein anfangs von den Niutschen in China abhängiges Heidenvolk nomadischer Lebensart, untermischt mit tartarischen Horden und daher auch mit den Tartaren selbst verwechselt, bewohnten die Hochebenen Asiens zwischen Sibirien und China, waren aber lange in viele von einander unabhängige Stämme getheilt, bis es 1206 dem (1154 gebornen) Häuptling Temudschin gelang, gleich einem Attila alle mongolischen Stämme zu vereinigen und sich in einer allgemeinen Versammlung des Kriegsadels zu Karakorrum (in der Quellgegend des Amu) durch einen begeisterten Schamanen als **Dschingischan** d. h. Großchan, bezeichnen zu lassen, dem die Eroberung der ganzen Erde beschieden sey. Hierauf seinen welterobernden Zug beginnend, unterwarf er sich zuerst das nördliche China oder das Reich der Niutschen (1211), eroberte dann, gegen Westen sich wendend, das tartarische Reich Karakithai und brach in das mächtige, vom Indus bis zum schwarzen Meer sich erstreckende Reich der Chowaresmier ein.

Während er seinen ältesten Sohn Tschutschi gegen Taschkend und seine beiden mittlern Söhne Tschagatai und Octai in das Land am Dsjihun vordringen ließ, wendete er sich selbst mit seinem vierten Sohne Tuli gegen Samarkand und Bochara. Wo sein Fuß hintrat, folgte ihm Tod und Verwüstung; die glänzendsten Städte fielen in Asche und Hunderttausende von Einwohnern wurden schonungslos niedergehauen oder in die Sclaverei geschleppt. Der Beherrscher von Chowaresmien, der vorher so mächtige und siegreiche Mohammed, mußte sein

Reich aufgeben und nach Indien fliehen, wo er unaufhörlich verfolgt fast vor Hunger starb (1221).

Sein gleich talentvoller und heldenmüthiger Sohn Dschelaleddin Mankberni rettete sich nach Ghazna in Persien, wo er kräftigen Widerstand leistete, bis auch er sich nach Indien zurückziehen mußte, von wo aus er noch mehrere zum Theil glückliche Versuche machte, sein väterliches Reich wieder zu gewinnen, bis er zuletzt in Kurdistan ermordet wurde.

Während Dschingischan's Söhne Tschagatai und Octai Persien und das Land am Indus verheerten und Tschutschi weiter nach Westen ziehend den Polowzern das Kaptschak (d. i. Astrachan und Orenburg) entriß und sich durch die Schlacht an der Kalka 1224 ganz Südrußland öffnete, das er jedoch einstweilen nur bis Czernikow verheerte, — setzte Dschingischan die begonnenen Eroberungen in China fort. Schon hatte er sich das Reich Hia größtentheils unterworfen und wollte eben das Reich der Kin angreifen, als der Tod den Weltstürmer überraschte (im August 1227), ohne jedoch den Siegeslauf der Mongolenmacht zu unterbrechen.

Von Dschingischan's und seiner Horden barbarischer Rohheit, die alles, was sie erreichte, mit Feuer und Schwert vertilgte, zeugt unter Anderm die Behandlung Bochara's, eines der blühendsten Sitze muhammedanischer Gelehrsamkeit in Chowaresmien. Nach der Einnahme dieser Stadt ritt er mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Kanzelstufen hinan und befahl, Streu und Futter für die Pferde herbeizuschaffen. Da trugen seine Kriegsleute die Bücher aus den Bibliotheken, von deren Werth sie keine Ahnung hatten, herbei, streuten sie unter die Rosse und schütteten Hafer auf; dann lagerten sie sich um ihre Weinschläuche und erfüllten das Heiligthum mit dem wilden Gedröhn' ihrer Lieder. Darauf wurde die Stadt zerstört und ihre Einwohner größentheils getödtet. — Als bei der Zerstörung der großen Stadt Herat, deren Einwohner ebenfalls niedergemetzelt wurden, Dschingischan's Sohn Tuli Manche verschonen wollte, verbot ihm der Großchan, jemals ohne seinen bestimmten Befehl gegen die Bewohner eines Landes Schonung zu üben; denn Mitleid finde sich nur bei schwachen Gemüthern. — Dasselbe Schicksal traf auch die reiche Handels- und Künstlerstadt Balkh, deren große Schätze und prachtvolle Karawanseraien, Moscheen, Kunstwerke Bildungsanstalten, öffentliche Bäder (deren Zahl allein sich auf 1200 belief) eine Beute mongolischer Plünderungs- und Zerstörungslust wurden. — Der arabische Geschichtschreiber Abulfeda sagt: „daß weder die älteren Zeiten des Islam, noch seine Zeit ein Beispiel von gleicher Wildheit und Grausamkeit darbiete; nie sey auf so schreckliche Weise mit dem Schwerte gegen das Leben der Männer, mit

Ketten gegen Weiber und Kinder, mit Brand und Verheerung gegen heilige Schriften und Tempel gewüthet, nie mit gleicher Unmenschlichkeit die Bildung, Tugend und Frömmigkeit verhöhnt worden." — Alle Unternehmungen Dschingischan's giengen in's Riesige und Ungeheure. So veranstaltete er, als er noch zu Samarkand sich aufhielt, einmal eine so große Jagd, daß er ganze Völkermassen aufbot, welche in einem Umkreis von 30 Tagemärschen alle innerhalb dieses Kreises befindlichen wilden Thiere vor sich her gegen die Mitte dieses Kreises, worin der Chan mit seinem Hof sich befand, treiben mußten, so daß die also gehetzten Thiere zu Hunderttausenden auf Einem Fleck zusammengedrängt wurden und selbst die Tiger, Löwen und Hyänen vor Todesangst ihrer Wildheit vergaßen und mitten unter den zahmen Thieren einherfliehend vergebens einen Ausweg aus dem Todesring suchten, — worauf der Chan und seine Hofleute, an der Angst der Thiere sich weidend, sie theils niederschoßen oder niederstießen, theils einfiengen und sie, mit einem Abzeichen versehen, wieder in die Wildniß entließen. — Dschingischan's reger Geist beschäftigte sich übrigens auch gerne mit der Untersuchung über die Verschiedenheit der Religionen, und in den Gesprächen, die er darüber mit Gelehrten hielt, beschämte sein klarer Verstand gar oft die Weisheit der Schule.

Seinem letzten Willen gemäß wurde das Reich unter seine vier Söhne getheilt: Octai erhielt, da Tschutschi schon vorher gestorben war, die Großchanwürde, die er jedoch nicht eher antrat, als bis der Kurultaï oder die Reichsversammlung der Großen sie ihm förmlich übertrug; Tschutschi's Sohn Batu erhielt das von seinem Vater eroberte Kaptschack (auch Kiptschack); Dschagatai die Länder jenseit des Dsjihun und Amu, Tuli (auch Tului) Ost- und Westpersien mit den Eroberungen am Indus. Noch vor der Besitzergreifung ihrer Erbtheile führten die Brüder mit Hülfe des Kaisers von Südchina die von ihrem Vater schon eingeleitete Unternehmung gegen die Dynastie der Kin aus und eroberten dieses nordchinesische Reich mit der ungeheueren Hauptstadt Nanking. Darauf unterwarfen sie sich die Halbinsel Korea und bekriegten den Kaiser von Südchina, der ihnen jedoch noch eine Zeit lang glücklich widerstand.

Im Jahre 1237 entsandte Octai, der in Karakorrum residirte, seinen Neffen Batu zur Unterwerfung von Rußland aus, wo die Uneinigkeit der Theilfürsten leichte Beute bot. Noch in demselben Jahre besiegte Batu am Woronesch den Fürsten von Räsan, bald darauf in zwei Schlachten den Großfürsten Georg II von Wladimir, zerstörte Moskau, Wladimir

und andere Städte und drang im folgenden Jahre unter gräßlichen Verwüstungen durch das Innere von Rußland bis in die Nähe der Stadt Nowgorod, von deren Eroberung er nur durch plötzliches Thauwetter abgehalten wurde, das ihn nöthigte, sich aus den ihm verderblichen Sümpfen heraus- und hinter die Wolga zurückzuziehen. Bald jedoch brach er wieder hervor, eroberte und zerstörte 1240 das prachtvolle Kiew, (das bis in's 15. Jahrhundert in Trümmern liegen blieb), wendete sich dann südwestlich und überschwemmte mit seiner durch die Besiegten immer stärker anschwellenden, in vier Heerhaufen getheilten Völkermasse die ungarischen und polnischen Gebiete. Auch Deutschland war schwer bedroht; doch die selbstaufopfernde Tapferkeit des Herzogs von Liegnitz hielt sie vom völligen Einbruch ab und bald darauf befreite Octai's Tod auch das schwergedrückte Ungarn.

In Ungarn herrschte durch Streit mit den Russen nach Außen, und durch Zwist der Krone mit dem Klerus und Adel im Innern große Verwirrung; ein Theil des Adels trug sogar die Krone dem Herzog von Oesterreich, Friedrich dem Streitbaren, an, der aber, als er dem Rufe folgen wollte, von den Anhängern, Bela's IV mit Verlust zurückgewiesen wurde. Unter solchen Umständen war an kein festes Zusammenhalten gegen einen so übermächtigen Feind, wie die Mongolen, zu denken. „Der Teufel, sagt ein früherer Geschichtschreiber, schickte demselben drei unwiderstehliche Geister voraus, den Geist der Zwietracht, den Geist des Unglaubens und den Geist der Furcht." Von den Kumanen verstärkt, die gleich zu den Mongolen abfielen, weil Bela ihren Herzog in Haft hielt, brachen Batu's Horden plötzlich durch die Karpathenpässe im eigentlichen Ungarn ein. Zwar kam Friedrich der Streitbare den Ungarn zu Hülfe und gab den Mongolen zum erstenmal die deutsche Kraft zu fühlen; aber er mußte dennoch weichen, und Bela, in eine Steppe gelockt, wurde von den Mongolen geschlagen, welche nun die Ungarn zu Hunderttausenden niederschlachteten und ihr Land in eine Wüste verwandelten. Mit Noth rettete sich Bela nach Oesterreich, wo sein alter Feind ihn um die letzten, geretteten Schätze brachte. Unterdeß hatte der in Polen eingedrungene Völkerhaufe in diesem, unter vier Hauptfürsten getheilten Lande anfangs ein noch leichteres Spiel gefunden. Ein Theil schlug den Herzog Boleslav von Krakau und wandte sich dann nach Ungarn; ein anderer Haufen unter Peta's Führung plünderte Lublin und richtete darauf seinen Zug nach Schlesien. Hier aber stießen die Mongolen auf den ernstesten Widerstand; schon bei Oppeln wurde ein Theil von ihnen von dem oberschlesischen Herzog Miecislav vernichtet, und als das Hauptheer vor Breslau ankam, fanden sie die Stadt von der schlesischen Ritterschaft selbst niedergebrannt, die Burg aber von ihr so gut vertheidigt, daß sie

sie nicht erobern konnten; daher sie sich nun nach Liegnitz wandten, wo ihnen Herzog Heinrich der Fromme in Verbindung mit Mieczislav von Oberschlesien, Boleslav von Mähren und der deutschen Ordensritterschaft jene oben (K. 6, 4) erwähnte große Schlacht auf der Wahlstatt lieferte, in der er zwar mit seiner Heldenschaar den Barbaren unterlag, aber nur nachdem er ihnen einen so schweren Verlust beigebracht hatte, daß sie, fortan vor deutschen Schwertern scheuend, von Deutschlands Gränzen wichen und sich durch Böhmen, dessen Herzog sich vor ihnen verbarg, nach Mähren wendeten. Als sie sodann bei Olmütz einen abermaligen Verlust erlitten, brachen sie nach Ungarn auf und vereinigten sich mit dem Hauptheere Batu's der eben Anstalten machte, sich daselbst mit seinen Völkern niederzulassen, als die Nachricht von des Großchan's Octai's plötzlichem Tode (1241) eintraf und sämmtliche mongolische Völker aus diesem Theile Europa's zurückrief. — Als Bela wieder in sein Land zurückkehrte, fand er die Felder öde liegend und die Einwohner durch Hunger, Seuchen und wilde Thiere gequält; daher er mit preiswürdigem Eifer alles aufbot, durch Herbeiziehung fremder Ansiedler, insbesondere Deutscher, durch Befreiung des Gewerbs von allen Binnenzöllen, durch Ertheilung neuer Vorrechte an die Städte und durch andere weise Maßregeln sein Land wieder emporzuheben.

Was den Mongolenbeherrscher Octai betrifft, so war er zwar ein roher, der Trunksucht ergebener Barbar; aber er hatte an einem gebildeten Chinesen, Namens Ilitschuzai oder Yelutschutsch, einen weisen Minister, der dadurch, daß er aus allen muhammedanischen Ländern die tüchtigsten Kriegsführer, Gelehrten, Künstler und Handwerker herbeizog, Lehranstalten gründete und die Schriften der gebildeten Völker in die mongolische Sprache übersetzen ließ, das Volk der Mongolen in die Reihe der gebildeten Nationen zu erheben suchte. Auch fieng unter Octai das Christenthum durch Missionen, welche die Päpste an den mongolischen Hof sandten, an, Einfluß zu gewinnen, zumal seit Octai's Wittwe Turakeina, eine Christin, die vormundschaftliche Regierung über seinen unmündigen Sohn und Nachfolger Kajuk führte und nach des oberwähnten Chinesen Tode von einem christlichen Minister Kudak unterstützt war, der aber beim nächstfolgenden Thronwechsel ermordet wurde. — Die ursprüngliche Religion der Mongolen bestand im Schamanismus, der jedoch bald dem Lamaismus wich, welcher in einer Abwandlung des indischen Buddhacultus in den Cultus des Dschigemuni bestand, und in China und der Mongolei zur Herrschaft kam, während späterhin in den übrigen mongolischen Reichen der Islam blieb oder emporkam.

Octai's Tod schadete zwar seiner unmittelbaren Dynastie; nichts desto weniger aber schwoll die Mongolenherrschaft zu immer größerem Umfang an. Kajuk, Octai's Sohn und Nachfolger, fand an Batu einen schlimmen Widersacher und daher erst nach vier Jahren die Anerkennung der Reichsversammlung. Als er

1247 starb, zwang Batu die Octaiden, den Sohn Tuli's, Mandschu (Mangu), als Großchan zu erkennen, der dann 1251 förmlich gewählt und auf's Feierlichste eingesetzt wurde, wobei zugleich Kajuks Wittwe und Söhne mit andern Häuptern seiner Partei hingerichtet wurden.

Unter Mandschu und seinem Bruder Kublai erreichte die Mongolenmacht ihren höchsten Gipfel. Denn nicht nur fiel das entartete Chalifat von Bagdad, dessen letzter Abbasidenchalife Abdallah Billah schmählichem Tode erlag, vor ihr in den Staub (1258); und nicht nur stürzte durch sie der Assasinenstaat (XV. 7, 5) in Persien und Syrien zusammen, so daß von der ismaelitischen Secte der Assasinen auch nicht ein Kopf mehr übrig blieb; — sondern es gehorchte ihr zuletzt auch das ganze weite China (1280) sammt Pegu, Tübet und einem Theile von Indien (Bengalen). Also giengen fast alle asiatischen Reiche, mit Ausnahme Indiens, sammt der einst so bedeutenden Cultur und Literatur Hochasiens, in der Sturmfluth mongolischer Barbarei unter. Und so wie früherhin im 7. Jahrhundert das entartete, faulgewordene Christenthum in Asien und Afrika von der verzehrenden Feuergluth des Islam gerichtet wurde, so hatte auch jetzt die auf diesem Lügenprophetenthum sich stützende geistliche Oberherrschaft in ihrem letzten Reste vor der zermalmenden Eroberungskraft der Mongolenmacht zusammenstürzen müssen, ohne daß diese es vermochte, mit ihrer rohen Heidenhand selbstwüchsige, dauernde Schöpfungen zu gründen. Aber auch die Scheinmacht des byzantinischen Reichs mit seinem abgestandenen Christenthum war von der Zeit nicht allzufern, in der auch sie vor einer durch die Mongolen in Bewegung gesetzten Kraft eines andern wilden Eroberungsvolkes erliegen sollte; und ob die römische Hierarchie des Abendlandes auf jenem Machtgipfel sich erhalten werde, den sie im Verlauf der von ihr klug benützten Kreuzzüge, so wie im leidenschaftlichen Kampfe mit der ghibellinischen Weltmacht und in den blutigen Ketzerverfolgungskriegen erstiegen hatte, sollte gleichfalls die folgende Geschichtsperiode offenbaren, zu der wir nun übergehen.

Siebenzehntes Buch.

Beginnender Verfall

der mittelalterlichen Zustände im

vierzehnten Jahrhundert.

Zerlockerung des Lehenstaats und sinkende Macht der Kirchenherrschaft.

Siebenzehntes Buch.

Beginnender Verfall der mittelalterlichen Zustände im vierzehnten Jahrhundert. Verlockerung des Lehenstaats und sinkende Macht der Kirchen-Herrschaft.

1. Kapitel.

Das deutsche Reich ein aristokratisch-monarchisches Gemeinwesen; zunehmende Machtlosigkeit des Kaiserthums.

1. Deutschland unter Kaisern aus verschiedenen Häusern. Rudolf von Habsburg. Sühnung mit dem Papstthum; Verzicht auf den Einfluß in Italien. Beruhigung Deutschlands. Reichskrieg gegen Ottokar von Böhmen. Schlacht auf dem Marchfeld. Grundlegung der habsburgisch-österreichischen Macht. Herstellung des Landfriedens in Deutschland und Burgund.

Der großen Anspannung, in welche die Kreuzzüge die edelsten Kräfte der abendländischen Welt auf geistlichem und weltlichem Gebiete versetzt hatten, folgte eine eben so große Erschlaffung der physischen und moralischen Kraft, welche nach dem eben so nothwendigen, als gefährlichen Versuch, sich im Kampfe nach Außen mit fremdartigen Elementen zu einem höheren und freieren Daseyn zu entwickeln, nun wieder in sich selbst zurückgieng, um nach verschiedenen Richtungen hin einzeln sich abschließend neue, vielfältige Umgestaltungen vorzubereiten. Der Zauber der Romantik, der seinen glänzenden Schimmer über die politischen und kirchlichen Gebrechen jenes Zeitraums gebreitet hatte, verschwand und machte einer

Nüchternheit Platz, in deren obwohl selbst noch zweifelhaftem Lichte die Wirklichkeit der Dinge sich in ihrer Blöße mehr und mehr enthüllte und mit, wenn auch kleinern, zum Theil kleinlichen, Mitteln nach einem Grund und Boden suchte, auf welchem die religiös-sittliche und staatsbürgerliche Freiheit sicherer gedeihen könnte. Der Lehenstaat — ursprünglich aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, und so lange haltend, als die in der Religion wurzelnde Treue ihn noch beseelte, dann aber als diese wich, zur drückenden Fessel für das volksthümliche Leben geworden, — ward allmählig durch den vermehrten Einfluß des römischen Rechts, durch das Wachsthum freistädtischer Einrichtungen und durch die erstarkende Kraft eidgenössischer und landständischer Strebungen vielfach „durchbrochen" und künftiger Auflösung entgegengeführt. Die Hierarchie, anfangs die wohlthätige Führerin und Erzieherin roher Volkskraft und strafende Rächerin der durch despotischen Uebermuth beleidigten Menschheit, dann, weil sich selbst an die Stelle der Weltmacht setzend, die leidenschaftliche Gegnerin der Widerstrebenden, die blutige Verfolgerin der Abirrenden, die drückende Vormünderin der freier sich Regenden, sucht sich vergebens auf der erstiegenen Machthöhe zu halten und fängt an, durch eben dieselben sich fortan in sich selbst zusammenfassenden Kronmächte, über die sie das Richteramt geführt, wieder in Rückgang zu gerathen und, obwohl ohne Selbsterneurung, doch die alten Ansprüche festhaltend, durch starres Widerstreben selbst gegen billig-reformirende Versuche sowohl ihrer äußern Macht, wie ihrer sittlichen und sittigenden Kraft mehr und mehr verlustig zu gehen.

Indem wir nun zur nähern Darstellung dieser vorangedeuteten Momente übergehen, beginnen wir zunächst wieder mit Deutschland als dem Hauptschauplatze, auf welchem sich im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte zwar nicht allein, aber doch vorzugsweise die weitere Entwicklung der europäischen Welt vorbereitete, wiewohl das deutsche Reich selbst auf die unter den Saliern und Hohenstaufen behauptete Vorherrschaft in Europa verzichten mußte. Seit dem Siege des Papstthums über das Kaiserthum begann die deutsche Macht sich von dem Boden, der ihr bisher zum Hebel ihres politischen Uebergewichts gedient hatte, nämlich

von Italien, so wie auch von Burgund, auf ihr eigenes Nationalgebiet zurückzuziehen und dort nach und nach ein vielfach gegliedertes Gemeinwesen aristokratisch-monarchischer, zwar unter Einem Haupte, aber nur lose verbundener, häufig im Gegensatz zu einander stehender Sonderstaaten zu bilden. Ist auch die dadurch entstandene Zertrennung der Einheit des deutschen Reichs und eine daraus folgende Schwäche nach Außen schwer zu beklagen, so wurde dieses Unglück doch in der Hand der Vorsehung das Mittel zur selbstständigeren Durchbildung aller Einzeltheile Deutschlands, damit in diesem allmählig eine Mannigfaltigkeit und ein Reichthum des innern geistigen Lebens zur Erscheinung kommen möchte, worin es alle andern europäischen Länder überragen sollte, denen ungeachtet ihrer Zunahme an äußerer Größe jene innern Vorzüge in diesem Grade abgehen. Während der 23 Jahre des oben (XVI. 7, 4) erwähnten Interregnums, in welchem Deutschland ohne ein eingeborenes Haupt war, hatte, durch das Streben der weltlichen und geistlichen Stände nach ihrem Sondervortheil, die (XVI. 3, 4. geschilderte) Gesetzlosigkeit und Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse zuletzt einen so hohen Grad erreicht, daß Jeder sich wieder nach einem Kaiser sehnte, der dieser Verwirrung ein Ziel setzen könnte, ja daß selbst den Fürsten, obgleich der Mangel eines Oberhaupts ihrem Vergrößerungsstreben zu Gute kam, nach dem Tode Richard's diese Nothwendigkeit einleuchtete, nicht freilich, um durch einen kräftigen Kaiser ihrem eigenen Machtstreben, sondern mehr um den Anmaßungen Eines aus ihrer Mitte die nöthigen Schranken zu setzen, indem Ottokar, König von Böhmen so bedeutende Reichstheile wie Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain an sich gerissen hatte und durch dieses sein Uebergewicht, wie durch seine unbeugsame Herrschsucht gefährlich zu werden schien.

Ottokar II (in Böhmen Przemisl III), der noch als Kronprinz sich mehrmals gegen seinen Vater empört und dadurch vielfache Unruhen in Böhmen hervorgerufen hatte, brachte 1252 durch seine Vermählung mit Margaretha, der Wittwe Friedrichs des Streitbaren, die Herzogthümer Oesterreich und Steyermark an sich und behauptete sich durch schwere Kriege gegen Bayern, wie

gegen Ungarn im Besitze jener Länder, die er auch behielt, als er nach zwölf Jahren jene seine alternde Gemahlin verstieß. Stolz auf seine Macht und erpicht auf die Erweiterung derselben, die er als Kaiser nicht so ungehindert hätte betreiben können, schlug er nach dem Tode Wilhelm's von Holland die ihm von einer Partei angetragene deutsche Krone aus. Hierauf erwarb er durch Kauf 1267 die Herzogthümer Kärnthen, Krain und Friaul von deren erbenlosem Besitzer. Gegen den Adel seines Landes verfuhr er mit grausamer Härte, und zog bei der geringsten Widersetzlichkeit ihre Lehensgüter ein, um diese zum Krongut zu machen. Dagegen begünstigte er, jedoch nur um sich einen Halt gegen den Adel zu schaffen, den Bürgerstand durch Ertheilung vermehrter Vorrechte an die Städte, und beförderte durch Herbeiziehung deutscher und polnischer Ansiedler den Ackerbau und die Gewerbe. Als tapferer, aber zur Härte und Grausamkeit geneigter Kriegsherr hatte er sich besonders bei den Kriegen um seine Erwerbungen durch schreckliche Einfälle in die Nachbarländer gezeigt; auch zwei Kreuzzüge, die er gegen die heidnischen Preußen machte und bei deren einem er dem deutschen Orden Königsberg gründen half, trugen zu seinem Feldherrnruhm bei.

Lange zauderten die Kurfürsten mit der Wahl, da sie sich nicht entschließen konnten, einen der Mächtigen zu wählen, der ihnen die unterdeß erworbenen Hoheitsrechte wieder hätte schmälern können; und erst als der Papst — es war Gregor X — theils um der ihm von Neapel her drohenden Macht Karl von Anjou's ein Gegengewicht zu geben, theils um einen Kreuzzug nach dem Orient desto leichter zu Stande zu bringen, — selbst für ein deutsches Reichshaupt zu sorgen drohte, traten sie auf die Einladung des Erzbischoffs Werner von Mainz in Frankfurt zusammen und wählten den Grafen **Rudolf von Habsburg**, der ihnen einerseits durch seine trefflichen Charakter-Eigenschaften, anderseits durch seine geringe Hausmacht die zu einem Kaiser ihres Sinnes nöthige Gewähr zu bieten schien. Und wirklich konnte die Wahl auf keinen tüchtigeren fallen, da Rudolf durch Biedersinn und Frömmigkeit, Muth und Tapferkeit, Klugheit und Uneigennützigkeit nicht nur im Elsaß und in der Schweiz, worin er begütert war, sondern auch noch in weiterm Kreise als Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten in allgemeiner Verehrung stand, also daß in seiner Person dem deutschen Reiche der Retter aus der vorhandenen Gefahr der Gesetzlosigkeit überhaupt, insbesondre aber aus der drohenden Gefahr einer „Städte- und Herrenrepublik" gegeben ward.

Rudolf I, geb. d. 1. Mai 1218, Sohn Albrechts, Grafen von Habsburg und Landgrafen vom obern Elsaß und der Gräfin Hedwig von Kyburg, hatte zu seinem väterlichen und mütterlichen Erbe durch seine Vermählung mit der Gräfin Gertrude von Hohenberg noch weitere Güter im Elsaß erworben, so daß er einen ansehnlichen Länderbesitz hatte. Den Grund zu seinem Waffenruhm legte er dadurch, daß er in seiner Jugend den Kaiser Friedrich II, seinen Pathen, auf mehreren Heerfahrten und nachher auch den König Ottokar von Böhmen auf einem Kreuzzug gegen die Preußen begleitete. Bald darauf trat er in den Fehden zwischen den Bischöffen von Basel und Straßburg mit Entschiedenheit auf und lieh allen Schwachen und Bedrängten sein Schwert gegen ihre Unterdrücker, so daß er seit 1257 von den Zürchern, Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern zu ihrem Hauptmann und Schirmherrn gewählt wurde. Als solcher vertheidigte er sie gegen den gewaltthätigen Lehnsadel und war besonders den Raubrittern ein Schreck. Gleichen Schutz lieh er in seinem Gebiete der Kirche und ihren Dienern. Als er einst bei schlimmem Wetter in einer unwegsamen Gegend einem Priester begegnete, der mit dem h. Sacrament zu einem Kranken eilte, stieg Rudolf vom Pferde, neigte sich vor dem Hochheiligen und ließ den Priester das Pferd besteigen, um ihn trocken über die angeschwollene Reuß zu bringen, und als er von ihm schied, schenkte er ihm das Roß mit den Worten: „Ich bin nicht werth, fürder auf dem Thier zu sitzen, das den Herrn der Herren getragen.“ — Eben seine ungeheuchelte Achtung vor der Religion und seine Menschenfreundlichkeit gegen deren Diener verschaffte ihm, ohne es zu ahnen, die Kaiserkrone. Denn jener Erzbischoff Werner, der ihn zur Wahl vorschlug, war es, dem er einst auf dessen Reise nach Rom zur Erlangung des Palliums, von Basel aus durch die Alpen und nachher wieder zurück, persönlich das sichere Geleit gab, so daß der Erzbischoff beim Abschied äußerte, er wünsche sich nur eine Gelegenheit, um ihm einst diesen Dienst vergelten zu können. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, Rudolf's Schwager und Freund, war es sodann, der Werner's Vorschlag unterstützte und den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen, den Herzog Albrecht II von Sachsen und den Markgrafen Otto von Brandenburg für Rudolf stimmte. — Den Ottokar schloß man, als einen Nichtdeutschen vom Stimmrecht aus, und gab seine Stimme an Bayern, das früherhin zu den vier stimmberechtigten Nationen gehört hatte.

Eben war Rudolf damit beschäftigt, eine zwischen der Bürgerschaft und dem Adel der Stadt Basel ausgebrochene Fehde zu vermitteln, indem er den von den Psittichern d. i. von der Bürgergesellschaft zum Psittich (Papagay) verjagten Sternern d. i. dem Adelsverein zum Stern beistand und den von dem Bischoff unterstützten Bürgerstand durch Einnahme der Vorstädte zum Frieden, den Bischoff selbst aber durch fortgesetzten Kampf zu einem Waffenstillstand zwang, worin er sich zu einem Ausgleich durch Schiedsrichter verstand. Da erschien der Burggraf

Friedrich mit dem Reichsmarschall Graf Heinrich von Pappenheim, um im Namen der Kurfürsten dem Grafen Rudolf seine Wahl zum Kaiser anzukündigen und ihn zur Krönung nach Aachen einzuladen. „Der Ehre und des Preises, antwortete Rudolf, eracht' ich mich zwar unwerth, bitte aber Gott, er wolle mich also gesinnet machen, daß ich ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führen möge!"

Nachdem er hierauf den Parteien in Basel billigen Austrag geboten und die vertriebenen Sterner in die Stadt zurückgeleitet hatte, zog er, von einem ansehnlichen Gefolge schwäbischer und rheinischer Ritter begleitet und allenthalben vom Jubel des Volkes bewillkommnet, über Frankfurt nach Aachen, wo er vor allem Volk aus den Händen des Erzbischoffs Engelbrecht von Köln den 28. Oct. 1273 die deutsche Krone empfieng und bei der darauffolgenden Huldigung der Fürsten und andern Lehensträger gleich einen Beweis von seiner Geistesgegenwart und Hochgesinntheit gab, indem er, als das Reichsscepter, auf das die Fürsten den Lehenseid zu schwören hatten, fehlte, weil es in den Wirren des Interregnums verloren gegangen war, ohne Verlegenheit nach einem dastehenden Crucifix griff und es mit den Worten: „Das Zeichen, wodurch die Welt erlöset worden, mag leicht des Scepters Stelle vertreten!" — zum Schwur darreichte.

Und wie er als Graf einfach und anspruchlos, Allen hülfreich und zugänglich, bieder und gerecht war, so blieb er es auch als Kaiser, in erhöhtem Maaße bemüht, allenthalben Frieden und Ruhe zu stiften, und Recht und Ordnung zu handhaben. Und damit ihm das um so leichter gelingen möchte, erholte er für seine Würde die päpstliche Bestätigung, die er jedoch nur unter der, von ihm in ihrer ganzen Tragweite nicht erkannten Bedingung erhielt, daß er auf alle von den Saliern und Hohenstaufen in Italien beanspruchten sowohl, als durch schwere Kämpfe erworbenen Rechte der Kaiser förmlich verzichtete und Karl'n von Anjou als rechtmäßigen Besitzer des neapolitanisch-sicilischen Papstlehens anerkannte. Dagegen bestimmte der Papst den spanischen Alfons (XVI. 8, 4.), der deutschen Krone zu entsagen.

Somit gab Rudolf alle Ansprüche auf die kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien, namentlich in der Romagna, der Mark Ancona, der Grafschaft Bartinoro, in Toscana (dem mathildischen Erbe) und im Herzogthum Spoleto unbedingt auf! Auch mußte er versprechen, Ketzern und widersetzlichen päpstlichen Lehnsleuten keine Hülfe zu gewähren, und einen Kreuzzug nach dem Morgenland zu betreiben, der ein Lieblingsplan Gregors X war. Alle diese Verpflichtungen mußte Rudolf in einer persönlichen Zusammenkunft mit diesem Papste wiederholen, und wäre bei der Ausführung derselben in der Folge in

eine sehr mißliche Stellung zum römischen Stuhle gekommen, wenn nicht Gregor bald gestorben und ein mehrfacher schneller Wechsel der nachfolgenden Kirchenhäupter wenigstens den Kreuzzug, zu dem sich nirgends eine Empfänglichkeit mehr zeigte, in den Hintergrund gestellt hätte. In Bezug auf Italien aber erneuerte Rudolf dem Papste Nicolaus III seinen Verzicht aus der bei ihm feststehenden Ueberzeugung, daß die Unternehmungen der Kaiser auf Italien den Deutschen nur Unheil gebracht hätten; was er mit den Worten anzudeuten pflegte: „er sehe wohl Fußtapfen derer, die in diese Wildhöhle hineingegangen, aber keine von denen, welche glücklich wieder herausgekommen wären."

Indem er somit dieses Land seinem eigenen Schicksal und dem Spiel der päpstlichen Politik überließ, wendete er alle Kraft auf die Wiederherstellung der Ordnung und des königlichen Ansehens in Deutschland. Gleich nach seiner Krönung vernahm er die Klagen der Bedrückten am Rhein, in Schwaben und im Elsaß, kündete in offenen Briefen seinen festen Willen an, des Reiches Güter und Rechte zu schirmen und keine Gewalt gegen die Schwächern zu dulden, und suchte dem eingerissenen Unwesen durch einen allgemeinen Landfrieden zu steuern, wozu er die Fürsten nach Nürnberg einlud.

Alle gehorchten; nur Ottokar von Böhmen — der, gereizt, daß man bei Rudolf's Wahl seine Stimme ausschloß, und besorgt für seinen Plan, ein mächtiges Slavenreich im Osten zu gründen, — gleich von Anfang an dem Kaiser die Huldigung verweigert hatte, — erschien auch hier nicht und verleitete zugleich den Herzog Heinrich von Bayern, der, mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Ludwig, wegen der Wahlstimme in Hader lag, zu dem gleichen Ungehorsam. Zum zweiten- und drittenmal vorgeladen und zuletzt aufgefordert, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain als erledigte Reichslehen herauszugeben, ließ Ottokar durch einen Gesandten, den Bischoff von Seccau, protestiren und (wider Gregor's Abmahnung) sogar gegen die Erwählung Rudolf's förmliche Einsprache thun. Deßhalb und weil Ottokar in jenen Reichsländern die schreiendsten Ungerechtigkeiten verübt hatte und die lauten Klagen der unschuldig Gedrückten und grausam Mißhandelten Abhülfe heischten, wurde der übermüthige Böhme von Rudolf in die Reichsacht erklärt und die augenblickliche Vollziehung derselben beschlossen.

Ottokar, klug und gewandt, suchte dem Angriff zuvorzukommen und trat mit dem Herzog von Bayern und dem hohen schwäbischen Adel, namentlich mit den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Freiburg ꝛc., in ein Bündniß, das dem Kaiser gefährlich zu werden drohte. Dieser aber brachte mit seinen Getreuen schnell den schwäbischen Adel zur Ruhe und den Bayernherzog (durch die Verlobung einer seiner Töchter mit dessen Sohne) zur Aussöhnung und rückte nach vollendeter Rüstung, von einer zahlreichen Ritterschaft aus Schwaben, Elsaß und den Rheingegenden umgeben, in Oesterreich ein, das ihm (mit Ausnahme Wiens, welches fünf Wochen lang belagert werden mußte) mit Freuden huldigte, während er durch den Grafen Meinhard von Tyrol die kärnthnischen, krainischen und steyrischen Lande besetzen ließ. Eben wollte Rudolf über die Donau gegen Böhmen aufbrechen, als Ottokar, auf den Rath des Bischoffs von Olmütz, Sühne bot und sich nach dem Ausspruch eines Schiedsgerichts zur Rückgabe der genannten Länder an das Reich und wegen Böhmen und Mähren zum Lehnseid bequemte, den der Stolze, umgeben vom höchsten Prunk, auf den Knieen vor dem im einfachen grauen Feldkleide in seinem Zelte sitzenden Kaiser ablegte (1276). Hierauf entließ Rudolf das Reichsaufgebot, blieb aber mit seinen Getreuen in Oesterreich, um das Land zu ordnen.

Gekränkt in seinem Stolz und von seiner noch hoffärthigeren Gemahlin Kunigunde, einer bosnischen Fürstentochter, durch beißenden Spott über seine Demüthigung zu dem Entschlusse getrieben, seinen kaum erst abgelegten Lehnseid wieder zu brechen und mit dem verhaßten Habsburger aufs Neue anzubinden, rüstete sich Ottokar heimlich, und nachdem er sich durch ein abermaliges Bündniß mit Heinrich von Bayern und durch Bestechungen in dem ihm entzogenen Ländern gestärkt hatte, kündete er plötzlich dem Kaiser Fehde an. Rasch aber entbot Rudolf seine Schwaben und Rheinländer, wie auch die Oesterreicher, Steyerer, Krainer und Kärnthner, verband sich mit dem jungen König Ladislaus von Ungarn und zog, da die Mehrzahl der entbotenen Fürsten, Herren und Städte seinem Rufe folgte, dem anrücken-

den Böhmenkönig entgegen, der, seinem aus Böhmen, Mähren, Polen, Schlesiern und zum Theil Sachsen bestehendem Hauptheere voraneilend, bereits mit Raub, Mord und Brand den Beginn des Kampfes bezeichnete.

Bald jedoch überschritt Rudolf, von Wien aus, die Donau und stieß bei Marcheck auf den doppelt überlegenen Feind. So kam es den 25. August 1278 zu der hitzigen Schlacht auf dem Marchfelde, welche durch Rudolf's Sieg und Ottokar's Fall und Tod das Glück des habsburgischen Hauses begründete.

Ottokar's Streitkräfte beliefen sich auf 30,000 Fußknechte und Reiter Rudolf hatte, selbst die Ungarn mitgerechnet, die etliche tausend Reiter stark unter Ladislaus herbeigezogen waren, im Ganzen kaum 15,000 Streiter im Feld. Aber auf seiner Seite war das Vertrauen auf das Recht und also auf die damit verbundene Zucht und Ordnung. Als kurz vor der Schlacht ein böhmischer Ueberläufer sich bei dem Kaiser für Lohn erbot, den Böhmenkönig zu ermorden, wies ihn Rudolf mit Unwillen ab und erklärte, daß, obwohl Ottokar sein Todfeind sey, er gegen ihn doch nicht ehr- und rechtvergessen handeln wolle. Auch bot er seinem Gegner einen Vergleich an, den aber dieser verwarf, weil er glaubte, das Anbieten komme aus dem Gefühl der Schwäche. Dennoch suchte Ottokar eine Hauptschlacht zu meiden, und durch List und Hinterhalt Vortheile zu gewinnen. Endlich aber kam es zum Treffen. Die Deutschen waren in vier, die Böhmen in drei Haufen getheilt. Bei jenen bildeten die Schwaben und Ostländer die Hauptstärke; von diesen standen 900 auserlesene Ritter aus verschiedenen Stämmen unmittelbar dem Kaiser gegenüber. Nachdem der Bischoff von Basel gebetet hatte und der Kriegsgesang angestimmt war, begann der Kampf und dauerte eine Stunde mit der größten Hitze und mit abwechselndem Glück. Rudolf selbst gerieth in Lebensgefahr: von einem Polenritter, Herbot von Füllenstein, angerannt, wich er zwar dem Stoß aus und stieß ihm dagegen die Lanze durch das Visier in den Kopf, daß er todt hinstürzte; in demselben Augenblick aber, erstach ihm ein riesiger Ritter aus Thüringen, das Pferd unterm Leibe, so daß er zu Boden fiel und mit dem Schild sich eine Zeit lang gegen den Ansturm der Feinde decken mußte, bis er ein frisches Roß bekam, worauf er die böhmische Nachhut angriff, die zugleich einer seiner Hauptleute, Namens Berthold Kappeler, auf einer andern Seite faßte und mit dem Feldruf: „Sie fliehen!" auseinander sprengte. Die Flucht theilte sich auch andern Reihen mit und selbst Ottokar wurde mit fortgerissen. Verfolgt von zwei steyrischen Rittern, Namens von Merenberg, (deren Vater oder Bruder er einst an einem Pferdeschweif hatte schleifen und dann aufhängen lassen, weil der kranke Mann ihm nicht sogleich Ehre erwiesen hatte) fiel Ottokar unter ihren rächen-

den Streichen, worauf auch die übrigen böhmischen Schlachthaufen die Flucht ergriffen und theils niedergehauen, theils in die March gesprengt, theils gefangen wurden. Rudolf hielt hierauf zu Wien ein Dank- und Siegesfest (wobei unter andern ein über 100 Jahre alter Ritter, von Haslau, mit seinem Urenkel turnierte) und brach nach drei Tagen wieder auf, um seinen Sieg zu verfolgen.

Während Mähren sogleich dem Kaiser huldigte, rüstete sich Ottokar's Schwiegersohn, Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, der sogleich die Vormundschaft über Ottokar's 11-jährigen Sohn und Erben Wenzeslav übernommen hatte, zu neuem Widerstand. Allein Rudolf bot aus Klugheit und Großmuth die Hand zum Frieden, indem er in einem Vergleiche zu Kollin Böhmen und Mähren dem jungen Wenzel als Lehen überließ und ihm seine Tochter Jutta und dessen Schwester seinem Sohne Rudolf verlobte, dagegen Oesterreich, Steyer, Krain und Kärnthen dem Reiche sicherte.

Als er hierauf die durch Ottokar's Despotie zerrütteten Ostländer einigermaßen geordnet und auch am Oberrhein, in Franken und Schwaben angefangen hatte, die dort von vielen Fürsten und Herren fortwährend gestörte Ordnung theils durch Güte, theils durch Gewalt herzustellen, fühlte er dabei nur zu sehr, daß ein Kaiser ohne genügende Hausmacht gegen widerspenstige Vasallen wenig vermöge. Daher belohnte er mit Einwilligung der Kurfürsten, welche darüber eigene Willebriefe ausstellten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steyermark, Krain und der windischen Mark und legte dadurch den Grund zu dem nachmals so mächtig emporblühenden österreichisch-habsburgischen Stammhause.

Kärnthen gab er als Lehen dem Grafen Meinhard von Tyrol (dem Schwiegervater seines Sohnes Albrecht) unter der Bedingung, daß es nach dem Erlöschen seines Mannesstammes wieder an das österreichische Haus fallen solle. — Ein Jahr darauf übernahm Albrecht allein die neuerworbenen Lande, wogegen dessen Bruder Rudolf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß bekommen sollte.

Hierauf fuhr er in seinen Bemühungen fort, die am Oberrhein, in Schwaben, Burgund und Thüringen seit Friedrich's II

Tod durch die Eigenmacht der Grafen und Herren dem Reich entrissenen Güter und Rechte wieder zu gewinnen, sowie die frechen Landfriedensstörer durch Brechung ihrer Vesten und Städtemauern zum Gehorsam zu zwingen und durch Aufrichtung eines mehrjährigen Landfriedens das langentbehrte Gefühl der Sicherheit zurückzuführen. Von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt reisend und meist persönlich, mit der ihm angebornen Verstandesklarheit unparteiisch richtend oder mit der ihm eigenen Herzensgüte und Leutseligkeit die streitenden Theile vermittelnd, dabei alle rechtlich bestehenden Freiheiten und Gewohnheiten achtend, befestigte er allenthalben das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit und grub sein Andenken in unauslöschlichen Zügen in die Herzen der Deutschen.

Die größten Schwierigkeiten stellten sich ihm in dem, durch den Uebergang der Hohenstaufen zersplitterten Herzogthum Schwaben entgegen, worin der wilde fehdelustige Graf Eberhard von Württemberg (deß Wahlspruch war: „Gottes Freund und aller Welt Feind!") mit den Grafen Helffenstein, Zollern, Montfort, dem Abt von St. Gallen und den Städten Bern, Colmar und Hagenau einen Bund zur Erhaltung ihres Besitzes und zur Vereitlung des kaiserlichen Plans einer Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben geschlossen hatte. Rudolf mußte mehrmals ein Reichsaufgebot gegen ihn ergehen lassen und konnte ihn nur durch die Belagerung von Stuttgart zur Unterwerfung, Abbitte und Schadensersetzung bringen. An eine Herstellung des Herzogthums aber war bei dem Widerstreben der vielen kleinen Selbstherrlichkeiten nicht mehr zu denken. Der mittlere Adel, viele Stifter, Städte, Bauerngemeinden und sonstige Lehensträger der ehemaligen Herzoge wurden daher nun reichsunmittelbar und unter kaiserliche Vögte gestellt. — Mit noch größerem Nachdruck mußte Rudolf den Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen begegnen und auch gegen sie mehrere Feldzüge unternehmen, um sie zur Rückgabe an sich gerissener Reichsgüter und zur Anerkennung seiner Lehnshoheit zu vermögen. — Als Rudolf den Pfalzgrafen von Burgund in Besançon belagerte, drohte der König Philipp von Frankreich, mit einem Heere gegen Rudolf zu rücken, wenn er nicht abziehen werde. Da entgegnete Rudolf den Boten lachend: „Euer König soll nur kommen, wir wollen ihm zeigen, daß wir nicht zum Tanzen hier sind!" Erschreckt dadurch, ließ Philipp es bei der leeren Drohung bewenden. — Im Fortgang dieses burgundischen Kriegs geriethen die Deutschen einst in großen Mangel und murrten. Da zog Rudolf eine Rübe aus dem Felde, schabte und aß sie mit den Worten: „So lange wir noch solche Nahrung haben, stirbt keiner Hungers. Auf gegen den Feind! Was er hat, gehör unser, wenn wir siegen." Dadurch entstund eine so große Kampflust, daß Ru-

dolf sich zu der Aeußerung veranlaßt sah, mit 4000 Reitern und 40,000 Fußknechten aus Alemannien getraue er sich aller Welt zu widerstehen. Gleich in der darauffolgenden Nacht fielen 1500 Schweizer in das burgundische Lager und kehrten am Morgen mit reicher Beute zurück, so daß die burgundischen Grafen nun um Frieden baten. — In Burgund aber das Königreich wieder aufzurichten und es seinem Sohne Hartmann zu geben, gelang um so weniger, da dieser frühzeitig starb, und so gerieth Burgund mehr und mehr unter französischen Einfluß. — Von Burgund aus wendete er sich zu gleichem Zwecke nach Thüringen, brachte auch die dortigen Fürsten zu einem Landfrieden 1289 und zerstörte an 66 Raubburgen, von deren Besitzern er 29 in Erfurt hinrichten ließ. Im folgenden Jahr brach er in Franken und Schwaben an 70 Raubburgen; desgleichen mehrere am Rhein, wo er gleichfalls eine Zahl Raubritter hinrichten ließ. — In jedem dieser Länder wurde der Landfriede auf fünf Jahre beschworen, und nur sogenannte „gerechte Fehden", falls die ordentlichen Gerichte kein Recht gewährten, geduldet.

In Bezug auf Italien und das Papstthum blieb Rudolf seinen anfänglichen Gelöbnissen und Ansichten treu. Sein nur „auf das Nächste und Gewisse" gerichteter nüchterner Sinn kannte keinen Ehrgeiz, und im Bewußtseyn, daß sich die alten Ansprüche der Kaiser auf die Weltherrschaft deutscher Nation unmöglich verwirklichen ließen, gestattete er nicht nur mehreren italienischen Städten, sich von deutscher Oberlehnshoheit loszukaufen und betrachtete den Alpenkamm als die Gränzmark zwischen Deutschland und Wälschland, sondern er vermied es auch, den kaiserlichen Namen zu tragen und wollte (nach dem Ausdruck des Chronisten Franke) „lieber Regierer als Mehrer des Reichs" genannt werden.

Eingehend in das Streben der Zeit, sich in gesonderte Volksthümer abzuschließen und innerlich auszugestalten, war Rudolf's ganze Kraft nur auf Deutschland und auf den Fortbau seiner Erbmacht gerichtet, die er theils durch glückliche Vermählungen seiner Töchter an angesehene deutsche Fürstenhäuser, theils durch das Streben, die Krone bei seinem Hause zu erhalten, für die Zukunft zu befestigen bedacht war.

Rudolf hatte drei Söhne, von denen zwei, Rudolf und Hartmann, vor ihm starben (der letztere, ihm liebste, in den Wellen des Rheins). Von seinen sechs Töchtern bekam die älteste, Mathilde, den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein, die zweite, Agnes, den Herzog Albrecht II von Sachsen-Wittenberg, die dritte, Katharina, den Herzog Otto von Niederbayern (Heinrich's Sohn),

die vierte, Hedwig, den Markgrafen Otto den Kleinen von Brandenburg (Bruder des Langen), die fünfte, Jutta, den König Wenzel von Böhmen, die sechste, Clementia, den König Karl Martell von Neapel und Sicilien (Sohn Karl's von Anjou), zum Gemahl. Er selbst heirathete noch in seinem siebzigsten Jahre eine 16jährige burgundische Prinzessin, Namens Agnes.

Den Wunsch, auf dem Reichstage zu Frankfurt die Nachfolge für seinen Sohn Albrecht zu erhalten, erfüllten die Kurfürsten nicht, indem sie die Entscheidung hinausschoben, theils weil ihnen Rudolf schon zu mächtig geworden war, theils weil ihnen Albrecht's gewaltthätiges Wesen nicht die gewünschte Gewähr bot. Gekränkt, daß man seine Verdienste um das Reich nicht höher anschlug, und ohnedieß vom Alter und seit einigen Jahren von Leibesschwachheit gebeugt, fiel Rudolf auf der Rückreise von Frankfurt nach dem Elsaß unweit Straßburg in eine Krankheit, und als der Ausspruch der Aerzte nur auf noch einige Tage Lebensfrist lautete, rief Rudolf: „Wohlauf nach Speyer! wo ein Theil meiner Vorgänger ruht, die auch die Krone trugen!" Er erreichte jedoch dieses Ziel nicht mehr lebend, sondern starb unterwegs in der Burg zu Germersheim den 16. Juli 1291, in einem Alter von 73 Jahren.

Er wurde in dem Dom zu Speyer begraben und auf dem, seine Gruft deckenden Marmorstein seine 7 Fuß hohe Gestalt mit dem ernst-milden Gesicht, den vielen Stirnfurchen, der großen gebogenen Nase und der etwas dicken Unterlippe auf das genaueste nachgebildet. Das Andenken an ihn erhielt sich im Volk in vielfachen Anecdoten, in denen die verschiedenen Züge seines trefflichen Charakters hervortreten. Besonders erfreute es sich an seiner schlichten Einfachheit und heitern Milde. So wird erzählt: Als ihn einst in der Reichsstadt Eßlingen das Volk umdrängte und Jemand aus Muthwillen auf den Kaiser zielend sagte: „Hei, was für eine große Nase! man kann ja nicht vor ihr durchkommen!" — drehte Rudolf ruhig das Gesicht zur Seite und sagte: „Nun, guter Geselle, wirst du vorbei können!!" — Als Rudolf einst zu Mainz an einem Bäckerherde sich wärmte und ihn die Bäckersfrau, die ihn nicht kannte, deßhalb unter Schimpfen mit Wasser begoß, ließ er sie nachher bei der königlichen Tafel herbeirufen, gebot ihr, vor den Gästen ihre Schimpfreden zu wiederholen und entließ sie dann mit einem Geschenke. — Am meisten schätzte das Volk ihn wegen seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit, und wenn es einen bezeichnen wollte, der hierin nicht fest war, pflegte es zu sagen: „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht!" Obwohl er seine Freunde freigebig belohnte, so geschah es doch nicht

auf Kosten des allgemeinen Wohls, wie er denn auch für sich nichts behielt. Als er gegen Ottokar den Reichskrieg unternahm und ein Herr aus seinem Gefolge ihn fragte, wer unterdeß seinen Schatz bewahren solle, antwortete er: „Ich habe keinen Schatz als diese fünf Schillinge; aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen!" — Als er einst die den Mainzer Wucherjuden abgesprochenen Güter unter die Armen vertheilen ließ, und Einige seiner Getreuen ihn tadelten, daß er nichts davon für sich und die Kirche behalte, sagte er: „An solchem Gut klebet das Unrecht; die Kirche aber ist heilig und darf nur durch rechtmäßig erworbenes Gut bereichert werden; denn es steht geschrieben: „„Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses!"" (S. Kortüm a. a. O.)

2. Weitere Schwächung der Kaisermacht; Erweiterung der Fürstenmacht. Adolf von Nassau. Thüringisch-meißnische Fehde. Albrecht von Oesterreich. Adolf's Fall. Albrecht's Streben nach Stärkung der Krongewalt und Mehrung der Hausmacht. Scheitern seiner Entwürfe auf Holland, Thüringen, Meißen und Böhmen.

Da nach dem Tode Rudolf's durch die Ehr- und Habgier der einander befehdenden kleinern Herren, besonders in Schwaben und Ober-Alemannien, wieder die alten Wirren des Faustrechts hereinzubrechen drohten, einigten sich die sieben Kurfürsten nach wiederholt festgestelltem Grundsatz, die Krone keinem Mächtigen ertheilen zu wollen, zu einer neuen Kaiserwahl in Frankfurt unter der Leitung des Erzbischoffs Gerhard von Mainz. Dieser, ein kluger und schlauer, den Habsburgern feindlich gesinnter Mann, lenkte, um sich einen Einfluß auf die Regierung Deutschland zu verschaffen, durch allerlei Künste die Wahl auf den ihm blutsverwandten jungen Grafen **Adolf von Nassau**, einen zwar höchst tapfern und ruhmbegierigen, dabei freigebigen und für seine Zeit gebildeten, aber im Rathe noch unerfahrenen und wenig besonnenen Mann, der, um diese Würde zu erlangen, den Wahlfürsten, besonders den geistlichen, nicht nur ihre errungenen Freiheiten und Vorrechte bestätigte, sondern auch noch andere ungemessene Versprechungen machte (1292).

Ohne zu säumen, machte er sich auf und dämpfte mit Güte und Gewalt die ausgebrochenen Unruhen im Elsaß und in Schwaben, und selbst Albrecht von Oesterreich, der sich auf die Krone vergebliche Rechnung gemacht hatte, leistete ihm, wiewohl voll

Unmuth, in Oppenheim den Lehenseid, ließ aber dabei durch Entfaltung großer Pracht dem kaiserlichen Nebenbuhler seine Armuth fühlen. Um so mehr war nun Adolf, der gegen seine Wähler so viele Leistungen übernommen hatte, darauf bedacht, sich auch eine größere Hausmacht zu gründen, griff aber in den Mitteln fehl, und kaufte von den 30,000 Mark Hülfsgeldern, welche er von dem König Eduard I von England, mit dem er ein Bündniß gegen Philipp den Schönen von Frankreich einging, zur Anwerbung von Kriegsvolk erhalten, sie aber, weil es nicht zum Kriege kam, nicht alle verbraucht hatte, dem Landgrafen Albert von Thüringen und Meißen die Landgrafschaft Thüringen ab, an welche dessen Söhne erster Ehe, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann rechtlichen Anspruch hatten; und als diese sich ihres Rechtes wehrten, führte er mit ihnen einen ungerechten und grausamen Krieg, durch den er selbst als Brecher des Landfriedens erschien, den er als Kaiser hätte schirmen und wahren sollen.

Albert der Entartete, Sohn Heinrich's des Erlauchten von Meißen und Thüringen, trug den Haß, den er gegen seine erste Gemahlin, Margaretha von Hohenstaufen (s. oben XVI. 7, 2 a. E.) hatte, auch auf diese, mit ihr erzeugten Söhne Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann über und wollte ihnen jenes ihr Erbtheil in Thüringen zu Gunsten seines ihm von Kunigunde von Eisenberg (Isenburg) unehelich gebornen und durch nachfolgende Vermählung mit ihr legitimirten Sohnes Apitz mit Gewalt entreißen. Friedrich und Diezmann widersetzten sich und kamen ihrem Vater nach dem Tode seines kinderlosen Neffen Friedrich Tuta von Meißen durch die Besetzung des Meißner- und Osterlandes zuvor (1291). Darüber entstund Krieg, während welches der Vater, um seinen Söhnen zu schaden, nicht nur seine Rechte auf Meißen, sondern auch die Landgrafschaft Thüringen dem Kaiser Adolf für 12,000 Mark Silbers (94,000 Gulden) verkaufte, indem er sich nur die Wartburg vorbehielt. Da Friedrich und Diezmann, gestützt auf ihre treuen Stände, nicht wichen, so ließ Adolf seine Söldner ins Meißner Land einrücken, das nun diese in zwei Feldzügen auf das schrecklichste verheerten und wobei sie die empörendsten Gräuel verübten. Der König selbst ließ nach der Einnahme von Freiberg gegen sein Wort 60 der tapfersten Bürger dieser Stadt hinrichten. (Von dem weitern Verlauf dieses Kriegs, der unter diesem Kaiser nicht zu Ende gieng, siehe unten am Ende dieses Abschnitts.)

Solches Verfahren mißfiel um so mehr, da Adolf überhaupt bei seinen Unternehmungen die Fürsten und Stände wenig um ihren Beirath fragte und lieber seiner Hof- und Feldlagerumgebung folgte. Doch hätten ihn diese Unbesonnenheiten allein noch nicht gestürzt. Weil er aber seinen Versprechungen gegen die geistlichen Fürsten nicht nachkam und noch dazu von Kirchen und Klöstern Steuern erhob und geistliche Missethäter ohne Rücksicht auf ihre Weihe strafte, insbesondere aber, weil er sich dem Willen des Erzbischoffs von Mainz nicht unbedingt hingab: so trat letzterer mit der Aeußerung, er habe noch mehr Kaiser in der Tasche, in geheime Unterhandlungen mit Adolf's eifersüchtigem Gegner Albrecht von Oesterreich, der keine Vergabungen und Versprechungen sparte, um sich die meisten Fürsten für eine neue Wahl günstig zu machen. Bald waren der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg gewonnen und so wurde bei der Krönung Wenzel's in Prag die Absetzung Adolf's besprochen. Obgleich die Kurfürsten von Köln, Trier und Pfalz an diesem Verfahren keinen Theil nahmen und auch die Einwilligung des Papstes mangelte, so wurde doch Adolf von den übrigen Wählern nach fruchtloser Aufforderung zur Rechtfertigung — daß er nämlich von einem Geringern Sold genommen, den Landfrieden nicht erhalten und das Reich vermindert habe, — seiner Würde entsetzt und an seiner Statt zum deutschen König Albrecht gewählt, der bereits, durch ein Bündniß mit Ungarn und selbst mit Frankreich gestärkt, mit einem Kriegsheer an den Mittelrhein gerückt war, um dieser ungesetzlichen Wahl Nachdruck zu geben.

Ohne dem Rathe seiner Freunde zu folgen und verstärkenden Zuzug aus den Städten abzuwarten, rückte Adolf in ungeduldiger Hast, von Speyer aus, seinem Gegner bis Worms entgegen und ließ sich von demselben durch einen verstellten Rückzug zur entscheidenden Schlacht bei Göllheim (zwischen Worms und Alzey) verleiten, in welcher er nach tapferm Kampf dem Stoße seines Gegners erlag und mit der Krone auch das Leben verlor (2. Juli 1298).

Adolf, dessen Heer, gleich dem seines Gegners, in drei Haufen getheilt war, hatte eine Anhöhe, den sogenannten Hasenhübel, besetzt, und nachdem die Bischöffe von Straßburg und Trier das Heer ermahnt und den Schlachtpsalm angestimmt hatten, begann in der Thalebene der Kampf, den die Bayern gegen die Kärthner eröffneten. Den Abmahnungen seiner Freunde nicht folgend, sprengte Adolf sogleich hinab, um selbst am Gefechte Theil zu nehmen, stürzte aber mit dem Roß und wurde ohnmächtig bei Seite getragen. Schon war sein Vordertreffen im Kampfe ermattet, als Adolf sich vom Fall erholte und, obgleich ohne Helm, an der Spitze des zweiten Haufens mit Ungestüm vordrang, um seinen Gegner selbst vor die Lanzenspitze zu bekommen. Als er seiner ansichtig wurde, rief er drohend: „Hier mußt du Leben und Reich lassen!“ und drang wüthend auf Albrecht ein. Mit der Antwort: „Das steht in Gottes Hand!“ wich dieser dem Streiche aus und führte gleich darauf einen Stoß nach Adolf's bloßem Haupt, so daß dieser, am Halse tödtlich verwundet, vom Pferde stürzte und sein Heer die Flucht ergriff. — Nach Andern war es der rheinische Raugraf, der dem König Adolf den Todesstoß beibrachte. — Alle hatten Mitleid mit dem Gefallenen; selbst Erzbischoff Gerhard sagte mit Thränen im Auge: „Heute ist ein tapfres Herz gestorben!“ Nur Albrecht freute sich und verdachte dem Erzbischoff diese Rede sehr. Der Gefallene wurde zunächst im nahen Kloster Rosenthal beigesetzt, späterhin erst im Dom zu Speyer.

Erst jetzt vereinigten sich sämmtliche sieben Kurfürsten zu Albrecht's vollgültiger Wahl in Frankfurt; am 25. August 1298 erhielt **Albrecht** zu Aachen die erkämpfte Reichskrone und nachdem er am Nieder- und Oberrhein, im Elsaß und in Schwaben den Landfrieden erneuert hatte, hielt er zu Nürnberg seinen ersten Reichs- und Hoftag, wobei er seinen ältesten Sohn Rudolf zum Herzog von Oesterreich und Steyermark ernannte.

In Albrecht's strengem, durch den Verlust eines Auges bis zur Häßlichkeit entstelltem Aeußern spiegelte sich sein von der Herrschsucht und Habsucht eingenommenes Wesen, bei dem die Tugenden der Tapferkeit, Thätigkeit, Gerechtigkeit, Selbstverläugnung und Freigebigkeit mehr im Dienste der Selbstsucht standen. Rastlos und oft auch ein unrechtes Mittel zum Zweck nicht scheuend, ging er mit aller Kraft und Hast darauf aus, einerseits die geschwächte Krongewalt zu stärken und für sie mehr Unbeschränktheit und wo möglich die Erblichkeit zu erringen, andererseits seine Hausmacht selbst auf Kosten der Ehre und des Reichs zu erweitern.

Diesem Doppelzweck gemäß hatte er schon in seinen Erblanden die Rechte des steyrischen Adels unterdrückt, den Freibrief der Wiener nach einem Aufstand derselben zerrissen und sonstige ständische Freiheiten aufgehoben oder beschränkt. Nun da Papst Bonifaz VIII ihm als „Mörder" seines Vorgängers und als Gemahl einer dem „Ottergezüchte Friedrich's II" entstammten Gattin (seine zweite Frau war eine Stiefschwester Konradin's) die Anerkennung versagte, schloß er mit dessen entschiedenstem Gegner, dem König Philipp IV dem Schönen von Frankreich, obgleich derselbe dem deutschen Reiche lothringische und andere Gebietstheile entrissen hatte, ein enges Bündniß, welches durch eine Vermählung der Schwester desselben (Blanka) mit seinem Sohne Rudolf befestigt wurde, für den er dann die Herstellung des arelatensischen Reichs betrieb.

Aber als er für seinen Sohn Rudolf die Nachfolge im deutschen Reich von den Kurfürsten verlangte, verweigerten ihm dieselben, besonders die geistlichen, diese Gunst, und Erzbischoff Gerhard soll auf der Jagd nach seinem Horn gegriffen und gesagt haben, er wolle bald wieder einen andern König herausblasen. Da gebot Albrecht den vier rheinischen Kurfürsten, die Rheinzölle, die sie sich seit dem Tode Friedrich's II angemaßt hatten und wodurch sie den Handel der Städte schwer bedrückten und hemmten, herauszugeben; und als sie sich deß weigerten und sich mit dem Könige von Böhmen zu seinem Sturze verbanden, brachte er sie mit Hülfe der Städte durch Waffengewalt zur Unterwerfung und befreite den Rhein von jenen lastenden Zöllen.

Dadurch entgieng allerdings das deutsche Königthum der Gefahr einer größern Erniedrigung durch die Kurfürsten, und selbst der vom französischen König immer mehr bedrängte Papst Bonifaz glaubte jetzt an dem kräftigen Albrecht eine Stütze zu bekommen und bot ihm sogar die Krone Frankreichs an, deren er jenen für unwürdig erklärte. Diese nahm nun zwar Albrecht nicht an, ging aber doch mit dem Papste, um den Preis der Anerkennung in einem eigenen Gehorsamsbrief vom 15. Juli 1303 einen Vertrag ein, nach welchem er auf alle weltlichen Kirchenrechte verzichtete und dem Papst als seinem „Oberlehnsherrn" Hülfe gegen alle Feinde desselben gelobte. Der bald darauf erfolgte Tod dieses Papstes (XVII. 2, 1 a. E.) behütete Deutschland vielleicht vor einer noch größeren Schmach.

So wie dem König Albrecht sein Kronerblichkeitsplan mißlang, so scheiterten auch alle seine ländergierigen Entwürfe, die er zur Vergrößerung seiner Hausmacht auszuführen suchte, und er konnte weder Holland, noch Thüringen, noch Böhmen an sein Haus bringen, so viel Geld, Blut und Kraft er auch darauf verwendete.

Als nämlich Graf Johann I von Holland ohne Nachkommen starb, wollte Albrecht Holland nebst Seeland und Friesland als Reichslehen einziehen; aber der Neffe desselben, der Graf Johann von Hennegau vertheidigte sein Erbrecht mit solchem Glück, daß der Kaiser durch die Arglist des mit dem Hennegauer verbundenen Grafen Raynald von Geldern beinahe in dessen Gefangenschaft gerieth und genöthigt war, seinem Gegner die Belehnung zu gewähren.

Um Thüringen und Meißen an sich zu bringen, nahm er an, sein Vorgänger habe diese Länder für das Reich erworben (s. oben) und forderte von Friedrich und Diezmann die Herausgabe derselben. Als sie diese Anmuthung zurückwiesen, sprach er die Reichsacht über sie aus und begann einen ungerechten Krieg gegen sie, wurde aber von ihnen nicht nur 1307 bei Luckau im Altenburgischen geschlagen — (daher das Sprichwort: „es wird ihm nicht glücken, wie den Schwaben bei Lücken!") — sondern auch nach dem Tode Diezmann's (der, nach einem spätern Bericht, von boshaften Menschen am Altar ermordet wurde) von Friedrich 1308 durch dessen Sieg bei Borna gezwungen, seinem Gelüste nach diesen Landen zu entsagen. Friedrich wurde sodann von Albrecht's Nachfolger im Alleinbesitz von Thüringen und Meißen bestätigt.

Als König Wenzel (IV) von Böhmen, welcher 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen an der Stelle des von ihr vertriebenen Wladislav Lokieteck zum König von Polen gemacht worden war, nun auch für seinen Sohn nach der Krone Ungarns strebte, wo der arpadische Mannsstamm mit Andreas III ausgestorben war: so trat Kaiser Albrecht gegen Wenzel auf, um dessen Machtvergrößerung zu hindern, konnte aber im ersten Feldzug wenig ausrichten. Als er eben den zweiten eröffnen wollte, starb Wenzel (1305), und sein Sohn Wenzel V versöhnte sich mit Albrecht durch Verzichtleistung auf die ungarische Krone. Ein Jahr darauf (1306) wurde der junge Wenzel von verrätherischen Böhmen ermordet. Da nun mit ihm die Dynastie Przemisl erlosch, so wollte Albrecht Böhmen als Reichslehen einziehen und es kraft ältern Vertrags seinem Sohne Rudolf geben. Zwar widersetzte sich des Ermordeten Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen; als aber die Kaiserlichen anrückten, erklärten sich die Böhmen für Rudolf, der nun seinen Einzug in Prag hielt und Wenzel's Wittwe heirathete. Bald darauf jedoch starb Rudolf und

als der Kaiser seinen zweiten Sohn Friedrich zum böhmischen König machen wollte, erklärten die Böhmen, denen das habsburgische Regiment zu streng war, sie wollten keinen Oesterreicher mehr und beriefen nun den Herzog Heinrich von Kärnthen auf ihren Thron. Jetzt rückte Albrecht abermals mit einem Heere ein, richtete aber nichts aus und begab sich, auf spätere Gelegenheit wartend, auf seine Stammgüter in der Schweiz.

3. Albrecht's Absichten auf die Schweiz. Helvetien seit dem Abgang der Zähringer. Das Haus Habsburg in der Schweiz. Erste Grundlage der Eidgenossenschaft. Die österreichischen Landvögte. Der Schwur auf dem Rütli. Wilhelm Tell. Der ewige Bund. Ermordung Albrecht's.

Schon längst her war Albrecht neben seinen andern Entwürfen bemüht seine Stammlande in Schwaben zu erweitern. Bereits hatte er verarmten oder dienstwilligen Rittergeschlechtern und Stiftern eine Menge kleiner Herrschaften und Güter abgekauft z. B. in Niederschwaben (Nieder=Alemannien) Siegmaringen, Waldshut, den Schwarzwald, Radolfszell rc., in Oberschwaben (Ober= oder Hoch=Alemannien oder der jetzigen Schweiz, wo der Grundstock der habsburgischen Hausmacht lag) den Frickau, das Entlibuch, die Städte Lucern und Zug, das Glarnerland, den St. Gotthardszoll, die Reichsvogtei Urseren rc. Nun ging er auch damit um, die reichsfreien Gemeinden von Uri, Schwyz und Unterwalden an sein Haus zu bringen, um so fortfahrend seine Herrschaft von den Alpen bis zur Donau auszudehnen. Aber an dem Freiheitsgefühl dieser kleinen freien Bauerngemeinden sollte auch nach dieser Seite hin sein Vergrößerungsbestreben scheitern, das vielmehr der Anlaß zur Erstarkung einer gegen Adels= und Fürstengewalt gerichteten eidgenössischen Macht wurde, vor der einst selbst Oesterreichs Doppeladler seine Fänge einziehen sollte.

Helvetien gehörte vor dem Jahre 1032 theils zum burgundischen Reich, theils zum Herzogthum Schwaben oder Alemannien. Als die Herzoge von Zähringen im Streit mit den Hohenstaufen um die schwäbische Herzogswürde nachgaben, wurden sie dafür 1097 mit dem obern Theil Alemanniens — der jetzigen deutschen Schweiz — entschädigt und der Name Alemannen kam in diesem Lande allmählig außer Gebrauch. (Es war dies schon ein leiser Anfang zur nachmaligen Trennung der Schweiz von Deutschland.) Die Zähringer verwalteten

dieses ober-alemannische Land als ein deutsches Reichslehen bis zum Jahr 1218, in welchem dieses Haus ausstarb. Von da an ermangelte das Land einer einheitlichen Verwaltung: es zerfiel daher in eine Menge größerer und kleinerer Herrschaften, in denen unter den geistlichen Herren die Bischöffe von Basel, Lausanne, Constanz, Chur, Genf, die Aebte von St. Gallen, Säckingen rc. — unter den weltlichen die Grafen von Kyburg, Wälsch-Neuenburg, Greyerz, Toggenburg, Sargans, Werdenberg, Friburg rc., vorzüglich aber die Grafen von Habsburg und von Savoyen als die mächtigsten hervorragten. Zwischenein thaten sich mehr und mehr freie Stadt- und Landgemeinden auf und erstarkten im Kampf mit den sie umgebenden und oft bedrängenden geistlichen und weltlichen Herren.

Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts setzten sich Freiburg im Uichtland, welches Berthold IV von Zähringen 1178 gebaut — und Bern, welches Berthold V 1291 gestiftet hatte, alljährlich ihren eigenen Schultheißen, der (wenigstens in Bern) bald auch den vom Reichsvogt geübten Blutbann an sich brachte und einem doppelten, aus den ritterbürtigen und ehrbaren Bürgergeschlechtern gewählten Rathe vorstand. Dasselbe Ziel erreichte bald auch das reichsfreie Solothurn und fieng an, den Eingriffen der Grafen von Kyburg kräftig zu widerstehen. — In Basel, das schon unter den Saliern freie Reichsstadt war, wurden zwar die Bürgermeister noch von dem mächtigen Bischoffe ernannt, aber den Rath mußte er wenigstens durch acht, von ihm ernannte Wahlherren wählen lassen. — Das reichsfreie Zürich wählte seit 1245 seinen aus 12 Patriziern und 24 Gemeinfreien bestehenden Rath und erstarkte frühe durch regen Handelsverkehr und Gewerbsfleiß, durch die Gunst Kaiser Friedrichs II und durch tapfern Widerstand gegen den benachbarten Adel zu einem geistesregsamen, waffenstarken und sittenkräftigen Bürgerthum. — Schaffhausen und Lucern unter Aebten, Chur, Lausanne, Genf unter Bischöffen stehend, konnten nur langsam zu einem freiern Bürgerwesen gelangen.

Eine noch aus der Zeit altgermanischer Gau- und Wehrmannsverfassung herrührende Freiheit hatten sich im Mittelpunct der Alpenwelt die von Gebirgen, Forsten und Seen umgebenen sogenannten Waldstätte (Waldstädte) **Uri, Schwyz** und **Unterwalden** bewahrt und standen schon seit dem Jahr 809 unter dem Schutz des deutschen Reichs. Sie stunden unter einem selbstgewählten, jährlich wechselnden Ammann, schlichteten ihre Streitigkeiten durch 7 bis 9 selbstgewählte Richter, denen für gewisse Fälle Gehülfen (Geschworne) beigeordnet wurden, und rathschlagten über Gemeindeangelegenheiten in den jährlichen Volksversammlungen. Dabei stellten sie, treu dem Kaiser, ihre Mannschaft zum Reichsaufgebot und überließen dem Reichsvogt den Blutbann. Sie waren zwar strengkirchlich, duldeten aber keine Eingriffe der Priestergewalt in die

weltlichen Hoheitsrechte, weßhalb sie sich oft den Bann zuzogen. — Ihre Sitte und Lebensweise war äußerst schlicht und einfach. „Unbekannt mit den Bedürfnissen und Gelüsten städtischer Ueppigkeit zogen sie im Frühling sammt den Heerden in das entlegene und erhabene Alpengelände, kehrten beim Anfang der rauhen Jahrszeit in die Wohnungen der mildern Thalgründe zurück und verkauften nach Luzern oder Zürich die Früchte der häuslichen Betriebsamkeit und folgten den Spuren des Wildes, also, daß eine ununterbrochene Uebung den Vollgenuß der leiblichen und gemüthlichen Kräfte bewahrte und eine glückliche Mischung der Abgeschiedenheit und des rührigen Verkehrs eine gewisse Stärke des Gefühls und Verstandes ausbilden konnte." (S. K. Kortüm Gesch. des Mittelalters II, 3.)

Mitten unter diesen freien Landleuten wohnten aber auch, außer den Kloster- und Stiftsherren (von Lucern, Einsiedeln, Muri, Engelberg 2c.), eine große Zahl adeliger Geschlechter in ihren Burgen und lebten theils von den Zinsen und Steuern ihrer Hörigen, theils vom Ertrag selbstbewirthschafteter Güter, theils vom Pachtzins ihrer Meyer oder Beständner. Zu diesen Adelsgeschlechtern gehörten z. B. in Uri die Freiherrn von Attinghausen, von Schweinsberg 2c., in Schwyz die Stauffacher, die Reding 2c., in Unterwalden die Rudenz, die Wolffenschieß, die Winkelried 2c.

Anfangs lebte dieser Adel, so lange er noch von altväterlicher Einfachheit war, in Frieden mit den Landleuten. Als er aber durch wohlfeil erhaltene Lehen reich wurde, stellte sich bei vielen dieser Burgherren Uebermuth und Verachtung gegen die Minderbegüterten und besonders gegen die Bauern ein. Als sodann das Landvolk und der untere Adel sich im letzten Streit der Hohenstaufen mit der Kirche zum Kaiser Friedrich II hielten, der höhere Adel aber auf Gregor's IX Seite war, mehrten sich die Zerwürfnisse und führten auch zu gewaltsamen Auflehnungen der Hörigen gegen ihre Gutsherren. Auch die Habsburger waren dabei betheiligt.

Das Haus Habsburg nämlich, das schon im 10. Jahrhundert auf beiden Rheinufern im Sunt- und Breisgau Stamm- und Lehngüter besaß, hatte im J. 1020 durch die Erbauung der Veste Habsburg bei Bruck im Aargau einen Mittelpunct zu neuen Erwerbungen in Ober-Alemannien bekommen, die es nach und nach durch Heirath, Erbschaft, Kauf und Verträge im Aargau sowohl, als in andern Theilen der Schweiz machte. — Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts theilte sich das Haus Habsburg in zwei Linien: Die ältere Linie, aus welcher Kaiser Rudolf stammte, hatte unter seinen schweizerischen Besitzungen, (zu denen außer der erblichen Landgrafschaft Aargau, die Herrschaft Ittingen, das Zugerland, der Thurgau, die Städte Lucern, Zofingen, Freiburg, Peterlingen oder Payerne, Murten u. a. gehörten) auch in den Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden Landvogteien am Vierwaldstättersee. — Auch die jüngere Linie der Grafen von Habsburg-Laufenburg, welche

Säckingen, Rheinfelden, die Grafschaften Thun und Burgdorf ꝛc. besaß, hatte Vogteien an jenem See. Weil diese jüngere Linie welfisch-gesinnt war, hatte Kaiser Friedrich II, ihre Vogteiuntergebenen zur Stärkung der ghibellinisch-gesinnten älteren Linie unabhängiger gemacht, d. h. sie von der Landgrafschaft gelöst und zu Reichsvogteien erhoben, so daß sie von da an gegen ihre bisherigen Grundherren im Bunde mit Zürich und Lucern zur ältern habsburgischen Linie hielten. Doch wußte die jüngere Linie ihre Vogteien bald wieder zum Gehorsam zurückzubringen. Allein das Freiheitsgefühl war nun einmal in ihnen erwacht, und der Wunsch von ihren Oberherren frei zu werden, theilte sich allmählig allen hörigen Bewohnern jener Gebirgsthäler mit; so lange aber der geehrte Kaiser Rudolf regierte, unternahmen sie nichts Eigenmächtiges.

Da die drei freien Landgemeinden sich durch die um sich greifende Herrenmacht immer mehr eingeengt sahen, wurden sie für ihre uralte Freiheit besorgt. Daher beschloßen sie ihre frühern Bündnisse in einer schriftlichen Urkunde zu erneuern und traten 1291 in eine förmliche Eidgenossenschaft zusammen. Da nun noch in demselben Jahre Kaiser Rudolf starb, so erklärten sich sowohl die unter Habsburg, als auch die unter andern Oberherren stehenden Zins-, und Dienstpflichtigen zu freien Landgemeinden und Kaiser Adolf bestätigte ihnen ihre Freiheit. Doch gelang es dem Herzog Albrecht von Oesterreich, die ihm zuständigen Vogteien in den drei Waldstätten wieder seiner Landgrafschaft zu unterwerfen, während die übrigen Gemeinden dieser Thäler sich in ihrer errungenen Freiheit erhielten.

Sobald Albrecht seinen Gegner Adolf besiegt und dadurch freiere Hand erhalten hatte, gieng er damit um, sich in der Schweiz, theils durch Gewalt, theils durch Geld und List ein gerundetes östérreichisches Fürstenthum zu gründen.

Im J. 1300 machte er den drei freien Waldstätten den Antrag, „ihre freie Reichsunmittelbarkeit mit der habsburgischen Schirmherrschaft zu vertauschen.“ Aber alle, Edle wie Unedle, Freie wie Hörige, wiesen unter ihrem Landammann Werner von Attinghausen den Antrag zurück und baten um Bestätigung ihrer Freiheit und um Sendung eines Reichsvogts. Da ernannte Albrecht zwei in seinen Diensten stehende Landvögte und gab ihnen bewaffnete Macht bei. Der eine, Hermann Geßler von Bruneck (Brauneck) saß zu Küßnacht am Lucerner See, um über Schwyz und Uri —, der andere, Beringer von Landenberg auf der Burg zu Sarnen, um über Ob- und Nidwalden zu schalten. Beide waren herrische, übermüthige Hofmänner, welche das Landvolk verachteten, dessen alte Rechts-

gewohnheiten verhöhnten, neue Zölle und Steuern auflegten, das kleinste Vergehen hart und ungerecht bestraften, und durch sonstige Willkührgebote bedrückten. Auf Klagen und Beschwerden beim Könige folgte härtere Behandlung und dazwischen der listige Rath, sie sollten gleich Lucern, Glarus und Zug die österreichische Herrschaft anerkennen, dann würde aller Noth bald abgeholfen seyn. Das wollten aber die freien Männer nicht, zumal sie wohl wußten, daß alsdann der Zinsen, Zehnten und Abgaben noch mehr würden. Sie ertrugen daher das Elend so lange, bis mehrere allzu schreiende Frevelthaten, welche die Landvögte und ihre Untervögte verübten, sie zur Selbsthülfe reizten.

Die Sage bezeichnet das Verfahren dieser Landvögte mit den grellsten Zügen. Als der edle Werner Stauffacher in Steinen zu Schwyz sich ein schönes Haus baute, sagte Geßler, „er wolle nicht, daß die Bauern Häuser bauten ohne seine Verwilligung; auch nicht, daß sie so frei lebten, wie die Herren, er werde ihnen das wehren!" — Sein Untervogt Wolffenschieß zu Roßberg stellte dem schönen Weibe des Konrad Baumgarten nach. Einst trat er in dessen Abwesenheit in's Haus und befahl ihr, ihm ein Bad zu bereiten. Dabei suchte er sie zu vergewaltigen, ward aber von ihrem rückkehrenden Mann erschlagen. — Landenberg noch schlimmer als Geßler, ließ seiner Habsucht und Geldgier ungemessenen Raum. Einst ließ er dem Bauern Heinrich an der Halden aus Melchthal um geringer Ursache willen zwei schöne Ochsen vom Pflug nehmen und dabei sagen, die Bauern könnten selbst den Pflug ziehen! Da schlug Heinrich's Sohn Arnold im Zorn mit dem Stock nach dem Vogtsknechte und zerbrach ihm zwei Finger. Als Arnold, darüber erschrocken, entfloh, ließ der Landvogt dem alten Vater desselben die Augen ausstechen. Der junge Arnold hatte sich zu dem angesehenen und weisen Walther Fürst von Attinghausen in Uri geflüchtet, den bereits Werner Stauffacher, von seinem hochsinnigen Weibe Margaretha angetrieben, für einen rettenden Widerstand gewonnen hatte. Hier gelobten diese drei Mänuer, ein jeder in seiner Heimath heimlich vertraute und besonnene Männer zur Wiedergewinnung der alten Freiheit zu werben und sich zur förmlichen Errichtung derselben zu einer bestimmten Frist wieder einzufinden.

Am Mittwoch vor Martini (d. 7. Nov.) des Jahres 1307 trat bei nächtlicher Weile Walther Fürst aus Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold Melchthal von Unterwalden, jeder von zehn vertrauten Männern seines Landes begleitet, im Rütli (Grütli), einer einsamen Waldwiese am Ufer des See's, zusammen und schwuren mit erhobenen Händen, die

Freiheit der Altvordern gegen Willkührherrschaft zu vertheidigen, die Vögte zu vertreiben und einander bei Gericht und Recht zu schirmen, ohne jedoch die Pflichten gegen das h. römisch-deutsche Reich und gegen die Kirche zu verletzen, noch Jemand andern, selbst nicht den Habsburger, in seinen Rechten zu kränken, auch kein Blut zu vergießen, noch sonst Rache zu üben. Als Zeitpunct zum Ausbruch der Erhebung wurde der nächste bevorstehende Jahresanfang bestimmt. Unterdessen bewahrten die Eidgenossen ihr Geheimniß und hielten sich selbst da noch ruhig, als kurz darauf eine neue Unthat Geßler's den Volkszorn steigerte und **Wilhelm Tell** von Bürglen in Uri im Rachegefühl des empörten Vaterherzens den Landvogt erschoß.

Geßler hatte, den wachsenden Unmuth des Volkes gewahrend, um die Widerstrebenden von den Unterwürfigen zu unterscheiden, auf dem Markte zu **Altdorf** einen **Herzogshut** auf einer Stange aufstecken und verkünden lassen, daß jeder Vorübergehende demselben die nämliche Ehre erweisen sollte, wie wenn es der Herzog selbst wäre. Als nun **Tell**, Walther Fürst's Schwiegersohn, ein freiheitliebender Mann und im ganzen Lande bekannt als trefflichster **Bogenschütze**, vorübergieng, ohne den Hut zu beachten, bedrohte ihn Geßler mit dem Tode, bot ihm aber Gnade an, wenn er ihm seine Schützenkunst darin zeigen würde, daß er **seinem Knaben einen Apfel vom Kopfe schösse**. Vergebens bat **Tell** um Schonung und Erlaß dieser unmenschlichen Zumuthung. Da kein Bitten half, nahm **Tell** zwei Pfeile, steckte den einen in den Koller, zielte und traf mit dem andern glücklich den Apfel. Von Geßler befragt, was es mit dem andern Pfeil auf sich habe, gestand **Tell**, daß derselbe, im Fall der Schuß seinem Kinde das Leben gekostet hätte, für den Landvogt bestimmt gewesen wäre. Da ließ ihn **Geßler** binden und auf einen Kahn bringen, um ihn mit sich über den See nach Küßnacht zu nehmen. Schon war man auf der Fahrt jenseits des Rütli gekommen, da brach der **Föhn** (Sturm) los und drohte dem Schiffe den Untergang. Auf die Aeußerung der Schiffsleute, daß allein **Tell** im Stande wäre, das Fahrzeug zu retten, hieß ihn **Geßler** losbinden und das Ruder ergreifen; **Tell** that's, trieb aber das Schiff an eine felsige Uferstelle (jetzt **Tellsplatte** genannt), ergriff schnell sein Schießzeug und sprang aus dem Schiff, indem er es zugleich mit dem Fuß in den See zurückstieß. Mit Noth entgieng Geßler dem Ertrinken, und als er nach seiner Landung die **hohle Gasse nach Küßnacht** hinunter ritt, schoß ihm **Tell**, der ihm aufgelauert hatte, den Pfeil durch die Brust. Die That erscholl durch's ganze Land und ermuthigte viele zagende Herzen. — Also die **Sage**, welche von der neuern historischen Kritik bis auf den Namen **Tell**, den sie zugiebt, in der nüchternsten Weise angezweifelt wird, indem sie so

weit geht, zu behaupten, es habe nie ein Geßler in Küßnacht gewaltet und die argen Bedrückungen habsburgischer Vögte seyen nur Uebertreibungen spätern Hasses gegen Oesterreich. Indeß wird sich wenigstens ein historischer Kern nicht wegläugnen lassen. (Was den Apfelschuß betrifft, so findet sich derselbe Zug allerdings schon in der ältesten deutschen Sage von Eigel, dem Bruder Wieland's des Schmied's, am Hofe König Nidungs.)

Am Neujahrstag des Jahres 1308 lösten die Eidgenossen ihr Wort: sie nahmen zu gleicher Zeit alle Burgen und Zwinghöfe in ihrem Lande ein, verjagten ohne Blutvergießen die Landvögte und ihre Gewaltgehülfen und in Kurzem tönten von Alp zu Alp die Hörner zur Verkündigung der gelungenen Befreiung, worauf dann am 6. Januar aus den drei Waldstätten je 30 Abgeordnete in Brunnen zusammentraten und auf zehn Jahre den Bund beschworen.

Die Verjagung des Landvogts Landenberg hatte der Sage gemäß unter folgenden Umständen statt. Am Neujahrsmorgen, als er von seiner Burg Sarnen herab in's Dorf zur Messe gieng, begegneten ihm 20 Unterwaldner mit Ziegen, Lämmern, Hühnern ꝛc. als herkömmlichen Neujahrsgeschenken für ihn. Er hieß sie dieselben in die Burg tragen und gieng weiter. Unter dem Burgthor steckten die Männer scharfe Eisen auf ihre Hirtenstäbe, gaben ein Zeichen, auf welches noch 30 Männer aus einem Versteck herbeikamen, und nahmen die überraschte Burgwache gefangen. Als Landenberg bei seiner Rückkehr das Geschehene wahrnahm, entfloh er, wurde aber hinter Sarnen eingeholt und mußte Urfehde schwören, daß er nie wieder das Gebiet der Waldstätte betreten wolle.

Als Kaiser Albrecht, eben im Begriff, wieder gegen Böhmen zu rüsten, an seinem Hoflager zu Baden von dem vertriebenen Landvogt die unerwartete Kunde von dem Abfall der Waldstätte erhielt, beschloß er strenge Ahndung an den Bauern zu nehmen; aber ehe er noch die Anstalten dazu beenden konnte, traf ihn von der rächenden Hand eines Verwandten die Strafe für seine Ländergier. Der 19jährige Sohn seines früher verstorbenen Bruders Rudolf, Johann von Schwaben (nachher Joannes parricīda genannt) hatte schon länger her von dem kaiserlichen Oheim, seinem Vormunde, die Herausgabe seines väterlichen Erbes, besonders Oberschwabens, verlangt, war aber stets mit der Weisung vertröstet worden, daß ihm dafür Thüringen zu Theil werden sollte, zu dessen Eroberung Albrecht damals noch Krieg

führte. Darüber unmuthig und von bösen Rathgebern aufgehetzt, faßte der ehrgeizige, zum Zorn geneigte Jüngling mit noch einigen Genossen, die sich bei ihm Ehren und Würden versprachen, den finstern Gedanken, sich durch Ermordung seines Oheims zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Ausführung gelang: der Kaiser erlag den Meuchelstreichen der Verschwornen am 1. Mai 1308. Sein Tod setzte das Reich in Verwirrung, die der junge Freiheitsbund der Eidgenossen eine Zeit lang ungestört zu seiner Erstarkung benützen konnte.

Die nähern Umstände von Albrecht's Ermordung sind folgende. Er ritt eben von seinem Hof in Baden aus, wo er das Maifest gefeiert hatte, nach der Tafel vergnügt gen Rheinfelden seiner Gemahlin entgegen, die er von dort zurückerwartete. In seinem Gefolge befand sich auch Johann mit seinen Verschwornen, den Rittern Walther von Eschenbach, Rudolf von der Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegernfeld. Als man bei Windisch an die Reuß kam, wußten sie es so einzurichten, daß sie mit dem Könige zuerst in den Nachen stiegen und übersetzten, während das übrige Gefolge auf die rückkehrende Fähre wartete, um dann auch übergesetzt zu werden. Angekommen am jenseitigen Ufer, hielt Johann den Kahn noch etwas zurück, damit die Zurückgebliebenen nicht zu schnell nachkämen. Unterdeß fiel Eschenbach dem Pferde des Königs in den Zügel, und als dieser schrie: „Zu Hülfe Vetter!" stieß ihm Johann mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!" von hinten her das Eisen in den Nacken und Balm führte einen Schwertstreich nach dem Kopf, so daß der König vom Pferde sank, auf das sich Johann sogleich schwang, um zu entfliehen; auch die andern entflohen. Eine alte Frau im Felde, welche die grause That gesehen hatte, lief herbei, um dem Könige zu helfen, der gleich darauf, das Haupt in ihrem Schooße, starb. Johann entkam und verscholl gänzlich: man glaubt, er habe als Mönch verkleidet Italien erreicht und sich dort in einem Augustinerkloster von Pisa bis an sein Ende verborgen. Auch Eschenbach lebte 35 Jahre lang als Schäfer im Württembergischen verborgen, und Balm starb in einem Beguinenhause zu Basel. — Gleich nach Albrecht's Tode erschien sein zweiter Sohn Friedrich der Schöne mit einem Heere in der Schweiz, weil er einen allgemeinen Aufstand vermuthete, fand aber alles ruhig. Albrecht's Gemahlin Elisabetha und seine Tochter Agnes (Wittwe des Königs Andreas III von Ungarn) übten nun an allem, was den Mördern angehörte, schwere Rache. Die Burgen derselben, zehn an der Zahl, wurden zerbrochen, ihre Güter verwüstet und ihre Verwandten und Dienstleute grausam getödtet oder verjagt. Agnes ließ allein 63 Mannen des Herrn von Balm vor ihren Augen enthaupten, und würde Eschenbach's wimmerndes Kind eigenhändig erwürgt haben, wenn nicht die Kriegs-

leute aus Mitleid es ihr entrissen hätten. Herr von Wart, der allein auf der Flucht erreicht worden war, wurde, obgleich er selbst keine Hand an den Kaiser gelegt hatte, lebendig auf's Rad geflochten, auf dem er noch drei Tage lebte, während neben ihm seine Ehefrau betend auf sein Verscheiden wartete! Als Herzog Friedrich dem Wüthen der Frauen Einhalt thun wollte, sagte Elisabeth zu ihm: „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen! Baarfuß und bettelnd wollt' ich durch die Welt gehen, wenn ich deinen Vater noch am Leben wüßte!" — So wurden an tausend Menschen dem leidenschaftlichen Rachegefühl der Frauen geopfert, das zwar in der großen Zärtlichkeit, mit der Albrecht alle seine Kinder liebte und von ihnen geliebt wurde, einige Entschuldigung findet, aber doch von der Rohheit jener Zeit und der despotischen Willkühr der in ihr Herrschenden zeugt. — Auf der Stelle, wo Albrecht gefallen war, bauten die fürstlichen Frauen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihr übriges Leben zubrachte und 1364 mit dem Ruf einer Heiligen starb.

---

2. Kapitel.

Gebietende Stellung Frankreich's und Wendepunct der päpstlichen Macht.

1. Philipp III. Philipp IV August der Schöne. Angriffe auf die heimische Hierarchie. Die Legisten als Gegensatz gegen Lehensaristokratie und Klerus. Beginn des Kampfs zwischen dem französischen Königthum und dem Papstthum. Krieg mit England. Vermittlungsversuch Bonifacius' VIII. Der flämische Freiheitskrieg. Berufung des Parlaments. Der Tiers état. Bann. Ueberfall des Papstes zu Anagni; Tod desselben.

Mit mehr Glück, als der deutsche König, aber auch mit größerer Berechnung und noch größerer Richtachtung alles Rechts setzte sein französischer Nachbar den Plan kronhoheitlicher Machtvollkommenheit durch. Auch Ludwig's des Heiligen Sohn, König Philipp III oder der Kühne (1270—1285) hielt die stolzen Vasallen im Zaum und wußte seine ganze Regierung hindurch den Landfrieden zu erhalten.

Durch den kinderlosen Tod seines Oheims, des Grafen Alfons von Poitou, war ihm die wichtige Grafschaft Toulouse (1271) und nachher auch die Grafschaft Chartres zugefallen. Selbst König Eduard I von England erwies als Herzog von Guyenne ihm zu Paris die öffentliche Lehens-

huldigung. Unglücklicher Weise aber ließ sich Philipp vom Papst Martin IV zu einer Unternehmung auf Aragonien, dessen König Peter sich in Folge der sicilischen Vesper (XVI. 7, 3) zum Herzog von Sicilien gemacht hatte, durch die Aussicht bewegen, dieses Land für einen seiner Söhne als ein päpstliches Lehen zu bekommen. Nachdem er bereits in Catalonien die Stadt Girona eingenommen hatte, mußte er sich zurückziehen, erkrankte und starb in Perpignan.

Sein Sohn Philipp IV der Schöne (1283—1315) war erst 18 Jahre alt, aber schon mit Johanna, der Erbin von Navarra und Champagne vermählt, als er die Regierung antrat. Gestützt auf die von seinem Vater und Großvater gelegten Grundlagen und getrieben von Hab- und Herrschgier, betrieb er 29 Jahre hindurch die Erweiterung der Krongewalt durch alle Mittel einer schlauen und beharrlich vorschreitenden sowohl, als gewaltthätigen und frevelhaften Staatskunst, und wenn er auch das Bürgerthum gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit sehr begünstigte, erwies er sich doch im Grunde als der ärgste Volksbedrücker, wie nicht minder als der schlimmste Feind seiner Nachbarn.

Welch' ein gefährlicher Nachbar für Deutschland er war, zeigte sich unter der Regierung Adolf's und Albrecht's, indem er wie oben K. 1, 2 berührt worden, mehrere Theile Lothringens an sich riß und sich zum Lehensherrn des von ihm durch Bestechungen gewonnenen Grafen Otto von Burgund machte.

Unter ihm trat Frankreich einerseits mit England, andererseits mit der Hierarchie in einen erneuerten Gegensatz, der in letzterer Beziehung so eingreifend war, daß er die geistliche und weltliche Aristokratie als die beiden Hauptpfeiler, auf welchen der mittelalterliche Staats- und Kirchenbau ruhte, rasch zum Sinken brachte. Wenn auch das ganze System noch lange der Form nach bestand und einzelne Versuche zu seiner vollen Wiederbelebung nicht ausblieben, so wurde ihm doch durch Philipp den Schönen der „Hauptnerv" durchschnitten.

Die ersten Angriffe Philipp's des Schönen auf den damaligen Bestand der Dinge waren zunächst auf die einheimische Hierarchie gerichtet. Gleich seine Verordnung, nach welcher alle, geistliche wie weltliche,

Gerichtshöfe im ganzen Königreich zu Richtern nur Laien (die sogenannten Legisten), — auch die weltlichen Parteien nur weltliche Procuratoren — nehmen durften und alle geistlichen Richter, sogar in geistlichen Landen, sogleich ihr Amt ablegen mußten, war eine der kühnsten und gewaltsamsten Maßregeln: sie versetzte der Kirche Frankreichs den schwersten Schlag, der sie bis dahin getroffen hatte, weil ihre Diener dadurch im Volk so wie an Ehrfurcht, so auch an Einfluß verloren.

Dieser Schritt glich, weil er ohne die Zustimmung der Betheiligten bloß aus königlicher Machtvollkommenheit erfolgte, einer völligen Revolution, denn indem er die Geistlichen — was uns heut zu Tage als etwas ganz Natürliches vorkommt — von der Verwaltung der Justiz entfernte, führte er zur Trennung des bürgerlichen und religiösen Elements, der politischen und geistlichen Macht, auf deren genauen Verbindung eben das feudalistisch-hierarchische System beruhte. Die Durchführung jener Verordnung wäre unmöglich gewesen, wenn sich nicht schon länger her in allen Reichen, in denen die königliche Macht das Uebergewicht über die Feudalwelt zu bekommen angefangen hatte, an den Höfen und im Rath der Fürsten ein besonderer Stand, der Stand der **Legisten** (Juristen) oder Rechtskundigen zu bilden angefangen hätte, der zwar anfangs „im Schatten der Kirche verborgen" und noch mit dem Klerus vermischt war (indem viele Legisten anfangs noch mit Pfründen und selbst hohen geistlichen Würden bekleidet wurden), sich aber bald wegen seiner der Welt zugekehrten Richtung von der Hierarchie trennte und bei wachsender Stärke der königlichen Macht an diese sich anschloß. Dadurch, daß diese Legisten vorzugsweise dem Studium des römischen Rechts oblagen und dessen Grundsätze von der souveränen Gewalt des Fürsten, von der Fiscalität des Staats und von der Unterwerfung aller Seiten des volklichen Daseyns unter die öffentliche Gewalt erneuerten und verbreiteten, — traten sie eben so mit dem Wesen der Lehensaristokratie, als mit den Ansprüchen des Klerus in den entschiedensten Gegensatz. Aus diesen Rechtskundigen, die größtentheils aus dem Bürgerstande hervorgiengen und durch Geist und Bildung sich auszeichneten, nahm Philipp seine meisten Beamten, insbesondere die Richter und Procuratoren, und ihrem Einflusse mag allerdings auch Vieles von dem zuzuschreiben seyn, was sich im Character dieses Fürsten Schroffes und Hartes, namentlich gegen den Adel und Klerus Feindliches zeigte: denn jene seine Räthe, die Legisten, hatten gegen diese beiden Standesklassen, denen sie (Ausnahmen abgerechnet) nie vollkommen einverleibt werden konnten, gewissermaßen eine „angeborne" Abneigung und schloßen sich daher an den Thron, von dem sie

alles hofften, als an ihren einzigen Halt eng an. (Im Stand der Legisten des Mittelalters wurzelt der moderne Beamtenstand und dessen Herrschaft). S. Arnd a. a. O. I. S. 606 ff.)

Nicht lange darauf verbot Philipp diesen seinen Beamten, dem Verlangen der Geistlichkeit zur Verfolgung der Juden und Ketzer ohne seine Einwilligung zu willfahren, und um der Vergrößerung des kirchlichen Besitzes und dem daraus folgenden Verluste des Staatsschatzes Einhalt zu thun (welcher dadurch entstand, daß die Kirche stets erwarb, ohne je zu veräußern), so gebot er, daß die Geistlichkeit bei Erwerbung von liegenden Gründen drei- bis sechsmal mehr, als ein weltlicher Erwerber, an den Fiscus zahlen solle. Wie sehr bereits das Ansehen der Geistlichkeit beim Volke gesunken war, ersieht man aus dem Schweigen, mit dem es solchen Eingriffen in deren bisherige Rechte zusah.

Bald auch sollte dem Könige der erneuerte Gegensatz, in den er mit England trat, Gelegenheit geben, der ganzen römischen Hierarchie in ihrem Oberhaupte den empfindlichsten Schlag beizubringen, den übrigens Philipp bei all' seinem Trotz auf das Recht des Stärkern, wohl kaum in der Art gewagt hätte, wenn nicht der Character seines kirchlichen Gegners, dem seinigen ähnlich, ihn bis zu dieser Höhe des Gegensatzes gereizt hätte.

Der Kampf zwischen Papst und Kaiser war zu Ende: das Hieropapat hatte über das Cäsareopapat gesiegt; nun folgte ein anderer Kampf zwischen dem Papstthum und dem französischen Königthum, der die Ueberwältigung Frankreichs zum Ziel hatte, aber in seinem Ausgange das Papstthum in französische Gewalt und in seine politische Stellung auch zu andern Staaten eine Veränderung brachte, welche, wie einst am Anfange des Mittelalters, Grundlage einer künftigen neuen Kirchenverfassung wurde.

Ein zufälliger Streit nämlich zwischen französischen und englischen Seeleuten im Hafen zu Boulogne führte zwischen Franzosen und Engländern zu einem blutigen Kampf, welcher, ehe noch die Könige sich einmischten, 15000 Menschen das Leben kostete. Deßhalb forderte Philipp von dem König Eduard I

Genugthuung und beschied ihn als seinen Vasallen vor das Lehnsgericht. Eduard, damals mit Schottland beschäftigt, wünschte die Sache in Güte beizulegen und verstand sich zu der Genugthuung, das Herzogthum Guyenne zum Schein von den Franzosen besetzen zu lassen unter der Bedingung der alsbaldigen Zurückgabe des Landes und der Aufhebung der lehnsgerichtlichen Vorladung. Die Zurückgabe aber erfolgte nicht, dagegen eine nochmalige Vorladnng und auf Eduard's Nichterscheinen der Verlust des Lehens.

Erzürnt darübrr verband sich Eduard mit dem Grafen Guido (Veit) II von Flandern und mit dem Kaiser Adolf (K. 1, 2.), worauf Philipp sogleich in Flandern einfiel und mit Eduard's Gegnern, dem Könige Johann von Schottland und den Einwohnern von Wales, die sich kaum erst der englischen Krone unterworfen hatten, ein Bündniß eingieng.

Diesen Streit nun suchte der damalige Papst **Bonifacius** VIII, ein Mann „voll päpstlichen Herrschergefühls, gebieterischen Tons und aufbrausenden Eifers", zur Erweiterung seiner Macht zu benützen. Er bot nicht blos seine Vermittlung an, sondern setzte sogleich Guyenne und die von Philipp gemachten Eroberungen unter Sequester. Da erklärte Philipp, daß ein König von Frankreich in Sachen des weltlichen Rechts keine päpstliche Vermittlung anerkenne, und legte zur nachdrücklichern Betreibung des Kriegs auch den Geistlichen schwere Steuern auf. Nun verbot der Papst durch seine Bulle Clericis laicos den Geistlichen, nicht nur diese Steuern, sondern überhaupt irgend eine Abgabe zu zahlen, und bedrohte Geber und Empfänger mit dem Bann.

Dagegen erklärte Philipp, die Geistlichen seyen zugleich Glieder des Staats und große Grundbesitzer, könnten folglich als solche sich der allgemeinen Lasten nicht entziehen; und um den Papst zur Nachgiebigkeit zu stimmen, verbot er allen französischen Unterthanen bei schwerer Strafe, irgend Geld oder Kostbarkeiten in's Ausland zu senden, wodurch natürlich auch zugleich die bisherigen Geldzuflüsse an den römischen Stuhl stockten.

Als nun der Papst seiner Bulle eine mildere Deutung gab und erklärte, sie sey auf Lehensgefälle und freiwillige Gaben an den Staat zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nicht auszudehnen, so nahm Philipp das Geldausfuhrverbot zurück und war geneigt, sich in seinem Streite mit England den päpstlichen Schiedsausspruch gefallen zu lassen. Da dieser aber nicht nach seinem Sinne ausfiel, so ließ er durch seinen Bruder Karl von Valois ganz Flandern besetzen und den Grafen Guido bereden, persönlich die Gnade des Königs zu suchen. Dieser, durch ein Sicherheitsversprechen getäuscht, that es, wurde aber sammt seinen Söhnen und 40 flandrischen Rittern treulos gefangen gehalten und mußte seine Grafschaft als verwirktes Lehen einziehen sehen (1300), während doch Flandern eigentlich zum deutschen Reich gehörte. Sie wurde alsdann von einem königlichen Statthalter verwaltet, konnte aber nur theilweise behauptet werden.

Der Freiheitssinn der Bürger und Bauern in Flandern nämlich, des französischen Drucks überdrüssig, griff bald darauf unter der Leitung eines Leinewebers von Brügge, Peter Koningk (Pierre le Roi), zu den Waffen und selbst die meisten Städte schloßen sich dem Aufstand an. Umsonst sandte Philipp sein bestes Ritterheer aus: es wurde vom flämischen Landsturm in der Schlacht bei Cortryk (Courtray) 1302 fast gänzlich vernichtet. Endlich aber mußte doch Graf Robert, Guido's Sohn, dem Uebergewicht der Franzosen weichen und denselben das Land diesseits der Lys mit mehreren Städten, darunter Lille und Douay, abtreten, wogegen Philipp die Freiheiten und Rechte Flanderns zu achten versprach. Indeß war dieß eine Nothsühne, die keine lange Dauer verbürgte.

Der Papst, unwillig über die treulose Behandlung des Grafen von Flandern, und gekränkt durch die gute Aufnahme, welche zwei von ihm abgesetzte Kardinäle (aus der von ihm bitter gehaßten Familie Colonna) bei Philipp fanden, zuletzt endlich schwer gereizt durch die Gefangennehmung seines Legaten, durch welchen er dem König einen scharfen Vorhalt über sein ganzes bisheriges Leben hatte machen lassen, — erließ nun in der Hitze eine Bulle, durch welche er alle französische Geistliche und Doctoren der Universitäten Paris und Toulouse zu einer Versammlung nach Rom berief, um dort mit ihm Hand an eine völlige Neugestaltung des französischen Hofes und Staates zu legen. Philipp,

darüber empört, ließ diese Bulle öffentlich zu Paris verbrennen, verbot alle Reisen nach Rom und berief, um der päpstlichen Anmaßung auf's kräftigste entgegenzutreten, die Reichsstände (états généraux) oder das Parlament, zu welchem er außer dem Adel und der Geistlichkeit (welche letztere eine Zeit lang von ihm davon war ausgeschlossen gewesen), sondern auch zum erstenmal Abgeordnete des Bürgerstandes (des tiers état) aus den sogenannten guten Städten mit Sitz und Stimme zuzog.

Das Parlament selbst wird von Manchem irrthümlich als eine „Schöpfung" dieses Königs angesehen; er hat nur dessen Wirksamkeit erweitert, seine Formen geregelt und es in Paris fixirt. Zugleich wurde durch ihn der Character des Parlaments, in welchem ohnedieß die Geistlichen nie einen hervorragenden Theil gebildet hatten, ein durchaus weltlicher, rein politischer, dem Geiste der Hierarchie entgegengesetzter, — was daher kam, daß die oben bezeichneten Legisten oder Rechtskundigen zu den Parlamenten zugezogen wurden, ohne Repräsentanten des Klerus oder des Adels zu seyn. (Diejenigen unter ihnen welche vom Könige erbliche Würden und durch Ankauf von Lehen adelige Rechte erhalten hatten, bekamen, wenn sie in den Parlamenten saßen, den Namen noblesse de robe, im Gegensatz zu dem alten Feudaladel, den man noblesse d'epée hieß.) Anfangs hatten die Edlen und die Prälaten in den Parlamenten noch die entscheidenden Stimmen und hießen conseillers jugeurs (Richter-Räthe), während die hinzugekommenen, meist bürgerlichen Legisten nur conseillers rapporteurs (geschäfts-vorbereitende und berichtende Räthe) hießen. Weil nun diese letzteren durch ihre Einsicht und Fähigkeit die Adeligen und Geistlichen überragten, so zogen sich die Adeligen mehr zurück und überließen den Legisten die entscheidende Stimme. — Von diesen Legisten nun bestimmt, berief Philipp zu diesem, gegen die hierarchischen Bestrebungen gerichteten Parlamente auch die Städte, aus denen zwar schon früher einzelne Abgeordnete für Handels- und Gewerbsachen zugezogen worden, die aber noch kein eigentlicher Bestandtheil der Volksrepräsentation gewesen waren. Von nun an aber wurde im französischen Parlament auch der Bürgerstand vertreten und machte mit dem adeligen und geistlichen Stande Einen Körper aus. Ohne diese Einigung des Königs mit allen Ständen seines Volks hätte er den Kampf mit dem Papstthum und der Hierarchie nicht aufnehmen können, ohne zu unterliegen.

In diesem Parlamente nun beschloß der Adel- und Bürgerstand, in keiner Weise eine Beschränkung des Königthums zu dulden; selbst der geistliche Stand mußte am Ende diesem Beschlusse beitreten, und bat in einem eignen Schreiben den Papst um

Mäßigung, welche allein der ohnedieß so bedrängten gallicanischen Kirche die Ruhe erhalten könne. Der Papst aber ließ sich nicht irre machen, sondern hielt die anberaumte Klerusversammlung zu Rom, in welcher sich doch eine Anzahl französischer Prälaten eingefunden hatte. Bald erschien die Bulle Unam sanctam, welche die Behauptung enthielt, es gebe nur Eine Gewalt auf Erden, nämlich die geistliche, von der die weltliche nur ein Ausfluß sey, und welche mit der Erklärung schloß, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sey dem Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig sey.

Hierauf berief Philipp eine Versammlung von Baronen und Prälaten in den Louvre und ließ seinen gewandtesten und intrigantesten Rath Wilhelm von Nogaret (früher Professor der Rechte zu Montpellier) als Ankläger gegen den Papst auftreten. Die Reihe der Beschuldigungen schloß mit der Bitte, daß, da Bonifaz nicht mehr als rechtmäßiger Papst angesehen werden könne, der König eine Kirchenversammlung berufen und durch sie der Kirche ein würdigeres Haupt geben möchte. Zu gleicher Zeit ließ der König, um wegen dieses entscheidenden Schritts Geistliche und Weltliche zu beruhigen, allen Kirchen und Klöstern ihre bisherigen Freiheiten bestätigen und Abstellung aller sonstigen Beschwerden verheißen.

Jetzt schleuderte der Papst seinen Bannstrahl, entbot die französischen Geistlichen nach Rom, und trug, da Philipp alle Verbreiter der Bannbulle mit Gefängniß bedrohte, die Krone Frankreichs dem deutschen König Albrecht an. Daß dieser so klug war, sie nicht anzunehmen, wurde schon oben bemerkt (K. 1, 2); Philipp dagegen schloß mit dem König Eduard durch die Zurückgabe von Guyenne Frieden, um nach dieser Seite hin freie Hand zu bekommen, und ließ durch sein Parlament die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung aussprechen.

Der Papst seinerseits vertheidigte sich in einem nach Anagni (seiner Vaterstadt und damaligen Residenz) zusammenberufenen Cardinalconsistorium gegen die königlichen Anklagen und

war eben im Begriff, in einer zweiten Bulle sämmtliche Unterthanen des Königs ihres Eides zu entbinden und denen, welche dem König anhängig bleiben würden, mit dem Banne zu drohen, — als plötzlich der vom König heimlich nach Italien entsendete und dort von den Colonna's unterstützte Nogaret am Morgen des 7. Septembers 1303 mit in der Stille geworbenen Truppen in die Stadt Anagni einbrach und unter dem lauten Geschrei: „Es sterbe Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" den päpstlichen Palast besetzte, um den Papst gefangen nach Frankreich abzuführen. Alle Cardinäle entflohen; nur der Papst — ein bereits 80jähriger Greis — behauptete seine Würde, erwartete in seinem Ornat, auf dem heil. Stuhle sitzend, standhaft die wilde Rotte und setzte den rohen Drohungen Nogaret's die größte Festigkeit entgegen. Indeß mußte er die engste Haft dulden, während die Kriegsleute seinen Schatz plünderten und sonstigen Unfug trieben.

Erst nach drei Tagen ermannten sich die Einwohner Anagni's und befreiten durch Vertreibung der Frevler den Papst, der dann sogleich nach Rom eilte, um für diese unerhörte Mißhandlung, durch welche in den Augen der Welt nicht nur die äußere Macht des Papstthums geschwächt, sondern auch seine innere Würde erniedrigt erschien, die stärkste Rache zu nehmen. Allein, kaum dort angekommen, verfiel er, in Folge des heftigen Zorns über die erlittene Kränkung, in ein hitziges Fieber, dessen Toben er am 11. Oct. 1303 unterlag.

2. Philipp der Schöne und Clemens V. Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon. Babylonische Gefangenschaft der Kirche. Tiefe Verweltlichung des Papstthums und Steigerung des königlichen Despotismus. Preisgebung des Tempelordens. Die französische Königsmacht auf den Trümmern ihrer bisherigen Stützen. Ihr Sieg über das Papstthum und Ritterthum.

Durch den Tod dieses Papstes bekam Philipp freie Hand: denn der folgende Papst Benedict XI belegte zwar den Nogaret mit dem Bann, sprach aber doch den König davon los, und als auch dieser Papst schon im nächsten Jahre (wie man glaubt, an Gift) starb und das Cardinalcollegium über die neue Papst-

wahl gespalten war, brachte es Philipp durch die List des französischen Cardinal's du Prat dahin, daß endlich im 10. Monat des Conclave's ein Franzose, der ehrgeizige Erzbischoff von Bordeaux, Bertrand von Gotte unter dem Namen Clemens V, gewählt wurde. Dieser nahm, seiner vorausgegangenen eidlichen Zusage gemäß, alle von Bonifaz gegen Frankreich und den König erlassenen Verordnungen zurück und bewilligte dem Könige nicht nur den Zehnten von allen französischen Kirchen und Klöstern auf fünf Jahre, sondern auch das Recht, Cardinäle vorzuschlagen. Nach einem geheimen Vertrag mit dem König verlegte dieser Papst seine Residenz nicht nach Rom, sondern anfangs nach Lyon, seit 1309 aber nach Avignon (an der Gränze von Frankreich im ehemaligen Arelat, das damals dem König von Neapel gehörte), wo ihn Philipp in der Nähe hatte, um auf alle päpstliche Entschlüsse seinen Einfluß üben zu können und dadurch für die französische Politik und ihre Beherrschung und Benutzung auswärtiger Länder und Kirchen einen bessern Stützpunct zu bekommen.

Dadurch gerieth die Kirche in die Abhängigkeit der französischen Könige und das Papstthum verlor seine freie Stellung, die nur im eigenen Gebiet und bei gesicherter weltlicher Herrschaft möglich ist. Zu Avignon gieng der Ernst und die würdige Haltung des heiligen Stuhls in einen auf Pracht und Ueppigkeit gerichteten Leichtsinn über, dessen Verschwendung größere Einnahmen und, um diese zu bekommen, eine größere Nachgiebigkeit des heil. Stuhls gegen die weltliche Macht erheischte, so daß man in Italien die nun folgenden siebenzig Jahre, während welcher die Päpste von den französischen Königen zu Avignon gehalten wurden, die babylonische Gefangenschaft der römischen Kirche nannte. Dieß die Folgen von jenem Zusammenstoß des letzten geistlichen Despoten mit dem ersten weltlichen Despoten in der abendländischen Christenheit!

Wie umstrickt von königlicher Arglist und rechtswidriger Gewalt fortan das Papstthum war, mußte in der Reihe der nun folgenden meist unwürdigen französischen Päpste vor allen Clemens V, dessen schwacher und niedriger Character sich zu dieser

Entwürdigung leicht hergab, am schwersten empfinden. Nur mit Mühe konnte er des Königs satanische Forderung, den Leichnam seines Vorgängers Bonifacius ausgraben und gleich einer Ketzerleiche verbrennen zu lassen, durch die Entscheidung seines Consistoriums über dessen Schuldlosigkeit zurückweisen; aber selbst diese Zurückweisnng gelang ihm nur gegen die Preißgebung des unter dem unmittelbaren Schutz des apostolischen Stuhls stehenden Tempelordens, dieses Hauptsymbols des priesterlich-ritterlichen Geistes des Mittelalters. Denn es sollte nun auch diese große, unabhängige Körperschaft, die allein sich jener monarchischen Einheit, zu welcher Philipp die übrigen Stände seines Reichs gezwungen hatte, noch nicht fügen wollte, und die zugleich durch ihre unermeßlichen Reichthümer die königliche Habsucht reizte, seiner Herrscherwillkühr um jeden Preis unterliegen.

Der **Tempelherrenorden** (XV. 8, 4), die reichste Körperschaft der damaligen Zeit, konnte nach dem Verlust Palästina's und dem Aufhören der Kreuzzüge im Morgenland, seinen Zweck dort nicht mehr erfüllen. Statt sich nun, gleich dem deutschen Orden, an einem der Gränzpuncte der christlichen Welt zum Schutz des Kreuzes gegen Heiden oder Muhammedaner zu vereinigen und durch fortgesetzte Thätigkeit sich neuen Ruhm zu erwerben und vor Müßiggang und Verweichlichung zu bewahren, blieb nur der geringste Theil der Glieder in Cypern, wohin seit 1291 der Sitz des Ordens verlegt worden war, und kämpfte wider die Ungläubigen fort; bei weitem die meisten Ordensglieder kehrten auf die europäischen Ordensbesitzungen zurück und ergaben sich da der Mehrzahl nach (denn ein Theil kämpfte doch noch auch gegen die Mauren in Spanien) einem müßigen, „ihrer großen Vergangenheit unwürdigen" Leben, das ohnedieß bei Vielen längst in Stolz, Habsucht und Schwelgerei ausgeartet war, — Untugenden, die man ihnen im Morgenland wegen ihrer Tapferkeit nachgesehen hatte, jetzt aber an ihnen, da sie nicht mehr für den Glauben kämpften, doppelt anstößig fand. Daher hatten sie im Volke keinen Halt mehr, während sie wegen ihres kriegerischen Characters dem Klerus, wegen ihres geistlichen Anstrichs dem Adel und wegen ihrer Unabhängigkeit den Fürsten verdächtig, dabei wegen ihres Reichthums Allen ein Gegenstand des Neides waren. — Der Orden theilte sich in zwölf Zungen oder Provinzen (Portugal, Castilien, Aragonien, Frankreich, Navarra, Aquitanien, Provençe, England, Deutschland, Italien, Sicilien, Ungarn), in welchen zusammengenommen mehr als 9000 Commenthureien waren. Die Ordensglieder in allen diesen Provinzen standen bloß unter dem Großmeister, der, vom Orden gewählt, nicht einmal die Bestätigung des Papstes mehr

nachsuchte, so daß der Tempelorden überall gewissermaßen einen Staat im Staate bildete. Hätten ihn auch im Laufe der Zeit die obengerügten Gebrechen von selbst zur Auflösung geführt, so war doch seine gewaltsame Zerstörung und Vernichtung, auf die es Philipp absah, nicht zu rechtfertigen, da es nur einer veränderten, zeitgemäßern Einrichtung und Verbesserung bedurft hätte, um ihn noch eine Zeit lang zu etwas brauchbar zu machen.

Der Umstand, daß Philipp, der immer viel Geld theils zu seinen auswärtigen Unternehmungen, theils zur Besoldung seiner vielen Beamten nöthig hatte, für ein Darlehen bei dem Orden seine Einkünfte verpfändet hatte und nachher über diese Pfandschaft in Streit mit ihm gerieth, gab ihm die nächste Veranlassung zum Vorschreiten gegen ihn. Zuerst beschuldigte er den Orden, den Papst Bonifacius mit Geld unterstützt und einen Aufstand der Pariser wegen Münzherabsetzung, zu der sich der König mehrmals zur Verbesserung seiner Finanzen herabwürdigte (weßhalb ihn auch das Volk den „Falschmünzer" nannte), begünstigt zu haben. Da indeß diese Angriffe nicht hinreichten, um dem ihm verhaßten Orden beizukommen, so suchte er den Glauben dieser geistlichen Ritterschaft zu verdächtigen, indem er sie dem religiösen Zeitbewußtseyn als vom Christenthum Abgefallene, ja demselben feindlich Entgegengesetzte darzustellen suchte. Dazu gaben ihm sowohl die ketzerischen Ansichten, denen viele Ordensglieder Südfrankreichs huldigten, als auch und vorzüglich die theils wahren, theils falschen Aussagen zweier Ordensgefangenen hinreichend viele Anhaltspuncte, um, auf sie gestützt, in der Stille die Ausführung seines Vernichtungsplans gegen den Orden vorzubereiten.

Diese zwei wegen Vergehungen vom Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurtheilte Ordensbrüder waren der Prior Squin von Fleran und ein gewisser Noffodei aus Florenz. Ihnen ließ der König durch heimlich bestellte Diener Hoffnung auf Befreiung aus dem Gefängniß machen, wenn sie aussagten, was sie vom Orden Nachtheiliges wüßten. Diese sagten nun aus, die Ritter müßten bei der Aufnahme das Kreuz und den Heiland lästern, dem Großmeister den Nabel küssen, ein dreiköpfiges Götzenbild, Baffomet genannt, anbeten; überhaupt hätten sie viele ketzerische Lehren und Bräuche, opferten Kinder, trieben Sodomiterei und seyen allen möglichen Lastern ergeben. Daß viele dieser und ähnlicher Aussagen, welche nachher theils eingeschüchterte, theils rachsüchtige Tempeldiener machten, reine Verläumdungen waren, sieht man auf den ersten Blick;

daß allerdings viele Laster und selbst Ketzereien unter den Einzelnen im Schwange giengen, konnte jedoch nicht in den Grundsätzen des Ordens, sondern nur in der Ausartung einzelner Glieder liegen. Ihre vielfache Berührung theils im Morgenland mit den Muhammedanern, mit denen sie oft freundlicher standen als mit ihren Glaubensgenossen, theils in Südfrankreich mit den verschiedenen Ketzersecten, die dort ihren Hauptherd hatten, hatte viele Templer auf Abwege gebracht; Müßiggang und Wohlleben thaten das Uebrige. Gewiß aber waren nicht einmal die meisten Ordensglieder, geschweige alle, jener ihnen vorgeworfenen Laster und Verbrechen schuldig.

Nachdem Papst Clemens V, als Werkzeug des königlichen Machtwillens, den Großmeister des Ordens Jakob von Molay, der eben (1306) von Cypern aus die Eroberung der Insel Rhodus betrieb, nebst andern Ordenshäuptern unter dem trügerischen Vorwand, einen Kreuzzug mit ihm zu besprechen, nach Frankreich gelockt hatte, wurden plötzlich an Einem Tage, den 13. October 1307, in ganz Frankreich alle Templer verhaftet, ihre sämmtlichen Güter, vor aller Untersuchung, einstweilen zum Nutzen des Königs eingezogen und die Leitung der Verhöre jenem heillosen Nogaret und dem Beichtvater des Königs, dem Dominicaner Imbert, übergeben.

Vergebens suchte Clemens, unterstützt vom Gutachten der Universitätsdoctoren, daß dieser Prozeß vor kein weltliches Gericht gehöre, die Untersuchung in die Hand des römischen Stuhls zu bringen und wenigstens die Güter des Ordens zum Besten des heiligen Landes zu retten; er mußte es nicht nur dulden, daß in Paris 54 Ritter, welche ihre ihnen durch Drohungen, Foltern, falsche Zeugen und Ränke aller Art erpreßten Aussagen widerrufen und nach abermaligen Foltern jene Aussagen wiederholt hatten, öffentlich verbrannt wurden, sondern er mußte auch, als auf die also erwirkten Aussagen hin von den Richtern die Anklage auf den ganzen Orden gestellt wurde, den Befehl zur Criminalinquisition auch in den übrigen Ländern geben, in denen der Orden Besitzungen hatte.

Nach geschlossener allgemeiner Untersuchung, wobei überall die Schmerzen und Schreckungen der Folter auf die verfänglich untergelegten Fragen ähnliche Aussagen erwirkten, wurde nun erst die förmliche Anklage vor eine Kirchenversammlung zu Vienne (1311) gebracht, welche das Urtheil fällen sollte. Da sich aber auf derselben, ungeachtet der Gegenwart des Königs,

sehr viele Stimmen laut zu Gunsten der Angeklagten erhoben, hielt es der König für gut, es nicht auf den Endspruch ankommen zu lassen, sondern er bestimmte den Papst, in einer geheimen Sitzung der französischen Cardinäle und anderer angesehener Prälaten, „aus Vorsicht und apostolischer Machtvollkommenheit“ den Orden aufzuheben (22. März 1312) und seine Güter und Gerechtsame (mit Ausnahme derer in Aragonien, Castilien und Portugal) dem Johanniterorden zuzusprechen —, ein Ausspruch, dem sodann die Kirchenversammlung beitrat.

Dem Großmeister Jakob von Molay und dem Großpräceptor der Normandie Gui (Guido oder Veit, Bruder des Dauphin von Auvergne) sollte die Todesstrafe erlassen und in lebenslängliches Gefängniß umgewandelt werden, wenn sie ihre Geständnisse, die ihnen Folter und lange Haft erpreßt hatten, öffentlich wiederholen würden. Als aber beide vor allem Volk bei Gott und der heil. Jungfrau betheuerten, daß der Orden die angeschuldigten Verbrechen nicht begangen habe, mußten sie den Feuertod leiden. Sie starben mit allgemein bewunderter Standhaftigkeit, indem sie noch im letzten Augenblick die Reinheit des Ordens betheuerten und Gottes Gnade anriefen. Molay soll noch im letzten Augenblick mit feierlicher Stimme den Papst und den König (nach Andern den Nogaret) vor Gottes Gericht geladen haben. — Einen Monat darauf starb der Papst Clemens; kurz darauf ereilte den Nogaret der Tod, und noch in demselben Jahre starb auch König Philipp (den 29. Dezember 1314).

Die päpstliche Untersuchungscommission, vor welche der Großmeister mit 231 Templern gestellt worden war, führte übrigens die Untersuchung mit möglichster Langsamkeit und Milde, da die Commissarien selbst das bisherige Verfahren nicht billigen konnten. Ihre Stellung war peinlich, denn der König wollte Verurtheilung, und an dem Papst fanden sie keinen Halt. Die vor ihnen abgelegten Aussagen verdienen daher „mehr Berücksichtigung,“ als die „vor den königlichen Richtern abgegebenen,“ in deren Protokollen die Aussagen meist wörtlich übereinstimmten. — Von den Ordensgütern fielen in Frankreich zwei Drittheile der königlichen und päpstlichen Kammer zu; das Uebrige mußte der Johanniterorden dem Könige für ungeheure Summen abkaufen! (Den Tempel in Paris, der dem Großmeister zum Wohnpalast und den Ordensrittern zur Versamm-

lung diente, hatte Philipp gleich nach der Gefangennehmung Molay's für sich bezogen.) — In den andern Ländern, wo die Provincialconcilien die Leitung des Prozesses über sich hatten, fiel das Loos der Ordensglieder nicht so hart aus. Wo die Folter nicht angewendet wurde, verharrten alle Templer bei der Aussage der Reinheit ihres Ordens. In Aragonien vertheidigten sich die Templer lange auf ihren Burgen mit Glück; in Deutschland und England wurden sie gelinde behandelt. Ueberall jedoch wurden ihre Güter eingezogen; nur in Portugal glückte es dem Orden, sich in den Christusorden umzuwandeln und so wenigstens einen Theil seiner Güter zu retten. — Die neuste gründliche Darstellung dieses schaurigen Riesenprozesses giebt W. Havemann in seiner Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens (1846).

So wurde die einstige religiöse Begeisterung, welche die Kreuzzüge hervorgebracht hatten, zusammt der ehehin so glänzenden „Büthe des mittelalterthümlichen Geistes" vollends „im Blute der Templer erstickt," und während das Papstthum durch den Uebermuth einiger seiner Träger sich selbst den lebensgefährlichen Stoß beibrachte und in Avignon ganz „in den Schlamm der Welt hinabstieg," — die Fürstenmacht dagegen (zunächst in Frankreich) nach der Zertrümmerung seiner bisherigen Stütze, des zugleich im eigenen Rechte ruhenden Feudaladels, auf den Schultern einer neuen Tragkraft, der juristischen Beamtenwelt, die ohne eignes angestammtes Recht bloß einem von Außen aufgedrückten Willen folgt, zur Spitze des Absolutismus emporklomm, — ward allgemein das Nahen einer neuen Zeit mit andern Formen und Gestalten gefühlt und, weil deren Vortheile noch im Dunkeln lagen, ihre Nachtheile aber vorempfunden wurden, von den tiefern Geistern das Dahinscheiden dessen, was einst Glück, Glanz und Ruhm brachte, betrauert, und mit Bangen der Zukunft entgegengesehen, die nur Zerfall und Auflösung aller bessere Elemente bringen zu können schien. Nichts desto weniger sollte das Mittelalter, das, als „eine lebendige und geschlossene Zeit gedacht," allenthalben seines Einheitshaltes verlustig gieng, noch eine geraume Zeit durch die Macht seiner Formen und Traditionen fortwirken, um auch die letzten Reste seines im Guten, wie im Schlimmen einst so reichen Lebens vollends auszuleben und zugleich dem innern

Keimen und unvermerkten Emporwachsen einer neuen Weltepoche noch eine Zeit lang zur bergenden Hülle zu dienen.

---

3. Kapitel.

Deutschland und Italien während der päpstlichen Dienstbarkeit in Avignon.

1. Kaiser Heinrich VII. Versuche zur Herstellung der Kaisermacht. Anfang der luxemburgischen Hausmacht. Römerfahrt. Italien unter den Parteikämpfen der Welfen und Ghibellinen. Despotismus, Republicanismus, Anarchie. Die Demokratie in Florenz. Die Dynastenkämpfe in Mailand. Die Handelsrepubliken Pisa, Genua, Venedig. Aristokratische Verfassung Venedigs bis zur Errichtung des Zehnerraths. Heinrich's vergebliche Kämpfe in Italien und Tod.

Wenige Jahre vor seinem Ende hatte der französische König Philipp der Schöne die Wirren in Deutschland, welche durch Albrecht's Ermordung herbeigeführt wurden, benützt, um mit Hülfe des unter seinem Einfluß stehenden Papstes die deutsche Krone seinem Bruder Karl von Valois und dadurch seinem Hause zuzuwenden. Allein Clemens, in der Voraussicht, daß dann der päpstliche Stuhl in noch drückendere Abhängigkeit kommen würde, wirkte insgeheim dagegen. Von ihm gewarnt, versprach zwar der Erzbischoff von Köln dem französischen König seinen Beistand, mahnte aber insgeheim den Erzbischoff von Mainz, Peter Aichspalter, die Wahl eines Deutschen zu beschleunigen. Dieser, eingedenk der Würde Deutschlands, aber auch des kurfürstlichen Grundsatzes, die Krone keinem durch seine Hausmacht starken Fürsten zu geben, lenkte die Aufmerksamkeit der Wähler auf den hochherzigen und ritterlich gesinnten Grafen Heinrich von Luxemburg (Lützelburg), den Bruder des Erzbischoffs Balduin von Trier und Schwiegersohn des Herzogs Johann von Brabant. Obgleich anfangs die Meinungen der Fürsten getheilt und nur darin einig waren, keinen Habsburger zu wählen, so brachte doch Aichspalter's Vorschlag einer geheimen Stimmensammlung die Wahl des trefflichen Luxemburgers zu Stande.

Gleich auf dem ersten Reichstage, den **Heinrich** VII, kurz nach seiner Krönung, zu Speyer hielt und an welchem zum erstenmal auch durch reichsstädtische Abgeordnete das deutsche Bürgerthum vertreten war, war es sein ernstes und kräftiges Bemühen, durch Achtung der Königsmörder, durch vorläufige Bestätigung der eidgenössischen Freiheit, durch demüthigende Bestrafung des trotzigen Grafen Eberhard von Württemberg, dieses steten Bedrängers der schwäbischen Reichsstädte, und überhaupt durch möglichste Schirmung der Rechte geistlicher und weltlicher Genossenschaften wider die Eingriffe der Willkühr den gestörten Landfrieden wieder herzustellen. Auch glückte es ihm noch auf demselben Reichstage, dem Wunsche der Böhmen entgegenkommend, durch die Belehnung seines Sohnes Johann mit dem Czechenreiche (Böhmen), den Grund zur luxemburgischen Hausmacht zu legen, welche bestimmt schien, den um sich ergreifenden Ehrgeiz der Habsburger zu beschränken.

Es konnte nämlich Heinrich von Kärnthen (K. 1, 2 a. E.) seine Herrschaft in Böhmen nicht behaupten. Als er Wenzeslaw's Schwester Elisabeth gefangen hielt, weil sie sich weigerte, einem seiner Anhänger ihre Hand zu geben, baten die darob empörten Böhmen den König Heinrich, ihnen seinen (damals erst 14-jährigen) Sohn Johann zum König zu geben und ihn mit Elisabeth zu vermählen. Heinrich von Kärnthen wurde durch das Fürstengericht — auf den Grund, daß er nie um die Belehnung mit Böhmen eingekommen war — dieses Lehens verlustig erklärt, und Johann nach Böhmen gesendet, um sich unter dem Beirath des Erzbischoffs Aichspalter in den Besitz jenes Landes zu setzen.

Hierauf sah sich König Heinrich nach einem weitern Feld seiner bedeutenden Thatkraft um. Anstatt sich aber den Anforderungen der Gegenwart an die Pflege und vorsichtig leitende Förderung der in Deutschland nun aufkeimenden Bildungsstoffe hinzugeben und dem mannichfachen unter sich und gegen das Königthum streitenden Kräften, die sich in der aufstrebenden Freiheit des städtischen und eidgenössischen Bürgerthums, so wie im Unabhängigkeitsstreben der Landesherren und Adelsvereine kund thaten, eine unschädliche, dem Wohl des Ganzen nützende Bahn und Richtung anzuweisen, ließ er sich mit dem ihm eigenen Feuer ritterlicher Abentheuerlust von der Sehnsucht nach der idealen Größe der Vergangenheit einnehmen und gedachte die entschwun-

dene Hoheit des Kaiserthums in einer glänzenden Römerfahrt durch Erneuerung der oberlehnsherrlichen Rechte und Ansprüche in Italien wieder herzustellen. Allerdings gaben ihm Briefe und vornehme Boten aus der Lombardei, wo sich die Parteien noch mit der alten Leidenschaftlichkeit bekämpften und von denen die Ghibellinen im deutschen König wieder einen Halt zu bekommen hofften, eine nicht ungegründete Aussicht auf das Gelingen, weßhalb denn auch die Stände Deutschlands — zum Theil in gleicher Erinnerung an die ehemalige Reichsoberherrlichkeit, zum Theil in der Hoffnung auf freiere Bewegung in des Kaisers Abwesenheit — ihre Zustimmung und Unterstützung gaben.

Selbst Papst Clemens billigte — in der Hoffnung, durch den Kaiser von französischer Bevormundung frei zu werden, — Heinrich's Vorhaben und sagte ihm die Kaiserkrönung zu, während sogar Philipp der Schöne sich zu einem Freundschaftsvertrag mit dem deutschen König herbeiließ, weil er ihn gern durch die italischen Verwicklungen von Deutschland abgezogen sah.

In Italien hatten sich aber seit der Abwesenheit der deutschen Kaiser die Verhältnisse wesentlich geändert. Noch zwar dauerten die alten Sonderungen in Welfen und Ghibellinen fort, aber nicht mehr im ursprünglichen, für eine höhere Idee belebten Sinne, sondern für die selbstsüchtigsten Zwecke entarteter Persönlichkeiten. Ehr- und Habgier, Eifersucht und Neid der Städte, Stände und Geschlechter verdrängten alle Gemeinsamkeit der Bestrebungen und die bis in's Kleinste sich vervielfältigenden Partei-Abzeichen machten den in den Familien gegenseitig herrschenden Parteihaß erblich. Mord, Raub, Zerstörung und Bedrückung bezeichneten in jeder Stadt stets den Sieg der einen oder andern Partei.

Außer den politischen und Familienzwisten mehrten die Kämpfe zwischen den Adelsgeschlechtern (Patriziern) und Gemeinbürgern die allgemeine Verwirrung. Anfangs kämpften letztere um Gleichheit der Rechte und als man ihnen diese versagte, giengen sie unter schlauen und herrschsüchtigen Demagogen darauf aus, den Adel zu unterdrücken, ja ihn durch die ungerechtesten Mittel zu vernichten und eine unbedingte Zunft-

herrschaft aufzurichten. Hatten sie dieses Ziel erreicht, so entstand dann ein ähnlicher Kampf zwischen den Armen und den Reichen, der die wüstesten Zerrüttungen hervorrief und nicht einmal die nöthige Herrschaft der Gesetze, geschweige eine wahre innere und äußere Freiheit möglich machte.

Aus solcher Anarchie eines zügellosen, sich stets überstürzenden Republicanismus gieng eben so folgerichtig, wie in den letzten Zeiten der altgriechischen Staaten, der Despotismus einzelner Machthaber hervor. Denn um sich wenigstens Leben und Eigenthum zu sichern, warfen sich die meisten Städte, mit Ausnahme der Seeplätze, gezwungen oder freiwillig, einzelnen Schirmherren in die Arme, welche in manchen Städten mit scheinbarer Beibehaltung der republicanischen Einrichtungen eine fürstliche Gewalt übten, in andern Städten offen als gebietende Dynasten hervortraten. Zu den größern Binnenstädten, worin sich am Ende des 13. Jahrhunderts einzelne mächtige Geschlechter entweder um die Alleinherrschaft stritten oder diese bereits errungen und Fürstenhäuser gestiftet hatten, gehörten: Ferrara, wo seit 1208 die Markgrafen von Este –, Verona, wo seit 1260 die della Scala als Herren schalteten, besonders aber Mailand, wo sich die Visconti und die della Torre –, Florenz, wo sich die Donati und Cerchi – ꝛc., und Rom, wo sich die Colonna's und Orsini's um die Herrschaft stritten.

Um einen Begriff zu geben von dem Leben und Treiben und besonders von den Parteikämpfen in diesen Städten, möge ein kurzer Abriß der Geschichte von Florenz und von Mailand bis zu dem Zeitpunct dienen, da König Heinrich seinen Römerzug antrat.

In der welfisch gesinnten Stadt **Florenz**, wo sich seit 1267 das Zunftwesen schärfer ausgebildet hatte, stellte der Capitano oder Volkshauptmann und der große Rath der guten Leute, der aus der Gemeinde gewählt wurde, die Regierung des Gewerbstandes dar, während anderseits der Adel und die höhere zünftige Bürgerschaft eine geschlossene Motta (Gesellschaft) mit einem Podesta und einem großen und kleinen Rath bildeten. Neben diesen beiden bald getrennt, bald gemeinschaftlich berathenden Gemeinden befand sich in Florenz noch ein eigenthümlicher, aus den Vornehmen und Zünften auf je zwei Monate gewählter Ausschuß, der unter drei welfischen Parteihauptleuten mit einem kleinern und größern Rath und andern Beamten stund und

alle ghibellinischen Bestrebungen zu unterdrücken den Zweck hatte. Da aber diese Einrichtung nur zu desto heftigern Parteikämpfen führte, so wurde dieser Ausschuß wieder aufgehoben und gegenseitige Heirathen sollten den Groll der Geschlechter wieder sühnen. — Weil aber allmählig die Hoffarth des Adels den Parteigeist wieder hervorrief, traten die Zünfte zusammen, stürzten das bisher zum Theil noch aristokratische Regiment und führten durch Errichtung der sogenannten Ordnungen der Gerechtigkeit eine reine Demokratie der Zünfte mit Ausschließung aller Geburtsrechte ein. Nicht lange, so übten die Vornehmern und Reichen unter dem Gewerbstande über die sogenannten Piccolini oder kleinen Leute d. i. über die gemeinern Handwerker einen weit ärgern Druck aus, als es vorher der Adel gethan hatte.

Die übeln Folgen dieses Sieges suchten nun die von den höhern Aemtern ausgeschlossenen Adelsgeschlechter dadurch abzuhalten, daß sie theils als Kaufleute, Wechsler (Banquiers), oder Notäre — einer Zunft beitraten, theils die Vorrechte begünstigter Bürgerschaft gewannen. Bald aber entspann sich Zwietracht zwischen dem Geldadel d. h. zwischen den aus dem mittlern Bürgerstande (den Mezzani's) durch Wechsel- und Handelsgeschäfte emporgekommenen reichen Bürgern und dem alten Geburtsadel oder den Grandi's, von welchen letzteren oft manche Familien aus Haß gegen andere Familien ihres Standes auf die Seite der Bürgerlichen traten.

Bei allen diesen innern Gährungen stieg indeß doch mit dem zunehmenden Reichthum die Blüthe des florentinischen Gemeinwesens, das mit seinem Landgebiete 70,000 Waffenfähige zählte und fast ganz Toscana beherrschte, ja auch das Heimathland der Künste und Wissenschaften in Italien wurde. (XVIII. 12, 2.)

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aber brach die Eifersucht des Geld- und des Geburts- (oder Waffen-) adels gegen einander in einen offenen Kampf aus, der dem alten Welfen- und Ghibellinenkampf an Leidenschaftlichkeit nicht nachstand. Der geldstolze ghibellinisch gesinnte Vieri Cerchi, das Haupt der sogenannten Weißen, vertrat die Mezzani; durch den ahnenstolzen, welfischgesinnten Corso Donati, das Haupt der sogenannten Schwarzen, suchten die Grandi ihre verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen; doch traten auch mehrere Rittergeschlechter zur Partei Cerchi's über. Zu schwach jedoch zum offenen Sieg, wandten sich die Schwarzen mit Bewilligung des Papstes Bonifacius an den ehrgeizigen Bruder Philipps des Schönen, Karl von Valois, und trugen ihm die Herrschaft ihrer Stadt an. Dieser kam mit 800 französischen Rittern und vielen italienischen Abentheurern und hielt unter dem Namen eines „päpstlichen Friedensstifters“ zum Schrecken der herrschenden Partei plötzlich seinen Einzug in die Stadt (1301). Mit seiner Hülfe nun bemächtigten sich die rachgierigen Schwarzen unter Mord, Raub und Brand der Herrschaft, verbannten einen Theil der Weißen — darunter auch den Cerchi — und zogen ihre Güter ein.

Während nun die Weißen darauf sannen, sich wieder emporzuringen, geriethen die Schwarzen unter sich in Zwietracht. Dem Waffenadel unter Corso Donati stand der Geldadel (darunter auch die Familie Medici) unter ihrem jetzigen Führer Rosso della Tosa gegenüber. Schon war Corso Donati im Begriff, die bisherige Verfassung zu stürzen und eine Signorie einzuführen, als seine Gegner ihn überfielen und er, von den Seinen verlassen, im blutigen Kampf erlag (1307). Obgleich nun die Volksherrschaft aufrecht blieb und durch neue Einrichtungen mehr künstlichen Halt gewann, so währte doch der alte Parteigeist fort.

Unter der aus Florenz mit Cerchi vertriebenen Ghibellinen befand sich auch der große Dichter Dante (XVIII. 1, 2), der mit begeisterter Sehnsucht den neuen deutschen König herbeiwünschte, in welchem er den einzigen Retter sah, der sein Vaterland aus den unseligen Parteiwirren herausreißen, die zersplitterten Kräfte desselben sammeln und durch gesetzliche Beschränkungen zum Ziel einer segenbringenden Freiheit führen sollte.

In **Mailand** standen gleichfalls die Zünfte dem Adel und der Motta oder der geschlossenen Gesellschaft des vornehmen Bürgerthums schroff gegenüber. Seit 1259 hatte sich der Besieger Ezzelino's (XVI. 7,2) Martin della Torre als Herr an die Spitze des Gemeinwesens gestellt und nach Vertreibung seines Gegners, des Erzbischoffs Otto Visconti mit den Gliedern seines weitverzweigten Hauses, auf eine Zeit lang Ruhe und Ordnung zurückgeführt. Diese Macht erweiterten seine nächsten Nachfolger durch Klugheit und Mäßigung, indem sie mehrere andere Städte, wie Lodi, Novara, Bergamo, Como, Brescia, Vercelli bald durch Güte, bald mit Waffengewalt unterwarfen und dann Glieder ihrer Familie zu Podesta's in diesen Städten bestellten. Bald aber führte harte Bestrafung Mißvergnügter ihren vertriebenen Gegnern, den Visconti's, neue Verstärkung zu, so daß durch den Abfall von Como und Novara sich ein furchtbarer Parteikrieg entspann. Eine verlorene Schlacht am Desio 1277 brachte selbst die Mailänder zum Aufstand gegen die Torreaner: diese wurden vertrieben und dagegen die Familie Visconti zurückgerufen, welche unter ihrem greisen und milden Haupte, jenem Erzbischoffe Otto Visconti, die Obmacht bekam und zu so bedeutender fürstlicher Macht emporstieg, daß 1290 Matteo Visconti über die Städte Novara, Vercelli, Como, Alessandria und über die Markgrafschaft Montferrat unter dem Titel Capitano del popolo (Volkshauptmann) gebot und sich 1294 vom deutschen König Adolf von Nassau für Geld zum Statthalter der Lombardei ernennen ließ. Da er aber seine Macht nicht mit Mäßigung gebrauchte, mußte nun auch er und sein Haus auf die Herrschaft verzichten und vor seinem Gegner Guido della Torre die Stadt räumen. Als auch dieser sich allmählig eine fürstliche Gewalt geschaffen hatte, ward er übermüthig und vertrieb seinen eigenen Vetter Gaston della Torre, so daß nun sowohl dieser, eine Welfe, als auch Matteo Visconti, ein Ghibelline, sich an

den deutschen König Heinrich VII wendeten und ihn zur Schlichtung der Wirren herbeiriefen.

Während die meisten Freistaaten des binnenländischen Oberitaliens mehr oder weniger zum Fürstenthum neigten, behaupteten die Seestaaten Venedig, Genua und Pisa, in welchen ebenfalls der Parteigeist herrschte und einem ehrgeizigen Adel eine erwerbsüchtige Bürgerschaft auf's schroffste gegenüber stand, doch vorherrschend einen republicanischen Geist, nur bei dem einen Staate mehr in der aristokratischen, bei den andern mehr in der demokratischen Richtung. Insbesondere wußte Venedig dem Aufkommen einer Dynastenmacht durch die argwöhnischeste Verstärkung seiner republikanischen Einrichtungen vorzubeugen, dagegen aber durch das Uebergewicht der Aristokratie über die Demokratie sich schon im 12 und 13. Jahrhundert eine Bedeutung zu erringen, vermöge deren sich Venedig späterhin zur ersten Handels- und Seemacht der Welt erheben sollte.

In **Pisa** und **Genua** kamen zu den innern Parteikämpfen noch die äußern Kämpfe, welche sich von Anfang an zwischen diesen beiden Städten um die Seeherrschaft erhoben und sich noch dadurch verschärften, daß Pisa der ghibellinischen, Genua der welfischen Richtung zugethan war. Als es im Verlauf dieser Kämpfe der Stadt Genua gelang, 1284 durch ein Bündniß mit Lucca, Pistoja, Florenz und andern Städten in Toscana den Vorrang zu gewinnen, übergab Pisa, um sich gegen Genua zu halten, sein Stadtregiment dem Grafen Ugolino, der aber bald nach einigen Verlusten und nach einem unvortheilhaften Frieden mit Genua, wegen seiner welfischen Gesinnung des Hochverraths beschuldigt und von dem rasenden Volk, das sich der Leitung ghibellinischer Großen, eines Ubaldini, Sismondi u. a. hingab, aus seinem Palast in einen Thurm am Arno geschleppt wurde, worin man ihn mit zwei Söhnen und Enkeln den langsamen Qualen des Hungertods preißgab. — Ein neuer Vertrag mit Genua sicherte den Pisanern zwar wieder einen Theil der verlornen Besitzungen in Sardinien, selbst auch auf eine Zeit lang Corsica; dennoch fieng ihre Macht durch die beständigen Fehden mit ihren Nachbarn an, zur Zeit von Heinrich's Römerzug wieder in Abnahme zu gerathen.

Genua hatte gleichfalls in seinem Innern unter starken Parteikämpfen zu leiden, indem sich die Welfen, welche von den Familien Grimaldi und Fieschi, und die Ghibellinen, welche von den Familien Doria und Spinola geleitet wurden, fortwährend um den politischen Vorrang stritten. Dennoch war die Republik nach Außen einig, und rang sich durch den Besitz von Sardinien, Corsica und Elba und durch Handelsansiedlungen in Galata (der Vorstadt Con-

stantinopel's), wo sie die Zerrüttungen des byzantinischen Reichs zu ihrem Vortheil benützten, zu einer bedeutenden Macht empor. Dadurch aber erregte sie die Eifersucht der Venetianer, daß zwischen beiden Handelsrepubliken anfangs eine Reihe von kleinen Fehden entstand, die endlich in einen Kampf „auf Leben und Tod" ausschlugen, dessen Verlauf die folgende Periode darthun wird.

Venedig, dessen Ursprung schon oben (XIII. 9, 2) berührt wurde, hatte sich seit seiner Entstehung auf den Lagunen durch ausgewanderte Bewohner der verschiedenen Küstenstädte des alten venetischen Festlandes, vom 5. bis ins 7. Jahrhundert in Ruhe vor den Störungen der verheerenden Züge, welche Italien in jenen Jahrhunderten heimsuchten, zu einem Seestaat herangebildet und durch Kämpfe mit den Slavoniern der dalmatischen Küste seinen kriegerischen, unternehmenden Geist zu entwickeln begonnen. Die Verfassung war gleich von vorne herein eine demokratische mit Volksversammlung und jährlich gewählten Tribunen. Nachdem die von den Longobarden drohenden Gefahren zur Wahl des ersten Duca oder **Doge** (697) geführt hatte, den die Tribunen ernannten und die Volksversammlung zu bestätigen hatte, fieng Venedig's Macht an, sich zu erweitern. Der Doge Urseolo II (997) eroberte die Küsten und Inseln Istriens und Dalmatiens und fügte seinem Titel den eines Herzogs von Dalmatien hinzu. Das Streben, diese herzogliche Würde in seinem Geschlechte erblich zu machen, erregte den Ehrgeiz und die Eifersucht anderer Familien, die durch Venedigs zunehmenden Handelsreichthum reich und mächtig geworden waren, so daß sie in einem Aufstande die Urseoli's verbannten und durch den neuen Doge Domenico Flamenigo das übrigens wohlthätige Gesetz bestätigen ließen, daß kein Doge mehr einen Mitregenten und Nachfolger ernennen dürfe. Zugleich gaben sie ihm zwei Räthe bei und verpflichteten ihn, in wichtigen Angelegenheiten eine Anzahl von 60 Bürgern zur Berathung zuzuziehen, die er jedoch selbst wählen durfte und die man Pregadi d. i. die (zur Berathung) Gebetenen oder Geladenen nannte.

Als der byzantinische Kaiser Manuel, nach dem Besitze von Dalmatien lüstern, den Venetianern in Constantinopel ihre Schiffe und Güter in Beschlag nahm und die dort ansäßigen Venetianer in Ketten warf, sollte der Doge Vitale Michieli mit einer Flotte Rache nehmen. Weil er sich aber vor Constantinopel durch trügerische Unterhandlungen hinhalten ließ, bis eine Pest die Flotte verheerte und sich durch die Heimfliehenden auch in Venedig ausbreitete, stund das Volk auf und erschlug den unglücklichen Dogen. Diesen Umstand benützte die Quarantania oder das Vierzigergericht, das für peinliche und wichtige bürgerliche Fälle eingesetzt war, und gab sowohl der Dogengewalt, zu der bis dahin nur 12 Familien gelangt waren, als auch der Volksgewalt, die bei jeder neuen Dogenwahl sich geltend zu machen suchte, eine noch größere Beschränkung. Man ernannte alljährlich aus jedem der sechs Stadtviertel 12 Wähler und

ließ durch diese 72 Wähler jährlich aus den Bürgern aller Klassen 470 ernennen, die den großen Rath ausmachten, der in allen wichtigen Angelegenheiten die Nation vertreten sollte und das Recht bekam, sich selbst zu ergänzen. Ein beständiger Ausschuß aus diesem großen Rathe, bestehend aus 60 jährlich zu erneuernden Mitgliedern, trat fortan an die Stelle der Pregadi und erhielt den Titel Signoria oder Senat.

Von dem großen Rath gieng nun eine immer weitere Einschränkung der Dogengewalt aus. Er legte sich das Recht zu, fast alle Aemter zu besetzen, und setzte dem Doge, statt der bisherigen zwei Räthe, sechs zur Seite, welche mit ihm und dem Senate den kleinen Rath bildeten, der seine Beschlüsse dem großen Rath zur Bestätigung oder Verwerfung vorlegen mußte. Seine Anträge (besonders die in Steuersachen) wurden späterhin von der Quarantania geprüft, deren drei Capi oder Vorsitzer auch Mitglieder des kleinen Raths wurden. (Der neu ernannte Doge Sebastiano Ziani war derselbe, der 1172 den Frieden zwischen Friedrich Barbarossa und dem Papst Alexander III vermittelte s. XVI. 3, 5. a. E.) Seit 1178 wurde der Doge durch 40 aus dem großen Rath ernannte Wähler ernannt.

Die Erfahrung, daß der große und kleine Rath sich oft auch zu leidenschaftlichen Beschlüssen und Urtheilen bestimmen ließ, führte auf Errichtung des Collegiums der Avogadori, welche, anfangs aus 3, dann aus 6 bestehend, das Recht und die Pflicht hatten, die Vollziehung der Beschlüsse des Senats und des großen Raths, falls Gefahren für das Gemeinwohl daraus zu befürchten waren, durch ihr bloßes Veto auf Einen Monat zu hemmen: hatten sie dieses Veto dreimal nach einander eingelegt, dann mußten sie es vor selbstgewählten Richtern begründen.

Der Thatenglanz des 90jährigen (blinden) **Enrico Dandolo**, unter dessen Leitung die Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner (XVI. 5, 3) erfolgte, die den Venetianern so beträchtliche Besitzungen und Handelsvortheile im griechischen Orient verschaffte, erregte die Eifersucht des Senats so, daß man die Behörde der fünf Correttori oder Eidesprüfer errichtete, welche die Verwaltungshandlungen des Dogen untersuchen, etwaige Mißbräuche bezeichnen und deren Verbesserung vorschlagen sollten. Als sodann der folgende Doge Pietro Ziani in den neuerworbenen griechischen Besitzungen seine Freunde zu Statthaltern beförderte und diese dadurch reich und mächtig wurden, so nahmen ihre Neider dadurch Veranlassung, die Dogengewalt noch weiter zu beschränken. Fast bei jeder neuen Wahlcapitulation steigerte sich nun die Ueberwachung des Staatsoberhaupts, weil man dadurch das Land theils vor fremdem Einfluß, theils vor innern Parteikriegen verwahren wollte, durch welche die andern Staaten Italiens zerrüttet wurden. So wurde es z. B. dem Doge durch verschiedene Gesetze verboten, abzudanken, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen, Handel zu trei-

ben, im Auslande Besitzungen zu erwerben oder Aemter anzunehmen, ausländische Frauen zu heirathen oder seine Söhne solche Verbindungen eingehen zu lassen rc.

Ein Volksaufruhr wegen einer neuen Steuer, in Verbindung mit einem Familienzwist zwischen Gliedern der Familie Tiepolo, als den Vertheidigern der alten Aristokratie, und den Gliedern der Familie Dandolo, als den Vertheidigern der neuen Aristokratie oder des Geldadels, gab Veranlassung zu einer neuen, noch künstlichern Organisation der Dogenwahl, um letztere jeder Art von Ränken zu entziehen. Nachdem nämlich die Wahlart und Wählerzahl im Lauf der Zeit sich mehrmals geändert hatte, stellte man im Jahr 1268 folgende Form auf und hielt sie auch für die Zukunft fest, weil es unmöglich war, hierin die Vorsicht und das Mißtrauen weiter zu steigern: — „War der große Rath versammelt, so zog man durch's Loos 30 Mitglieder, die ein abermaliges Loosen auf 9 beschränkte. Diese 9 Räthe ernannten 40 vorläufige Wähler, die ihrerseits durch das Loos auf 12 vermindert wurden. Diese 9 ernannten 45 Wähler, die eine letzte Loosbestimmung auf 11 beschränkte; diese 11 letztern wählten 41 Wähler und diese wurden die endlich entscheidenden Wähler. Sie waren es, die, nachdem sie vom großem Rathe nach absoluter Stimmenmehrheit bestätigt worden waren, den Dogen wählten, der mindestens 25 Stimmen für sich vereinigen mußte. Ungeachtet der bis in's Kleinliche gehenden Vorsichtsmaßregeln, mit denen man das Wählen umgab, entsprach es doch nicht immer dem vorgesteckten Ziele: mehr als Einmal gelang es der Intrigue, dem selbstsüchtigen Ehrgeize und andern, dem Wohle des Vaterlands fremden Leidenschaften, durch dieses enge, aber biegsame Netz hindurchzubrechen." (Leon Galibert's Gesch. d. Rep. Venedig I. S. 95.)

Durch den ersten nach diesem System erwählten Doge Lorenzo Tiepolo sprach die Republik Venedig auf das förmlichste und feierlichste ihr Souverainetätsrecht über das adriatische Meer aus, womit sie 100 Jahre zuvor vom Papst Alexander III durch das Symbol eines Rings bekleidet worden war. Zwar widersetzten sich die Uferstaaten, mußten aber 1275 Venedig's unumschränkte Meerherrschaft anerkennen. (Zur Erinnerung an jene päpstliche Schenkung fand alljährlich am Himmelfahrtstag ein Nationalfest Statt, wobei der Doge, von den ersten Staatsbeamten und dem höchsten Adel umgeben, auf einer im Goldschmuck prangenden Galeere (genannt der Bucentoro oder Bucentaur) unter einem prächtigen Baldachin sitzend, nach einem gewissen Puncte fuhr und dort unter den Gesängen der Geistlichkeit vor den Augen aller auswärtigen Gesandten, welche durch ihre Gegenwart die Besitzergreifung zu bestätigen schienen, einen goldnen Ring mit den Worten in's Meer warf: „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen der wahren und beständigen Herrschaft!")

Gegen den päpstlichen Stuhl behauptete übrigens die venetianische Republik eine entschiedene selbständige Haltung; zwar nahm sie seit 1286 das geistliche Inquisitionsgericht gegen die Ketzer bei sich auf, aber unter so großen Be-

schränkungen, daß z. B. Niemand seinem weltlichen Richter entzogen werden durfte und daß selbst Ketzer ihr Urtheil vom gewöhnlichen Gericht zu empfangen, die Inquisitoren also nur die öffentliche Anklage zu informiren hatten.

Da die Neu-Aristokratie, um sich gegen den Altadel zu halten, gern auf das Volk sich stützte und dieses öftere Versuche machte, sein früheres Volksversammlungsrecht wieder herzustellen; so brachte es 1298 der Doge Pietro Gardenigo, ein Mann des alten Adels, von unbeugsamem Willen und großem Feldherrnruhm, durch einen gelungenen Staatsstreich dahin, daß alle diejenigen Geschlechter, die bis jetzt noch nicht in den hohen Rath gekommen waren, für alle Zukunft davon ausgeschlossen wurden, mithin sich eine geschlossene Erbaristokratie gründete. (Das Verzeichniß der regierungsfähigen Geschlechter oder das sogenannte goldene Buch wurde 1319 geschlossen und späterhin höchst selten und nur, wenn der Staat in großer Geldnoth war, gegen ungeheure Summen zur Aufnahme neuer Geschlechter geöffnet.) — In dem nämlichen Jahre wurde selbst die jährliche Wählerschaft und die periodische Erneuerung des großen Raths abgeschafft, so daß fortan Jeder, wenn er zu den Rathsgeschlechtern gehörte und 25 Jahre alt war, schon dadurch Mitglied des großen Raths war. Als dem Volke, dem diese Reform in der bewegten Zeit des Kriegs mit Genua und Constantinopel zur Beistimmung vorgelegt worden war, nachher über den völligen Verlust jener seiner Rechte die Augen aufgiengen, suchte es durch Verschwörungen die neue Verfassung wieder umzustürzen. Die erste, vom Mittelstand ausgehende Verschwörung wurde bald entdeckt und schwer bestraft; eine zweite von den Tiepolo's und einigen andern edlen Geschlechtern gegen Gardenigo gestiftete und vom Volke begünstigte war dem Gelingen ganz nahe (1309), wurde aber ebenfalls vereitelt und blutig bestraft.

Der Schrecken nun, den die letztere Verschwörung dem Adel einflößte, veranlaßte ihn zu Vorsichtsmaßregeln, durch welche das Wesen der venetianischen Staatsverfassung — als einer aristokratischen Republik — gänzlich verändert und entstellt wurde. Man wollte nämlich durch eine dictatorische Gewalt das gefährdete Leben der Gewalthaber sicher stellen und führte den **Rath der Zehn** ein, dem der große Rath zur Unterdrückung der Verbrechen des Abfalls und Hochverraths eine unumschränkte Gewalt gab und zu diesem Zweck ihm auch die Verfügung über die öffentlichen Gelder übertrug. Anfangs war dieser Zehnerrath nur auf zwei Monate eingesetzt; nach und nach aber wurden seine Vollmachten verlängert und schon nach Ablauf eines Jahres hatte er die ganze Kraft eines beständigen Gerichtshofes. Gleich bei seiner Einsetzung bemächtigte er sich der obersten Leitung der Republik, vereinigte nach und nach alle Gewalten in sich und „gab der Macht des Staats einen Centralpunct und dem Handeln der Regierung eine unwiderstehliche Gewalt, mit Einem Wort, er begründete den Despotismus und behielt von der Freiheit nur den Namen bei." — „Während der ganzen Dauer seines Bestehens (sagt Galibert) entwickelte der Zehnerrath

eine Wachsamkeit, die man nie zu täuschen vermochte; seine Absichten waren beständig in's tiefste Geheimniß gehüllt, und um deren Ausführnng zu sichern, zeigte er alle Zeit eine unerschütterliche Festigkeit. Die Republik machte er nach Außen groß, obwohl durch seine Wortbrüchigkeit zugleich zu einem Gegenstand des Abscheu's; im Innern hielt er die Ruhe aufrecht, beugte den Verschwörungen gleich in ihrem Entstehen vor, und war immer klug genug, um den Haß, den seine Gewaltherrschaft erweckte, ohnmächtig zu machen. Die richterlichen Formen dieses Raths waren furchtbar und boten dem Angeklagten keinen Schutz; war ihm eine Anzeige gemacht worden, so nahm einer seiner drei Präsidenten die Beschwerdepuncte auf, vernahm die Zeugen, ließ die Angeklagten festnehmen, verhörte ihn und schrieb seine Antworten nieder. Waren die Beschwerden, die sich aus dieser summarischen Instruction ergaben, hinreichend, um die Sache der Entscheidung des Raths der Zehn zu unterwerfen, dann erhielt der Angeklagte weder einen Vertheidiger, noch ward ihm der Trost, seine Verwandten und Freunde zu sehen; nie ward er den Zeugen gegenübergestellt; wenn er verurtheilt wurde, so war keine Appellation möglich und die Richter konnten ihn sofort auf dem öffentlichen Platze hängen, oder in einem Kanale ersäufen, oder in einem Gefängniß erdrosseln lassen, je nachdem sie es für rathsam hielten, die Sache zur Oeffentlichkeit bringen oder nicht."

Wie sich später daraus die noch furchtbarere Gewalt der venetianischen Staatsinquisition entwickelte, wird sich im Verlauf der folgenden Periode zeigen.

Also gieng Heinrich VII begleitet, von einigen tausend Deutschen, darunter sich der Herzog Leopold von Oesterreich und der Erzbischoff Balduin von Trier befand, mit dem ausgesprochenen Vorsatze, die politischen Parteien zu versöhnen, im Oct. 1310 über die Alpen und hielt, von vielen ghibellinischen Lombarden verstärkt, ohne Widerstand seinen Einzug in Mailand, wo ihm die lombardische Krone (eine neue nämlich, die alte sog. eiserne war verloren gegangen) ertheilt wurde. Bald aber erhob in dieser Stadt die welfische Partei unter Guido della Torre einen Aufruhr, der jedoch mit Kraft niedergeschlagen und mit der Vertreibung Guido's und der Einsetzung Matteo's della Torre beendet wurde. Da sich fast zu gleicher Zeit verschiedene Städte (Cremona, Lodi, Bergamo, Brescia, Mantua, Padua) gegen die königliche Oberherrlichkeit erhoben, so wurden dieselben durch Waffengewalt wieder unterworfen und mußten ihren Treubruch durch schwere Geldstrafen büßen.

Hierauf zog Heinrich über Genua (wo seine Gemahlin starb) und über das von dem welfischen Florenz hart bedrängte

Pisa nach Rom. Dort hielten die Ghibellinen unter der Führung der Colonna's den Lateran und das Coliseum — die Welfen unter den Orsini's das Capitolium, die Engelsburg, die Peterskirche und die Vorstadt am rechten Tiberufer besetzt, und standen so, in zwei feindliche Lager getheilt, im wildesten Parteihaß einander gegenüber. Zugleich hatte unterdeß Philipp der Schöne anfangs heimlich, dann offen, den ehrgeizigen König Robert von Neapel, Karl von Anjou's Enkel, der nach der Herrschaft in Italien trachtete, gegen den deutschen König aufgereizt, deßgleichen auch den Papst genöthigt, ihm wegen der versprochenen Krönung Schwierigkeiten zu machen.

Allein Heinrich erstürmte die Tiberbrücke und das Capitol und ließ sich, da er die Peterskirche nicht einnehmen konnte, im Lateran durch einen vom Papst endlich doch abgeordneten Cardinallegaten zum römischen Kaiser krönen. Kaum aber waren die im Gefolge Heinrich's befindlichen Deutschen aus dem ihnen „unheimlichen Wälschland" wieder in die Heimath zurückgekehrt, als sich alle Welfen im Mittel- und Oberitalien unter dem Vorgang von Florenz gegen den Kaiser erhoben und in Unteritalien König Robert mit verstärkter Macht sich gegen ihn aufmachte.

Jetzt erst gab Heinrich seine bisherige vermittelnde und darum schwache Stellung auf. Er rief alle Ghibellinen zu den Waffen, schloß mit dem König Friedrich II von Sicilien (aus dem Hause Aragonien) gegen Robert einen Bund bedrängte Florenz und sprach in Pisa, wo er den verheißenen Zuzug aus Deutschland, der Lombardei, Toscana und Sicilien erwartete, gegen Robert, als Herrn der Provençe oder Arelats, die Reichsacht aus, die der Papst durch vergebliche Drohungen von diesem seinem Lehensmann abzulenken suchte.

Schon waren die Deutschen unter der Führung Leopold's von Oesterreich durch die Schweiz — und die ghibellinischen Flotten von Genua und Pisa her im Anzug; schon landeten die Sicilianer auf Calabrien, während des Kaisers Hauptheer von Pisa aus sich aufmachte, um in Neapel einzufallen, also daß König Robert schon an eine Flucht nach der Provençe dachte, — als der Kaiser zu Buonconvento (bei Siena) plötzlich starb und dadurch

nicht nur die ganze Unternehmung gegen Neapel zusammt der Hoffnung auf Wiederherstellung der deutschen Oberherrlichkeit über Italien scheiterte, sondern auch Italien selbst nach dem eiligen Auseinandergehen aller durch den Kaiser zusammengehaltenen Ghibellinen wieder in das alte Wirrniß der Parteiungen zurückfiel, in welchem sowohl die Freiheit des Bürgerthums vollends untergieng, als auch die Kirche, von französischen Ränken umstrickt, in noch tiefere Knechtschaft fiel, wenn auch der Papst zu Avignon nicht säumte, in den sogenannten Clementinen „die Oberherrlichkeit über das deutsche Reich" in Anspruch zu nehmen.

Man hat lange behauptet, Heinrich VII sey von einem Dominicanermönch im Abendmahl vergiftet worden, und hat die Großmuth des Kaisers gepriesen, der, als er die Wirkung des Giftes verspürte, dem Thäter verziehen und zu eiliger Flucht gerathen habe. Allein Barthold in s. Lebensbeschreibung dieses Kaisers hat klar dargethan, daß jene Angabe eine falsche ghibellinische Vermuthnng war, indem der sonst so kräftige Kaiser einem durch große Anstrengung, durch die Sonnenhitze und durch unvorsichtigen Genuß des rothen Weins entstandenen Fieber, zu welchem der Mangel guter ärztlicher Pflege hinzukam, im 51. Jahre seines Alters erlag.

2. Deutschland zwiegetheilt durch Doppelkönigswahl: Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich. Krieg in Deutschland und Verzweigung desselben nach der Schweiz. Kampf der Waldstädte gegen Leopold. Schlacht bei Morgarten. Sieg Ludwigs bei Ampfing und Friedrich's Gefangenschaft.

Der Tod des Kaisers stürzte auch Deutschland in einen schweren Parteikampf. Die Luxemburger, wie die Habsburger suchten aus ihrer Mitte dem Reiche das neue Haupt zu geben und sparten zu diesem Zweck weder Schenkungen noch Verheißungen, um die Wähler zu gewinnen. Die habsburgische Partei, geleitet von dem geistes= und thatkräftigen, nur zu leidenschaftlichen Herzog Leopold von Oesterreich und unterstützt vom Erzbischoff von Köln, stellten den Herzog Friedrich den Schönen, Leopold's ältern Bruder, einen durch Milde, Biedersinn, ritterlichen Muth und körperliche Schönheit ausgezeichneten Mann, als Kronbewerber auf. Die luxemburgische Partei hätte gerne Heinrich's Sohn, den König Johann von Böhmen, gewählt; allein da er erst 17 Jahre alt war, so lenkte der Erzbischoff von

Mainz (Peter Aichspalter) die ihm zu Gebot stehenden Stimmen auf den Herzog Ludwig von Oberbayern, der von Mutter's Seite gleichfalls ein Enkel Kaiser Rudolf's war und den Ruf der Tapferkeit und eines einnehmenden Wesens hatte.

Bayern war damals nicht bloß in Oberbayern und Niederbayern getheilt, sondern es schied sich noch überdieß Oberbayern auch in zwei Theile. Ludwig's Besitzthum bestand in dem kleinern Theile von Oberbayern, während sein Bruder Rudolf den größern und dazu noch die Pfalz mit der Kurstimme besaß. In Niederbayern hatte Herzog Otto bei seinem Sterben 1312 den Herzog Ludwig zum Vormund über seinen Sohn eingesetzt; allein der Adel verwarf das Testament und berief im geheimen Einverständnisse mit Rudolf, den Herzog Friedrich von Oesterreich zum Vormund. Darüber entstund Fehde, in welcher Ludwig die Oesterreicher bei Gamelsdorf 1313 besiegte. In dem darauf folgenden Sühnevergleich gestand Friedrich dem Ludwig die Vormundschaft unter der Bedingung zu, daß dieser ihn bei der Bewerbung um die deutsche Krone unterstütze.

Obgleich Ludwig seinem Jugendfreunde und Geschwisterkindsvetter Friedrich versprochen hatte, für ihn zu stimmen, nahm er doch, von seiner Partei durch Drohungen und entgegengesetzte Rechtsauslegungen bewogen, nun selbst die angebotene Wahl an; und da Friedrich, auf Leopold's festes Andringen, nicht von seinen Forderungen zurücktrat, so standen nach einem 14monatlichen unruhvollen Interregnum beide Parteien am Wahltage mit den Waffen einander gegenüber, und während von der habsburgischen Partei mit zwei unbestreitbaren Stimmen zu Frankfurt **Friedrich der Schöne** erkoren wurde, wählte gleich darauf die luxemburgisch-wittelsbachische Partei mit drei unbestreitbaren Stimmen zu Sachsenhausen **Ludwig den Bayern**, worauf dieser in Aachen von dem Erzbischoff von Mainz, jener in Bonn von dem Erzbischoff von Köln gekrönt wurde, also daß man zu sagen pflegte, Ludwig habe die Krone nicht aus den rechten Händen, Friedrich nicht am rechten Ort empfangen (1314).

Von Stund an war Deutschland zwiegetheilt und die Entscheidung, wer Alleinherr seyn solle, dem Gottesurtheil der Waffen überlassen, und ein achtjähriger Bürgerkrieg verheerte

die süddeutschen Gaue, insbesondere Bayern, Schwaben, das Elsaß, den Rheingau und die Schweiz, während die norddeutschen weniger davon berührt wurden und meist ihre Sondervortheile verfolgten.

Auf Friedrich's Seite standen Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, die habsburgischen Erblande im Elsaß und Oberschwaben und die meisten darin befindlichen Städte und Adelsgeschlechter (darunter auch der oft genannte Graf Eberhard von Württemberg); außerdem der Markgraf von Baden, der Pfalzgraf Rudolf von Bayern und bei Rhein, der Erzbischoff von Köln, und außer Deutschland die Könige von Ungarn und Neapel. Auf Ludwig's Seite waren Böhmen, Thüringen, Meißen, sodann die meisten Städte am Rhein, die unter ihm noch mehr Freiheiten zu gewinnen hofften. Auch die schweizerischen Waldstätte, die eine Abneigung gegen Oesterreich hatten, nahmen für Ludwig Partei. Dafür beschloß Herzog Leopold diese „aufrührerischen Unterthanen", wie man sie am österreichischen Hofe nannte, ohne Säumen zu züchtigen. Es sammelten sich daher die habsburgischen Schaaren zu Baden im Aargau, um an verschiedenen Stellen in das Land der Eidgenossen einzubrechen. Leopold selbst brach an der Spitze einer 9000 Mann starken Kernschaar auf, um von Zug aus über Morgarten in Schwyz einzufallen. Die Eidgenossen aber, davon benachrichtigt, hatten sich, auf den Rath des greisen erfahrnen Reding, 1300 an der Zahl, hinter Morgarten vor dem schmalen, zwischen dem Berge Sattel und dem Aegerie-See befindlichen Durchgang gelagert und erwarteten, durch Gebet gestärkt, das stolz heranziehende Ritterheer. Fünfzig Landesverbannte, die dem bedrängten Vaterlande ihre Dienste angeboten, aber damit zurückgewiesen worden waren, hatten auf eigne Gefahr den Sattelberg besetzt, um von da aus dem unten durch den Paß ziehenden Feinde zu schaden. — Kaum war das österreichische Heer in den Paß eingerückt und die Vorhut der Ritter an die engste Stelle gekommen, als sie von herabgeworfenen Felsblöcken und Baumstämmen gehemmt und in Unordnung gebracht wurden, die sich durch den gleich darauf erfolgenden Ansturm der Eidgenossen dem ganzen Zuge mittheilte und mit regelloser Flucht und gänzlicher Niederlage der Oesterreicher bei **Morgarten** endete. Ueber 1500 Gemeine und 350 Edle (darunter ein Graf von Habsburg-Laufenburg, ein Bonstetten und zwei Hallwyl) fielen theils unter den Hellebarden und Morgensternen der Schweizer, theils wurden sie in den See gesprengt und ertranken, während die Sieger nur 15 Todte zählten. Mit genauer Noth entkam Leopold mit dem Rest nach Winterthur. Auch die übrigen eingedrungenen Schaaren wurden am folgenden Tag geschlagen. Nachdem so das Land befreit war, traten die Eidgenossen wieder in Brunnen zusammen nnd erneuerten den 9. Dez. 1315 in einer geschriebenen Einigungsurkunde den zehnjährigen Bund auf ewige Zeiten. König Ludwig bestätigte ihnen nachher denselben (1316) und zog die österreichischen Güter in der Schweiz als Reichslehen ein.

Nachdem sich der Krieg in Deutschland sieben Jahre lang unentschieden hingezogen hatte, kam es zwischen beiden Königen am 20. Sept. 1322 zu der entscheidenden Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing, in welcher Ludwig durch die Feldherrnkunst Seyfried Schweppermann's siegte und Friedrich gefangen wurde, um in der Haft auf der Burg Trausnitz seines Lebens Kraft und Frische einzubüßen, da ihm die zugemuthete Thronentsagung, zu der er für seine Person geneigt gewesen wäre, von seinem Bruder nicht gestattet wurde.

Die nähern Umstände jener Schlacht sind folgende. Friedrich lagerte mit 30,000 Mann (worunter 5000 ungarische Reiter waren) bei dem salzburgischen Städtchen Mühldorf und wollte daselbst die Ankunft seines Bruders Leopold abwarten, der von Schwaben her gegen Bayern im Anzug war. Schnell zog Ludwig die Bayern, Böhmen und andere bundesgenossischen Truppen zusammen, rückte gegen Friedrich an und lagerte sich auch in der Nähe von Mühldorf auf der Haide von Ampfing. — Voll Ungeduld, den langjährigen Kampf zu beenden, nahm Friedrich, ohne seinen Bruder abzuwarten, wider den Rath seiner Freunde, die angebotene Schlacht an und kämpfte in goldnem Harnische leuchtend mit der größten Tapferkeit den Seinen voran. Ludwig hatte dem zwar alten, aber kriegskundigen nürnbergischen Feldhauptmann Seyfried Schweppermann die Anordnung des Heers und der Schlacht übergeben und hielt sich in einem unscheinbaren blauen Reiterrock beim Hintertreffen. Auf seinem linken Flügel standen König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern; die Oberbayern im Centrum befehligte Ritter Albrecht von Rindsmaul; sechshundert Reiter mit österreichischen Feldzeichen von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt, lagen in einem Hinterhalt. — Nach einem 10stündigen Kampfe wichen die Böhmen und Bayern vor dem Ungestüm Friedrich's, der allein 50 Feinde mit seiner Hand niederstreckte, und mit genauer Noth entgieng König Johann der Gefangenschaft. Da, im entscheidenden Augenblicke, griff Schweppermann ein und ließ zugleich den Hinterhalt vorbrechen. — Anfangs hielten die Oesterreicher diese anstürmende Nachhut für eine Vorhut Leopold's; bald aber, durch den Angriff im Rücken enttäuscht, geriethen sie in Verwirrung und gaben die Flucht. Friedrich setzte verzweiflungsvoll den Kampf fort, ward aber von seinem verwundeten Roß zu Boden geworfen, vom Ritter Rindsmaul übermannt und durch den von diesem herbeigerufenen Burggrafen gefangen. Mit seinem Bruder Heinrich und noch 1400 gefangenen Rittern vor König Ludwig geführt, ward er mit den Worten: „Vetter, wir sehen Euch gerne!“ freundlich empfangen und darauf nach München geführt, von wo er nach der Burg Trausnitz in der Oberpfalz bei Nabburg gebracht

wurde. — Den siegreichen Schweppermann ehrte König Ludwig noch auf der Wahlstatt dadurch, daß er, als in der öden Gegend nichts als nur wenige Eyer zur Stillung des Hungers für die Fürsten aufgebracht werden konnten, dieselben mit den Worten herumreichen ließ: „Jedem Mann ein Ey, dem frommen Schweppermann zwei!"

3. Deutschland unter dem Wehe französisch-päpstlicher Uebermacht. Ludwig im Bann. Scheitern des capetingischen Plans auf die deutsche Krone. Fortsetzung des Kriegs mit der österreichischen Partei. Vergleich mit Friedrich. Deutsche Treue. Leopold's Tod, Ludwig in Italien. Kaiserkrönung aus weltlicher Hand. Gegenpapst. Schimpfliche Rückkehr nach Deutschland. Friedrich's Tod. Ludwig's Aussöhnung mit dem österreichischen Haus.

Mit Friedrich war jedoch die österreichische Partei noch nicht besiegt: denn der Vertreter derselben, Leopold, durch seines Bruders Unglück doppelt erregt, gieng nun in der Verblendung des Zorns eine Verbindung mit den Feinden Deutschlands ein und ließ sich von dem Papst Johann XXII zu Avignon, einem Franzosen, für den französischen König Karl IV gewinnen, welchen nach der deutschen Krone gelüstete. Schon gleich kurz nach dem Beginn des deutschen Thronstreits hatte der neue Papst das Schiedsrichteramt in Anspruch genommen und seitdem mit allen Mitteln die deutschen Fürsten für ein französisch-deutsches Königthum zu bearbeiten gesucht! Jetzt, da König Ludwig auf Bitten der Ghibellinen eine Hülfsschaar nach Italien sandte, und Mailand, worin damals Galeazzo Visconti (XVIII. 12, 3,) die Obmacht hatte, von einem päpstlichen Belagerungsheer befreite, gebot der Papst durch bloßen Anschlag an die Kirchenthüren zu Avignon, daß Ludwig binnen drei Monaten die Regierung Deutschlands bei Strafe des Bannes niederlegen solle. Und als Ludwig aus Scheu vor der Kirchengewalt zögerte und durch mehrfache Gesandtschaften wegen Verlängerung der gesetzten Bedenkfrist unterhandelte, sprach der Papst wirklich den Bann über Ludwig aus und belegte alle Lande, die ihm anhängen würden, mit dem Interdict.

Er setzte sogar einen Tag für die Wahl eines neuen deutschen Königs nach — Bar sur Aube fest, wo diejenigen deutschen Fürsten, die er glaubte gewonnen zu haben, erscheinen und den französischen König wählen sollten! Allein nur

Leopold von Oesterreich erschien, fühlte sich aber gleich durch den französischen Dünkel so abgestoßen, daß er dem schnöden Bündnisse entsagte und wieder nach Deutschland zurückkehrte. Das Scheitern des capetingischen Plans auf die deutsche Krone hatte man aber vorzugsweise dem ernsten Eifer des Erzbischoffs Balduin von Trier (Bruder Heinrich VII) und der vaterländischen Gesinnung des Deutschordenscomthurs Berthold von Bucheck (Bruder des damaligen Erzbischoffs von Mainz) zu danken.

Als hierauf Ludwig, sich ermannend, auf dem Regensburger Reichstag gegen das Verfahren des Papstes protestirte und sich auf eine künftige allgemeine Kirchenversammlung berief, mehrte sich die Zahl seiner Anhänger und Vertheidiger: viele Fürsten und Herren, Stifter und Städte erhoben sich gegen die päpstliche Anmaßung; mehrere Staatsmänner und Juristen (wie Johann von Gent, Lupold von Bebenburg, Marsilius von Padua u. a.) vertheidigten in Schriften die Rechte des Königs gegen den Papst, und schismatische Franziscaner benahmen durch Schriften und im Beichtstuhle dem Volke die Furcht vor den päpstlichen Bullen.

Ein Theil der Franziscaner (Minoriten oder Barfüssermönche s. oben XVI. 6, 3) behauptete die „unbedingte Armuth und Eigenthumslosigkeit Christi und der Apostel", während die Dominicaner diese Ansicht (von der sie auf die Beurtheilung des Eigenthums der Geistlichkeit einen gefährlichen Einfluß befürchteten) auf Grund der Schrift verwarfen. Dieser Streit zwischen den beiden ohnedieß stets auf einander eifersüchtigen „Bettelorden" erhitzte sich so, daß sich der Papst zu einem Ausspruche genöthigt sah und den Dominicanern Recht gab. Als hierauf jene Fraction der Franziscaner (man nannte sie die Spiritualen) die Unfehlbarkeit des Papstes angriff, that der Papst sie in den Bann. Dadurch erbittert, begaben sich nun diese Minoriten in Ludwig's Schutz und sprachen allenthalben wider den „ketzerischen Hof zu Avignon."

Da die Gegner Ludwig's alles aufboten, ihn zu verderben, insbesondere der Papst den Polenkönig (Ladislaus Lobietek) zu einem verheerenden Einfall in die Mark Brandenburg reizte (welche Ludwig nach dem Aussterben des askanischen Hauses seinem Sohne Ludwig zu Lehen gegeben hatte) und Leopold fortfuhr, Schwaben und Bayern zu bedrängen: so suchte Ludwig eine Aussöhnung dadurch herbeizuführen, daß er sich plötzlich (im März 1325) nach der Trausnitz begab und dem gefangenen Friedrich, der während seiner dritthalbjährigen Haft

vor Kummer graue Haare bekommen hatte, (während seine Gemahlin in der Ferne sich im eigentlichen Sinne die Augen um ihn ausweinte) die Freiheit unter der Bedingung gab, wenn er der Krone entsagen und die in Oesterreich gelegenen Reichsgüter herausgeben würde; könne er aber diese Bedingung nicht erfüllen, so müsse er sich wieder zur Haft stellen. Diesen Vertrag besiegelte Friedrich durch einen Eid, und beide nahmen das heilige Abendmahl darauf.

Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, seinen Bruder Leopold und den Papst zur Einwilligung zu bewegen; weil aber diese sie hartnäckig verweigerten, so gab Friedrich ein Beispiel deutscher Treue und stellte sich freiwillig seinem Gegner zu München, obgleich ihn der Papst hatte bedeuten lassen, daß der Vertrag mit einem Gebannten ungültig sey.

Ludwig, gerührt und der Jugendfreundschaft eingedenk, theilte fortan Tisch und Bett mit ihm und richtete, um Leopold's Zorn zu entwaffnen, (im Sept. 1325) mit Friedrich den Münchner Vertrag auf, wornach beide Könige gemeinschaftlich regieren und das Reich in allen Handlungen gemeinschaftlich repräsentiren wollten. Aber die Kurfürsten versagten diesem Vertrag, als dem deutschen Reichsgrundgesetz zuwider, ihre Genehmigung. Dennoch erzwang Leopold eine Erneuerung des Vertrags (zu Ulm), nach welchem Ludwig als Kaiser Italien, Friedrich als König Deutschland regieren sollte! Allein der bald eintretende Tod Leopold's gab dem Ludwig Veranlassung, sich von jenem Vertrag zu entbinden, der allerdings practisch nicht durchzuführen gewesen wäre.

Ludwig, froh dieses leidenschaftlichen Gegners entledigt zu seyn, richtete nun, angetrieben von den Vorspiegelungen der italienischen Ghibellinen (eines della Scala in Verona, Galeazzo Visconti in Mailand, Castruccio in Lucca, Sciarra Colonna in Rom ꝛc.) und durch die Billigung der ihn umgebenden Franziscaner bestärkt, seinen Blick nach Italien, um sich dort die Kaiserkrone zu holen und das Papstthum und dessen Stütze, den König Robert von Neapel, zu demüthigen. Das alles hoffte er durch italienische Hülfe zu vermögen, da die deutschen Reichsstände ihm ihren Beistand versagten.

Mit einem ganz* kleinen Gefolge in Trient angekommen, erklärte er auf den Rath seiner mönchischen Begleiter den Papst Johann als Ketzer und Majestätsverbrecher in Acht und Bann, ließ sich zu Mailand (wo er den Galeazzo Visconti zu Gunsten seines Bruders Marcus stürzte, nachher aber doch dem Sohne des ersteren, Azzo, für 60,000 Gulden die lombardische Statthalterschaft verlieh) aus den Händen zweier gebannten Bischöffe die lombardische Krone aufsetzen, und zog, unterstützt von dem kühnen und mächtigen Condottière Castruccio über Pisa nach Rom, wo ihn die stets überspannten Römer, welche von der Wiederherstellung eines kaiserlichen Weltreichs träumten, mit Jubel empfiengen und ihr Capitano, Sciarra Colonna, ihm in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzte, zwei gebannte Bischöffe aber die Salbung ertheilten.

Anstatt nun unverweilt wider den gerüsteten König Robert, gegen den auch Friedrich von Sicilien Hülfe zugesagt hatte, gen Neapel aufzubrechen, verweilte Ludwig Monate lang in Rom, ließ den Papst Johann auch von den Römern als einen Ketzer für abgesetzt erklären, und den gelehrten Minoriten Peter von Corvara unter dem Namen Nicolaus V als Papst einsetzen. Weil dieser aber zur Einrichtung seines Hofhalts Gaben und Steuern verlangte, so änderte sich die Stimmung der Römer gegen ihn und den Kaiser; auch Castruccio verließ ihn, um auf eigene Faust seine Herrschaft weiter auszudehnen. Zwar starb derselbe plötzlich; nichts desto weniger konnte Ludwig sich nicht mehr halten, theils weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte, theils weil Robert bereits Ostia besetzt hatte und ihm die Zufuhr abschnitt. Er verließ daher Rom in großer Eile, empfahl seinen Papst dem Schutze der Pisaner und kehrte mit einem ärmlichen Gefolge unter dem Gespött der Welfen und Ghibellinen, durch Tyrol im J. 1330 nach Deutschland zurück, wo so eben der unglückliche Friedrich, der sich längst von allen Staatsgeschäften auf das Schloß Gutenstein in Oesterreich zurückgezogen hatte, vor Gram gestorben war.

Auf der Rückfahrt aus Italien schloß er zu Pavia 1329 mit den Söhnen seines Bruders Rudolf den bayrischen Hausvertrag ab, worin er demselben

die Rheinpfalz überließ und die Oberpfalz abtrat, das gegenseitige Erbrecht und den Wechsel der Kurstimme festsetzte und dadurch, ungeachtet aller nachfolgenden Theilungen, die Einheit der wittelsbachischen Lande erzielte.

Kaum war Italien wieder sich selbst überlassen, so geriethen die Parteien noch heftiger aneinander und jede suchte wieder einen auswärtigen Halt. Diese Lage benützte Ludwig's Gegner, der ehrgeizige und stets launenhaft thätige König Johann von Böhmen, um sich in Italien eine Macht zu schaffen. Die nachdrückliche Hülfe, die er der Stadt Brescia gegen die sie bedrängenden Visconti's und della Scala's brachte, bewog alle Parteien, Welfen und Ghibellinen, ihn zu ihrem Schutzherrn zu wählen und in kurzer Zeit war König Johann in Italien der gefeiertste und mächtigste Mann. Da sich aber nicht nur der Papst, Robert von Neapel und die andern Dynasten Italiens, sondern auch der Kaiser und Oesterreich durch Johann's wachsende Macht bedroht sahen, so arbeiteten alle an seinem Sturze. Seine Schritte zur Begütigung seiner Gegner halfen ihm nichts: er mußte (1333) seine ganze Stellung in Italien aufgeben, worauf er, nach Böhmen zurückgekehrt, aus dem Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem Papst weiteren Vortheil zu ziehen hoffte.

4. Gesteigerte Anmaßung der päpstlich-französischen Politik. Johann von Böhmen mit Frankreich, Ludwig mit England verbündet. Der Kurverein zur Aufrechthaltung des Reichs. Ludwig's Erwerbungen. Sein Eingriff in das Kirchenrecht. Erneuerte Bannung. Ludwig mit Ungarn gegen Italien. Der luxemburgische Gegenkönig. Ludwig's Tod. Günther von Schwarzburg. Der falsche Waldemar. Landplagen: der schwarze Tod.

Mit dem österreichischen Hause zwar war es dem Kaiser gelungen, sich auszusöhnen; allein die französisch-päpstliche Politik, mit welcher König Johann von Böhmen, der selbst nach der deutschen sowohl, als nach der polnischen Krone schielte, gegen den Kaiser stets auf's engste verbunden war, ließ dem im Glück wohl klugen und entschlossenen, im Unglück aber zaghaften und wankelmüthigen Kaiser keine Ruhe. Um von Bann und Interdict loszukommen, bediente er sich sogar der Vermittlung des falschen Böhmenkönigs. Da jedoch Papst Johann (was der Böhme wohl vorher wußte) dem Kaiser zuerst die Niederlegung der Krone zur Bedingung machte, und da nach dem baldigen Tode dieses Papstes selbst sein friedfertiger, aber dem französischen Königswillen ebenfalls zum Werkzeug dienender Nachfolger Benedict XII die gleiche Forderung stellte, — obwohl Ludwig durch eine Botschaft

sein Sündenbekenntniß abgelegt und für sich und seine Thronfolger dem päpstlichen Stuhle den Eid des Gehorsams versprochen hatte: — da durchschaute alle Welt den schnöden, auf die Unterjochung Deutschlands abzielenden Plan der französisch-päpstlichen Politik. Auch Ludwig raffte sich nun auf, schloß mit dem englischen König Eduard III ein Bündniß gegen Frankreich und schilderte auf dem Reichstag zu Frankfurt 1337 den gesammten Ständen Deutschlands seine Bemühungen um die Herstellung des Friedens, die Anmaßungen des apostolischen Stuhls und die Ränke des französischen Hofs in so eindringender Weise, daß die Stände einmüthig den Kaiser baten, die päpstlichen Aussprüche für nichtig zu erklären und das deutsche Wahlrecht sammt der Würde des Reichs durch die Kurfürsten wahren zu lassen.

Demgemäß traten die Kurfürsten (mit Ausnahme des Böhmenkönigs) d. 15. Jun. 1337 zusammen und schloßen den ersten Kurverein zu Rense (am Rhein), worin sie durch feierlichen Eid sich verpflichteten, das deutsche Reich mit aller Kraft bei seinen Rechten und Ehren zu erhalten und bei dessen Vertheidigung vor keiner Macht und Gefahr zu weichen, alle unter ihnen selbst sich erhebende Zweifel und Anstände aber durch Stimmenmehrheit zu beseitigen. Auf den Grund dieser Einigung stellte sodann der Kaiser mit dem Reichstag (8. Aug.) das bleibende Reichsgrundgesetz auf, daß der aus der Wahl hervorgegangene Kaiser seine Gewalt von Gott habe und nicht erst die Bestätigung durch den apostolischen Stuhl bedürfe. Dadurch wurde die Unabhängigkeit des deutschen Reichs von der römischen Hierarchie ausgesprochen und zugleich den Kurfürsten ihr ständisches Vorrecht gesichert.

Als nähere Bestimmungen wurden noch festgesetzt, daß päpstliche Bullen in Deutschland nur mit vorhergegangener Bewilligung der deutschen Erzbischöffe zur Annahme kommen könnten, und daß im Fall der Thronerledigung die Reichsverweserschaft nicht dem Papste, sondern dem Pfalzgrafen bei Rhein zukomme. Außerdem wurde das Interdict als nichtig erklärt. —

In den meisten deutschen Landen und Städten fand dieser Beschluß den lebhaftesten Beifall und dawidereifernde Geistliche und Predigermönche wurden entweder zum Schweigen gebracht oder vertrieben. Doch Kaiser Ludwig's Kleinmuth

stand sich selbst im Wege. Getrieben von der Sehnsucht nach Lossprechung vom Bann, gab er sich den bethörenden Lockungen des französischen Königs Karl VI hin, der ihm dieselbe für den Preiß des Rücktritts vom englischen Bündniß zu vermitteln versprach. Als nun aber Ludwig wirklich von dem so feierlich beschwornen Bündniß zurücktrat (1341) und also der französische König seinen Zweck erreicht hatte, so erfolgte doch die Lossprechung nicht!

Bisher war der Papst durch den frevelhaften Mißbrauch des Bannes und durch die Schwäche, mit der er sich zum Werkzeug der Despotie Frankreichs hergab, in den Augen aller klar Sehenden größtentheils in offenbarem Unrecht; nun aber ließ sich Ludwig durch seine Ländergier, mit der er zur Vergrößerung seiner Hausmacht schon Niederbayern gegen die Ansprüche der pfälzischen Linie an sich gezogen hatte, zu einem grellen Eingriff in das Recht der Kirche verleiten. Um nämlich Tyrol, das der zweite Sohn des Böhmenkönigs (Johann der Jüngere) durch seine Vermählung mit der Gräfin Margaretha Maultasch, der Erbtochter des Herzogs Heinrichs von Kärnthen und Tyrol, bekommen hatte, dem luxemburgischen Hause zu entreißen und an sein Haus zu bringen, trennte der Kaiser eigenmächtig diese Ehe und vermählte seinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit der also geschiedenen Gräfin (1342).

Margaretha, die ihren Beinamen nicht von ihrem unförmlichen großen Mund, sondern von einem Schloß Maultasch in Tyrol hatte, war seit 1329 mit Johann verheirathet, vertrug sich aber wegen ihres männischen, herrschsüchtigen Wesens nicht mit ihm, warf ihm Eheuntüchtigkeit vor und litt ihn nicht in ihrer Umgebung. Als nach ihres Vaters Tode Oesterreich Ansprüche an Kärnthen machte, führte sie in eigner Person einen verheerenden Krieg mit Oesterreich, mußte aber auf den Ausspruch des Kaisers, der Oesterreich mit Kärnthen belieh, nachgeben und sich mit Tyrol begnügen. Daher war ihr späterhin die Ehetrennung und neue Vermählung willkommen.

Aus diesem gesetzwidrigen Verfahren nahm der neue Papst Clemens VI, bisheriger Lehrer von König Johann's älterem Sohne Karl und Schützling des französischen Königs, dem er seine Erhebung verdankte, Veranlassung, den Bann gegen Ludwig zu erneuern und zu verschärfen. Ludwig, des Kampfes müde, unterhandelte von Neuem und gieng so weit, in einer dem Papst ausgestellten Urkunde nicht nur auf die allerdings ungesetz=

lich erworbene „Kaiser"würde zu verzichten und alle gegen den päpstlichen Stuhl gerichteten Beschlüsse zurückzunehmen, sondern auch demselben in Betreff der „Königs"würde das Bestätigungsrecht einzuräumen und unverbrüchlichen Gehorsam zu geloben.

Mit diesem Schritt sank Ludwig vollends im Vertrauen des Volks. Auch erreichte er damit nicht einmal sein Ziel: denn diesem Papste lag an Ludwig's Aussöhnung mit der Kirche nichts, sondern er beabsichtigte seinen gänzlichen Sturz und trat daher mit noch demüthigenderen Forderungen an ihn hervor. Die in Frankfurt versammelten Stände aber, die Ludwig wieder zu gewinnen suchte, mißbilligten des Kaisers Selbstwegwerfung und sandten zugleich nach Avignon eine feierliche Protestation gegen die päpstlichen Eingriffe in die Rechte des deutschen Reichs.

Noch einmal schien sich Alles für den Kaiser zum Bessern anzulassen: Frankreich war um diese Zeit wieder durch einen Krieg mit England beschäftigt; der Anfall von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau (nach dem Aussterben der gräflichen Familie d'Avesnes, dessen letzter Zweig Wilhelm IV eine Schwester Ludwig's zur Gemahlin hatte) an das wittelsbachische Haus erhöhte die kaiserliche Macht und der Tod des alten Königs Robert von Neapel, dieses unermüdlichen Welfenhaupts, schien dem Kaiser wieder freie Hand in Italien zu geben. Und wirklich war der Kaiser auf Einladung des Königs Ludwig von Ungarn, der seine Verwandtschaftsrechte auf die Thronfolge Neapels geltend machen wollte, im Begriff, Theil an dessen Zug nach Italien nehmen, als — der Papst, um diese drohende Gefahr abzuwenden, mit Hülfe und zu Gunsten des böhmisch-luxemburgischen Hauses den Sturz des Kaisers beschleunigte und durch die schon vorher von ihm und Johann erkaufte Mehrzahl der Kurfürsten die Absetzung Ludwigs und die Wahl des luxemburgischen Prinzen Karl zum deutschen König bewerkstelligte (11. Jul. 1346). Doch konnte Karl, aller Wendungen und Schliche ungeachtet, noch nicht aufkommen.

Die fünf Stimmen, die ihn wählten, waren Trier, Köln, Mainz, Böhmen und Sachsen. Um Mainz dazu zu bringen, setzte der Papst den

bisherigen Erzbischoff (Heinrich von Virneburg, einen treuen Anhänger Ludwig's) ab und einen päpstlich-gesinnten ein. Die Wahl wurde in Rense vorgenommen: denn Frankfurt und Aachen schloßen dem „Pfaffenkönige" — wie man ihn nannte — die Thore. Daher zog Karl mit einem Söldnerhaufen in Begleitung seines alten, nun auf beiden Augen blinden Vaters Johann einstweilen dem Könige von Frankreich in den Krieg gegen England zu Hülfe, und als der alte Johann in der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Crecy (1346 s. K. 5, 1) fiel, gieng Karl wieder nach Deutschland, ließ sich vom Erzbischoff von Köln zu Bonn krönen und kehrte nach Böhmen zurück. Kurz darauf begab er sich verkleidet nach Wälschtyrol und sammelte im Trient eine Söldnerschaar, um in Niederbayern einzubrechen, wurde aber durch den Markgrafen Ludwig von Brandenburg wieder aus Tyrol vertrieben.

Da überraschte (16 Monate nach Karl's Erwählung) den 63jährigen Kaiser Ludwig der Tod. Er saß eben fröhlich beim Mahle zu München, als ihm plötzlich ein Uebelbefinden ankam; um es durch Bewegung zu heben, stellte er rasch eine Bärenjagd an, sank aber auf derselben in der Nähe von Fürstenfeld vom Pferd und starb (11. Oct. 1347).

Noch aber war darum der Luxemburger nicht am Ziele. Denn der Erzbischoff von Mainz, der sich trotz der päpstlichen Absetzung in seinem Bisthum behauptet hatte, vereinigte sich mit Pfalz, Brandenburg und Sachsen-Lauenburg zur Vernichtung der Wahl Karl's und zur Wahl eines neuen Kaisers. Anfangs trugen sie die Krone dem König Eduard III von England, und als dieser sie ausschlug, dem Markgrafen Ernst von Meißen an, der sich aber von Karl durch eine Abfindungssumme von 10,000 Mark Silbers zum Rücktritt bewegen ließ. — Da um diese Zeit in Brandenburg der falsche Waldemar auftrat, um dem Markgrafen Ludwig die Regierung streitig zu machen, und bei den meisten brandenburgischen Städten und den anhaltischen und sächsischen Fürsten ernstlichen Anhang fand, so unterstützte auch Karl den Betrüger mit aller Macht. Daher trug die genannte bayrische Partei die Krone nun dem ritterlichen Grafen Günther von Schwarzburg an, der — gegen das Versprechen der wittelsbachischen Fürsten, ohne seine Einwilligung weder mit Karl, noch mit dem Papste unterhandeln zu wollen, — die Krone (30. Jan. 1349) zu Frankfurt annahm und sie mit den Waffen in der

Hand zu behaupten suchte. Allein Karl wußte die bayerischen Fürsten dadurch von ihm ab- und auf seine Seite zu bringen, daß er nicht nur um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf warb, sondern auch dem falschen Waldemar seinen Beistand zu entziehen und den Markgrafen Ludwig anzuerkennen versprach. Obgleich nun von seinen Freunden verlassen, wollte doch Günther es weiter auf die Stärke seines tapfern Arms ankommen lassen, erkrankte aber plötzlich (man glaubte an einer Vergiftung durch seinen Arzt) und überließ kurz vor seinem Tode seine Kronansprüche um 20,000 M. Silbers seinem diplomatisch gewandtern Gegner, der nun, auf das ausdrückliche Verlangen der Wittelsbacher, sich gern einer nochmaligen Wahl und Krönung unterzog (25. Jul. 1349).

Der falsche Waldemar (der Sage nach ein, dem letzten verstorbenen Markgrafen ähnlicher, ehemaliger Hofknecht desselben und nachheriger Müller bei Zerbst, Namens Rehbock, welchen, wie man glaubte, die mit dem ausgestorbenen ascanischen Hause verwandten Fürsten von Anhalt und Sachsen zu dieser Rolle abgerichtet hatten), hielt sich noch eine Zeit lang, bis diejenigen brandenburgischen Städte, die ihm noch anhiengen, allmählig mit Waffengewalt unterworfen waren. Nach seiner Vertreibung aus Brandenburg nahm ihn der anhaltische Hof zu Dessau auf und behandelte ihn bis an seinen Tod als echten Markgrafen. — Kurz vor dem Ende dieser Unruhen trat Markgraf Ludwig die Mark Brandenburg an seine beiden jüngeren Brüder (Ludwig den Römer und Otto) ab und übernahm die Regierung von Oberbayern, Kärnthen und Tyrol, auf welche beiden letzten Länder König Karl allen Ansprüchen entsagte, dafür aber die Oberlausitz mit Böhmen vereinigen durfte.

Mitten unter diesen politischen Wirren und Störungen des Landfriedens wurde Deutschland zwischen den J. 1337—1348 durch furchtbare Landplagen heimgesucht. Unter allen Schrecknissen war keine so groß, als die mörderische Pest, die unter dem Namen der schwarze Tod so schrecklich wüthete, daß ganze Städte verödet lagen und man nachher nicht Hände genug zur Arbeit fand. Alle diese Landplagen, in denen man die strafende Hand Gottes erkannte, setzten die Gemüther abwechselnd in einen Schrecken, der zwar Viele zum heilsamen Nachdenken, Viele aber auch in den sogenannten Flagellanten- oder Geißlerzügen (XVIII. 1,1.) zu wahrhaft wahnsinnigen Bußübungen trieb, denen man zuletzt mit Acht und Bann begegnen mußte.

Den furchtbaren Schrecknissen, durch welche im damaligen Jahrzehnd die Menschen erschüttert wurden, gieng die Erscheinung eines großen Kometen voran, auf den man jene nachher bezog. Zuerst erschienen drei Jahre hintereinander verheerende Heuschreckenzüge, auf welche dann an vielen Orten die Gräuel der Hungersnoth folgten. Im J. 1347 schien Vielen das Weltende zu nahen. Ein furchtbares Erdbeben verheerte Griechenland, Italien und die Alpenländer bis Basel, so daß Berge einstürzten und allein in Kärnthen die Stadt Villach und noch 30 Ortschaften von Grund aus zerstört wurden. Darauf kam der **schwarze Tod**. Diese Pest entstand in China, zog verheerend durch ganz Asien, wo sie binnen Jahresfrist 23 Mill. Menschen hinwegraffte, kam über Aegypten auf genuesischen Schiffen nach Italien, von da nach Frankreich und Großbritannien und zuletzt nach Deutschland. Mit Kopf- und Brustweh beginnend schritt sie zum Fieber mit blutunterlaufner Zunge und Kehle, dann zu Geschwüren, schwarzen Beulen und Flecken fort und endete mit Wahnsinn und Tod. Sie schonte weder Alt noch Jung, weder Vornehm noch Gering, selbst nicht Hausthiere, und wich keinem Heilmittel. Betäubende Furcht hielt oft von der Pflege und Beerdigung zurück. In vielen Städten starb die Hälfte oder ein Drittheil der Einwohner (z. B. in Lübeck 90,000, in Strasburg 16,000, in Basel 14,000); viele kleinere Orten starben ganz aus. — In manchen Städten schob der unwissende und rohe Pöbel die Schuld der Seuche auf die wuchernden Juden, und indem man sie der Brunnenvergiftung zieh, wurden ihrer Tausende erschlagen oder in ihren Häusern verbrannt, bis endlich bewaffnete Dazwischenkunft den grausamen Verfolgungen ein Ende machte.

---

4. Kapitel.

Das luxemburgische Haus auf dem deutschen Thron; Verwirrung in Deutschland und Italien.

1. Karl IV Begründer der modernen deutschen Staatskunst. Karl in Italien: Zerrüttung dieses Landes. Schmähliche Veräußerung der Kaiserrechte. Krönung in Rom. (Cola Rienzi). Italien sich selbst überlassen. Die goldne Bulle. Karl Minderer des Reichs und Mehrer seines Hauses. Befreiung des Papstthums aus der französischen Dienstbarkeit. — Karl in Böhmen. Blüthe dieses Landes unter ihm. Theilung seiner Hauslande.

Karl IV, war zwar ein gelehrter und vielseitig gebildeter Mann, aber sein Character, der sich schon aus der Art, wie er zur Krone gelangte, erkennen läßt, hatte sich — durch die argwöhnische, launenhafte Behandlung, die er als Kind von seinem Vater er-

fuhr, durch die französische Erziehung die er von seinem siebenten Jahre an am Hofe Philipp's VI erhielt, und durch die Schule der Intriguen, in die er in seinem 17. Jahre als Begleiter seines Vaters bei dessen abentheuerlicher Wirksamkeit in Italien eingeweiht wurde, — frühe gewöhnt, bei seinen Unternehmungen nicht auf offenem und geradem Wege, sondern auf den Umwegen der Verstellung und List, nicht durch tapfern und ritterlichen Muth, sondern durch kluge Berechnung und feine Gewandtheit zum Ziele zu gelangen, so daß man ihn als den Begründer der modernen deutschen Staatskunst anzusehen hat.

In allem, was er nun als König unternahm, hatte er weniger das Wohl des deutschen Gesammtvaterlandes vor Augen, als vielmehr den Sondervortheil seines Hauses, für dessen Macht und Größe er auf Kosten des deutschen Reichs und seiner Würde zu sorgen sich kein Gewissen machte.

Um die Kaiserkrone zu bekommen, verstand er sich gegen den Papst zu erniedrigenden Bedingungen. In Italien mit einer ganz geringen Begleitung angekommen, ließ er sich von den streitenden Parteien, anstatt den Uebermuth der Unterdrückenden zu zügeln und den Unterdrückten zum Recht zu verhelfen, durch Geldsummen abfinden, indem er z B von den Visconti's, um ihnen Ruhe von ihren verbündeten Gegnern zu vermitteln, 200,000 — von den Florentinern dafür, daß er ihr Gebiet nicht betrat, 100,000 Goldgulden nahm; auch trat er den Venetianern Verona und Vicenza für Geld ab. Nach dem Empfang der lombardischen Krone in Mailand eilte er nach Rom, aber nicht, wie die Römer gehofft hatten, um mit dem Gewicht seines Ansehens ihre durch den Aufstand Rienzi's zerrütteten Angelegenheiten zu ordnen, sondern im stillen Pilgeraufzug, empfieng aus den Händen des päpstlichen Legaten die römische Krone und verließ noch an demselben Tag, unter dem Vorwand einer Jagd, Rom, weil die Römer in ihn drangen, ihre Stadt zur freien Reichsstadt zu erklären und er dem Papst hatte geloben müssen, sich nicht in die römischen Angelegenheiten zu mischen. Daher erfuhr er auf seiner Rückreise nach Deutschland allenthalben Spott und Schmach, in der Lombardei schloßen ihm die Visconti's

die Thore aller ihrer Städte und der Dichter Petrarca (XVIII. 1, 1), welcher ebenfalls Großes von ihm erwartet hatte, rief ihm in einem Gesange nach: „Wenn dein Großvater Heinrich dir in den Alpen begegnete, wie würde er dich anreden?!"

Schon während des Thronstreits zwischen Karl und Ludwig hatte in Rom **Cola Rienzi**, (eig. Niccolo di Lorenzo) ein beredter Notar (Sohn einer Wäscherin) die leicht entzündlichen Römer durch die Erinnerung an die republicanische Größe der Alt-Römer, als deren unmittelbare Enkel sie sich gern betrachteten, zu einem Aufstand gebracht, in welchem der Adel vertrieben und nach Errichtung einer republicanischen Verfassung Rienzi zum Tribun ernannt wurde. Der Einfluß dieses Demagogen stieg bald so hoch, daß Fürsten und Könige ihn beschickten und durch Schmeicheleien beehrten. Dadurch übermüthig gemacht, verfiel er in Stolz und Ueppigkeit, verlor die Gunst des Volkes und mußte, als ein päpstlicher Cardinal-Legat ankam, aus Rom flüchten. Er gieng zu Karl IV, der ihn aber nach Avignon dem Papst Clemens VI auslieferte, von dem er nun gefangen gehalten wurde. Der folgende Papst Innocenz VI lies ihn jedoch wieder los und schickte ihn in der Absicht, ihn für seine Zwecke zu gebrauchen, mit dem Titel Senator nach Rom. Dort aber, vom Volke wieder im Triumph aufgenommen, begann er von Neuem dictatorische Gewalt zu üben, bis eine starke Steuer, die er zu einem Krieg gegen die Colonna's ausschrieb, das Volk zum Aufstand gegen ihn brachte. Er entfloh unter Verkleidung, ward aber eingeholt und ermordet und sein Leichnam an den Galgen gehängt.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erließ der Kaiser durch die Reichstage zu Nürnberg und Metz 1356 die **goldne Bulle** (so genannt von der großen goldnen Kapsel, in welcher das Reichssiegel daran hängt), ein Gesetz, das die Bestimmung hatte, durch Feststellung des Wahlrechts, so wie der Wahl- und Krönungsordnung den jedesmaligen Streitigkeiten der Wahlparteien ein Ende zu machen. Indem aber durch die den Kurfürsten darin eingeräumten Vorrechte und landeshoheitlichen Befugnisse eine vollständige Wahlaristokratie geschaffen wurde, ahnete der Schöpfer dieses Reichsgrundgesetzes nicht, daß er mit demselben den Grund des mächtigsten Widerstandes gegen Kaiser und Papst legte, weil fortan die Kurfürsten das Ansehen der Krongewalt (Centralgewalt) von dem Kaiser, als einer Einheit, auf die Vielheit eines Fürstencollegiums überleiteten und dadurch auch die andern Fürsten gereizt wurden, den Kurfür-

sten im Ringen nach landesherrlicher Gewalt nachzustreben, wodurch sodann naturgemäß die in ihren Territorien befindlichen kleinern Stände, die Ritterschaft und die Städte, zu schrofferem Gegensatz getrieben, und genöthigt wurden, durch geschlossene Einigungen sich gegen die Gefahr des Selbstständigkeitsverlustes zu schützen.

Die sieben Kurfürsten — oder wie der Eingang jener Bulle sie bezeichnet: die sieben Leuchter, welche das heilige römische Reich in Einheit des Geistes erleuchten sollen, — wurden nach folgender Ordnung festgesetzt: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Brandenburg (so daß also Böhmen unter den weltlichen Wählern die erste Stimme bekam). Bei Thronerledigungen sollten Pfalz und Sachsen die Reichsverwesersсhaft führen. Bei der Kaiserwahl sollte Stimmenmehrheit entscheiden, in Frankfurt die Wahl, in Aachen die Krönung vor sich gehen und bei dieser jeder Kurfürst sein Erzamt verrichten; anderer, fast byzantinischer Förmlichkeiten nicht zu gedenken. Was aber das Wichtigste war: die Kurfürsten bekamen fast völlig landesherrliche Rechte mit gefreitem „Gerichtsstand" (dem jus de non evocando), vollständigem Münz- und Bergwerksregal, dem Recht der Erhebung des Judenschutzgeldes (einen Gulden für den mündigen Juden, den vorher der Kaiser von diesen „Kammerknechten des heiligen römischen Reichs" erhob). Die Kurfürstenthümer wurden für untheilbar erklärt und in den vier weltlichen die Erbfolge nach der Erstgeburt festgesetzt. Als „geborne Reichsräthe", die verpflichtet wurden alljährlich vier Wochen lang sich zu versammeln und mit dem Kaiser über die wichtigsten Reichsangelegenheiten zu rathschlagen, sollten sie überhaupt mit der Person des Kaisers nahverbunden gedacht werden und mit des Kaisers Majestät unverletzlich seyn.

Das war alles, was Karl für das Reich that. Im Uebrigen war er ein Minderer des Reichs in dem Grade, in welchem er ein Mehrer seines Hauses war. So vereinigte er durch seine dritte Vermählung ganz Schlesien, das sein Vater schon größtentheils der polnischen Lehensherrschaft entzogen hatte, mit Böhmen und brachte von den bayrischen Fürsten durch einen schlauen Erbvertrag Brandenburg und durch Kauf die Niederlausitz an sein Haus, für das sein Vater schon die Oberlausitz erworben hatte, so daß sich (da Mecklenburg mit Brandenburg durch Lehnspflicht zusammenhieng und Mähren den Nachkommen seines Bruders Johann gehörte) die böhmisch-luxemburgische Hausmacht im Osten fast über alle germanisirten

Slaven von der Donau bis zur Meeresküste erstreckte. Im Westen besaß dieses Haus nicht nur Luxemburg (Lützelburg), das nachher durch den Tod seines (dritten) Bruders Wenzel an Böhmen fiel, sondern auch die Oberpfalz, die Karl durch seine zweite Gemahlin erworben hatte.

Außerdem vermehrte er seine Einkünfte durch die Erfindung des Briefadels und durch den Verkauf ungemessener Freiheiten an die Reichsstädte, so daß sein geld- und ländersüchtiges Verfahren auch andere Fürsten und Herren reizte, sich auf fremde Kosten zu bereichern, wie er denn selbst genöthigt war, den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg das den schwäbischen Städten und Klöstern mit Gewalt abgenommene Eigenthum mit Hülfe des schwäbischen Städtebundes wieder abzunehmen.

Im Südwesten des Reichs ließ er sich zwar bei seinem Besuche, den er 1365 dem Papst Urban V in Avignon machte, die arelatische (burgundische) Krone, die seit 300 Jahren kein deutscher Kaiser mehr getragen hatte, wieder aufsetzen, wagte es aber nicht die ehemals damit verbunden gewesenen Rechte anzusprechen, und belehnte nachher den französischen Dauphin (Kronprinzen) mit dem Reichsvicariat von Arelat, wodurch es kam, daß dieser Besitz allmählig ganz in Frankreichs Hände übergieng. Um diesen Preiß jedoch gelang es ihm, die langjährige unheilvolle Abhängigkeit des päpstlichen Stuhls von Frankreich aufzuheben und dem Papst die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen.

Auf seinem zweiten Römerzug, den er mit Urban V verabredet hatte, geleitete er selbst diesen Papst in Rom von der Engelsburg in die Peterskirche, indem er neben dessen Pferd einhergieng und es am Zaume führte. Im Uebrigen konnte er den Hauptzweck dieser italienischen Heerfahrt, nämlich die Beruhigung Italiens, insbesondere die Zügelung der unmäßigen Herrschsucht der Visconti's (Galeazzo's II und Bernabo's), welche die kleinern Staaten Italiens auf's grausamste tyrannisirten (XVIII. 12, 3.), nicht erreichen. Allenthalben zurückgewiesen oder durch Aufstände bedroht, mußte er zuletzt allgemeine Amnestie ertheilen und froh seyn, mit gefülltem Säckel wieder heimkehren zu können. Von da an blieb sich Italien wieder selber überlassen. Urban V kehrte ebenfalls wieder nach Avignon zurück, weil er und seine Cardinäle sich in Rom nicht gefielen, sondern nach den Genüssen Avignon's zurückverlangten. Erst sein Nachfolger, Gregor IX (1378) schlug seine Residenz wieder in Rom auf.

Während so Karl IV (nach einem Ausdrucke des spätern Kaisers Maximilian) in Bezug auf Deutschland sich als ein „Stiefvater des Reichs" bewies, erscheint er für sein Erbland Böhmen als ein wahrer Vater und treubesorgter Landesherr. Vom Beginn seiner Regierung an stellte er in Böhmen die gestörte Sicherheit des Handels und Wandels durch Brechung der Raubburgen und strenge Bestrafung der Friedensstörer, durch gewissenhafte, oft persönlich vorgenommene Ausübung der Gerichtspflege und durch Abfassung eines neuen Gesetzbuches her; hob den Wohlstand des Landes durch Verbesserung des Ackerbaus, Betreibung des Bergbaus, Schiffbarmachung von Flüssen, Anlegung von Brücken und Straßen, Belebung des Gewerbfleißes mittels Herbeiziehung deutscher Künstler und Handwerker, durch Erbauung und Verschönerung von Städten, Kirchen und Palästen; förderte als ein selbst wissenschaftlich gebildeter Fürst (er sprach sechs Sprachen) die geistige Bildung seiner Unterthanen durch Einführung der deutschen Sprache in Niederschlesien und hauptsächlich durch die Errichtung der Universität von Prag (1348), die er sowohl für seine Böhmen, als auch für ganz Deutschland bestimmte, und führte durch alle diese Bemühungen seiner Fürsorge das vorher durch seine Rohheit und Barbarei verachtete böhmische Land und Volk in die Reihe der blühenden Culturstaaten ein.

Nachdem Karl IV durch Vergabungen und Versprechungen an die Kurfürsten, wie an den Papst Gregor XI die Wahl seines 16jährigen Sohnes Wenzeslav zum deutschen König durchgesetzt hatte, übergab er ihm noch die Regierung von Böhmen, theilte seinem zweiten 8jährigen Sohne Siegmund die Mark Brandenburg und seinem jüngsten Sohne Johann die Lausitz nebst Schweidnitz zu, und hinterließ durch seinen Tod (20. Nov. 1378) das deutsche Reich in der bedenklichsten Lage.

---

2. König Wenzel. Beginn des päpstlichen Schisma. Wildeste Verwirrung in Deutschland. Freie Einigung gegen die herrschende Schutzlosigkeit. Selbstherrliche Strebungen der Städte und Fürsten. Die große deutsche Hansa, erste Seemacht im Norden. Eidgenossenschaft der friesischen Seelande. Zerrüttung im Südwesten Deutschlands. Der schwäbische Städtebund.

Die Verwicklungen, in denen Karl das Reich zum Theil durch eigne Schuld hinterließ, wurden unter seinem Sohne **Wenzel**, anfangs durch dessen Jugend und Unerfahrenheit, späterhin durch dessen mehr und mehr zu Jähzorn, Trunksucht, Wollust und Grausamkeit neigenden Character noch verwirrter und die Unthätigkeit und Gleichgültigkeit, die er gegen Deutschland bewies, machte die ohnedieß so lose gewordenen Bänder des auf dem Kaiser und den Ständen ruhenden Reiches immer lockerer und unhaltbarer.

Nur in seinem Erblande hatte Wenzel anfangs den besten Willen, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, fieng aber auch da bei seiner Unüberlegtheit das Meiste verkehrt an, strafte oft ohne Untersuchung und bekam dadurch bald den Adel und die Geistlichkeit gegen sich. Welche Tyrannei er sich später dort zu Schulden kommen ließ, davon ein Näheres in K. 4, 4.

Obgleich als Kaiser der natürliche Schirmherr der Kirche, ließ er doch eine für die abendländische Christenheit gefährliche päpstliche Spaltung aufkommen, ohne einen Schritt zu ihrer Abstellung zu thun. Da nämlich der wieder in Rom residirende Papst Gregor XI, von seinen französischen Cardinälen bestimmt, beinahe seinen Sitz nach Avignon zurückverlegt hätte, so erzwangen die Römer nach seinem Tode die Wahl eines Italieners, Urban's VI, der ein natürliches Interesse hatte, in Rom zu bleiben. Seine Strenge aber veranlaßte die ohnedieß nach französischen Genüssen lüsternen Cardinäle, Rom zu verlassen und einen Gegenpapst, Clemens VII, zu wählen, der seinen Sitz in Avignon nahm. Da nun beide Päpste einander sammt ihrem Anhange mit dem Bann belegten, so spaltete sich die christliche Welt in zwei Parteien, indem Deutschland mit den nordischen Landen sich für Urban, Frankreich mit Spanien und Neapel für Clemens erklärte, so daß durch diese Zerreißung der wesentlichsten Eigenschaft des Papstthums, d. i. der Einheit, das ohnedieß so erschütterte päpstliche Ansehen noch tiefer sank.

Da Wenzel auch mit stumpfer Gleichgültigkeit das deutsche Reich sich selbst überließ, so herrschte darin das wildeste Faustrecht und jeder Stand, der seine Selbständigkeit bedroht sah, suchte bei der allgemeinen Unsicherheit und Schutzlosigkeit in der Einigung mit seines Gleichen Schutz und Hülfe. Besonders suchten die kleinern Stände sich gegen das Umsichgreifen der größern zu sichern und die Freiheiten, die ihnen Karl IV für Geld oder andern Gewinn in so außerordentlichem Maaß eingeräumt hatte, zu erhalten, sowie die zu ihrem Schutz gestifteten Einigungen zu befestigen und zu erweitern Und da sich diesem Bemühen ein fast selbstherrliches Streben beimischte und sie durch das Wachsthum ihrer Macht sich gleichfalls zu Uebergriffen verleiten ließen, so hatte sich ein Kampf zwischen den Städten und Fürsten und der zwischen beiden in der Mitte stehenden und oft gegen beide gerichteten Ritterschaft erhoben, welcher Deutschland lange dem Wechsel unseliger Bürgerkriege aussetzte.

Unter diesen Einigungen stund auf Seite des Bürgerthums oben an: die große norddeutsche **Hansa** (Hansa Teutonicorum), deren Entstehung schon in der vorigen Periode erwähnt wurde (XVI. 10, 6). Sie bekam im 14. Jahrhundert ihre eigentliche Ausbildung, indem sich die kleinern Hansen oder Handelsvereine an sie anschloßen, so daß sie zuletzt alle eigentlichen Handelsstädte der Nord- und Ostsee umfaßte und ihre Verbrüderungen nach England, Niederland, Gothland, Schweden, Liefland und Nordrußland reichten, wo sie überall Factoreien und Niederlagen hatte und große Freiheiten eingeräumt bekam. Ihre Macht wuchs in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts so an, daß sie die gefürchtetste nordische Seemacht wurde, Flotten und Kriegsheere aufstellen und es mit der Fürstenmacht siegreich aufnehmen konnte, ja in ihrem selbstherrlichen Streben sogar der Kaisermacht spottete.

Die in den städtischen Kaufmannsgilden wurzelnden kleinern Handelsvereine, deren jeder den Namen Hanse führte und aus denen nach und nach die große Hansa zusammenwuchs, waren gleich den frühern Vereinen der italischen und spanischen Kauffahrer aus dem Bedürfniß einer kräftigern Betreibung

ihres Handels mit dem Ausland entstanden, und in dieser Beziehung gab es schon frühe Corporationen deutscher Kaufleute im Süden für den italischen Handel zu Venedig und in andern mittelländischen Küstenstädten; im Norden zu Nowgorod für den russischen, zu Wisby (auf Gothland) für den schwedischen und überhaupt ostseeisch-scandinavischen, in Bergen für den norwegischen, in London für den englischen, in Brügge für den französisch-spanischen Handel, indem sie in allen diesen Orten ihre Factoreien und Niederlagen hatten.

Anfangs hatte in jeder bedeutenden Handelsstadt (z. B. in Lübeck, Bremen, Hamburg, Cöln Wien, Regensburg rc.) die Gesammtheit der Großhändler einen Hansegrafen (Oldermann rc.), der die Handels-Angelegenheiten der Stadt oder städtischen Hanse besorgte. Allmählig thaten sich mehrere Städte für Eine und dieselbe Handelsrichtung zusammen. So hatten die niederrheinisch-westphälischen Städte, Köln an der Spitze, lange den deutschen Handel mit England in Händen und besaßen in London eine Gildhalle mit bedeutenden Rechten, selbst mit dem Recht, Grundbesitz zu erwerben; später erwarb sich auch Lübeck ähnliche Rechte daselbst: dieß erregte anfangs Streit und dieser führte endlich zu einer Vereinigung der Lübecker Hansa mit der Kölner für England (1282). So schloßen sich auch anderwärts an die für irgend eine Handelsrichtung günstig liegenden Städte die minder günstig gelegenen (besonders im Binnenlande) als sogenannte Gäste an, wie z. B. die Elbstädte an die Hansa von Hamburg, die preußischen Städte an die Hansa von Danzig rc. Dadurch entstand eine größere Ausdehnung der einzelnen Hansen. Für den flämischen Handel allein schon theilten sich die Theilnehmer in drei Drittheile: 1. die westphälische Hansa mit Köln an der Spitze (wozu auch die preußischen Städte gerechnet wurden, was seinen Grund in den vielen daselbst lebenden niederländischen Colonisten hatte); 2. die wendische (aus Hamburg, Lübeck und den mecklenburgischen Küstenstädten bestehend) mit Lübeck an der Spitze; 3. die gothländische mit Wisby als Hauptort.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts, also in der letzten Zeit des hohenstaufischen Friedrich's, führte die in Deutschland allgemein herrschende Unsicherheit die verschiedenen Hansen in eine noch engere Verbindung mit einander zum Zweck der Erhaltung des für ihren Handel so nöthigen Landfriedens. So traten die elbischen und westphälischen Städte 1256 in ein Landfriedensbündniß zusammen, dem nachher auch Hamburg, Bremen und Lübeck beitraten, und erregten bald durch ihre Land- und Seemacht die Eifersucht der benachbarten Fürsten von Holstein, Brandenburg, Braunschweig und Meißen. (Frühe schon vertrat dabei Hamburg die Elbestädte, Lübeck die wendischen Städte.) Sie schloßen Verträge unter einander über Münzfuß, Schifffahrt, Landfriedensschutz rc. Aehnliche Verbindungen schloßen andere Städte mit einander. Die wichtigste dieser Verbindungen war die confoederatio perpetua der Städte Münster, Dortmund, Soest und Lippe gegen die Beeinträch-

tigungen der Fürsten und des Adels; ferner die Vereinigung der Städte Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswalde (also der fünf wichtigsten wendischen Städte) zu dem gleichen Zweck.

Nach und nach traten alle diese und ähnliche Einigungen zur Verstärkung ihrer Kräfte behufs gegenseitigen Schutzes zusammen und bildeten nach der Mitte des 14. Jahrhunderts **die große Hansa.** Alle zu ihr haltenden Städte, Hansestädte genannt, sandten Abgeordnete auf einen anfangs unregelmäßigen, nachher jährlichen Städtetag, auf welchem sie (frühe schon unter der Leitung Lübeck's) ihre Angelegenheiten besorgten, sich selbst Ordnungen für das merkantile und gesellschaftliche Leben gaben, Streitigkeiten beilegten, Widerstrebende straften (z. B. sogar den Handelsbann auflegten), Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Fürsten errichteten, Krieg und Frieden beschloßen.

Die großen Vortheile, die ihr im Ausland eingeräumt wurden, mehrten ihre Mittel und ihren politischen Einfluß, den sie in besonders hohem Grade in den drei skandinavischen Reichen gewann. Als der Dänenkönig Waldemar Atterdag Gothland besetzte und die Stadt Wisby, wo die norddeutschen Kaufleute ihre älteste Factorei hatten, plünderte und halb zerstörte (K. 7, 4.), führten zunächst die wendischen Hansestädte unter Beistand der elbischen und preußischen gegen Dänemark den ersten hansischen Krieg, der im Frieden 1362 den Schweden Gothland und der Hansa bedeutende Handelsvortheile in Schweden verschaffte. Da Waldemar auf's Neue rüstete und sich mit dem Kaiser und dem Papst verbündete, vereinigte sich die ganze Hansa zu einem gemeinschaftlichen Krieg gegen Dänemark und Norwegen: Waldemar, der den Kürzern zog, mußte nach Deutschland fliehen, und als der Kaiser und Papst die Hansestädte in Acht und Bann erklärte, kehrten sie sich nicht daran, verheerten Norwegen und zwangen den Dänenkönig zum Frieden, zur Anerkennung des Herzogs Albrecht von Mecklenburg als Königs von Schweden und zur Bestätigung der frühern Rechte der Deutschen in Norwegen. — In den weitern Kriegen, welche die Hansa mit Dänemark führte, eroberte sie (unter dem Lübeckischen Flottenführer Gottschalk von Attendore und dem Lübeckischen Bürgermeister und Landheerführer Bruno von Warendorp) 1369 Kopenhagen und den Sundschlüssel Helsingör, und erhielt im stralsunder Frieden 1370 alle festen Plätze auf Schonen nebst der Bestätigung und Erweiterung ihrer alten Handelsfreiheiten. — Von da an war die Hansa die geehrteste und gefürchtetste nordische Seemacht und erlangte mehr und mehr eine selbstherrliche Unabhängigkeit von Fürsten und Reichsständen, von fremden Gerichten und Dienstleistungen, und übte, ohne gerade die urkundliche Bestätigung durch Kaiser und Reich zu besitzen, „in der Wirklichkeit alle Gewalt eines freien Gemeinwesens."

Die erste urkundliche Verfassung der Hansa ist vom J. 1365. Sie theilte sich im 14. Jahrhundert noch in drei Drittheile (späterhin im 15.

Jahrh. in vier Viertheile oder Quartiere: das westphälische hatte Köln, das preußische Danzig, das wendische Lübeck, das sächsische Braunschweig zum Hauptort.) Städte, die nicht Kriegsleute und Schiffe schicken konnten, zahlten ihre Beiträge in Geld. Eben so ließen sich kleine Städte durch größere vertreten und gaben zu den Vertretungskosten Geldbeiträge; daher wurden die meisten derselben nicht als Hansestädte betrachtet. (S. Leo II. S. 287 und Kortüm Gesch. d. Mittelalt. II, 2. vergl. mit Sartorius' Gesch. d. Urspr. d. deutschen Hansa.)

Im Nordwesten Deutschlands suchte die Eidgenossenschaft der sieben friesischen Seelande im Kampfe gegen fürstliche und bischöffliche Landeshoheit ihre Freiheit, wenn auch mit ungleichem Erfolg zu behaupten. — Nicht minder bestund bis dahin der rheinische Bund, doch ohne eigentlich politische Bedeutung fort, bis er im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts sich an den damals aufkommenden schwäbischen Städtebund anschloß.

Als Friesland in Folge der Normannenzüge zum fränkischen Lehensverband kam, erhielten sich in mehreren Gauen dieses Landes, besonders in Seeland, kleine freie Gemeinden bei ihrer alten Gauverfassung, und auch als verschiedene Herren, besonders Bischöffe, die Grafenrechte über die friesischen Landschaften erhielten, wurden jene freien Gemeinden nie zur völligen Hörigkeit herabgedrückt. Als aber im 12. Jahrhundert alle Friesen ihre von den benachbarten Fürsten hart angegriffene Freiheit zu vertheidigen genöthigt wurden, traten Westfriesland, Westergau, Ostergau, Drente, Gröningen, Emden und Rüstringen (ein jedes mit den zu ihm haltenden Landschaften) in die Eidgenossenschaft der sieben Seelande zusammen. Sie hatten aber fortan viele schwere Kämpfe gegen die sie bedrängenden Fürsten zu bestehen. — Frühe schon begannen die Kämpfe der Westfriesen gegen die Grafen von Holland. Zwar standen sie dem Grafen Wilhelm von Holland, als er Kaiser wurde, gegen Friedrich II bei; nachher aber, als er seine gräfliche Gewalt gegen sie geltend machen wollte, bestunden sie gegen ihn den hartnäckigsten Kampf, worin er am Ende bei einem Winterangriffe 1256 bei Hoogwoude erschlagen wurde (XVI. 8, 4). Da die Westfriesen dadurch eine Zeit lang völlig frei wurden, so suchten auch die Nachbarlandschaften in verschiedenen Aufständen gegen ihre Oberherren sich gleiche Freiheiten zu erringen. Bald aber führte der Graf Florentius von Holland gegen die Westfriesen einen Blutrachekrieg, worin sie sich 1287 unterwerfen mußten, aber als „wohlgeborne Mannen" viele Vorrechte behalten durften. — Aehnliche Kämpfe hatten die Drentner im Anfange des 13. Jahrhunderts gegen den Bischoff von Utrecht, und im 14. Jahrh. begannen die Kämpfe der West- und Ostgauer und Gröninger mit den sächsischen Fürsten. — Außer den

Seelanden hatten noch die nicht-friesischen Stedinger (XVI. 7, 3) gegen den Bremer Erzbischoff und gegen die Oldenburger Grafen, die Dithmarsen (XVIII. 9,2.) gegen die Grafen von Holstein, und die Nordfriesen gegen Dänemark schwere Kämpfe um ihre Freiheit.

Der schwäbische Städtebund entstund aus der Besorgniß, Karl IV möchte die großen Freiheiten, die er den schwäbischen Reichsstädten gegen Geld und andere Dienste gewährt hatte, bei Gelegenheit der Versprechungen, die er den Fürsten bei der Wahl seines Sohnes Wenzel hatte machen müssen, wieder nehmen. Die Stärke dieses Bundes wuchs im Kampf gegen die Grafen von Württemberg und 1380 erweiterte er sich durch den Hinzutritt noch anderer schwäbischer und besonders rheinischer Städte zum Zweck des Schutzes gegen die (ihnen zum Theil verschuldeten) Fürsten und Adeligen.

Anfänglich traten 14 Städte zusammen, und als der Kaiser dem Grafen Eberhard dem Greiner (Zänker) von Württemberg wirklich die Vogtei über einige dieser Städte verpfändete, erhob sich der Bund und führte mit dem Grafen und seinem Sohne Ulrich einen verwüstenden Krieg, worin die Grafen 1377 unterlagen. Nach hergestelltem Frieden wurde der Bund vom Kaiser bestätigt. Als darauf Wenzel 1380 dem Herzog Leopold II von Oesterreich die Reichsvogtei in Schwaben übertrug, sahen die Städte darin eine neue Gefahr und erweiterten ihren Bund auf die angegebene Weise bis auf die Zahl von 51 Städten.

3. Fortsetzung. Die Herrenbündnisse. Theilweise Landfriedenseinigungen. Wachsthum der schweizerischen Eidgenossenschaft im erneuerten Kampf mit Oesterreich. Schlacht bei Sempach. Der schwäbisch-rheinische Städtekrieg.

Durch das Beispiel der Städte belehrt, was vereinte Kraft vermöge, schloßen nun weltliche und geistliche Herren vom höhern und niedern Adel in Schwaben und am Mittelrhein ebenfalls verschiedene Einigungen, theils zum Zweck gemeinschaftlichen Schutzes und Trutzes gegen die Städte, theils auch zur Abwehr der Gefahr, in der Landsäßigkeit der größern Fürsten unterzugehen. Der Kampf zwischen den Rittergesellschaften und Städten wurde zwar oft durch Waffenstillstands- und Friedensschlüsse unterbrochen, im Ganzen aber mit großer Erbitterung und zu gegenseitigem Schaden durch Mord, Raub und Brand geführt.

Dergleichen Adelsbündnisse waren der Ritterbund vom h. Georg (als der älteste), der Bund vom h. Wilhelm, der Bund der Schlägler (so genannt vom Symbol eines Schlägels oder einer Keule) oder Martinsvögel (so genannt von ihrem Stiftungstag), die Löwenritter, die Ritter vom goldnen Horn. Der **Löwenbund** wurde bald der bedeutendste: er bildete eine Adelskette durch das Elsaß, den Breisgau, durch Schwaben, Franken, Bayern und einen Theil Thüringens und theilte sich in 14 Kreise, deren jeder in einer bestimmten Stadt seinen besondern Sammelplatz und einen besondern Hauptmann hatte.

Da die oft unter sich selbst zwieträchtigen Rittergesellschaften gegen die Städte meist den Kürzern zogen, so brachte der Graf Eberhard, der an der Spitze des Löwenbundes stund, sie sämmtlich dahin, sich unter dem Beitritt des Herzogs Leopold III von Oesterreich und anderer schwäbischer und rheinischer Fürsten mit dem Städtebund zur Handhabung des Landfriedens zu vereinigen. Diesen zu Ehingen 1382 geschlossenen Landfriedensbund benützten nun aber die Fürsten und der Adel zur möglichsten Schwächung des Städtebundes. Von ihnen veranlaßt, bestätigte Wenzel zu Nürnberg 1383 diesen Landfrieden und gebot einerseits auch den übrigen deutschen Fürsten, ihm beizutreten, andererseits den Städten, ihren Sonderbund aufzugeben. Da diese aber aus Mißtrauen sich weigerten, und auch jene den bisherigen Zustand für sich vortheilhafter fanden, folglich ein allgemeiner Landfriede nicht durchzuführen war, so suchte er wenigstens diese südwestdeutsche Landfriedenseinigung durch die Heidelberger Bestätigung 1384 zu befestigen. — Uebrigens gab es auch im nördlichen und östlichen Deutschland ähnliche theilweise Landfriedenseinigungen.

Die Furcht vor der wachsenden Macht Oesterreichs in Schwaben und am Oberrhein trieb hierauf die durch diesen Landfrieden gebundenen oberdeutschen Städte zu dem Versuche, sich an die Eidgenossenschaft der Schweizer anzuschließen, die unterdeß ebenfalls an Wachsthum gewonnen hatte.

Seit der Schlacht bei Morgarten nämlich und der Erneuerung des eidgenössischen Bundes (K. 3, 2.) hatte sich dieser während der darauffolgenden Wirren im deutschen Reich erweitert. Denn im J. 1332 trat zuerst die Stadt Lucern, der habsburgischen Vögte und Zölle müde, dem Bunde bei. Als nachher die Züricher — welche 1335 dem Adel (den Patriziern) ihrer Stadt das Regiment

abgenommen und eine demokratische Zunftregierung eingeführt, darauf einen Versuch der gestürzten Geschlechter, wieder zur Gewalt zu kommen, in der Zürcher Mordnacht 1350 unterdrückt hatten — von dem Herzog Albrecht von Oesterreich mit Krieg bedroht wurden, schloßen sie sich auf Betrieb ihres Bürgermeisters Rudolf Brun an die Eidgenossenschaft an, deren Vorort nun Zürich wurde. — Als sodann Albrecht, ein sehr kluger und thatkräftiger Fürst, den Bund der fünf Orte mit Waffen angriff, fiel auch Glarus von Oesterreich ab und ließ sich 1352 in die Eidgenossenschaft aufnehmen. Dadurch gestärkt, rückten die Eidgenossen in Zug ein, um diesen „Waffenplatz und Zwischenort des Feindes" für den Bund zu gewinnen, und weil die Zuger ohne Hülfe von Oesterreich blieben, traten auch sie dem Bunde bei. Nach langer Fehde kam jedoch, unter Vermittlung Ludwig's von Brandenburg, ein Friede zu Stande. — Im folgenden Jahre 1353 trat auch die mächtige Stadt Bern, welche den sie bedrängenden uichtländischen Adel durch den glänzenden Sieg bei Laupen (1339) unter **Rudolf von Erlach** mit eidgenössischer Hülfe gedemüthigt hatte, in Folge der dadurch entstandenen Freundschaft dem Bunde bei. — Obgleich nun Herzog Albrecht mit Hülfe des Kaisers (Karls IV) noch viele Versuche machte, den Bund zu trennen und zu demüthigen, so gelang es ihm doch nicht und er mußte 1362 die ewige Verbindung der acht alten Orte anerkennen.

Als sodann Zürich, Bern, Zug und Solothurn der Einladung des schwäbischen Städtebundes folgend, einen Vertrag mit demselben eingiengen, war die Sache der Fürsten in keiner geringen Gefahr. Allein die Scheu der Schweizer vor einem Krieg im Ausland hielt sie ab, den schwäbischen Städten zu Hülfe zu kommen und diese mußten sich daher mit dem Herzoge Leopold vergleichen. Dieser, dadurch im Rücken frei geworden und, gleich seinem bei Morgarten geschlagenen Großvater, von Haß gegen die abtrünnigen „Bauern" erfüllt, wendete sich nun an der Spitze seiner Ritterschaft gegen die Eidgenossen, verlor aber gegen sie in der Schlacht bei Sempach 1386 Sieg und Leben. Der süddeutsche Adel setzte den Krieg zwar fort; aber die Schweizer errangen bei Näffels (1388) noch einen Sieg und im darauffolgenden Frieden mit Oesterreich die Bestätigung aller ihrer bis dahin erkämpften Freiheiten.

Dieser Kampf der Fürsten und des Adels gegen die Eidgenossenschaft begann damit, daß innerhalb 12 Tagen 167 Herren dem Bunde Fehde ansagten und zugleich das Heer der Ritter sich bei Baden im Aargau sammelte, um den noch wenig gerüsteten Feind zu überfallen. Eine Abtheilung von ihnen sollte die Stadt Zürich beschäftigen, das Hauptheer aber Sempach züchtigen und dann über

Lucern in das Gebiet der Vierwaldstätte eindringen. Allein die Züricher, zeitig gewarnt, entsandten die bei ihnen befindlichen Lucerner, Urner, Unterwaldner und Schwyzer durch das Reußthal nach Sempach, um dieses Städtchen zu entsetzen. (Die Berner wurden auch dazu gemahnt, waren aber damals durch innere Unruhen abgehalten). Leopold's stolzes Heer, aus 4000 Rittern und verhältnißmäßigem Fußvolk bestehend, war seines Sieges so gewiß, daß es einige Wägen voll Stricke mit sich führte, um die Empörer zu fesseln. Man rüstete sich eben zum Sturm auf das Städtchen, als am Waldsaum der eidgenössische Entsatz erschien. Es waren nicht mehr als 1300 Eidgenossen, meist ungeharnischt, aber kräftige, mit Hellebarden, Morgensternen und breiten Schwertern versehene Gebirgssöhne. Leopold, von einigen Herren gemahnt, die vor Zürich liegende Abtheilung erst abzuwarten, verwarf jeden Aufschub und ein Ritter Ochsenstein sprach vom Sieden und Braten des rebellischen Bauerngesindels. — Da die Eidgenossen alle zu Fuß waren, beschloßen die Ritter, eines so ungleichen Kampfes sich schämend, es allein und zu Fuß mit ihnen aufzunehmen: sie übergaben daher ihre Rosse den Troßknechten hinter der Linie, und rückten in enggeschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren gegen den Feind vor. Als Leopold, der den Zug führte, von einigen Getreuen gebeten wurde, sich vom Gefecht fern zu halten, entgegnete er: „Das wolle Gott nicht, daß ich Euch lasse sterben und genese allein: ich will mit meinen Rittern sterben oder siegen auf meinem Erbe!“ — Hierauf stürmten die Eidgenossen an, konnten aber das wie eine Eisenmauer stehende Ritterheer nicht durchbrechen. Schon waren viele ihrer Vordermänner den Speeren der Ritter erlegen, da rief **Arnold Struthan von Winkelried** aus Unterwalden: Getreue, liebe Brüder, ich will Euch eine Gasse machen! sorgt für mein Weib und meine Kinder! sprang vor, umfaßte mit beiden Armen soviel von den vorgehaltenen Speeren als er konnte, drückte sie sich in den Leib und machte, da die Speerhalter sie nicht fahren ließen, mit der Wucht seines fallenden Körpers in die feindliche Reihe eine Lücke, in welche die Eidgenossen sogleich eindrangen und so das stolze Heer zersprengten und zermalmten. Viele Ritter erlagen den wuchtigen Keulenschlägen und gewaltigen Schwerthieben der verachteten Bauern; andere ermatteten vor Hitze und kamen elend um; manche erstickten im Gedränge unter ihren Panzern; andere riefen vergebens nach ihren Pferden: aber die Troßknechte waren auf denselben entflohen! Sterbend hielt Ritter Ulrich von Aarburg das blutige Banner in die Höhe und rief umsonst: „Retta, Oesterreich!“ Als Herzog Leopold sein Banner sinken sah, stürzte er sich in das wildeste Schlachtgetümmel, um den Tod zu suchen; denn, sagte er zu denen, die ihn abmahnten, er wolle lieber ehrlich sterben, als unehrlich leben. Man fand ihn nachher todt an der Seite des Bannerträgers der Stadt Freiburg liegen. Sechshundert sechs und siebenzig Ritter (darunter 350 Grafen) nebst 2000 Fußknechten deckten die Wahlstatt, während die Eidgenossen nur 200 Todte zählten. —

Bei Näfels fielen von Seiten des süddeutschen Herrenstandes 188 Ritter und Grafen und 3000 Knechte, von Seiten der Glarner, welche vorzüglich diese Schlacht bestanden, nur 55 Mann. Der Friede kam 1389 auf 7 Jahre zu Stande und wurde 1394 auf 20 Jahre weiter ausgedehnt.

Der Sieg der Schweizer fachte in den schwäbischen und rheinischen Städten den Muth zu neuer Ausdauer im Streit gegen die Fürsten und Herren an; indeß ließ der Kaiser, der im Grunde den Städten (an denen er einen Halt gegen die mit ihm unzufriedenen Fürsten suchte) geneigt war, sich von den Fürsten bewegen, eine Landfriedenseinigung zwischen ihnen und den Städten 1387 zu Mergentheim aufzurichten. Als aber kurz darauf die Herzoge Friedrich und Stephan von Bayern in das Gebiet des Erzbischoffs von Salzburg, eines Bundesgenossen der Städte, einfielen, ihn selbst gefangen nahmen und dabei mehrere Städte schädigten, so schickten die Städte Schwabens, Frankens und Bayerns einen vom Kaiser selbst bekräftigten Fehdebrief an jene Herzoge und riefen alle ihre Bundesgenossen zum Beistand gegen die Bayernherzoge und gegen die mit ihnen verbündeten süddeutschen Herren (von Württemberg, der Pfalz 2c.) auf, die ihrerseits gleichfalls mächtig rüsteten. So brach 1388 der **große Städtekrieg** aus, der ganz Süddeutschland (mit Ausnahme Böhmens und des östlichen Oesterreichs) mit Mord, Brand und Plünderung erfüllte, bis er nach den Niederlagen der Städte bei Döffingen und bei Worms durch den Landfrieden zu Eger 1389 beendigt wurde.

Nach einem wechselvollen Streit nämlich, wobei gleich anfangs 1200 württembergische Dörfer und Flecken in Asche sanken, beschloß der Rath von dreißig zu Ulm versammelten Städten einen Hauptstreich gegen den erbittertsten ihrer Feinde, den Grafen Eberhard (den Greiner) von Württemberg zu führen. Plötzlich brachen 5000 städtische Reiter und Bogenschützen in dessen Land ein, verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert, und lagen eben vor dem Dorfe Döffingen (bei Weil), als Eberhard mit 7000 Mann anrückte und sein Sohn Ulrich an der Spitze der Vorhut, brennend vor Begierde, sich für eine bei Reutlingen erhaltene Schlappe zu rächen, das städtische Heer mit Ungestüm angriff. Anfangs kämpfte dieses so muthig, daß der junge Ulrich mit mehreren andern Grafen fiel. Doch Eberhard rief den Seinen zu: „Erschreckt nicht! mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Haltet Euch tapfer! seht, der Feind flieht.“ In dem erneuerten Kampfe schwankte eine Zeit lang der Sieg. Plötzlich floh auf städtischer Seite

der von den Fürsten bestochene Bannerführer von Nürnberg und andererseits kam unversehens der Schläglerhauptmann Wolf von Wunnenstein, seine bisherige Todfeindschaft über dem Haß gegen die Städter vergessend, dem Grafen zu Hülfe und vollendete mit ihm die Niederlage der Städter. — Im Frühjahr darauf besiegte der Pfalzgraf Ruprecht das Heer der rheinischen Städte bei Worms. Von da an verließ der Kaiser Wenzel die Sache der Städte und erklärte ihr Bündniß für aufgehoben. Er versuchte es nun wieder, einen allgemeinen Landfrieden in Deutschland aufzurichten, konnte ihn aber nur auf den südwestdeutschen Bezirk ausdehnen, den schon der ehemalige Heidelberger Landfriede umschloß.

4. Wenzel's Tyrannei in Böhmen. Aufstand des böhmischen Adels. Siegmund von Brandenburg mit Albrecht III von Oesterreich gegen Wenzel. Absetzung Wenzel's und Wahl Ruprecht's von der Pfalz. Unmacht Ruprecht's in Deutschland, wie in Italien.

Es war um diese Zeit, als Wenzel in Böhmen durch seine Tyrannei sich mit dem Adel und der Geistlichkeit auf's äußerste verfeindete, wie er denn schon längst her durch seine von Trunksucht gesteigerte Rohheit und Grausamkeit eine wahre Geißel für Böhmen war, das unter ihm in Sitte und Bildung zurückgieng.

Wenzel führte bei Jagd, Trinkgelagen und Turnieren ein wüstes Leben. Stets hatte er unter seinem Gefolge einen Scharfrichter, den er seinen „Gevatter" nannte, und durch den er nicht selten ohne allen Prozeß den Leuten gleich die Köpfe vor die Füße legen ließ. Koppeln wilder Hunde begleiteten ihn, die er auf die Leute hetzte; ja seine eigene (erste) Gemahlin Elisabeth soll zufällig von einem seiner Hunde zerrissen worden seyn. Seit ihrem Tode wurde er noch roher und grausamer, ja der erste eigentliche Tyrann, der auf deutschem Throne saß. — Als in einem Volksaufstand zu Prag 3000 Juden erschlagen wurden, äußerte er, sie hätten sich dieses Schicksal selbst zuzuschreiben, ließ ihr Geld (fünf Tonnen Goldes) auf das Rathhaus bringen und — behielt es. Im folgenden Jahre (1390) forderte er von den böhmischen Adeligen die ihnen verpfändeten Krongüter zurück, und als sie sich der Zurückgabe weigerten, hielt er einen Landtag und ließ jeden einzeln zu sich in ein schwarzes Zelt kommen; wer sich nun zur Herausgabe nicht bereit erklärte, wurde in ein rothes Zelt abgeführt und enthauptet. Als einige hingerichtet waren, gaben die übrigen alle nach. — Besonders hatte er es auf die Geistlichkeit abgesehen, die er häufig verspottete und im Falle eines Verbrechens grausamer bestrafte, als andere. Er selbst half in Breslau die Häuser der Domherren plündern. — Als einer seiner Kämmerer zwei Geistliche wegen gemeiner Verbrechen hinrichten ließ und der Erzbischoff von Prag wegen dieses Eingriffs in die geistliche

Gerichtsbarkeit den Kämmerer bannte, wurde Wenzel wüthend, stieß, als der Erzbischoff vor seinem Zorn entfloh, einem Domherrn, der den Bischoff vertheidigte, den Schwertknauf ins Gesicht und ließ zwei andere Geistliche foltern (wobei er sie selbst mit der Fackel brannte) und den einen von ihnen, den erzbischöfflichen Vicar Johann von Pomuk (gewöhnlich Nepomuk genannt), weil er seinem Herrn Treue hielt, in der Nacht von der Brücke zu Prag in die Moldau stürzen. (Späterhin wurde derselbe canonisirt und als Brückenheiliger verehrt.)

Dadurch zerriß Wenzel das wichtigste Band, das ihn an sein Erbland knüpfte, und als vollends ein Zerwürfniß mit seinen eigenen Verwandten hinzu kam, verlor er auch den letzten Halt im Volke, indem sich nun der Bürgerstand Prags im Aufruhr wider ihn erhob und seine Brüder Siegmund und Jobst ihn gefangen nahmen.

Sein Bruder nämlich, der Kurfürst und Markgraf Siegmund von Brandenburg hatte 1387 durch seine Vermählung mit Maria, der Erbtochter König Ludwig's von Ungarn, die ungarische Krone geerbt (K. 7, 7); allein die Behauptung derselben wurde ihm schwer, da es ihm bei seiner Verschwendungslust gar oft an Geld gebrach und Wenzel die ihm zugesagte Hülfe nicht leistete. Siegmund sah sich daher genöthigt, die Mark Brandenburg seinem Bruder Jobst von Mähren zu verpfänden. Weil aber Wenzel die dazu nöthige Bestätigung nur gegen die Verzichtleistung auf die Nachfolge in Böhmen ertheilen wollte, so verband sich Siegmund mit Jobst und dem Herzog Albrecht III von Oesterreich, überfiel im Einverständniß mit den Pragern seinen Bruder Wenzel (1394) und ließ ihn gefangen nach Oesterreich bringen.

Diese einem Kaiser zugefügte Schmach glaubten die übrigen deutschen Fürsten nicht ruhig hinnehmen zu dürfen: sie verschafften ihm daher durch den schnell zum Reichsverweser erklärten Pfalzgrafen Ruprecht die Freiheit wieder. Allein die Rache, welche Wenzel nun, wider sein gegebenes Wort, an dem Prager Rath nahm, machte ihn nun auch beim Volke so verhaßt, daß es sich im vollen Aufruhr erhob.

Weil er sich nun nicht entblödete, dem Johann Galeazzo Visconti, der sich zum Herrn des größten Theils der Lombardei gemacht hatte, für 100,000 Ducaten zum erblichen Herzog von Mailand zu erheben (XVIII. 12, 3.) und dadurch bedeutende Rechte des deutschen Reichs aufzugeben (1395), so wuchs auch

die Unzufriedenheit der Deutschen mit ihm immer mehr. Deßungeachtet hätten die Fürsten ihn noch länger gewähren lassen, da er sie im Uebrigen nach Gefallen schalten und walten ließ. Als aber Wenzel auf einen Vorschlag des französischen Königs Karl's VI, das päpstliche Schisma durch eine Kirchenversammlung und durch Absetzung beider Päpste beizulegen, eingehen wollte, da berief, auf Betrieb des römischen Papstes Bonifacius IX, der Erzbischoff von Mainz (ein Graf von Nassau), welcher demselben seine Erhebung zu verdanken und mit dem Fall des Papstes auch den seinen zu befürchten hatte, eine Fürstenversammlung nach Oberlahnstein. Obwohl von den Kurfürsten nur vier (die drei geistlichen und der pfälzische) erschienen, so erklärten sie doch den Wenzel als einen saumseligen und unwürdigen Handhaber des römischen Reichs für abgesetzt und wählten den Pfalzgrafen Ruprecht zu seinem Nachfolger (20. Aug. 1400).

Zwar sahen viele Fürsten diese Wahl mit Recht als eine ungesetzliche an; da aber Wenzel selbst sich nicht rührte und froh war, der Reichsbürde los zu seyn, wenn er auch auf die Reichswürde nicht verzichtete, dagegen alles that, um seine empörten Böhmen durch eine Amnestie wieder zu beruhigen, so zog jene Wahl wenigstens keinen Parteienkampf nach sich. Auch gerieth Wenzel bei einem neuen Streit mit seinem Bruder Siegmund, dem nunmehrigen König von Ungarn, in eine abermalige Gefangenschaft desselben, aus der er jedoch bald wieder entkam, um in Böhmen wieder sein altes Regiment fortzuführen, während in Deutschland ihn Niemand mehr anerkannte.

Der neue Kaiser **Ruprecht**, den einige Jahre darauf der römische Papst anerkannte, richtete übrigens bei allem guten Willen gleichfalls wenig aus, da er der ohnedieß so gesunkenen Kaiserwürde durch seine schwache Persönlichkeit und unzureichende Hausmacht keine Kraft verleihen konnte. Dem bei seiner Wahl gegebenen Versprechen gemäß unternahm er mit Erschöpfung aller seiner Mittel eine Römerfahrt, um Mailand wieder an das Reich zu bringen; erlitt aber 1402 bei Brescia gegen die größere Kriegsmacht der Lombarden eine solche Niederlage, daß er arm an Geld und Ruhm nach Deutschland zurückkam.

Weil er sich nun aber durch Begünstigung der Städte gegen die ihn mißachtenden Fürsten halten wollte, schloß der Erzbischoff

von Mainz in der Absicht, den Kaiser möglichst zu beschränken, mit dem Grafen von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, mit Straßburg und 17 schwäbischen Städten 1405 den Bund von Marbach, dem nachher auch Herzog Ludwig von Bayern beitrat. Da sich auch Wenzel diesem Bunde zu nähern suchte, so erkannte Ruprecht den Bund und damit den verderblichen Grundsatz an, daß Reichsfürsten auch wider Willen des Reichsoberhaupts dürften dem Reiche nachtheilige Verbindungen schließen. Bei solchem Widerstreben der Fürsten konnte Ruprecht, der sich ohnedieß nur durch Aufopferung vieler königlicher Einkünfte zu erhalten vermochte, natürlich nichts zur Herstellung weder der Ordnung im Reiche, noch des Kirchenfriedens thun, und die allgemeine politische und kirchliche Verwirrung hatte eben ihren Gipfel erreicht, als er den 18. Mai 1410 starb.

5. Deutsches Gerichts-, Städte- und Kriegswesen im 14. Jahrhundert. (Die Fehmgerichte. Die Zunftherrschaft. Erfindung des Schießpulvers und Geschützes.)

Ehe wir den weitern Verfall der deutschen Reichsmacht in ein neues Jahrhundert hinein verfolgen, müssen wir einen Blick auf einige Erscheinungen werfen, die ebenfalls theils zu den Versuchsmitteln, eingebrochene Schäden zu heilen, theils zu den Hebeln gehören, durch welche der Abbruch des mittelalterlichen Lebensbau's und der Anbruch der neuern Zeit beschleunigt werden sollte. Dahin ist der Versuch zu rechnen, die verfallene Rechtspflege durch die Fehmgerichte zu stützen, ferner die weitere Ausbildung der Städteverfassungen und die Umwandlung des Kriegswesens durch Erfindung des Schießpulvers.

Da in der zweiten Hälfte des 14 Jahrh. die Zerrissenheit und Verwirrung in Deutschland so groß war, daß Kaiser und Fürsten nicht immer Gerechtigkeit verschaffen konnten und die öffentlichen Gerichte ohne Ansehen waren, so suchte man den Mangel einer gesetzlichen Ordnung dadurch zu heben, daß man zum Schutze gegen Gewalt und Willkühr die **Fehmgerichte** oder Freigerichte aufkommen ließ, wie sie sich noch aus alter Zeit, besonders auch im Westfälischen, erhalten hatten.

Die Fehmgerichte sind im Grund ein Ueberrest der uralten germanischen, jedoch durch Karl den Großen mannigfach veränderten Gerichtsbarkeit, die nach dem Aufkommen der Hof- und Stadtgerichte sich vorzüglich in denjenigen deutschen Ländern noch vorfand, wo sich die fürstliche Territorialgewalt später, als in andern deutschen Landestheilen ausgebildet hatte. Dieß war besonders in Altsachsen oder Westfalen der Fall, wo sich überhaupt altgermanisches Wesen am längsten hielt. — Während nämlich anderwärts die schöffenbar Freien sammt den Hörigen (XVI. 1, 1) sich eben so gut, wie die Ministerialen den Hof- und Stadtgerichten unterordnen mußten, blieben in jenen Landschaften die Freien noch lange ihrem besondern Richter untergeben, der noch als kaiserlicher oder oberherrlicher Beamter angesehen wurde und Freigraf hieß, während sein Gerichtssprengel Freigrafschaft, das Gericht selbst Freigericht genannt wurde. Die Landesherren betrachteten nun freilich auch diese Gerichte als landesherrliche, vermochten aber in ihrer wesentlichen Einrichtung nicht leicht etwas zu ändern; die Freigerichte selbst aber wollten stets nur als kaiserliche Landgerichte gelten. — Da nun in Westfalen, bei seiner Abtrennung von dem übrigen Sachsen, (XVI. 3, 6. a. A.) die herzogliche Gewalt von dem Kaiser an den Erzbischoff von Köln übertragen wurde, so erkannten jene Freigerichte zunächst bloß diesen als Oberherrn an und standen daher unter seiner Aufsicht.

Es waren also diese Gerichte im Grunde ordentliche, fortdauernde kaiserliche Landgerichte, die nur — man sagt, von dem Erzbischoff Engelbert von Köln —, durch die Zeitnoth veranlaßt, in außerordentliche Gerichte verwandelt wurden. In so fern nämlich der Kläger bei den ordentlichen öffentlichen Gerichtshöfen kein Recht finden konnte und Verbrechen aller Art ungestraft im Schwange giengen, traten zur Steurung derselben die eigentlichen Freischöffen d. h. bloß die urtheilsprechenden, (das „Urtheil weisenden", daher „Wissende" genannten) Richter ohne andere Beisitzer zusammen und hielten über solche Verbrechen, welche das ordentliche Gericht nicht erreichen konnte, ein heimliches Gericht (judicium secretum), und zwar anfangs nicht an verborgenen, unzugänglichen Orten, sondern unter freiem Himmel, auf alten öffentlichen Malplätzen, doch allerdings in der Stille, daher es auch Stillgericht hieß, während es als höchstes Gericht Fehmgericht genannt wurde.

Den Namen Fehmgericht leitet man her von Fahm d. h. das Oberste (daher abfahmen, das Obere ab- oder wegnehmen) so daß also Fehmgericht gleichbedeutend mit Obergericht ist, gegenüber den landesherrlichen Gerichten,

die man als niedere ansah. Man nannte sie auch westfälische Gerichte, weil sie ursprünglich in Westfalen („auf rother Erde“, wie man aus unbekannten Gründen dieses Land bezeichnete) aufkamen und auch dort nur anfangs die Gerichtsversammlungen gehalten und Freischöffen ernannt werden konnten. Ihre Verbreitung im übrigen Deutschland rechtfertigte sich durch die allgemeine Rechtsnoth und ihre Befugniß gründete sich auf die Anschauung der Freigrafen, daß diese Gerichte den höchsten Reichsgerichten gleich zu achten seyen. Die Kaiser sahen ihre Verbreitung gern und selbst Friedrich II, der meist in Italien beschäftigt war, sorgte, daß sie immer mehr in Aufnahme kamen. Eben weil manche Kaiser in ihrer Abwesenheit von Deutschland oder sonst aus Unmacht sich um die Rechtspflege und Gerichtsordnung nicht kümmerten, so konnten sich die Fehmgerichte leichter in sebstständiger und eigenthümlich-practischer Weise ausbilden.

Die strenge Gerechtigkeit und weise Amtserfahrung, deren sich anfangs diese Gerichte rühmen konnten, die ehrfurchtgebietende, auf altherkömmlichen Formen ruhende Feierlichkeit, mit der sie verfuhren, und der wohlthätige Einfluß, den sie besonders in Zeiten der Anarchie hatten, war ihrer Verbreitung sehr förderlich. Ihrem Ansehen bei den Ordnungsliebenden gieng natürlich der Schrecken für die Frevler zur Seite, und zuweilen schwebten diese Gerichte in Gefahr, von der Bosheit und rohen Gewalt gestört zu werden. Um sich daher davor zu schützen, fiengen sie an, ihre Sitzungen in wichtigen Fällen auch bei Nacht und an abgeschlossenen Orten zu halten, wobei die Richter vermummt erschienen, so daß diese Gerichte allmälig auch in anderem Sinne geheime Gerichte wurden, und sich dadurch ihre Furchtbarkeit erhöhte. Damit aber geriethen sie selbst in die Gefahr innerer Verderbniß, indem dadurch nicht nur das Strafverfahren (besonders im Fall der Nichterscheinung des Angeklagten) zu Rechtsmißbräuchen führte, sondern auch, zumal bei der zunehmenden Menge der „Wissenden“ oft Unwürdige zur Aufnahme gelangten, die dann ihre Gewalt zur Befriedigung persönlichen Hasses mißbrauchten oder sonst Willkühr und Uebermuth übten.

Diese Uebelstände, welche zum Theil auch von der Eifersucht der oft schlecht bestellten ordentlichen Gerichte in noch grelleres Licht gestellt wurden, begründeten schon im Anfang des 15. Jahrhunderts Klagen der Stände über die Fehmgerichte. Doch hielten sich diese noch das ganze 15. Jahrhundert hindurch, bis ihre zu-

nehmende Ausartung und die eintretende Verbesserung der landesherrlichen Gerichte ihr allmähliges Ende ohne ausdrückliche Aufhebung herbeiführte.

Die Einrichtung der Fehmgerichte, wie sie sich bis ins 14. Jahrhundert gebildet hat, war folgende: Die Wissenden, auch Fehmgenossen genannt, mußten ehelicher, christlicher Geburt und makellosen bürgerlichen Wandels seyn und bei ihrer Aufnahme einen feierlichen Eid schwören, das Geheimniß des Gerichts bewahren und jedes vor die h. Fehme gehörige Verbrechen zur Anzeige bringen zu wollen. Schlug ein Wissender einen zur Aufnahme vor, so mußte er für dessen Tüchtigkeit bürgen. Geistliche, Unfreie und Juden konnten nicht aufgenommen, anfangs auch, gleich den Weibern, nicht verklagt werden. (Geistliche stunden stets unter ihrer eigenen Gerichtsbarkeit.) Die Zahl der Wissenden soll, nach der Verbreitung der Gerichte über Deutschland, sogar bis auf 100,000 gestiegen seyn, so daß sich in den meisten, einigermaßen wichtigen Orten Fehmgenossen befanden, ohne daß man sie kannte, während sie selbst sich an gewissen Zeichen erkannten. — Aus den Wissenden wurden die Freischöffen (Freischöppen) zur Bildung der Freigerichte oder Freistühle gewählt. Den Vorsitz bei der Gerichtssitzungen (dem Freiding) hatte der Freigraf auf erhöhtem Sitz; vor ihm lag Dolch und Strick. Die Schöffen saßen auf Bänken im Kreise; ihnen beigegeben war der Freibote. — Die Freigrafen eines Landesgebiets standen unter dem Stuhlherrn, welches meist der Landesherr selbst war; alle Stuhlherren standen unter dem Kaiser, wenn derselbe anders ein Wissender war; doch wurde er meist bei seiner Krönung schon aufgenommen; war es der Kaiser nicht, so führte der Erzbischoff von Köln, als Herzog von Westfalen, das Stuhlherrnamt.

War die Anzeige eines Vergehens oder Verbrechens gemacht und die Sache von dem Anfangs mit 7, in der Folge bis auf 30 Schöffen besetzten Gericht als Fehmwroge, d. i. als vor das heimliche Gericht gehörig, erkannt worden: so wurde der Angeklagte durch Anheftung einer Schrift an seine Thüre oder durch drei starke Schläge an dieselbe vorgeladen und ihm zur Erscheinung eine bestimmte Frist gesetzt, die bei einem Wissenden die dreifache Zeit betrug. — Erschien er auf dreimalige Vorladung nicht, so wurde er, wenn der Kläger durch 6 Eideshelfer, welches Freischöffen seyn mußten, die Anklage beschwur, verfehmt oder verurtheilt. — Erschien er und gestand, so wurde das Urtheil sogleich vollzogen; läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, worauf aber der Kläger zum Gegenbeweis durch zwei Eidhelfer gelassen wurde, die dann der Angeklagte übersiebnen d. i. durch 6 Eideshelfer entkräften —, und wenn jener dann 14 vorführte, durch 21 überwiegen konnte, also daß er dann freigesprochen wurde. Appellationen an den Stuhlherren kamen später auf. — Die Strafe bestand in Geldbuße oder Landesverweisung; auf schwere Verbrechen (Raub, Mord, Fornication &c.) stand der Tod. Im letztern Fall wurde der Er-

schienene und Ueberführte sogleich entweder mit dem Dolch oder mit dem Strick getödtet; den Nichterschienenen hatte jeder Wissende die Pflicht, mit Zuziehung von noch zwei Wissenden, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch in den Baum gesteckt oder neben den Getödteten gelegt wurde, damit man wisse, daß ihn die h. Fehme gerichtet habe. (Der Dolch war mit S S G G bezeichnet, welches hieß Stock, Stein, Gras, Grein.) Betrafen drei Freischöffen Jemanden auf einer todeswürdigen That, so durften sie, ohne förmliches Urtheil, die gleiche Strafe vollstrecken. Wer von den Wissenden einem von der heil. Acht Betroffenen vorher einen Wink gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Kein Freischöffe durfte seinen Beistand verweigern, selbst nicht gegen seine nächsten Verwandten. — Es ist begreiflich, daß auf diese Weise schon der Name der h. Fehme mit Furcht und Schrecken ausgesprochen wurde, und daß ein solches Gerichtswesen, ungeachtet seiner anfänglich wohlthätigen Wirkung den Keim der Ausartung in sich trug.

Das deutsche **Städtewesen**, dessen Grundzüge bereits (XVI. 1, 1) angegeben wurden, hatte sich im 13. und 14. Jahrhundert weiter ausgebildet und sich dem Vorbilde des lombardischen genähert. So wie die wachsende Macht der Städte ihr hemmendes Gegengewicht in der auf sie eifersüchtigen Herrenmacht fand und daher in ihnen schon frühe ein Gegensatz des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnsstaat aufkeimte, so traten nun auch in den deutschen Städten der eben benannten Periode innerhalb ihres Weichbilds ähnliche Parteikämpfe, wie in den italischen Städten hervor, nur mit dem Unterschiede, daß es die kühlere und ruhigere Natur der Deutschen nicht zu jenem Grad von Leidenschaft kommen ließ, der dem romanischen Wesen eigen war.

Zuerst in den niederländischen, dann in den oberdeutschen Städten hatten sich unter den reichen Geschlechtern zwei Parteien gebildet, die sich aus Eifersucht, Geldstolz oder Uebermuth bekämpften (wie in Köln die Overstolz und Weise, in Mainz die Gensfleisch und Windeck, in Straßburg die Zoren und Mühlheim, in Basel die Psitticher und Sterner) und erschienen eben so auch in Bezug auf die allgemeine Politik getheilt. Lange hatten die Patrizier das alleinige Stadtregiment und drückten da und dort nicht selten den in Zünfte gegliederten Handwerksstand durch Mißachtung und Uebermuth. Als aber die Zünfte und Innungen erstarkten,

strebten sie gleichfalls nach Antheil am Regiment, und da man sie beharrlich davon ausschloß, so suchten sie sich denselben zu erzwingen.

In allen Städteu erhoben sich daher die Zünfte unter Leitung von Volkshäuptern im Aufruhr gegen die Patrizier. In manchen Städten wurden diese genöthigt, eine gewisse Anzahl von Zünftigen zu Rathsstellen zuzulassen, so daß der Rath aus der Bank der Schöffen, der Bank der Rathmannen und der Bank der Zünfte bestund: in diesem Fall blieb aber doch der Einfluß der Patrizier vorherrschend und die Stadtverfassung mehr aristokratischer Natur. In andern Städten aber wurden die Patrizier entweder gänzlich vertrieben, oder wenigstens gezwungen, als Stand ihr Recht aufzugeben und sich in die Zünfte einschreiben zu lassen, aus denen alle öffentliche Aemter besetzt wurden, so daß sich in solchen Städten eine eigentliche Zunftregierung, also eine neue demokratische Stadtverfassung bildete.

So mußten z. B. in Frankfurt a. M. die Patrizier den Zünften das Recht einräumen, zu den hohen Staatsämtern zu gelangen, wogegen sich z. B. in Nürnberg nach dem Volksaufruhr v. 1348 die Patrizier sich in den höhern Stellen erhielten, indem sie sich zwar dazu verstanden, die Vorsteher von 8 gewissen Zünften in den Rath aufzunehmen, ihnen aber nur einen untergeordneten Geschäftsantheil ließen und sie z. B. bei wichtigen Gegenständen gar nicht zu den Sitzungen beriefen. — Aber auch diejenigen unter den Zünften, die man geschlossene nannte, weil sie nur Vollbürger zuließen, mußten sich allmählig der allgemeinen Volksmasse öffnen und z. B. in den Fabrikstädten den Fabrikarbeitern, in den Hansestädten den Matrosen, in andern Städten den Pfahlbürgern (d. i. den aus der Hörigkeit des Burgadels in den Schutz der Städte Aufgenommenen) das Bürger- und Zunftrecht ertheilen. — Religiöse Beziehungen mischten sich lange nicht in diese Kämpfe, weil man den Verdacht der Ketzerei scheute. Doch haben die Bestrebungen mancher Secten z. B. der Waldenser, der Begharden, der schismatischen Franziscaner rc., welche die Rechte der Laien und Gemeinden gegenüber der Kirche geltend zu machen suchten, späterhin nicht wenig beigetragen, den demokratischen Geist der Städte zu schärfen.

Der Freiheitsstolz des Bürgerthums verbunden mit dem durch Handels- und Betriebsthätigkeit wachsenden Wohlstand und Reichthum der Städte war es eben, der ihnen im Kampf gegen

die an materiellem und moralischem Vermögen in Rückgang kommenden Herren jene Macht gab, von der bei der Darstellung der Städtebündnisse (K. 4, 2. 3.) die Rede war. Die Stärke der Städte in diesen Kämpfen nach Außen beruhte zugleich auch auf der Ausbildung des Fußvolks, durch welches sie in Schlachten und bei Belagerungen, den Rittern gegenüber, im Vortheil waren. Dem städtischen Kriegswesen lag eben jene Zunfteinrichtung zum Grunde. Denn wenn ein Angriff auf die Stadt drohte, so nahm jede Zunft ihren vorher bestimmten Platz bei der Vertheidigung der vaterstädtischen Mauern ein, wie denn auch der Oberzunftmeister zugleich Kriegsbefehlshaber und Verwaltungsbeamter war. Weil nun der kriegerische Wetteifer der Zünfte unter einander eine mächtige Stütze städtischer Freiheit war, so suchte man ihn auch im Frieden durch bürgerliche Waffenübungen und Kampfspiele, welche in Feierzeiten vorgenommen wurden, fleißig zu unterhalten.

Diese Rüstigkeit der Bürger legte den Grund zu dem Ruhm des deutschen Fußvolks, der nachher auch auf die von den Fürsten angeworbenen Söldner, mit denen sie nun ihre Kriege führten, übergieng, und unter denen in der Folge, neben den Schweizern, die deutschen Landsknechte die berühmtesten, aber auch die gefürchtetsten wurden. — Brachte schon die Söldnerei und insbesondere die Vermehruug des Fußvolks in der Kriegführung, dessen Seele vorher der Ritterstand war, eine große Veränderung und durch dieselbe eine bedeutende Werthminderung der ritterlichen Tapferkeit hervor: so bewirkte die um die Mitte des 14. Jahrhunderts nicht so wohl erst gemachte, als vielmehr neu auftretende und auf den Krieg angewandte Erfindung des Schießpulvers allmählig eine gänzliche Umgestaltung der Kriegskunst hervor. Denn durch den Gebrauch der Feuerwaffen trat vor der Kraft der Masse die persönliche Tapferkeit des Einzelnen zurück, und die schwergerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr den Ausschlag. Daher kam es, daß das Ritterthum, bei dem ohnedieß die ideale Weihe, die ihm die Kreuzzüge verliehen hatten, mit diesen verschwunden war und einer niedrigern und rohern Gesinnung (von der das Raubritter-

wesen zeugte) Platz gemacht hatte, mehr und mehr an Macht und Bedeutung verlor, wie sich das in der folgenden Periode deutlich zeigen wird.

Die Erfindung des **Schießpulvers** wurde lange Zeit dem deutschen Franziscanermönch Barthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau zugeschrieben und in die oben angegebene Zeit gesetzt. Es ist aber oben (II. 2, 12) aus neuern Forschungen dargethan worden, daß schon die Alt-Inder Feuergeschütze bei Belagerungen von Städten angewandt haben. Auch die Chinesen sollen schon in den ältesten Zeiten eine Art Schießpulver gekannt haben. Auch war das 668 n. Ch. von den Byzantinern angewandte „griechische Feuer" (XIV. 4, 1) von der Art, daß man damit auch Steine aus metallenen Röhren auf die feindlichen Schiffe trieb. In der Bibliothek zu Oxford befindet sich ein von einem Marcus Gracchus herrührendes Buch aus dem 9. Jahrhundert, worin die Mischung unsers Schießpulvers genau angegeben ist und auch Roger Baco (XVI. 9, 7) erwähnt eine ähnliche Mischung. Desgleichen sollen sich die Araber 1095 in einem Seetreffen einer Feuerwaffe bedient haben. — Immerhin aber mag dem deutschen Mönch die Ehre der unabhängigen Wiedererfindung verbleiben, auf die er zufällig (vielleicht bei alchymistischen Versuchen) gerathen war, und die er durch die Explosion des Mörsers, worin er die Mischung hatte, mit dem Leben bezahlt haben soll.

Wurde das Pulver zuerst auch nur zum Sprengen gebraucht, so finden wir es doch schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts beim groben Geschütz und zwar bei Belagerungen angewendet. Die ersten tüchtigen Geschützwerkmeister lieferten die Städte, wie denn Meister Johann von Aarau als der erste berühmte Stückgießer genannt wird. Im Jahr 1356 kommt gekauftes Geschütz und Pulver in der Stadtrechnung Nürnberg's vor und 1372 hatte Augsburg seine ersten Kanonen. Lübeck baute 1360 die erste Pulvermühle und in einem Seetreffen der Hansa 1361 wurde ein dänischer Prinz mit einer Bombarde verwundet. Anfangs wurden Steinkugeln angewendet; aber schon 1387 gebrauchte die Hansa metallene Kugeln. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kamen die Handbüchsen und Musketen zur Anwendung und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts waren die Feuerwaffen schon in häufigerem Gebrauch. Die dadurch erzeugte Umgestaltung des Kriegswesens konnte sonach im Laufe der folgenden Periode vollends eintreten. So groß und furchtbar nun diese neue Zerstörungskraft war, so diente sie doch dazu, allmählig die Kriege abzukürzen und ihnen die vorher gewöhnliche menschenschlächterische Grausamkeit zu benehmen.

Bevor wir nun auf die kirchlichen Verhältnisse übergehen und mit ihnen den neuen Zeitraum einleiten, in dessen Beginn sie in einer für die ganze Christenheit so verhängnißvollen Weise

in den Vordergrund treten, müssen wir vorher noch die Geschichte der übrigen Staaten und Reiche im 14. Jahrhundert bis gegen den Ablauf desselben ihren wesentlichen Zügen nach betrachten, wobei wir wieder im Westen ausgehen und im Osten enden wollen.

---

5. Kapitel.

Frankreich im 14. Jahrhundert. Beginn und Verlauf der französisch-englischen (und schottischen) Nationalkämpfe.

1. Die drei letzten Capetinger. Erbfolgestreit zwischen der französischen und englischen Dynastie. Das Haus Valois: Philipp VI. Beginn des französisch-englischen Kriegs. Philipp's Niederlagen gegen Eduard III bei Sluys und bei Crecy. Der schwarze Prinz. Der Verlust von Calais. Erschöpfung Frankreichs. Waffenstillstand. Allgemeine Noth. Erwerbung der Dauphiné.

Nach Philipp's IV des Schönen Tod (K. 2, 2) gerieth Frankreich in unruhige Bewegungen, von denen sein Sohn und Nachfolger Ludwig X (1314—1316) sonderbarer Weise den Beinamen Hutin (d. h. der Zänker) bekam. Seines Vaters Despotie hatte die Gemüther so gereizt, daß nunmehr der Adel und die Geistlichkeit Wiederherstellung ihrer ständischen Rechte, die Bürger Verminderung der Steuern, die Bauern und Leibeigenen Hülfe gegen ihre Herren mit Ungestüm, die Stände in Flandern sogar mit Waffendrohung verlangten. Der König suchte theils durch Abstellung einiger dieser Beschwerden, z. B. durch harte Bestrafung verhaßter Beamten, durch Ermöglichung der Leibeigenschaftsablösung xc. theils durch Versprechungen das Volk zu beruhigen; nur mit Flandern gelang es ihm nicht: sein Heer wurde bei Courtray geschlagen und er selbst starb unter neuen Rüstungen gegen die aufrührerische Provinz.

Da er nur eine Tochter, Johanna, am Leben hinterließ, so schloßen die versammelten Stände, gegen das bisherige Herkommen, unter fälschlicher Berufung auf das alte salische Gesetz der Franken (das sich hierin nicht auf die Verwaltung des Reichs, sondern nur auf die des königlichen Privatguts bezog) die weibliche Linie von der Thronfolge aus und er-

wählten den Bruder Ludwigs, Philipp V den Langen zum König (1316—1322); der Johanna wurde ihr mütterliches Erbe Navarra und die Champagne mit Brie angewiesen.

Nach der Beruhigung Flanderns versuchte Philipp V und nach seinem kinderlosen Tode sein Bruder und Nachfolger Karl IV der Schöne (1322—1328) durch Minderung des Steuerdrucks und Bestrafung von Verwaltungsmißbräuchen einige Ordnung im Staatshaushalt herzustellen; dennoch wurde dabei noch große Regierungswillkühr geübt. Wie insbesondere Karl IV durch seinen Einfluß auf den päpstlichen Stuhl zu Avignon die Wirren in Deutschland unter Kaiser Ludwig dem Bayern zu benützen suchte und dem deutschen Reiche Burgund und einen Theil von Lothringen entwandte, ist schon oben angegeben worden (K. 3, 4 a. E.). Mit ihm erlosch die Linie der Capetinger und der Thron gieng 1328 auf das Haus Valois über, indem man abermals mit Uebergehung der weiblichen Linie (nämlich der unmündigen Tochter des letzten Capetingers aus der älteren Linie) den Sohn des Grafen von Artois aus der zweiten capetingischen Linie und Neffen Philipp's des Schönen, Philipp VI, zur Nachfolge berief, und den Anspruch des damals noch jungen Königs Eduard's III von England, der als Schwestersohn des letzten Capetingers ein Näherrecht auf den französischen Thron behauptete, mit Unwillen zurückwies.

Philipp VI, klug und ehrgeizig, tapfer und unternehmend, aber ohne ein Herz für das Volk, vereinigte sogleich die Grafschaften Valois, Anjou, Maine, Chartres, Champagne und Brie mit dem Krongut, kam in dem Streit der Brüder Ludwig und Robert von Flandern über den Besitz dieser Grafschaft dem erstern zu Hülfe, schlug den letztern 1328 bei Cassel und vertrieb ihn aus seinem Erbe, der Grafschaft Artois, so daß derselbe nach England floh und bei dem König Eduard III Schutz und Hülfe suchte.

Stolz auf diesen Erfolg nöthigte Philipp den damals noch jungen König Eduard, ihm wegen Guyenne den Lehnseid zu leisten (1329) und gewährte dem von den Engländern vertriebenen Schottenkönig David Bruce eine günstige Aufnahme.

Da nun aber späterhin Eduard, von dem Grafen Robert angereizt, die flämische Volkspartei unterstützte und der Führer derselben, Jakob Artaveldt von Gent, den Grafen Ludwig sammt allen französischen Anhängern aus Flandern vertrieb, so schloß Philipp ein Bündniß mit Schottland und fiel 1337 in Guyenne ein. Dieß war der Beginn des langwierigen, mit aller Kraft des Nationalhasses geführten Erbfolgekriegs zwischen Frankreich und England, in welchem der tapfre Eduard, der sich nun Titel und Wappen eines Königs von Frankreich beilegte, durch den Seesieg bei Sluys (1340), durch die hauptsächlich von seinem jungen Sohne, dem schwarzen Prinzen, gewonnene Schlacht bei Crecy (1346) und durch die Eroberung von Calais (1347) die Franzosen so demüthigte, daß Philipp, durch die Erschöpfung seines Landes, so wie durch den Einbruch des schwarzen Todes (K. 3, 4. a. E.) genöthigt, einen Waffenstillstand eingieng, der nachher mehrmals verlängert wurde.

König Eduard III nämlich, durch jenen Einfall Philipp's in Guyenne zum Krieg herausgefordert, nahm auf Robert's Rath Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an und rüstete sich, vom englischen Adel und Volk kräftig unterstützt und mit dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Bayer, den Herzogen von Brabant und Geldern und mehreren niederrheinischen Fürsten im Bund, zu einer Landung in Frankreich. Er konnte bei derselben auf den Beistand der flämischen Volkspartei rechnen, deren Führer, der reiche Bier- und Methbrauer Jakob von **Artaveldt** (Artavelle, auch Artevelde) zu Gent, ein äußerst kühner und beredter, dabei gewandter und verschlagener Mann, seit der Vertreibung des Grafen Ludwig mit unumschränkter Gewalt von Gent aus ganz Flandern leitete, den Adel und die Bürger zum Gehorsam brachte, die Güter der Widerspenstigen einzog, Steuern und Zölle erhob, Aemter vergab und stets mit einem Gefolge von 60—80 Trabanten einhergieng, die seinen Befehlen Nachdruck gaben.

Als Eduard mit dem englischen Heere bei Antwerpen gelandet war und sich mit den deutschen Hülfsschaaren vereinigt hatte, forderte er den König Philipp, der ihm entgegen gezogen war, zum Gottesgericht der Schlacht heraus. Schon standen sich beide Heere schlagfertig gegenüber, als Philipp plötzlich zur Seite abbog und bei St. Omer eine gedeckte Stellung nahm, so daß in diesem Jahre (1339) keine Entscheidung erfolgte. Im folgenden Jahre aber brachte Eduard der ihm noch dazu an Schiffszahl überlegenen, französischen Flotte bei Sluys eine solche Niederlage bei, daß französischer Seits 20,000 Mann theils getödtet, theils gefangen wurden. Da ihm aber die Einnahme von Tournay

nicht glückte, so ließen sich beide Theile die Vermittlung des Papstes gefallen und schloßen einen zweijährigen Waffenstillstand.

Als indeß bei dem Erbfolgestreit im Herzogthum Bretagne König Philipp für den Gemahl der bretagnischen Erbtochter Johanna, den Grafen von Blois, — König Eduard aber für den Vatersbruder derselben, den Grafen von Montfort, Partei nahm, entzündete sich der französisch-englische Krieg von Neuem. Dazu kam, daß Eduard den ehrgeizigen Plan faßte, mit Hülfe des flämischen Demagogen Artavelbt, seinem jungen Sohne, dem Prinzen Eduard von Wallis, die Grafschaft Flandern zuzuwenden. Allein so weit gieng die Begeisterung der Fläminger für die Engländer nicht. Als er die am Bord des Admiralschiffs versammelten Abgeordneten der flandrischen Städte mit seinem Plane bekannt machte, gelang es ihm nicht, selbst nicht durch Artavelbt's Beredtsamkeit, ihre unbedingte Zustimmung zu erlangen, da sie erklärten, erst ihre Gemeinden darum befragen zu müssen. Während nun Artavelbt umherreiste, um die Städte einzeln zu gewinnen, auch Brügge und Ypern schon gewonnen hatte, empfiengen ihn die Genter mit der Beschuldigung der Verrätherei und forderten ihn zur Rechenschaft über den Schatz auf, von dem sie behaupteten, er habe ihn bereits den Engländern ausgeliefert. Da er die Wuth der Rotten, die sich vor seinem Palaste gesammelt hatten, weder durch Vorstellungen, noch durch Bitten und Thränen beschwichtigen konnte, wollte er entfliehen, ward aber von demselben Volke, dessen Gunst ihn einst so hoch gehoben hatte, auf's entsetzlichste ermordet. Auch alle seine Freunde und Anhänger traf das gleiche Schicksal. Da nun Eduard jenen Plan klüglich aufgab, so gelang es ihm, die Flamländer wieder zu beruhigen und ihren Beistand für den Wiederbeginn des französischen Kriegs zu gewinnen.

Von seinem 15jährigen Sohne, dem Prinzen Eduard, von dem englischen Adel und einem bedeutenden Söldnerheere begleitet, landete Eduard 1346 am Vorgebirg la Hogue in der Normandie, eroberte ohne viel Widerstand eine Reihe von Städten (darunter Caën) und rückte unter Sengen und Brennen längs dem linken Seineufer bis ganz in die Nähe von Paris vor, wo man seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Feind gesehen hatte. Doch jetzt rückte Philipp, dem ob dieser Gefahr viele Tausende zuströmten, um das Vaterland zu retten, von St. Denys mit einem so mächtigen Heere gegen den Feind aus, daß Eduard sich rasch zur Somme wendete und, weil er dort bereits alle Brücken abgeworfen fand, Mühe hatte, durch einen Paß in die Nähe des Städtchens Crecy in der Grafschaft Ponthieu zu gelangen, wo er sich lagerte. Da er nur 34,000 Mann stark, Philipp aber mit 100,000 im Anzuge war, so machte sich Eduard für die bevorstehende Hauptschlacht auf Sieg oder Tod gefaßt. Nachdem er daher sein Heer erst sich wohl hatte pflegen lassen und auf den Knieen Gott um den Sieg gebeten, darauf die Seinen ermahnt hatte, erwartete er ruhig den Angriff. — Obgleich vom langen Marsch noch ermüdet und ohne auszuruhen, bestanden die

Franzosen auf ungesäumten Angriff und Philipp gab ungern ihrem Drängen nach. Sein Vordertreffen enthielt 15000 Genueser unter Grimaldi und Doria nebst 300, vom alten blinden König Johann von Böhmen (K. 3, 4) und seinem Sohne Karl geführten Luxemburgern; das Mitteltreffen stand unter dem Befehl des Herzogs von Alençon; das dritte, von Philipp's jüngstem Bruder geführt, enthielt die Blüthe des französischen Adels. — Mit dem Rufe Philipp's: „Im Namen Gottes und meines Herrn, des h. Dionysius!" stürmte das Vordertreffen unter dem Angriffsgeschrei aller Franzosen und Wälschen auf die stumm und unbeweglich im Halbmond aufgestellten Engländer an. Plötzlich schoßen diese einen Hagel von Pfeilen und dazwischen Kugeln aus Donnerbüchsen (K. 4, 5.) ab, also daß die Wälschen sogleich in Unordnung flohen und Philipp im Unwillen über ihre Feigheit selbst auf die Fliehenden einhauen ließ. In diesem Augenblick stürmte der junge Prinz Eduard (angethan mit einem schwarzen Panzer, weßhalb er fortan der **schwarze Prinz** hieß) an der Spitze der englischen Ritter heran und ein langer heftiger Kampf entbrannte. Von des Prinzen Streichen fiel auch der 80jährige wilde Böhmenkönig, der sich von vier Rittern in das dichteste Schlachtgewühl hatte führen lassen. (Der Prinz nahm nachher dessen Helmschmuck und Schwertdevise: „Ich dien'!" in sein Wappen auf.) Bald aber gerieth der Prinz selbst in große Gefahr, so daß ein Eilbote den König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, um Hülfe rief. „Ist mein Sohn todt?" fragte der König, und als es hieß, er sey in hartem Gedränge, antwortete Eduard: „So geh', und laß dich nicht wieder schicken, so lange mein Sohn lebt! Ich will, so es Gott gefällt, daß ihm heute die Ehre des Tages bleibe!" Diese Antwort erhöhte den Muth der Engländer und ihres jungen Führers, und in Kurzem war auch das zweite französische Treffen geschlagen. — Eine Zeit lang suchte Philipp mit dem dritten Treffen die Niederlage abzuhalten; allein vom Prinzen Eduard bedrängt und durch die eigne Ueberzahl verwirrt, mußte er bald weichen, und bei der Annährung des englichen Königs löste sich das ganze französische Heer in wilde Flucht auf. Freudig umarmte König Eduard seinen siegreichen Sohn auf der Wahlstatt mit den Worten: „Du hast mit Gottes Hülfe ritterlich gekämpft und die Krone verdient!" Der Sohn aber kniete nieder und erbat sich den Segen seines Vaters und Königs. An 1600 Ritter und 30,000 Gemeine sollen französischer Seits das Schlachtfeld bedeckt haben. — Während Philipp nach Paris zurückfloh, belagerte König Eduard die Stadt Calais, konnte sie aber erst nach 18 Monaten, während welcher Philipp dieselbe vergeblich zu entsetzen suchte, erobern. Dafür blieb dieser Schlüssel von Frankreich über 200 Jahre in der Gewalt der Engländer.

Die Erschöpfung des Staatsschatzes, welche dieser Krieg sowohl, als auch der ungeheure Aufwand des Hof's verursachte, konnte König Philipp VI weder durch eine außerordentliche

Münzverminderung, die mehr als das Vierfache betrug, noch durch die allgemeine Trank= und Salzsteuer (Gabelle), die auch alle bisher steuerfreien Klassen traf, noch durch Aufhebung der Steuerpachtung, für welche die lombardischen Pächter nicht einmal entschädigt wurden, gehoben werden. Die Erwerbung der Dauphiné oder des Delphinats vermehrte zwar den äußern Umfang des Reichs im Süden, konnte aber für jetzt wenig zur Minderung der allgemeinen Noth helfen.

Die Dauphiné oder das Delphinat bestand aus der ehemaligen Grafschaft Vienne und war ein Theil des alten burgundischen Reichs. Der letzte Graf oder Dauphin, Humbert II, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn aus seinen Armen aus dem Fenster in die unten vorbeifließende Rhone fallen zu lassen. Darüber trostlos, faßte er den Entschluß, sein Leben im Kloster zu beschließen und sein Land dem Papst zu schenken. Philipp aber brachte durch geschickte Unterhandlnngen den Grafen dahin, daß er es dem königlichen Enkel Karl für ein Jahrgeld und unter der Bedingung schenkte, daß der Prinz Titel und Wappen des Dauphin führen, die Landesfreiheiten aufrecht erhalten und das Land nie mit der französischen Krone vereinigt werden sollte. Der Titel Dauphin gieng nachher anf jeden französischen Kronprinzen über.

2. Johann der Gute. Empörung Karl's des Bösen von Navarra. Wiederausbruch des englisch-französischen Kriegs. Sieg des schwarzen Prinzen bei Poitiers. Johann gefangen. Der Dauphin. Die Demagogie Marcel's und Le Coq's. Die Cameraderieen. Die Jacquerie. Der Friede von Bretigny. Stiftung des neuburgundischen Hauses.

Unter Philipp's Sohn und Nachfolger Johann dem Guten (le Bon, eigentlich dem „Biderben") einem zwar ritterlichen, aber glanzliebenden, dabei leidenschaftlichen und staatsunklugen Regenten (1350—1364), verschlimmerte eine Hungersnoth und die Befürchtung eines baldigen Wiederausbruchs der Feindseligkeiten mit England die Finanzlage so sehr, daß der König einen allgemeinen Reichstag nach Paris berufen und einwilligen mußte, daß die Erhebung, Verwaltung und Beaufsichtigung der beschlossenen Salz= und Vermögenssteuer einem Ausschuß der drei Stände (états généraux) übergeben wurde und daß die Krone über Münzbestimmung sowohl, als auch über Krieg, Waffenstillstand und Frieden nur mit Beiziehung der Stände solle entscheiden dürfen.

Nur mit Widerwillen unterzog sich der Adel, besonders der normannische, auf seine Vorrechte trotzend, der Besteurung; insbesondere erklärte sich Karl II der Böse von Navarra, (Sohn jener um die französische Thronfolge gebrachten Johanna K. 5, 1), ohnedieß mit dem König verfeindet, nicht nur laut gegen diese Abgabe, sondern trat auch von der Normandie aus, worin er viele Lehen besaß, mit dem König von England in heimliche Unterhandlung. Daher gedachte König Johann ein Strafbeispiel aufzustellen: er überfiel, anstatt die Sache vor den Pairshof zu bringen, den ränkesüchtigen Navarra zu Rouen bei der Tafel, ließ ihn einkerkern und vier seiner adeligen Begleiter augenblicklich enthaupten.

Diese Willkührhandlung erbitterte aber den normannischen Adel so, daß er die Engländer herbeirief. Dieß beschleunigte den Wiederausbruch des Kriegs, zu dem die Engländer schon lange hergerüstet und der schwarze Prinz bereits mit einem Heer in Guyenne gelandet war. Schon machte dieser mit 12,000 M. von Bordeaux aus Beutezüge in Langued'oc, als ihm König Johann mit 60,000 Mann den Rückzug nach Bordeaux abschnitt, so daß der Prinz, um sich zu retten, mit schweren Opfern einen Vergleich anbot. Da aber der König darauf bestand, daß er sich ergeben solle, so brach der Prinz, lieber Tod als Schmach vorziehend, die Verhandlungen ab und griff den vierfach überlegenen Feind mit der größten Tapferkeit an. So erfolgte die Schlacht bei Poitiers (Maupertuis) 1356, in welcher der schwarze Prinz über die Franzosen abermals einen glänzenden Sieg errang, indem er den König Johann mit seinem jüngsten Sohn Philipp und 700 Rittern gefangen bekam und mit reicher Beute nach Guyenne zurückkehrte.

Dieses Unglück und die daraus folgende Verwirrung machte den Zusammentritt der Generalstaaten des Langued'oyl's (Nordfrankreichs) nöthig, welche der Dauphin, als Generalstatthalter, einberief. Dabei forderten die Stände — beherrscht von einer aufkommenden Volkspartei, deren Haupt der Kaufzunftmeister Stephan Marcel und der ihn unterstützende Bischoff Le Coq von Laon war, — vor Allem die Abstellung aller

Regierungsgebrechen und daher Einsetzung eines dem Dauphin beizugebenden, aus einem ständischen Ausschuß bestehenden Regierungsrathes, so wie die Freilassung Karl's des Bösen. Um dem drohenden Ausbruch einer Umwälzung zuvorzukommen, bewilligte der Dauphin diese Forderungen. Als aber die demokratische Partei weiter gieng und durch Errichtung von Cameraderieen (Brüderschaften oder Clubbs) sich der Regierungsgewalt bemächtigen und dazu den zum Reichsverweser erhobenen Dauphin als Werkzeug benützen wollte, so sah sich dieser genöthigt, Paris zu belagern und durch den Sturz jener Partei, die nun sogar Karl'n den Bösen zum König machen wollte, die Ruhe in Paris wieder herzustellen, während auf dem Lande die Jacquerie d. h. der Aufstand des von den Edelleuten gedrückten und von zügellosen herumziehenden Söldnerbanden mißhandelten Landvolks die unerhörtesten Greuel verübte, bis endlich auch dieses Unwesen durch die vereinte Kraft des Adels und der Städte unterdrückt wurde.

Jener Ständeausschuß, bestehend aus 12 Prälaten, 12 Rittern und 12 Bürgern, begann seine Wirksamkeit damit, daß er die meisten Beamten absetzte oder sonst bestrafte und die Steuern mit größter Strenge eintrieb. Als der Adel, im Einverständniß mit dem König Johann, der in seiner englischen Gefangenschaft gegen die ganze Anordnung protestirte, seinen Unwillen äußerte, ließ Marcel die Stadt sperren, die ganze Bürgerschaft unter Annahme von rothblauen Freiheitsmützen sich durch Schwur in Kameradschaften zur Wahrung ihrer neuerrungenen Rechte gegen den Hof und Adel verbinden, den König Karl von Navarra aus dem Gefängniß befreien und zwei sich dagegen erklärende Marschälle vor den Augen des Dauphin ermorden. Dieser mußte nun selbst die rothblaue Volksmütze aufsetzen, die Reichsverweserwürde annehmen und den Marcel zum Mitglied des Staatsraths ernennen, welcher ganz von diesem Demagogen und Vorläufer späterer Revolution beherrscht wurde. Mehrere andere Städte folgten dem Beispiel von Paris, nahmen die Volksfarben an und errichteten demokratische Brüderschaften. Auch die Bauern auf dem Lande (besonders um Laon, Soissons ꝛc.) erhoben sich im Aufruhr, zogen zu Tausenden bewaffnet gegen ihre Gutsherren, zerstörten ihre Schlösser, ermordeten alles, was von Adel war, ohne Unterschied und verübten dabei die entsetzlichsten Grausamkeiten, wie sie denn unter andern einen Ritter lebendig rösteten und seine verzweifelnde Gemahlin zwangen, von dem Fleisch ihres Gatten zu essen, worauf sie dann doch mit Keulen todt-

geschlagen wurde. — Hatten auch die meisten dieser Landleute alle Ursache, sich über ungerechten Druck zu beklagen, so antworteten doch (wie Froissart berichtet) Viele auf die Frage, warum sie solche Greuel verübten: „Wir thun eben, was wir auch Andere thun sehen, und denken, alle Edelleute in der Welt müssen ausgerottet werden!“

Unterdessen hatte der Dauphin heimlich Paris verlassen und von Meaux aus durch Aufruf seine Getreuen um sich gesammelt; auch aus Flandern und Brabant, selbst aus Böhmen sandte der Adel Vertheidiger des Königsthums in des Dauphin's Lager. Dagegen verschanzte Marcel die Stadt, vertheilte die Waffenvorräthe, stellte die Bürger unter den Kriegsbefehl Karl's des Bösen und unterstützte den bereits bis an die Ufer der Seine vorgedrungenen Bauernaufstand, den man darum Jacquerie hieß, weil man mit dem Namen Jacques bon-homme das niedere Volk bezeichnete. Plötzlich umlagerte der Dauphin Paris. Vergebens suchte nun Marcel und Karl der Böse durch Unterhandlungen die Gefahr abzuwenden; der Dauphin forderte die Auslieferung von zehn Häuptern der Empörung. Da gedachte Marcel sich und seine Sache dadurch zu halten, daß er Karl den Bösen zum König von Frankreich erklären lassen wollte, als ein entschlossener Bürger, Jean Maillard, dem Demagogen den Kopf spaltete und nun die führerlose Bürgerschaft dem Dauphin die Thore öffnete. Dieser ließ sogleich die bedeutendsten Anhänger der Empörung hinrichten und verbannte den Bischoff von Laon. Darauf wurde der ständische Ausschuß abgeschafft, die Bürgerschaft ihrer bisherigen Freiheiten beraubt und die Krongewalt in ihrem ganzen Umfang wieder hergestellt.

Bisher waren alle Bemühungen Johann's um seine Freiheit vergebens gewesen. Bereits eröffnete Eduard III mit einem mächtigen Heere unter großen Verwüstungen den Krieg wieder; da er aber weder Rheims, noch Paris erobern konnte, so kam es unter Vermittlung des Papstes 1360 zum Frieden von Bretigny, in welchem König Johann der englischen Krone die Herrschaft nicht blos über Guyenne und Gascogne, sondern auch über Ponthieu, Poitou, Thouars, Saintonge, Perigord, Limousin und über noch zehn andere Landschaften, außerdem über die Städte Calais, Boulogne, La Rochelle und Montreuil zugestehen, drei Millionen Goldgulden als Lösegeld zahlen und seine zwei jüngern Söhne mit vielen Vornehmen als Geiseln stellen mußte; — wogegen König Eduard für sich und seine Erben allen Ansprüchen auf die französische Krone, so wie auf die Normandie, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne und Flandern entsagte. Da

aber Johann wegen der Erschöpfung des Landes sich in der Unmöglichkeit sah, das hohe Lösegeld zu zahlen, sein Sohn Ludwig aber aus der englischen Gefangenschaft, in der er als Geisel war, entfloh und sich nicht mehr dahin zurücknöthigen ließ: so entschloß sich König Johann, als Mann von Wort, selber wieder nach London in die Gefangenschaft zurückzukehren. Dort starb er kurze Zeit darauf an einer schweren Krankheit (1364).

Bald nach seiner Freilassung hatte Johann seinem Lieblingssohne, Philipp den Kühnen, der mit ihm die Gefangenschaft in England getheilt hatte, das Herzogthum Burgund (worin die ältere, von Hugo Capet's Enkel abstammende Herzogslinie 1361 erloschen war) zum Lehen gegeben. Der Umstand, daß nachher die Erbgräfin Margaretha von Flandern, Artois und Franchecomté nicht dem englischen Prinzen Edmund, Eduard's III Sohne, der um sie warb, sondern dem neuen Herzog von Burgund ihre Hand gab, legte den Grund zur Vergrößerung Burgund's, das in der Folge zu einer der mächtigsten und reichsten Herrschaften erwachsen sollte (XVIII. 6, 1—4).

3. Karl V der Weise. Steuerdruck und Söldnerplage. Bertrand du Guesclin in der Bretagne und sein Zug mit den Söldnern nach Castilien gegen Peter den Grausamen. Erneuerung des französisch-englischen Kriegs. Sieg Bertrand's über den schwarzen Prinzen. Heimkehr und Tod des letztern. Der größte Theil der englischen Eroberungen wieder französisch. Tod Guesclin's und Karl's V.

Sein in der Schule des Ungemachs gereifter Sohn Karl V der Weise (1364—1380) war im Anfang seiner Regierung von den größten Schwierigkeiten umgeben, indem das Land nicht nur durch den nothwendigen Steuerdruck, sondern auch durch räuberische Haufen dienstloser, den verschiedensten Nationen angehöriger Söldner furchtbar litt, während der Erbfolgekrieg in der Bretagne noch wüthete und auch die Engländer wieder mit einem Einfall drohten. Zum Glück aber fand Karl, der seit einigen Jahren auch körperlich leidend war, an dem heldenmüthigen, durch alle Rittertugenden ausgezeichneten Feldherrn Bertrand du Guesclin eine den Gemeingeist und Rittersinn fördernde und dadurch den Thron und das Reich sichernde Stütze.

Bertrand du Guesclin, Sohn eines bretagnischen Ritters, war von Gesicht so auffallend häßlich, daß, als er, zum Jüngling herangewachsen, seinen Vater zu einem Turnier begleiten wollte, dieser ihn nicht mitnehmen wollte, weil er sich seiner schämte. Da rüstete sich Bertrand heimlich, stellte sich mit geschlossenem

Visier beim Turnier ein und rannte einen Gegner mit einem so gewaltigen Stoß zu Boden, daß dessen Pferd todt auf dem Platze blieb. Nun wollte es auch sein Vater mit ihm aufnehmen, aber Bertrand senkte ehrerbietig die Lanze vor ihm und nahm die Herausforderung nicht an. Dagegen warf er noch 15 andere Ritter in den Sand oder machte sie bügellos. Als ihm zuletzt beim Kampf der Helm entfiel nnd Jedermann glückwünschend sich zu ihm drängte, erkannte ihn auch sein Vater und ehrte ihn durch eine reichliche Ausstattung. Von der Zeit an war ihm „die Bahn zum Ruhme geöffnet".

Während Karl sich mit Wiederherstellung der Ordnung im Innern beschäftigte, brachte Bertrand zunächst den noch in Waffen stehenden Karl von Navarra durch ein siegreiches Treffen zum Frieden und kämpfte in der Bretagne für den französischen Schützling, den Grafen von Blois, wurde aber in eben der Schlacht, worin dieser fiel, von dem siegenden Gegner, dem von den Engländern unterstützten Grafen von Montfort, gefangen. Daher ließ König Karl, um den verderblichen Streit zu beenden, den Sieger im Besitz der Bretagne und löste den Bertrand wieder aus, um ihn mit einem Heere nach Castilien zu entsenden und dort einen Thronstreit zwischen Peter IV dem Grausamen und dessen Stiefbruder Heinrich auf Bitten und zu Gunsten des letztern zu schlichten. Dieser Umstand gab dem Bertrand zugleich Gelegenheit, Frankreich von jenen herumziehenden Söldnerhorden (Kameradschaften) zu befreien, indem er sie beredete, mit ihm über die Pyrenäen zu ziehen, wo es reichere Beute gebe. Wirklich folgten ihm 30,000 dieser Söldner, doch erst nachdem sie sich von dem Papst in Avignon Geld und Ablaß erzwungen hatten. Der Zweck dieser castilischen Expedition wurde, jedoch nur nach manchem Glückswechsel, erreicht.

In Castilien nämlich hatte Peter (Pedro IV) der Grausame, ein hab- und blutgieriger Tyrann, seine fromme Gemahlin Blanka von Bourbon vergiftet, seine Stiefbrüder, darunter den tapfern und edlen Grafen Heinrich von Trastamara, ihrer Güter beraubt, die Freiheiten des Landes mit Füßen getreten, und die Muhammedaner in Granada auf Kosten der Christen begünstigt, so daß der Papst ihn in den Bann that und König Karl, auf die Bitten des geflüchteten Grafen Heinrich Trastamara, den oben angedeuteten Entschluß faßte. Bald hatte Bertrand den grausamen Pedro besiegt; doch dieser floh, während Trastamara als Heinrich II den Thron bestieg, nach Bordeaux zu dem in Aquitanien (Guyenne und Gascogne) als Statthalter herrschenden schwarzen Prinzen

Eduard, der ihm mit Genehmigung seines Vaters, des englischen Königs, seine Hülfe zusagte und an der Spitze eines zahlreichen englisch-aquitanischen Heeres gegen den neuen König Heinrich auszog, ihn besiegte, den Bertrand gefangen bekam und den Pedro wieder einsetzte. Allein Bertrand löste sich bald wieder und da Pedro die alte Tyrannei begann, so traten die bedrückten Castilier wieder auf Heinrich's Seite. Es kam zur Bruderschlacht (1368), Pedro wurde geschlagen, gefangen, getödtet und Castilien erhielt an Heinrich einen milden und weisen Herrscher. (K. 7, 1.)

Im folgenden Jahre nach der Beilegung des castilischen Thronstreits brach der englisch-französische Krieg, zu welchem sich Karl V — veranlaßt durch die Klagen mehrerer aquitanischer Grafen und Städte über die Bedrückungen der dortigen Engländer — unterdessen gerüstet hatte, mit erneuerter Wuth aus. Der heldenmüthige Bertrand, zum Connetable ernannt, führte die Franzosen von Sieg zu Sieg und verdunkelte mehr und mehr den Ruf seines einst so gefürchteten Gegners, des „schwarzen Prinzen", der übrigens schon länger her den Glanz seines Namens durch seine herrische Regierung Aquitaniens getrübt hatte. Als vollends dieser Fürst die durch Verrath genommene Stadt Limoges einäschern ließ und die gesammte Bevölkerung durch ein Blutbad vertilgte, wich das Glück von den englischen Waffen: der schwarze Prinz, schon länger her kränklich, mußte nach England zurückkehren, wo er bald darauf zum Leidwesen seines Vaters starb, der ihm nicht lange darauf selber im Tode nachfolgte und England seinem unmündigen Enkel Richard II hinterließ (K. 6, 3).

Unter solchen Umständen fiel eine Stadt und eine Landschaft in Frankreich nach der andern in Bertrand's Hände, so daß zuletzt den Engländern in Frankreich nichts, als die Städte Calais, Cherbourg, Bordeaux und einige Theile von Langued'oc blieben. Doch auch Bertrand erlebte das Ende des Kampfes nicht: er erkrankte bei der Belagerung des Schlosses Chateauneuf de Randon und starb am Tage der Uebergabe: in ihm sank die Zierde der französischen Ritterschaft dahin. Kaum hatte den Helden sein dankbarer König in der Königsgruft beisetzen lassen, als dieser selbst zwei Monate darnach den Platz neben ihm einnahm. Der frühe Tod dieses erst 44 Jahre alten klugen Königs, dem

Frankreich seine Wiederherstellung durch größere Ordnung im Staatshaushalt, durch allmählige Hebung des Handels und Gewerbfleißes und durch möglichste Pflege der Wissenschaften verdankte, stellte alles, was durch seine Sorge gewonnen worden war, wieder in Frage.

4. Gräuel der vormundschaftlichen Regierung Ludwig's von Anjou. Aufstände. Beginn der Selbstregierung Karl's VI. Wahnsinn des Königs. Ränke der Hofparteien. Bodenlose Unordnung und Unsittlichkeit.

Zum Unglück für Frankreich machte die Minderjährigkeit seines Sohnes Karl's VI, der erst 12 Jahre alt war, eine vormundschaftliche Regierung nöthig, unter welcher durch schnöde Zertretung aller ohnedieß nur schwachen Keime städtischer und ständischer Volksrechte und durch rücksichtsloses Streben nach unumschränkter Gewaltherrschaft der Grund zu dem tiefen Elend gelegt wurde, in welches Frankreich unter diesem Könige fiel, zumal als derselbe, ohnedieß von Natur beschränkten Geistes, nach kurzer Selbstregierung in Wahnsinn verfiel, dessen 29jährige Dauer Frankreich vollends in einen Abgrund von Zerrüttung stürzte.

Während Karl's VI Minderjährigkeit bemächtigte sich sein Oheim, der herrsch- und habgierige Herzog Ludwig von Anjou der Regentschaft und mußte sich darin gegen die beiden andern Oheime Karl's, den Herzog von Berry und den Herzog von Burgund, zu behaupten. Als ihn die schändliche Königin Johanna von Neapel (K. 7, 7), um sich gegen den Papst zu halten, durch Adoption zu ihrem Thronfolger ernannte, verwendete er den von Karl V hinterlassenen Staatsschatz und das vom Volk erpreßte Geld zu den Rüstungen, welche die Unternehmung auf Neapel erforderte. Vergebens suchten ihn jene seine beiden Brüder durch die Mündigkeitserklärung und Krönung des jungen Königs von der Regentschaft zu verdrängen. Seine fortgesetzten Erpressungen erregten in Paris einen furchtbaren Aufstand, den er jedoch mit demselben Heere, womit er eben einen von Jakob Artaveldt dem Jüngern geleiteten Aufstand der Fläminger gegen ihren Grafen niedergeschlagen hatte, durch die Einnahme von Paris, Auslieferung der Waffen, Auferlegung einer Geldbuße und Hinrichtung von 300 Bürgern dämpfte. Endlich zog er mit 60,000 Mann nach Neapel, wo er jedoch nach dem gewaltsamen Tode Johanna's sein Heer durch Mangel und Seuchen einbüßte und selber an einer Krankheit zu Bari erlag (1384).

Nun übernahmen die beiden andern Oheime die Regierungsgewalt, bis nach vier Jahren 1388 der bereits mit Isabeau von Bayern vermählte Karl VI auf den Rath des Connetable Clisson und mit der Unterstützung seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, in seinem 20. Jahre die Selbstregierung übernahm. Wirklich gelang es ihm in wenigen Jahren durch Absetzung schlechter Beamten, Minderung der Steuern und einen Waffenstillstand mit England (1389) einige Ordnung im Lande herzustellen; auch gab sich Jedermann schon der Hoffnung auf bessere Zeiten hin, — als ein plötzliches Unglück den König regierungsunfähig machte. Er war nämlich eben auf einem Strafzug gegen den Herzog von Bretagne begriffen, und ritt in großer Sommerhitze träumend vor sich hin: da sprang plötzlich ein armselig gekleideter Mensch, baarhaupt und baarfußig, aus einem Gebüsch hervor, ergriff den Zügel seines Pferdes mit den Worten: „Halt! nicht weiter! kehr' um: du bist verrathen!“ und verschwand sogleich wieder. Weil nun zugleich der König hinter sich ein zufälliges Lanzengeklirr seines über den frechen Menschen unwilligen Gefolges vernahm, fiel er in Wahnsinn und hieb mit seinem Schwerte so lange rasend um sich, bis es zerbrach und er erschöpft zu Boden sank. Sprachlos und auf einen Ochsenkarren gebunden nach Mans gebracht, genaß er zwar körperlich wieder, blieb aber geistesschwach, so daß die Regierung wieder seinen Oheimen von der Reichsversammlung übertragen wurde. — Ein halb Jahr darauf verschlimmerte ein neues Unglück den trostlosen Zustand des Königs. Er und fünf seiner Jugendgenossen erschienen bei einem Maskenball als Wilde verkleidet. Während sie, in ihrer mit Theer bestrichenen zottigen Vermummung und mit Ketten an einander gebunden, toll umhersprangen, wollte der Herzog von Orleans einem von ihnen ins Gesicht leuchten, um ihn zu erkennen, als ihr Anzug Feuer fieng und alle jämmerlich verbrannten: nur der König wurde und zwar dadurch gerettet, daß die Herzogin von Orleans ihren Mantel auf ihn warf und die Flamme erstickte. Indeß brach durch diesen Schreck sein Wahnsinn auf's Neue aus und blieb sein ganzes langes Leben hindurch unheilbar. Um den König in lichten Zwischenräumen zu zerstreuen, erfand man zu seinem Zeitvertreib die Spielkarten, durch welche bald am Hofe und auch unter der Bürgerschaft, auf welche jederzeit das Beispiel des Hofs den verderblichsten Einfluß hatte, eine so starke Spielwuth entzündet wurde, daß selbst Verbote dagegen nichts halfen.

Da somit die herrsch= und ränkesüchtigen Parteien vollen Spielraum hatten, so riß am Hofe sowohl, als in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die äußerste Unordnung und Sittenlosigkeit ein, die so weit gieng, daß, während der Schweiß der Bürger in beständigen Hoffesten verpraßt wurde, der arme König oft am Nothwendigsten Mangel litt und seine Kinder auf das

gewissenloseste vernachlässigt wurden. Zwar gab ein nach und nach auf 28 Jahre verlängerter Waffenstillstand mit England dem Staate wenigstens von dieser Seite Ruhe; dafür aber stürzte die tödtliche Eifersucht zwischen dem Herzog Ludwig von Orleans und dem Herzog Johann dem Unerschrockenen von Burgund, des 1404 verstorbenen Philipp's des Kühnen Sohne, und der dadurch entglommene Haß ihrer Parteien das Land in zerrüttende Bürgerkriege, von deren Verlauf — in Verbindung mit dem kurz vor dem Ende des Waffenstillstandes zwischen England und Frankreich wieder ausbrechenden Kriege — im nächsten Buche die Rede seyn wird (XVIII. 5, 1).

---

6. Kapitel.

England und Schottland im 14. Jahrhundert unter den vier letzten Plantagenets.

1. Eduard I. Unterwerfung von Wales. Sein Schiedsrichteramt in Schottland. Thronstreit. Einsetzung Baliol's und Sieg über Robert Bruce. Aufstand der Schotten unter Wallace, dann unter Robert Bruce. Eduard's Tod. (Weitere Ausbildung der englischen Verfassung). Eduard II. Günstlingsregierung. Empörung der Barone unter Lancaster. Die Königin Isabella. Entsetzung und Tod des Königs. Frevelregierung Isabella's und Mortimer's.

Wie in England auf der unter den Königen Johann und Heinrich III gewonnenen Grundlage der Bau der englischen Staatsverfassung — selbst unter den vielfachen Schwankungen, die der Gegendruck königlicher Machtbestrebungen verursachte, — dennoch merklich fortschritt, zeigt besonders die Regierung der drei Eduarde, zu deren Darstellung wir übergehen.

Eduard I, Heinrich's III Sohn (1272—1307), vom Volke mit Sehnsucht erwartet, übernahm nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande (XVI. 10, 4.) sogleich die Regierung und bewies während derselben viel Kraft und Staatsklugheit, wiewohl ihm dabei die Wahl der Mittel wenig Sorge machte, wie er denn z. B. gegen die der Münzverfälschung beschuldigten Juden mit Hinrichtungen, Gütereinziehungen und Landesverweisung grausam

verfuhr. Nachdem er dem Uebermuth der Barone und den Anmaßungen mancher Geistlichen Schranken gesetzt hatte, faßte er vorzüglich das Ziel eines brittischen Gesammtreichs in's Auge. Zunächst unterwarf er das gälische, in seiner alten Gauverfassung lebende Gebirgsvolk von Wales, dessen letzter Fürst Lewellyn ihm huldigen mußte. Zwar machte dieser einen Versuch, das Joch wieder abzuschütteln, fiel aber dabei unter Mörderhänden, sein tapferer Bruder David wurde gefangen und hingerichtet und nun ganz Wales in englischer Weise eingerichtet. Wie wichtig dem König diese Eroberung war, zeigt der Umstand, daß er seinem während dieses Kriegs in Wales gebornen Sohne Eduard den Titel Fürst von Wales gab, den nachher alle englischen Kronprinzen führten.

Hierauf wandte er sich gegen Schottland, das seit 1190 sich von der englischen Oberlehnshoheit losgekauft hatte, der es ohnedies nur kurze Zeit unterworfen gewesen war. Eben war der Mannsstamm des Hauses Kenneth, das an 450 Jahre lang die schottische Krone behauptet hatte, mit Alexander III 1286 erloschen, und nun traten nicht mehr als 13 mit jenem Hause verwandte Thronbewerber auf, unter denen der Graf Johann Balliol und Graf Robert Bruce die nächsten Ansprüche hatten.

Das Volk der **Schotten** enthielt zwei Hauptbestandtheile. Die Schotten im Flachland und an den Küsten waren sächsisch-normannischen, also germanischen, die Schotten im Hochgebirg gälischer, d. i. keltischer Abkunft, und die Verschiedenheit beider drückte sich in der Sprache, in den Sitten und in Gesetzen aus. Nur der Haß gegen die Engländer einigte sie. — Die Hoch- oder Bergschotten, (Nachkommen der alten Caledonier) waren in Clane oder Stämme getheilt, deren jeder unter einem erblichen Häuptling, Laird genannt, stand, der als Führer im Krieg und Ordner im Frieden in patriarchalischer Weise über Leben und Eigenthum der Glieder seines Clans gebot, aber seine Macht selten mißbrauchte. Rauh und in der Gebirgsnatur abgehärtet, tapfer und kühn vor dem Feind, mäßig und ernst war der sonst wilde Bergschotte ein Freund der Dichtkunst und des Gesangs, worin sich die Erinnerungen an die Heldenzeit seiner Vorfahren und an die Thaten der Gegenwart fortpflanzten. — Die Schotten der Ebene, gleichfalls abgehärtet und mäßig, dabei hurtig und verwegen, und den Engländern weniger im offenen Felde, als vielmehr durch räuberische Einfälle gefährlich, lebten in Burgen und kleinen

Städten und hatten Feudalverfassung und Parlamente, in welchen der Adel und die Geistlichkeit die Gewalt des Königs mäßigten.

Von den Parteien als Oberlehnsherr zum Schiedsrichter in diesem Kronstreite gewählt, entschied Eduard für Johann Balliol, empfieng von ihm 1292 den Lehnseid und verschaffte ihm bei Dunbar 1295 den Sieg über seinen Gegner. In der Absicht jedoch, Schottland dem englischen Throne völlig zu unterwerfen, reizte Eduard den neuen König, als seinen Vasallen, durch beständige Vorladungen zum persönlichen Erscheinen vor dem englischen Parlament so lange, bis derselbe, gestützt auf ein Bündniß mit Frankreich, sich unabhängig erkärte. Jetzt drang Eduard mit einem bereit gehaltenen Heere in Schottland ein, nahm Balliol gefangen und setzte einen englischen Statthalter, Namens Warenne, über das Land. Bald jedoch der Bedrückung desselben müde, erhoben sich die Schotten 1297 unter der Führung eines kühnen Edelmanns, des William Wallace, der den Statthalter verjagte, aber, vom neidischen Adel verlassen, in englische Gefangenschaft gerieth und zu London gehängt wurde (1305). Die Schotten setzten indeß den Freiheitskampf fort und wählten Robert Bruce zu ihrem König. Schon wollte Eduard ganz Schottland mit Feuer und Schwert verwüsten, als sein plötzlicher Tod (1307) und die Nachgiebigkeit seines Nachfolgers Eduard's II einen Waffenstillstand herbeiführte und, da Eduard ihn brach, der Sieg Roberts bei Bannockburn 1314 den Schotten ihre vorige Unabhängigkeit verschaffte.

Auch Irland, seit Heinrich II eine Eroberung England's, gab sich eine Zeit lang in einem Bruder von Robert Bruce einen König, mußte sich aber, als derselbe in einem Gefechte fiel, 1318 wieder unterwerfen. — Unter Eduard I erhielt das englische Gerichtswesen eine bedeutende Verbesserung und er deshalb den Beinamen der englische Justinian. Um die Kosten der Kriege durch Steuern aufzubringen, verlieh er den Abgeordneten der Städte und Grafschaften, die bisher nur zu Zeiten zu den Parlamenten beigezogen worden waren, 1295 für beständig Sitz und Stimme. Auch bewilligte er einen Zusatz zur Magna Charta, nach welchem der König künftig keine Steuern ohne Zustimmung des Parlaments erheben dürfe, und verzichtete nachher in dieser Beziehung auch auf den bisherigen Vorbehalt des Rechts der Krone.

Eduard II, ein geistesbeschränkter, launischer Fürst, überließ

die Regierung seinem Günstling Gaveston, einem Gascogner, dessen Willkühr und Verschwendung die Barone so empörte, daß sie unter der Führung des Grafen Thomas von Lancaster den König nöthigten, seinen Günstling zu verbannen und sich einen Parlamentsausschuß von 12 Baronen und Prälaten zur Seite zu setzen, auch ohne Zustimmung des Parlaments keine Aemter= und Gütervergabungen vorzunehmen, noch Kriege zu führen. Nach verschiedenen Versuchen sich zu halten, ließ Lancaster den Gaveston verhaften und enthaupten. An seine Stelle wählte nun der König den jungen Hugh Spencer zum Günstling, der aber sammt seinem Vater gleichfalls der Eifersucht der Barone weichen und in die Verbannung gehen mußte. Auf Antrieb der Königin Isabella, die von einem der Lords und seiner Gattin beleidigt worden war, sich ermannend, zog endlich der König mit Heeresmacht aus, besiegte den Grafen Lancaster bei Boroughbridge 1322, ließ ihn mit 29 andern Vornehmen als Hochverräther hinrichten und rief die Spencer zurück. Da diese der Herrschsucht der Königin entgegentraten, gieng sie an den Hof nach Frankreich, wo sie eine Zeit lang mit dem englischen Grafen Roger Mortimer buhlte, und kehrte dann, mit Mitteln versehen und von einem lancasterschen Anhang begleitet, nach England zurück, wo sie die Spencer hinrichten, ihren Gatten, den König, des Throns entsetzen und ihren noch unmündigen Sohn Eduard auf denselben erheben ließ, um mit Mortimer die Regentschaft zu führen, während welcher nun beide, zumal nach dem Tode des gefangenen Königs, auf die schändlichste und übermüthigste Weise im Lande schalteten.

In Frankreich regierte nämlich damals Karl IV, Isabella's Bruder, der, weil Eduard II wegen Guyenne die Huldigung verweigert hatte, dieses Lehen einziehen wollte. Diesen Umstand nahm Isabella zum Vorwand ihrer Flucht nach Frankreich. Sie brachte es dort bei ihrem Bruder dahin, daß er Guyenne als Lehen auf ihren 12jährigen Sohn Eduard übertrug, der sogleich die Huldigung leistete. Hierauf sammelte sie alle aus England geflohenen Feinde der wieder zur Macht gelangten Spencer und begab sich dann, von ihrem Bruder, der sie nicht öffentlich unterstützen durfte, mit Geldmitteln ausgestattet, zu dem Grafen von Holland und Hennegau, verband sich denselben durch eine Heirath seiner Tochter Philippa mit ihrem Sohne Eduard, ließ 3000 Söldner

werben und landete mit ihnen in England, wo ihr sogleich alle übrigen Gegner Spencer's zufielen. Nicht lange, so bekam sie beide gefangen und ließ nicht nur den jungen Spencer, sondern auch seinen 90jährigen ehrwürdigen Vater auf's grausamste hinrichten. Nach der Absetzung des Königs und der Erwählung ihres Sohnes, wozu das Parlament mit Hülfe des Londoner Pöbels vermocht wurde, lebte sie ohne Scheu mit ihrem Buhlen Mortimer, kümmerte sich nichts um den ihr beigegebenen Regentschaftsrath, vergab Ehren und Aemter nach Laune, verpraßte die Einkünfte des Landes und strafte durch die willkührlichsten Hinrichtungen. Der Tod ihres gefangenen Gatten wird verschieden angegeben: nach Einigen starb er im Schlosse Berkley vor Kummer, nach Andern wurde ihm auf Anstiften Mortimer's durch bestellte Mörder ein in einem Horn verborgener glühender Eisenstift von hinten hinein in das Gedärme getrieben, in der Absicht, seinen Tod nicht als einen gewaltsamen erscheinen zu lassen; allein das furchtbare Geschrei des Sterbenden verrieth die Frevelthat (1327).

2. Eduard III. Bestrafung der Frevler. Besiegung der Schotten. Flucht David Bruce's; Johann Balliol. Eduard's Kriege mit Frankreich. Aufstand der Schotten. Demüthigung David's. Eduard als Regent. Ausbildung des englischen Nationalsinns. Festere Gestaltung der Parlamente. Dichtkunst und Baukunst in England.

Die gerechte Vergeltung blieb nicht aus: die Unzufriedenheit des Adels und des Volks, gesteigert durch die dem Robert Bruce zugestandene Unabhängigkeit Schottlands, forderte den jungen, nunmehr 18jährigen König auf, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen und die Urheber aller dieser Willkührlichkeiten zu bestrafen. **Eduard** III, als Jüngling schon verständig und thatkräftig, und längst selbst empört, seinen Namen so mißbraucht zu sehen, überfiel den Grafen Mortimer auf einem seiner Schlösser, und stellte ihn vor das Gericht des Parlaments, das ihn des Hochverraths schuldig erklärte und zum Strang verurtheilte; die frevelhafte Mutter aber verbannte der Sohn auf ein einsames Schloß, wo sie erst nach 26 Jahren „verachtet und vergessen" starb.

Nach Abstellung vieler Mißbräuche, die sich auch in die Rechtspflege eingeschlichen hatten, nahm Eduard seines Vaters und Großvaters Plan auf Schottland wieder auf, wo eben der gefürchtete Robert Bruce 1328 gestorben war und den Thron seinem unmündigen Sohn David unter der Vormundschaft des tapfern Archibald Douglas hinterlassen hatte. Er fiel in Schott-

land ein, besiegte den Douglas bei Halidown-Hill (1333) und setzte an die Stelle David's, der nach Frankreich entfloh, den Johann Balliol zum König ein, gegen den sich jedoch fortwährend die Partei David's hielt.

Während nun Eduard jenen großen Nationalkampf mit Frankreich begann, von dem im vorigen Abschnitte (K. 5, 1—3) die nähern Momente angegeben wurden, kehrte David Bruce, vom König Philipp VI unterstützt, aus Frankreich nach Schottland zurück (1342), gewann gegen Balliol die Oberhand und machte einen Einfall in England, wurde aber von Eduard's heldenmüthiger Gemahlin Philippa und dem von ihr begeisterten vierfach kleineren Heere der Engländer bei Newcastle (Nevils-Croß) 1346 gefangen und erst nach eilf Jahren gegen ein großes Lösegeld wieder freigegeben. Doch erhielt er von Eduard 1357 seinen Thron wieder, auf welchen Balliol, der sich die Anhänglichkeit der Schotten nicht hatte gewinnen können und kinderlos war, Verzicht leistete. (Nach David's Tod 1371 gelangte mit seinem Schwestersohne Robert II das Haus Stuart auf den schottischen Thron.)

Da Eduard's und seines Sohnes, des schwarzen Prinzen, Siege und Thaten im französischen Kriege bis zu dem Tode beider bereits oben K. 5, 1 berichtet worden sind, möge hier nur noch das Wesentlichste von den innern Verhältnissen der Regierung dieses mächtigen und ruhmreichen Königs beigebracht werden. Er und sein Sohn hatten als die höchsten Ritterzierden ihrer Zeit auf die Richtung und den Geist des damaligen Ritterthums überhaupt, insbesondere aber auf die Läuterung des englischen Ehr- und Nationalgefühls den tiefsten Einfluß. Eduard selbst war (wenigstens in der bei weitem größern Hälfte seiner 46jährigen Regierung) ein wahrer Regentenspiegel für sein Zeitalter. Besonnen und scharfsinnig im Rathen, schnellkräftig und ausdauernd im Vollziehen, mäßig und großmüthig im Glück, gefaßt und ruhig bei Unfällen, gerecht und mild gegen Unterdrückte und Bedrängte, leutselig gegen die Niedrigsten, demüthig und gottesfürchtig beim Wachsthum seiner Macht — achtete er auch durchweg die Freiheiten und

Rechte des Volks und förderte, so weit es irgend der Begriff der Feudalmonarchie zuließ, die Ausbildung und festere Gestaltung der Parlamente.

Um namentlich eine gleichmäßigere Vertretung der Interessen Aller und eine gründlichere und besonnenere Erwägung aller, das Staatswohl betreffenden Vorlagen zu ermöglichen, schied er das **Parlament** in ein Oberhaus (house of Lords), worin die Barone und Prälaten — und in ein Unterhaus (house of commons, Haus der Gemeinen), worin die Ritter und Bürger gesondert beriethen. Da zur Aufstellung und Abänderung von Gesetzen die Beistimmung beider Häuser erforderlich wurde und vorzüglich dem Unterhause das Recht der Steuerbewilligung zustand, dieses aber bei seiner Anwendung die Untersuchung von Regierungsmißbräuchen und die Anklage öffentlicher Beamten zur Folge hatte, so erhielt das Unterhaus allmählig eine eben so wichtige Stellung, wie das Oberhaus, ja es bekam in der Folge einen noch größern Einfluß auf den Staat. Welch einen Nachdruck das Parlament den Regierungshandlungen zu geben vermochte, ersieht man aus dem Streite Eduard's mit dem Papst über den seit Johann I an den römischen Stuhl entrichteten Lehenstribut (XVI. 11, 4), der durch einen Ausspruch des Parlaments 1367 für immer aufhörte. Eben so schaffte Eduard mit Hülfe des Parlaments den Gebrauch der französischen Sprache ab und führte (1362) die nunmehr selbstständig gewordene englische Sprache als Staats- und Gerichtssprache ein, wodurch die Trennung der französischen und englischen Nationalität noch entschiedener wurde. — Auch Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe fanden unter Eduard einen wohlthätigen Schutz und gediehen zu einer vorher nicht gekannten Blüthe.

Lange die Bewunderung seiner Zeit und seines Volks, verdunkelte er dadurch, daß er gegen das Ende seines Lebens sich nach dem Tode seiner Gattin den Launen der Alice Perries überließ und darum sich manche Härte und Thorheit zu Schulden kommen ließ, den Glanz seines Ruhmes, so daß er zuletzt, von seinen Freunden verlassen, auf einsamem Krankenlager starb. Nichts desto weniger verehren die Engländer in ihm den glorreichen Beförderer ihrer Nationalgröße.

Zur Belebung und Veredlung des Rittersinns errichtete Eduard III 1350 den Orden vom blauen Hosenband für eine Auswahl von 26 der ausgezeichnetsten Ritter seiner seit 1344 aus 600 Rittern bestehenden Tafelrunde. Das Ordenszeichen ist ein dunkelblaues Band mit goldnem Rand und der Devise: Honny soit, qui mal y pense! das die Ordensglieder unter dem linken Knie mit einer goldnen Schnalle befestigt tragen. Der Ursprung dieses Bandes wird verschieden angegeben. Nach der gewöhnlichen Annahme verlor einst eine Gräfin

auf dem Hofballe ihr linkes Knieband, das Eduard aufhob; weil er aber dabei das Kleid der Dame berührte, spöttelten Einige der Umstehenden darüber und die Gräfin fühlte sich gekränkt. Daher habe Eduard zu ihrer Genugthuung jene Worte („Schmach dem, der Arges dabei denkt!") gesagt. Zur Ausbildung der englischen Sprache trug besonders der Dichter Gottfried Chaucer (1328—1400) ein Wesentliches bei, dieser „Morgenstern der englischen Poesie", der in seinen Balladen und prosaischen Erzählungen französischen Mustern, in einen sogenannten canterburischen Erzählungen aber mehr dem Italiener Boccaccio folgte. — In der Baukunst zeugen noch die romantischen Ueberreste von Klöstern und Schlössern, insbesondere aber die Baudenkmale von Windsor und die Westminsterabtei in London von der Größe der unbekannten Meister, die vorzüglich unter Eduard's Schirm mit dem Beistand der früher (XVI. 9, 6) erwähnten Bauhütten ihre Werke schufen. — Die Gewerbe wurden besonders durch die vielen Verbindungen mit dem Ausland, insbesondere durch die Einwanderung geschickter flamländischer Weber, Tuchmacher, Färber rc. gehoben.

3. Richard II. Ueppiges Hofleben. Bedrückung des Volks. Gährung in den untern Ständen. Aufkeimende Ideen von Freiheit und Gleichheit. (Die Lollharden.) Der Bauernaufstand Wat Tyler's. Aufstand der Irländer. Unzufriedenheit der Großen unter Heinrich von Lancaster. Absetzung und Tod Richard's.

Sein Enkel und Nachfolger Richard II (1377—1399), Sohn des schwarzen Prinzen, von Natur und durch falsche Erziehung eben so jähzornig und launenhaft, als herrsch- und rachsüchtig, riß Vieles von dem Guten nieder, was sein Großvater gebaut hatte und bereitete so dem Land und Reich eine nothvolle Zukunft. Verdorben durch das Beispiel seines stolzen Oheims, des Johann de Gaunt (Gent), Herzogs von Lancaster, der für den jungen König, welcher beim Tode seines Großvaters erst 11 Jahre alt war, die Regentschaft leitete, trieb er, volljährig geworden, das von jenem eingeführte üppige Hofleben fort, bedrückte deßhalb die Bauern mit der Kopfsteuer, mißachtete Recht und Gerechtigkeit und hörte auf keine Klagen der Bedrängten, während die beständigen Gränzfehden mit den Schotten und der unglückliche, wieder begonnene Krieg mit Frankreich (K. 5, 3. a. E.) die allgemeine Noth und die Unzufriedenheit, besonders der untern Stände, immer höher steigerten. Dazu kamen die unter den Bauern und Leibeigenen in den östlichen Grafschaften aufkommenden Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche sich aus einer falschen Auf-

fassung der Lehren des theologischen Reformators Johann Wiclef durch die sogenannten Lollharden, insbesondere aber durch den Franziscaner Johann Ball verbreiteten. Denn die dadurch stark aufgeregte Volksmasse fand bald an dem Ziegelbrenner Wat (Wat-Tyler) ein leitendes Haupt; in Kurzem erhoben sich die Grafschaften Kent, Norfolk, Suffolk, Essex, Sussex u. a. in einem Bauernaufstande (1381), der sich unter furchtbaren Gräueln gegen London wälzte, die Thore des Tower's sprengte, vielen Großen das Leben kostete und selbst den König in Lebensgefahr brachte, bis der Aufruhr endlich durch die Vereinigung des Adels mit den Städten niedergeschlagen wurde (1382).

Der Umstand, daß ein übermüthiger Steuereinnehmer sich an der 15jährigen Tochter Wat's vergreifen wollte und der gekränkte Vater denselben mit dem Hammer zu Boden schlug, gab die nächste Veranlassung zum Ausbruch jenes Aufstandes. Da die Regierung anfangs die Klagen der Aufständner über ungemessene Auflagen durch kluges Einlenken zu beschwichtigen zauderte, und der König sich zu keiner Unterhandlung herbeilassen wollte, so zerstörten sie die Schlösser der Ritter und die Häuser der Steuereinnehmer, Advocaten und Richter, zertrümmerten Kirchen und Kapellen und wer ihren Haufen nicht folgen wollte, mußte sterben. Ein Gewalthaufe von 60,000 Mann zog nach London, bemeisterte sich unter Raub, Mord und Brand der Stadt, zerstörte Paläste und Kirchen, erbrach, als der König die geforderte Unterredung verweigerte, den Tower (die Stadtfestung) und enthaupteten den Erzbischoff von Canterbury nebst anderen Räthen des Königs. Jetzt erst trat der König hervor und genehmigte ihre Forderungen, darunter die Aufhebung der Leibeigenschaft. Hierauf zog der größere Haufe, von dem Priester Straw (Stroh) geführt, von London ab, und als Wat, der mit dem übrigen Haufen in der Stadt geblieben war, noch ein Gespräch mit dem Könige hatte, wurde er von Walworth, dem Bürgermeister (Mayor) von London, niedergestoßen und der führerlose Haufe auseinandergesprengt. Darauf nahm der König sein gegebenes Wort zurück und durchzog selbst mit einem Heere, dem sich der Adel und die Bürger im Lande anschloßen, die aufrührerischen Grafschaften. Nicht ohne die grausamste Befriedigung der Rache, wurde der Aufstand gedämpft, indem nur allein 1500 Bauern unter der Hand des Henkers starben, die andern alle in die alte Knechtschaft wieder zurückgestoßen wurden. — Auch die schwer unterdrückten Irländer wünschten Erleichterung und als man sie nicht hörte, griffen sie zu den Waffen, mußten aber bald wieder der Uebermacht weichen.

Da sich Richard weder an Gesetz und Vertrag band, noch an die Rechte des Parlaments sich kehrte, und bei seinem Hang

zum Sinnengenuß die Regierung elenden Günstlingen überließ, so entstund unter den Großen eine solche Unzufriedenheit, daß deren Führer, sein Oheim Thomas Herzog von Glocester, ihm auf ein Jahr eine Regierungscommission von 12 Lords zur Seite setzte, durch welche mehrere seiner unnützen Räthe zum Tode verurtheilt wurden. Als einige Jahre darauf Richard in dem Krieg mit Frankreich (K. 5, 4. a. E.) einen 28jährigen Waffenstillstand mit Aufopferung der Seestädte Brest und Cherbourg eingieng (1389) und sich mit Isabelle von Frankreich verlobte, entstund unter den Großen eine neue Unzufriedenheit, welche nun der Herzog von Glocester zum Sturze des Königs zu benützen suchte. Daher ließ ihn Richard in's Gefängniß werfen, worin er nach einiger Zeit ermordet wurde.

Bald darauf verbannte Richard den Sohn seines ältern Oheims, Johann's von Lancaster, Namens Heinrich, ohne Urtheil und Recht auf zehn Jahre und zog nach Johann's Tode dessen Güter ein. Doch nun folgte die Vergeltung. Eben schwelgte der König sorglos in Irland, als der verbannte Heinrich von Lancaster, von den mißvergnügten Großen eingeladen, in England landete und in London als Befreier aufgenommen wurde. Richard, vom Volk und vom Heere verlassen, wurde gefangen, in den Tower gesetzt und durch Parlamentsbeschluß der Krone verlustig erklärt (1399). Durch verschiedene Drohungen eingeschüchtert, unterschrieb er seine Abdankung, starb aber, nachdem sein Gegner den Thron bestiegen hatte, im nächsten Jahre eines gewaltsamen Todes im Gefängniß.

7. Kapitel.

Die übrigen Staaten des Abendlands im 14. Jahrhundert. Drang nach Ausbildung der Nationalitäten.

1. Die pyrenäische Halbinsel im 14. Jahrhundert. Castilien: Von Sancho IV bis Johann I. Uebermuth des Adels und Aufstreben der Städte. Kampf mit den Mauren von Granada. Eroberung von Algesiras. Bürgerkrieg. Einmischung Frankreichs und Englands. Kriege mit Portugal und Aragonien.

Während sich das maurische Königreich Granada in seinen beschränkten Gränzen theils durch die Zwietracht der christlichen Reiche, theils durch Unterstützungen aus dem nordafrikanischen Muselstaaten behauptete und sogar in hohem Wohlstand blühte, das kleine Königreich Navarra aber mit Frankreich verbunden erscheint, schritten die Reiche Castilien, Aragonien und Portugal unter wechselvollen Bewegungen und theilweisen Hemmungen in ihrer Entwicklung weiter.

In **Castilien** hatte der Sohn Alfons des Weisen, Sancho IV (1284—1295), in dem blutigen Thronstreit gegen die Söhne seines verstorbenen ältern Bruders obgesiegt und durch Verdrängung seines Vaters den Thron an sich gerissen, auf dem er sich gegen die widerstrebende Aristokratie der drei Ritterorden dadurch behauptete, daß er das Aufstreben der Städte unterstützte und ihnen erlaubte sich durch Vereine gegen den Uebermuth und die Fehdelust des Adels zu schützen. Auch gelang es ihm, die Macht der Meriniden (XVI. 10, 5. a. E.) zurückzudrängen und ihnen Tarifa zu entreißen.

Sein Sohn Ferdinand IV (1295—1312) wurde während seiner Minderjährigkeit von seinem Oheim Johann schwer bedrängt, der ihm Leon und Galicien entreißen wollte und zu diesem Zweck sich schon mit Frankreich, Aragonien, Portugal und sogar mit den Mauren verbunden hatte. Doch die Klugheit seiner Mutter und Vormünderin Maria und die Begeisterung des castilischen Adels rettete den bedrohten Thron. Eben mit den Zurüstungen zum Krieg mit Granada beschäftigt, starb Ferdinand und hinterließ einen — zweijährigen Sohn Alfons XI (1312

bis 1350), während dessen Minderjährigkeit das Reich durch die kronbeeinträchtigenden Anmaßungen des Adels und durch das Vordringen der Mauren in den Süden von Castilien in eine große Zerrüttung gerieth, bis der König nach vollendetem 15. Lebensjahr selbst die Zügel der Regierung ergriff, mit Hülfe der Städte den Adel demüthigte und in Verbindung mit dem König Alfons IV von Portugal die Mauren am Flusse Salado 1346 besiegte. Im weitern Verlauf dieses Krieges eroberte er Algesiras und war eben in der Belagerung Gibraltar's begriffen, als er im 38. Jahre seines Lebens starb.

Obgleich er viele gute Verordnungen erließ, namentlich die Gesetze Alfons des Weisen erneuerte, die Rechte der Stände anerkannte, das Faustrecht und den Luxus wohlthätig beschränkte, so brachte er dagegen durch die sogenannte Alcavala-Steuer, die auf den Kauf und Verkauf alles beweglichen und unbeweglichen Guts gelegt wurde, um die schweren Kriegskosten zu decken, eine große Unzufriedenheit im Volke hervor, da sie das Eigenthum in seinen Grundlagen angriff, die großen Grundbesitzer auf Kosten des Minderbesitzes bereicherte und so die freie Entwicklung des Bürgerthums hemmte.

Sein Sohn war jener Pedro der Grausame (1350 — 1369), der durch die Hinrichtung der Mutter seines unechten Bruders Heinrich von Trastamara sowohl, als seiner eigenen Gemahlin und durch die Härte seiner Willkührherrschaft den Haß des Adels auf sich lud und durch den Zwist mit seinem Bruder Heinrich jenen Bürgerkrieg hervorrief, der die Einmischung Frankreichs unter Karl V (durch Bertrand du Guesclin) und Englands unter Eduard III (durch den schwarzen Prinzen) zur Folge hatte und bereits oben (K. 5, 3.) in seinem Verlauf und Ausgang angegeben worden ist.

Nach Pedro's Ermordung bestieg Heinrich oder Henriquez II der Unechte (1369—1379) den Thron und behauptete ihn durch die Liebe des Volks und die Tapferkeit seines Arms sowohl gegen die Partei des Herzogs von Lancaster, Pedro's Schwiegersohns, als auch gegen die Angriffe der Könige von Portugal und Aragonien. — Der Kampf mit Portugal setzte sich auch unter seinem Sohne Johann I (1379—1390) fort, endete aber zuletzt damit, daß König Ferdinand der Zierliche von Portugal ihm seine (unechte) Tochter vermählte. Seinen dadurch

begründeten Anspruch auf den portugiesischen Thron, den er nach seines Schwiegervaters Tode geltend zu machen suchte, wiesen jedoch die Portugiesen aus Haß gegen einen fremden Herrn mit den Waffen zurück. — Er starb 1390 mit Hinterlassung eines Sohnes, Heinrich's III, dessen Minderjährigkeit eine vormundschaftliche Regierung nöthig machte, unter der die Großen das königliche Ansehen durch ihre Anmaßungen ziemlich schwächten (S. XVIII. 8, 1).

2. Fortsetzung: Aragonien: Jacob II. Abfall Siciliens an seinen Bruder Friedrich. Erwerbung Sardiniens und Corsica's. Aragonien, Catalonien und Valencia untrennbar vereinigt. Uebermacht der Cortes. Alfons IV. Pedro IV Wiederhersteller des Reichs. Johann I. Martin I. Rückfall Siciliens an Aragonien.

Aragonien (XVI. 9, 5.) war unter Jakob II (1291 — 1327), dem zweiten Nachfolger Peter's, des Eroberers von Sicilien, wegen der Behauptung der sicilischen Herrschaft in mehrjährige Kriege verwickelt. Jakob ließ sich nämlich vom Papst Bonifaz VIII bereden, Sicilien an Neapel abzutreten und dafür die Inseln Sardinien und Corsica, um die sich aber die Pisaner und Genueser stritten, als päpstliches — Geschenk zu nehmen. Da aber die Sicilianer die neapolitanische Herrschaft verabscheuten, wählten sie sich den Bruder Jakob's, ihren bisherigen aragonischen Statthalter, Friedrich II zum König und leisteten glücklichen Widerstand. Wegen Sardinien und Corsica aber hatte Jakob einen dreijährigen Krieg mit den Genuesern zu führen, bis er sich in den Besitz dieser Inseln setzen konnte. Im Innern seines Reichs beugte er künftigen Zerstückelungen dadurch vor, daß er durch das Reichsgesetz von 1319 Aragonien, Catalonien und Valencia auf immer als untrennbar erklärte.

Die alten Reichstheile Catalonien (oder die ehemalige spanische Mark) und Aragonien waren von dem durch Eroberung den Mauren abgewonnenen neuen Reichstheile Valencia (und Murcia) sowohl in Betreff des Characters der Bevölkerung, als auch rücksichtlich der Rechte, die der König darin hatte, sehr von einander verschieden. Kraft der Eroberung hatten der König und diejenigen Barone, welche den Kampf mit den Mauren über sich nahmen, bei der Vertheilung des Landes größere Vortheile und Vorrechte, als in den alten Reichstheilen. In den eroberten Gebietstheilen, welche diese Barone zum Eigenthum (Allod)

bekamen, schalteten sie wie kleine Fürsten; der König aber vertheilte von den ihm zugefallenen Domainen größtentheils Lehen an den niedern Adel (an die Hidalgos) und suchte auch die Städte durch Ertheilung vieler Freiheiten an sein Interesse zu fesseln. Eben so mußte er der Geistlichkeit bei diesen Eroberungen große Vortheile gewähren, weil sie besonders den Gegensatz zwischen christlichem und sarazenischem Wesen zu vermitteln hatte. Darum hatten Adel, Kirche und Städte in diesen neuen Reichstheilen eine größere Selbständigkeit, deren Mißbrauch (bei der südlich lebhaftern Natur der christlichen und der Abgeneigtheit der sarazenischen Bevölkerung) leicht zur willkührlichen Absonderung ganzer Territorien führen konnte (wie das früherhin bei den christlichen Reichen im Morgenlande der Fall war): daher eine festere Verbindung mit dem ganzen Reiche nothwendig war, wobei jedoch jeder Reichstheil seine eigene Verfassung und Einrichtung behielt.

Die stete feindliche Opposition der aragonischen Stände oder Cortes gegen ein starkes Königthum mußte auch Jakob's Sohn, Alfons IV (1327 — 1336) empfinden, der wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Cortes den Beinamen der „Gütige" erhielt. Doch gelang es dem Sohne desselben, Pedro IV (1336—1387), die Krongegner, welche ihren Widerstand bis zur Empörung trieben, mit Waffengewalt zur Unterwerfung und zur Verzichtleistung auf einen Theil ihrer ausgedehnten Rechte zu bringen. Besonders beschränkte er die „Justicia" oder das Obergericht, das (ähnlich dem spartanischen Ephorat) mit seinem Veto an der Spitze der ständischen Macht stand; doch ließ er ihr die Entscheidung über die zwischen der Krone und den Cortes sich erhebenden Streitigkeiten. Da er auch die seit 68 Jahren bestehende getrennte Stellung des Königreichs Mallorca aufhob und es 1344 für immer mit Aragonien vereinigte, und da er endlich durch die Vermählung seiner Tochter mit Friedrich III von Sicilien das Band mit diesem Reiche wieder fester knüpfte, so daß er nach dem Tode Friedrich's wenigstens einstweilen den Titel „König von Sicilien" annehmen konnte: so wird er mit Recht der Wiederhersteller des Reiches genannt, das er auch — ungeachtet eines erfolglosen Krieges gegen Castilien — durch die Beförderung des Handels, den er mit einer achtunggebietenden Flotte schirmte, zu einer hohen Blüthe erhob.

Da sein älterer Sohn und Nachfolger Johann I (1387 bis

1395) sich mehr mit der Dichtkunst, als mit den Sorgen der Regierung beschäftigte, und daher die „Justicia" ihre Gewalt wieder auszudehnen suchte, so war der Bruder und Nachfolger desselben, Martin der Aeltere (1395—1410) genöthigt, dieselbe wieder zu beschränken. Da in Sicilien Friedrich's III Tochter Maria und ihr Gatte Martin der Jüngere kinderlos starben, so fiel Sicilien an die aragonische Hauptlinie zurück und wurde nun wieder mit Aragonien vereinigt (1409). Mit Martin dem Aeltern erlosch der barcellonische Mannsstamm der aragonischen Könige.

3. Portugal: Dionysius der Gerechte. Begründung der künftigen Seegröße Portugal's. Alfon's IV. Pedro der Strenge. (Iñez de Castro). Ferdinand. Erlöschung des echten burgundischen Mannsstammes.

Portugal errang in diesem Zeitraum einen bedeutenden Grad von nationaler Unabhängigkeit. Nachdem Alfons der Wiederhersteller die Mauren aus Algarbien vertrieben hatte (XVI. 10, 3. a. E.), machte sich sein Sohn Diniz oder Dionys der Gerechte (1279—1325) um die innere Ordnung und Hebung des Staates hochverdient, indem er die Kirche durch Wiederherstellung eines bessern Verhältnisses zum päpstlichen Stuhle freilich nur gegen Einräumung übergroßer Vortheile an den Klerus, hob; die Wissenschaften durch Stiftung einer Universität (anfangs in Lissabon, dann in Coimbra) 1291 förderte; die Uebergriffe des Adels in die königlichen Gerechtsame beschränkte und den Geist desselben durch Umwandlung des Tempelordens in den Christusorden (1319) zu verbessern suchte; ferner den dritten Stand durch Beförderung des Ackerbaus und des Handels begünstigte, endlich durch Vermehrung der Flotte ein Schrecken für die Mauren und der Begründer der künftigen Seegröße der Portugiesen wurde.

Sein Sohn Alfons IV der Kühne (1325—1357), — derselbe, der dem castilischen Könige Alfons XI die Mauren bei Salado besiegen half und aus Großmuth keinen Theil von der Beute nahm, — bemühte sich zwar, auf dem von seinem Vater gebahnten Wege die Wohlfahrt des Landes zu fördern, wurde

aber durch Zwistigkeiten mit Castilien, so wie durch den Einbruch zerstörender Erdbeben und des schwarzen Todes (1348) in seinen guten Absichten gehemmt und zog sich zuletzt durch seine Einwilligung in die Ermordung der heimlichen Gemahlin seines Sohnes Pedro, der schönen Iñez de Castro, eine schwere Schuld und schlimmen Nachruhm zu.

Der Infant Pedro war nämlich zuerst an die Tochter eines castilischen Großen vermählt. In der Umgebung derselben befand sich die Castilierin Iñez de Castro als Hoffräulein, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit den Infanten so anzog, daß er sich nach dem Tode seiner Gattin Constanzia, die ihm einen Sohn, Namens Ferdinand, hinterließ, heimlich mit Iñez verband und jede Aufforderung seines Vaters, wieder eine standesmäßige Ehe einzugehen, beharrlich von sich wieß. Da sich die Zahl der Castilier am portugiesischen Hofe mehrte, indem viele der Wuth Pedro's des Grausamen (K. 5, 3.) durch Auswanderung zu entgehen suchten, so befürchteten die portugiesischen Großen durch den Einfluß der Iñez und ihrer beiden Brüder auf Don Pedro, als den künftigen Thronfolger, um Macht und Ansehen am Hofe zu kommen. Sie stellten daher dem Könige vor, daß es Iñez ein Leichtes wäre, seinen Enkel Ferdinand um die Thronfolge zu bringen und dieselbe auf einen ihrer Söhne zu übertragen, und drangen in ihn, die Iñez aus dem Weg räumen zu lassen. Die Furcht bewog den König zur Einwilligung, obgleich Iñez bisher sich absichtlich von aller Einmischung in Staatssachen zurückgehalten hatte und still und geräuschlos im St. Claraklofter zu Coimbra lebte. Als einst der Infant Pedro auf der Jagd entfernt war, erschien plötzlich der König mit Gefolge in Coimbra vor Iñez, welche, sogleich ahnend, was ihrer wartete, ihm zu Füßen fiel und um ihr und ihrer Kinder Leben flehte. Gerührt wollte der König sie schonen, aber seine Rathgeber bestürmten ihn so lange, bis er die Unglückliche dem Blutdurst ihrer Feinde preißgab.

Von Schmerz und Rache getrieben, erhob nun Don Pedro Krieg gegen seinen Vater, söhnte sich jedoch bald wieder mit ihm aus und hielt seine Rache gegen die eigentlichen Urheber seines Schmerzes bis zum Tod seines Vaters zurück, der zwei Jahre darnach starb. Kaum hatte Pedro der Strenge (1357 bis 1367) den Thron bestiegen, als er seinem bisher verhaltenen Zorn gegen die Mörder seiner geliebten Iñez freien Lauf und den beiden Hauptrathgebern seines Vaters das Herz aus dem Leibe reißen, darauf ihre Leiber verbrennen ließ. Nachdem er in feierlicher Versammlung aller Granden und Ritter durch Zeugen und

Schwur dargethan hatte, daß er mit Iñez wirklich, obwohl heimlich, vermählt gewesen, ließ er ihre Ueberreste aus der Gruft heben, jeden der Großen den Saum ihres Gewandes küssen und sie darauf mit königlichen Ehren bestatten. Alsdann regierte er mit großer, aber gerechter Strenge, zum Verdruß zwar des anmaßlichen Adels und Klerus, aber zum Besten des Volks, das nach seinem Tode bekannte, es nie so gut gehabt zu haben, als während der 10jährigen Regierung dieses Monarchen.

Ihm folgte sein Sohn aus erster Ehe, Ferdinand der Zierliche (1367—1383), ein schwacher Fürst, unter dem das Reich durch unglückliche und demüthigende Kriege mit Castilien, dessen Krone er an sich bringen wollte, an Macht und Ansehen wieder abnahm. Mit ihm erlosch der (echte) burgundische Mannsstamm auf dem portugiesischen Throne.

4. Der skandinavische Norden im 14. Jahrhundert und Ueberlegenheit der deutschen Hansa über denselben. — Dänemark: Zügellosigkeit des Adels. Unterdrückung des freien Bauernstandes. Erich VIII. Christoph II. Beschränkung des Königthums. Waldemar III. Interregnum. Verluste an Schweden. Waldemar IV, Wiederhersteller der Kronmacht und Landesgränze. Krieg mit der Hansa. Olav. Margaretha Königin von Dänemark und Norwegen.

In den drei, durch Abkunft, Sprache und Sitte einander verwandten Reichen des skandinavischen Nordens (XVI. 10, 6.) ließ es die gegenseitige Eifersucht, welche sich zwischen den Schweden und Dänen bis zum Nationalhaß gesteigert hatte, nicht zur vollen Entwicklung der Kräfte in einer Nationaleinigung kommen, vielmehr gab die beständige Uneinigkeit dieser drei Reiche dem Wachsthum der norddeutschen Hansa jene reiche Nahrung, aus der die große Ueberlegenheit dieser deutschen Städtemacht kam, welche bereits oben (K. 4, 2.) geschildert wurde

Als das bedeutendste unter den drei Reichen trat **Dänemark** hervor, obgleich seine durch die Eroberungen Waldemar's II gewonnene, übrigens nur künstliche Größe bereits vorüber war, und die unter seinen wilden Söhnen begonnenen Wirren durch die Zügellosigkeit des Adels, durch die Herabdrückung vieler freien Bauern in den Stand der Hörigkeit, durch den Verfall des Handels und Gewerbes das Land so schwächten, daß es lange Zeit

der theilweisen Gewalt auswärtiger Mächte, insbesondere der in allen skandinavischen Reichen so bevorrechteten deutschen Hansa bloßgestellt war.

Denn nachdem Erich VII in der ersten Handveste einem großen Theil der Kronrechte hatte entsagen müssen, (XVI. 10, 6.) wuchs unter seinem unmündigen Sohne Erich VIII (1286—1319) die Uebermacht des Adels und des Klerus so sehr, daß sein Sohn Christoph II sich durch eine neue Verzichtleistung auf bedeutende Kronrechte in der von ihm ausgestellten Wahlhandveste von 1320 die Nachfolge erkaufen mußte, so daß er, zumal ihm nur noch ein Stückchen von Laland als Krongut gelassen wurde, bloß den Schatten königlicher Macht besaß. Als er hierauf durch einen Versuch nach Erweiterung derselben jene Wahlcapitulation verletzte, wurde er abgesetzt (1326). Unter seinem Nachfolger Waldemar III (1326—1332) und während des darauffolgenden Interregnums (1332—1340) gieng dem schwachen Reichskörper ein Glied nach dem andern verloren, indem die Schweden 1332 die Inseln Schonen, Laland und Blekingen an sich rissen, die Grafen von Holstein sich die Abtretung von Nordjütland und Fühnen erzwangen, und Kaiser Ludwig der Bayer die Insel Rügen, welche 1325 an Pommern kam, vom dänischen Lehnsverbande ablöste.

Von diesem Rand des Verderbens, an welchem Dänemark gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts stand, rettete es jedoch die ausdauernde Thatkraft und kühne Gewandtheit des letzten Estrithiden. Denn kaum hatte Waldemar III Atterdag (so benannt, weil er den Wahlspruch führte „Morgen ist auch ein Tag!") 1340 den Thron bestiegen, als er, ohne sich durch Hindernisse beirren zu lassen, Schritt vor Schritt den verlornen Boden der Königsmacht sowohl, als der Reichsgränzen wieder zu gewinnen trachtete.

Vor Allem löste er viele verpfändete Burgen und Städte in Fühnen, Jütland und Seeland wieder ein, wozu er sich das Geld aus dem Verkauf des ohnedieß nicht zu behauptenden Herzogthums Esthland an den deutschen Orden verschaffte; alsdann entriß er den Schweden nicht nur Schonen, Halland und Blekin=

gen wieder, sondern nahm ihnen auch Oeland und Wisby weg (1360). Der Ueberfall dieser letztern Stadt verwickelte ihn in einen schweren Krieg mit der Hansa, den er jedoch im nächsten Jahre dadurch beendete, daß er dieser ihm überlegenen Seemacht große Handelsvorrechte zugestand (K. 4, 2). Zu gleicher Zeit brach er im Innern den Trotz des Adels, steuerte dem Faustrecht, schützte nach Möglichkeit den Betrieb des Handels und der Gewerbe, selbst der Künste und Wissenschaften, und wurde so der Wiederhersteller des Reichs.

Als Waldemar IV 1376 ohne Mannserben starb, wählten die Stände nicht den von ihm vorgeschlagenen Gatten seiner ältern Tochter, den Herzog Albrecht III von Mecklenburg, sondern Olav, den sechsjährigen Sohn seiner jüngern, mit Hakon VII von Norwegen vermählten, geistvollen und unternehmenden Tochter Margaretha, welche anfangs für diesen ihren unmündigen Sohn, der nach Hakon's Tod 1380 auch den norwegischen Thron erbte, die Regierung verwaltete, nach Olav's frühem Tod aber 1387 selbständig als Königin von Dänemark und Norwegen mit Kraft und Umsicht die Geschicke dieser beiden Reiche lenkte und sogar den Gedanken einer Einigung der drei Reiche faßte. In welcher Art sie dieselbe zu Stande brachte, wird sich zeigen, wenn wir erst einen Rückblick auf die Geschichte Schwedens geworfen haben.

5. Schweden im 14. Jahrhundert. Die Folkunger von Magnus I bis Magnus II. Schweden und Norwegen vereinigt. Die Willkührregierung Albrecht's von Mecklenburg. Berufung Margaretha's von Dänemark. Unwesen der Vitalienbrüder. Die calmarische Union.

In Schweden endete nach dem Tode Birger's I (XVI. 10, 6.) der durch eine Reichstheilung entstandene Bruderkrieg seiner Söhne damit, daß Magnus I Ladulås mit Hülfe dänischer und deutscher Ritter sich 1279 der Alleinherrschaft bemächtigte und den übermüthig gewordenen Adel demüthigte. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Birger II (1290—1319) unter der vormundschaftlichen Regierung Torkel Knutson's, der mit der Eroberung Kareliens die Vereinigung Finnlands mit Schweden vollendete. Als der König selbst die Regierung

übernahm, erhoben sich seine beiden Brüder gegen ihn und zwangen ihn mit Hülfe des Adels das Reich mit ihnen zu theilen. Da er sich aber durch List ihrer bemächtigte und sie im Gefängniß verhungern ließ, stand ein großer Theil des Volks gegen ihn auf und bewirkte seine Absetzung auf dem Reichstage zu Upsala 1319, der für Schweden noch dadurch wichtig ist, daß auf demselben der Bürger- und freie Bauernstand durch Abgeordnete vertreten war. Birger selbst starb im Auslande.

Der an Birger's Stelle gewählte König war sein Neffe Magnus II Smek, der noch unmündige Sohn des verhungerten Erichs, des Gatten der Tochter Hakon's VII von Norwegen. Da dieser Hakon in dem gleichen Jahre 1319 starb und nun Magnus auch von den Norwegern zum Throne berufen wurde, so war er König in beiden Reichen und wurde bis zu seiner Mündigkeit in Norwegen durch einen Reichsrath, in Schweden durch einen Reichsvorsteher vertreten. In der Folge bekam er zwei Söhne, von denen Erich für Schweden, Hakon (VIII) für Norwegen bestimmt wurde. Als Magnus die den Dänen entrissenen Inseln Schonen, Halland und Blekingen nicht behaupten konnte, setzten ihn die Schweden ab und beriefen, da unterdeß Erich gestorben war, seinen andern Sohn den Hakon (VIII) von Norwegen zu ihrem König. Dieser, der dort schon seit 1350 die Regierung angetreten hatte, kam und hielt eine Zeit lang seinen Vater Magnus in Haft (1363). Weil sich aber nun Hakon mit der dänischen Prinzessin Margaretha vermählte, so schloßen ihn die Schweden aus Haß gegen die Dänen vom Thron aus und wählten des Magnus Schwestersohn Albrecht von Mecklenburg zu ihrem König (1363). Dieser ein roher Mann, der zu Mecklenburg sein Vermögen in Turnierfesten und Trinkgelagen verschwendete, und daher, um sich in Schweden zu halten, den Ständen neue Vorrechte einräumen mußte, überließ die Regierung seinem Günstlinge, Jonssons, dessen Willkühr den Unwillen der Schweden erregte. Als vollends der König, um den erschöpften Schatz zu füllen, den dritten Theil der Güter des Adels als Krongut einzog und mit einem Theile desselben deutsche Ritter ausstattete, so entstand eine

allgemeine Unzufriedenheit, welche, als der gefürchtete Günstling starb und der schwache König die gewohnte Willkühr fortsetzen wollte, bei einem Theile der Großen in offenen Widerstand übergieng, so daß sie die Krone der Königin Margaretha von Dänemark anboten. Diese hatte ohnedieß schon den Gedanken einer Kronverbindung mit Schweden gefaßt, und ließ daher von Halland aus 1388 ein dänisches Heer zur Unterstützung des aufständischen Adels in Gothland einrücken. In übermüthiger Verachtung schickte Albrecht ihr einen Wetzstein mit der Spottrede zu: „König Hosenlos möge daran seine Nähnadeln wetzen", mußte aber bald fühlen, mit welcher gefährlichen Feindin er es zu thun hatte. Er wurde bei Fallköping 1389 geschlagen, gerieth in Gefangenschaft und mußte sich's gefallen lassen, auf Befehl der Siegerin für seine thörichten Reden mit einer — Narrenkappe geschmückt zu werden.

Während seiner siebenjährigen Haft setzte seine Partei unter seinem Sohne Erich mit Unterstützung der Hansa und Mecklenburgs den Krieg noch fort, obgleich sie sich zuletzt nur noch in Stockholm behauptete, bis endlich das verderbliche Unwesen der Vitalienbrüder zu einem Vergleich führte, durch welchen Albrecht wieder die Freiheit und den Besitz von Stockholm erhielt (1396), aber ihn nach zwei Jahren wieder abtreten mußte, weil er die ihm auferlegten Bedingungen nicht erfüllen konnte.

Vitalienbrüder nannte man jene Freibeuter, welche, aus den mecklenburgischen und andern hanseatischen Seestädten ausgehend, unter dem Vorwande, das von der dänischen Partei belagerte Stockholm mit Lebensmitteln (Victualien, daher jener Name) zu versehen, alle nordischen Küsten plünderten und die zu Land und Meer geraubten Güter in den hanseatischen Seestädten zu Markte brachten. Diese Seeräuber wurden am Ende so gefährlich, daß selbst die Hansa zu ihrer Unterdrückung beiwirken mußte.

Noch vor jenem Vergleiche hatte Margaretha Einleitungen zur Ausführung ihres großen Plans einer Vereinigung der drei nordischen Reiche getroffen. Es gelang ihr, dem Enkel ihrer Schwester, dem jungen Herzog Erich von Pommern, nicht nur die Thronfolge in Dänemark und Norwegen zu verschaffen, sondern auch die Schweden zu bestimmen, ihn zu ihrem

Allein die beständigen Kriege mit den wilden Litthauern, die unter ihrem Großfürsten Gedimin, dem Erbauer Wilna's und Eroberer Kiew's, und nachher unter ihren streitbaren Fürsten Olgerd und Kynstutte furchtbare Gegner des Ordens wurden, hemmte die ruhige Fortentwicklung desselben, zumal er bei der Abnahme der Kreuzfahrten aus Deutschland den Kampf fast mit eigenen Kräften bestreiten mußte und die Verbindung der Polen mit den Litthauern (seit Jagello) den Kampf erschwerte.

In **Polen** dauerten, selbst nach den schrecklichen Verheerungen der Mongolen (XV. 10, 7.), die innern Kämpfe des in so viele größere und kleinere Fürstenthümer getheilten Landes fort, bis endlich Wladislaw I Lokietek (d. i. der Ellenlange oder der Zwerg) 1305 die lang getrennten Theile Groß- und Kleinpolens vereinigte und sich, mit Genehmigung des Papstes Johannes XXII im J. 1320 in Krakau als König krönen ließ. Von diesem Zeitpunct an trat Polen in die Reihe der Königreiche.

Um der Uebermacht der Großen ein Gegengewicht zu geben, verlieh er 1331 auch dem niedern Adel Sitz und Stimme auf den Reichstagen, ohne zu bedenken, daß dadurch der Gesammtadel eine nur noch größere Macht erhielt, die derselbe zur Herabdrückung der Bauern zu völligen Leibeignen mißbrauchte und somit das Aufkommen eines freien Bürgerthums verhinderte.

Vergebens jedoch kämpfte er um Oberpommern, das nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses (Pommern-Danzig) an Dänemark und dann durch Kauf 1310 an den deutschen Orden gekommen war (XVI. 8, 2.). Der Kampf dauerte noch unter seinem Sohne Casimir III dem Großen, der 1333 zur Regierung kam, bis 1343 fort, wo dieser im Frieden von Kalisch Oberpommern nebst Kulm und Michaelow dem deutschen Orden, und die Oberherrlichkeit über Schlesien dem Könige Karl IV von Böhmen überlassen mußte. Einen Ersatz dafür aber errang Casimir durch die Vereinigung Rothrußlands (d. i. Galliciens, Lodomiriens und Podoliens) mit seinem Reiche und durch den Erwerb der Lehenshoheit über Masovien.

Ein größerer Wohlthäter für das Land wurde aber Casimir dadurch, daß er 1347 durch ein Gesetzbuch die Willkühr des Herkommens in der Rechtspflege aufhob; daß er zu Casimir eine Universität gründete, die er 1364 nach Krakau verlegte; daß er die Bauern gegen die Willkühr der Gutsherren sicherte, was ihm bei diesen den Spott=, bei jenen den Ehrennamen „Bauernkönig" eintrug; daß er endlich, um den Adel zu beschränken, den Bürgerstand der Kronstädte zu den Reichstagen berief. Indeß räumte er dem Adel, ohne es zu wollen, auf der andern Seite wieder das volle Uebergewicht dadurch ein, daß er ihn um seine Zustimmung zur Wahl seines Nachfolgers bat, zu welchem er, als der letzte des Piastenstamms, sich seinen Schwestersohn Ludwig von Ungarn ersah. Denn seitdem nahm der Adel das Recht der Königswahl in Anspruch, und weil eine Verbindung Polens mit Ungarn bedenklich erschien, mußte der neue König Ludwig (1370—1382) sich verpflichten, den polnischen Adel nicht zur Heeresfolge in's Ausland zu berufen, außer gegen Ersatz aller Kosten; ferner keinen Krieg oder Frieden ohne Beistimmung des Adels einzugehen, alle polnischen Lehen nur an Polen zu vergeben, endlich für den Adel nie eine Steuererhöhung eintreten zu lassen. Fortan sah der polnische Adel und Klerus seine Nationalfreiheit nur in der starrfestgehaltenen Freiheit von allen Abgaben und Lasten, während übermäßige Steuern, schändlicher Wucher und schwere Frohnden den Bauernstand so belasteten, daß die von Casimir kaum erst gelegten Keime bürgerlicher Freiheit bald wieder erstickten.

Da Ludwig stets in Ungarn verweilte, wo er sich mit Recht den Beinamen der Große erwarb (K. 7, 7.), und die Verwaltung Polens seiner polnischen Mutter Elisabeth überließ, die dort nur ihre Günstlinge zu Beamten setzte, so wurden die Polen so unzufrieden, daß Elisabeth zuletzt wieder nach Ungarn zurückkehrte, der kinderlose König aber seinen Wunsch, die polnische Krone auf seine ältere Tochter Marie (welche den Thron Ungarns mit Siegmund von Brandenburg theilen sollte) zu bringen, nicht erfüllt sah. Denn als er 1382 starb, wählten die

Polen seine jüngere Tochter Hedwig, welche alsdann Lager und Thron mit dem Großfürsten Jagello (Jagiel) von Litthauen theilen mußte, der die mit seiner Berufung verknüpfte Bedingung, sammt seinen Litthauern zum Christenthum überzugehen, nicht bloß aus Politik, sondern auch aus eigner bessern Ueberzeugung annahm. Denn da es an christlichen Geistlichen fehlte, die der litthauischen Sprache kundig waren, zog er selbst mit den Missionaren umher und dolmetschte seinen wilden Litthauern das Wort vom Kreuz, so daß diese nun um so leichter ihren Götzen entsagten, zumal er jeden Täufling mit einem weißen wollenen Rock beschenken ließ.

Litthauen folgte von nun an dem Geschicke Polens, mit dem es indeß anfangs nur durch das Lehensband verbunden war: denn Jagello überließ die Regierung daselbst seinen Verwandten, unter welchen der Großfürst Witow (Witold s. XVIII. 10.) die Gränzen des Landes auf Kosten Rußlands so erweiterte, daß es einen Fläschenraum von 12,000 Q. M. einnahm.

So bestieg denn mit Jagello, welcher in der Taufe den Namen Wladislaw II angenommen hatte, die litthauische Dynastie der Jagellonen 1386 den polnischen Thron. Welch' eine Gefahr aus dieser nähern Verbindung Polens mit Litthauen für den deutschen Orden erwuchs, wird sich in der fortgesetzten Geschichte Preußens zeigen (XVIII. 10, 2.).

7. Ungarn und Rußland im 14. Jahrh. Ungarn: Nachfolgen des mongolischen Einbruchs. Andreas III. Erlöschen des arpadischen Mannsstammes. Karl Robert von Anjou. Ludwig der Große Wohlthäter und Bildner des Volks. Verbindung der polnischen Krone mit der ungarischen. Marie; Siegmund von Brandenburg König von Ungarn. — Rußland: noch abhängig von der goldnen Horde. Kämpfe mit den Litthauern. Verlust von Volhynien und Kiew. Dimitri. Die Mongolen in Moskau. Rückzug derselben vor Timur.

Ungarn hatte die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hindurch noch an den Folgen des mongolischen Einbruchs zu leiden gehabt, bis es sich unter Andreas III (1290—1301) einigermaßen zu erholen anfieng, obgleich er bis an sein Ende vollauf zu thun hatte, um sich gegen seine Nebenbuhler zu behaupten.

Da nämlich sein Thronvorgänger Ladislaus IV (ein Kumane) ohne Nachkommen starb, Andreas aber den der Adel auf Ladislaus' Vorschlag auf

den Thron erhob, nur ein Nebensprosse des arpadischen Stammes war, so wollte Kaiser Rudolf I Ungarn als Lehen einziehen und seinem Sohne Albrecht von Oesterreich geben. Anderseits stellte auch der Papst, der ebenfalls die Oberlehnshoheit über Ungarn in Anspruch nahm, den König Karl Martel von Anjou-Neapel als Bewerber auf. König Andreas fiel daher zunächst in Oesterreich ein und brachte den Herzog Albrecht durch die Belagerung Wiens und durch seine Vermählung mit dessen Tochter Agnes (derselben, die nachher den Tod ihres Vaters, des Kaiser Albrechts so grausam rächte K. 1, 3.) von seinen Ansprüchen auf Ungarn zurück. Darauf wendete er sich gegen Karl Martel, der in Dalmatien gelandet war, und schlug ihn zurück. Indessen trat nachher dessen Sohn Karl Robert von Anjou, ein Schwestersohn des Andreas, vom Papst und einem Theile des ungarischen Adels unterstützt, wider Andreas auf, der nun auch gegen ihn auszog, aber während dieser Unruhen vom Tode ereilt wurde.

Da mit Andreas III 1301 der arpadische Mannsstamm erlosch, so drohten durch den Streit der Parteien über die Thronbesetzung neue Wirren. Die kleinere Partei wählte thörichterweise den schwachen Wenzel von Böhmen, dann, als dieser, vom Papste bedroht und vom Kaiser Albrecht geschreckt, bald zurücktrat, den Herzog Otto von Bayern, einen Tochterenkel Bela's. Die größere Partei berief den Karl Robert von Anjou-Neapel. Dieser erschien sogleich mit Heeresmacht, brach den Widerstand aller seiner Gegner und wurde zuletzt allgemein anerkannt. Also wurde die verhängnißvolle Verbindung Ungarns mit Neapel zu Stande gebracht. Seiner Klugheit und Festigkeit gelang es sogar den Adel und Klerus zu den Steuern herbeizuziehen und das Reich auch im Aeußern gegen den Andrang unruhiger Gränzvölker (der Kumanen, Walachen, Bosnier und Kroaten) zu schützen. Nur Dalmatien mußte er vor der Hand den Venetianern überlassen, um nicht Neapel mit ihnen in Krieg zu verwickeln. Doch überließ er sich zu viel geistlicher Leitung, verfolgte die bosnischen Ketzer mit unerbittlicher Strenge und schwelgte in üppigen Hoffesten.

In seinem Sohne Ludwig I **dem Großen** (1342—1382), welcher die „Feinheit des Italieners" mit der „Naturkraft des Magyaren" in sich vereinigte, erhielt Ungarn seinen größten Wohlthäter und jenes Jahrhundert überhaupt seinen größten Regenten. Wenn auch seine Kriegszüge nach Neapel (zwischen 1347

bis 1351) zum Zweck der Blutrache für den Mord seines Bruders Andreas an dessen lasterhafter Gemahlin Johanna I keinen politischen Erfolg hatten, weil Ludwig auf das von ihm eroberte Neapel wieder verzichtete, so wurde doch in den Ungarn beim Anblick italischer Landescultur der Sinn für etwas Besseres geweckt, welchen sodann Ludwig mit Weisheit benützte, um durch Beförderung des Landbaus und Handels, der Künste und Wissenschaften sein zwar tapferes, aber noch großentheils unbändiges Volk auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu heben.

Von seinem Verdienst um den Anbau des Landes zeugen noch die um Tokay herumgelegenen Rebenberge. Die Bauern und Leibeigenen schützte er vor dem Druck ihrer Grundherren durch Festsetzung der Abgaben, bürgerliche Grundbesitzer erhob er zur Belohnung in den Stand des Adels. Den Wucher der Juden bestrafte er streng und weil das nicht half, vertrieb er sie aus dem Lande. Er selbst bereis'te oft das Land und forschte, als Bauer verkleidet, nach den Urtheilen des Volkes, um daraus Anlaß zur Verbesserung ihrer Lage und Abstellung von Mißbräuchen zu nehmen. In der Rechtspflege schaffte er die Ordalien ab, mit Ausnahme des Zweikampfs. Um überhaupt die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen, stiftete er 1367 eine Universität zu Fünfkirchen und verlegte sie 1382 nach Ofen.

Bei allen diesen Sorgen für seines Volkes Wohl hob er auch die Macht Ungarns nach Außen, indem er 1356 die Venetianer zur Abtretung Dalmatiens vermochte und die Hoheit über Ragusa erwarb, ferner 1369 Gallicien, Lodomirien und die Walachei unterwarf und 1370 die polnische Krone mit der seinen verband, so daß sich sein Scepter von der untern Weichsel an bis zu dem schwarzen und adriatischen Meer erstreckte. (Sein Verhältniß zu Polen ist bereits oben (K. 7, 6.) näher angegeben worden). Er starb 1382, und nur mit Noth konnte seine ältere Tochter und Thronerbin Marie gegen einen andern Thronbewerber, den König Karl von Neapel, zu ihrem Rechte kommen und 1387 die Krone ihrem Gemahl Siegmund von Brandenburg zubringen, der sie unter mannichfachen Stürmen behauptete.

Da Marie, beim Tod ihres Vaters, obgleich schon mit Siegmund verlobt, erst 12 Jahre alt war, so übernahm ihre ränkesüchtige Großmutter

Elisabeth, unterstützt von dem ehrgeizigen Palatin Gara, die vormundschaftliche Regierung. Unzufrieden mit derselben, lud eine Partei den König von Neapel, Karl den Kleinen, zur Uebernahme der Krone ein. (Es war dieß jener Karl von Durazzo, den Johanna I von Neapel um sein Thronrecht zu Gunsten Ludwig's von Anjou hatte bringen wollen, und der sich durch ihre Ermordung in seinem Recht behauptet hatte). Er kam und es gelang ihm, sich 1385 der ungarischen Krone zu bemächtigen. Doch schon im 2. Monat darauf ließ ihn Elisabeth bei einem Besuch, zu dem sie ihn lud, in ihrem Zimmer durch ihren Oberschenken ermorden, worauf das rasende Volk über die Anhänger des Gemordeten mit Mord und Plünderung herfiel.

Die Strafe für diese Blutthat blieb nicht aus. Als sich Elisabeth mit Maria und dem Palatin der Sicherheit wegen nach Nieder-Ungarn begeben wollte, wurde sie bei Sirmium von dem Ban von Kroatien, einem Anhänger des Ermordeten, überfallen: der Palatin erschlagen, Elisabeth im Kerker wahrscheinlich getödtet, und Maria in einem Schlosse eingesperrt. Da eilte der Kurfürst Siegmund herbei, befreite seine Gemahlin, erhielt von ihr die Regentschaft übertragen und wurde 1387 zum König von Ungarn gekrönt.

Sein damals heftiges und leichtsinniges Wesen erregte ihm aber bald Gegner, und als seine (übrigens herrschsüchtige) Gemahlin 1392 starb, wurden die Ungarn gegen ihn gleichgültig. Als er nachher von den vordringenden Türken bei Nicopolis 1396 besiegt wurde (s. unten K. 8, 3.) und sich auf seiner Flucht eine Zeit lang in Constantinopel aufhielt, so boten die ungar'schen Großen die Krone geradezu feil. Da aber sowohl Albrecht von Oesterreich, als auch Ladislaus von Neapel, der Sohn Karl's des Kleinen, dieselbe verschmähten, so erhielt sich Siegmund, der nach Ungarn wieder zurückgekehrt war, noch auf dem Thron. Doch hatte er mit einer gegnerischen Partei zu kämpfen, die ihn sogar gefangen nahm. Er wußte aber wieder loszukommen und trieb dann die Empörer mit einem Heer aus Böhmen zu Paaren. Durch diese Mißgeschicke mäßiger und besonnener geworden, suchte er sich nun gegen die Uebermacht der Großen dadurch eine Stütze zu schaffen, daß er den königlichen Freistädten Antheil am Reichstag gewährte, der sich seitdem in die Magnaten- und Deputirtentafel schied. — Von den weitern Geschicken Ungarns, das durch Siegmund's Berufung auf den deutschen Kaiserthron mehr dem deutschen Zug zu folgen bestimmt wurde, wird in der folgenden Periode die Rede seyn.

In **Rußland** hatte die Mongolennoth das Uebel, durch welches sie den Russen so verderblich geworden war (XVI. 10, 7.), nicht heben können: die Zwietracht unter den Theilfürsten blieb nach wie vor, und das Steuerpächter-Unwesen mehrte den

allgemeinen Druck. Das auf der Ostseite der Wolga vom Chan Batu gestiftete Reich Kaptschak unterhielt die Abhängigkeit Rußlands von den Mongolen. Gelang es auch einmal der Klugheit des Großfürsten Alexander Newski, neuen Verheerungen durch persönlich überbrachte Huldigungsgeschenke vorzubeugen, so war das nur vorübergehend. Nach seinem Tode (1263) mehrten sich nicht nur die Einfälle der „goldnen Horde" wieder, sondern es traten noch von Nordwesten her in den wilden Litthauern neue Feinde auf, die unter ihrem Großfürsten Gedimin den Russen 1319 Volhynien und 1320 sogar fast das ganze Großfürstenthum Kiew sammt dessen altberühmten Hauptstadt entrissen, also daß ihnen nur noch das Großfürstenthum Wladimir blieb, dessen Hauptstadt der Großfürst Iwan I Michailowitsch (1328—1340) zu seinem Herrscherſitz machte.

Erst als der schreckliche Chan Usbek, welcher zwei russische Großfürsten hatte hinrichten lassen, starb (1341) und in der goldnen Horde selbst innere Kämpfe über die Herrschaft entstanden, welche die Losreißung der Krimm von Kaptschak zur Folge hatten, wagten die russischen Fürsten Versuche zur Abschüttlung des schmählichen Jochs und endlich erfocht der Großfürst Dimitri Iwanowitsch 1380 einen großen Sieg am Don über den Chan von Kaptschak. Zwar machten die Mongolen unter dem nachfolgenden Chan einen desto verheerenderen Einfall in Rußland und eroberten 1382 sogar Moskwa, wurden aber durch einen noch furchtbarern Gegner, den welterobernden Timur, der von Osten her das Reich von Kaptschak bedrohte, zum Rückzug genöthigt und die Russen von diesen ihren bisherigen Feinden für immer befreit. Dennoch würde ihnen von Timur nach der Eroberung Kaptschaks ein noch drückenderes Joch auferlegt worden seyn, wenn nicht dieser Weltverwüster anderwärts sein Ziel gefunden hätte (K. 8, 4).

8. Kapitel.

Der Osten Europa's nebst Asien im 14. Jahrhundert: das byzantinische Reich, die Osmanenmacht und Erneuerung des Mongolensturms.

1. Das griechische Reich seit der Herstellung des byzantinischen Kaiserthums durch Michael Paläologus. Vergeblicher Versuch der Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit Rom. Andronikus II. Die catalanischen Söldner unter Roger de Flor. Befreiung Vorderasiens von den Türken. Andronikus III. Nahende Auflösung des Reichs durch die Türken.

Die Herstellung des byzantinischen Reichs durch den Beherrscher des nicänischen Reiches, Michael Paläologus, welcher 1261 dem lateinischen Kaiserthum (XVI. 6, 4.) mit Hülfe der Genueser ein Ende machte und die europäischen Provinzen des alten Reichs wieder zusammenzubringen suchte, war besonders dadurch nur unvollkommen gelungen, weil die altbestandnen Gebrechen des Hofregiments und der Reichsverwaltung nicht geheilt und das durch den Religionshaß der Lateiner und Griechen verschärfte Schisma durch eine nur kurz vorübergehende Union nicht ausgeglichen wurde, vielmehr beide Uebelstände sich durch häufige Thron- und Kirchenstreitigkeiten nur noch vermehrten. So kam es, daß die durch Ueberfeinerung und Sittenlosigkeit geschwächte Kraft des Volks bis zur schimpflichsten Feigheit entstellt, die Gränzwehr vernachlässigt, Flotte und Heer kärglich unterhalten, die Heerführer schlecht unterstützt, der ganze Handel den Händen der Genueser und Venetianer überlassen, der Staatshaushalt nie geordnet und die zuchtlose Söldnermasse, welche Andronikus II zur Abwehr des äußern Feindes heranzog, zur größten Landplage wurde, gegen welche Uebel die historische und grammatische Literatur, als der einzige Ruhm, der den Griechen noch geblieben war, weder Trost, noch Abhülfe gewähren konnte.

Michael Paläologus (1261—1282) fand bei seinem Einzug in das den Lateinern wieder abgerungene Reich — Constantinopel verödet, die Kassen leer, das Volk von habgierigen Beamten ausgesogen und die Provinzen unter fremden

Häuptern aller Unterordnung abgeneigt. Da er zugleich einen Angriff der neuen französisch-neapolitanischen Macht unter Karl von Anjou gewärtigte, so setzte er zuerst mit den aus Asien mitgebrachten Schätzen die Hauptstadt durch Ausbesserung der verfallenen Mauern und Schanzen in Vertheidigungsstand, überwies den Genuesern, Venetianern und Pisanern die Vorstadt Galata (Pera) zur Ansiedlung und überließ ihnen den Handel, den sie zu ihrem Vortheil nach Möglichkeit ausbeuteten. Darauf schirmte er durch Waffen und Verträge, so gut es gieng, die Nordgränzen gegen die Bulgaren und Mongolen und zog einige Landestheile und Inseln wieder in die alte Verbindung mit dem Reich; Epirus jedoch und Thessalien widerstrebten beharrlich. Trapezunt blieb getrennt unter der Oberhoheit der Sultane von Iconium. — Weil er aber, von Herrschsucht getrieben, seinen Mündel Johann Laskaris geblendet hatte, um sich den Thron zu verschaffen, belegte ihn der Patriarch mit dem Bann und regte das Volk gegen ihn auf. Daher betrieb der Paläologe die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit Rom und fand bei Gregor X williges Gehör, indem er den Papst als allgemeines Haupt der Kirche und den römischen Stuhl als höchsten geistlichen Gerichtshof anzuerkennen sich erbot. Im Jahr 1274 schwur er durch seine Gesandten vor dem Papst und der Kirchenversammlung zu Lyon feierlichst das Schisma ab und ließ zu Constantinopel die vollzogene Einigung verkünden. Das darüber befremdete griechische Volk aber, von Priestern und Mönchen aufgestachelt, erhob sich im Aufruhr, welchen der Kaiser, der dadurch sein künstliches Kirchenfriedenswerk gefährdet sah, mit Strenge, ja mit Grausamkeit zu unterdrücken suchte. Dennoch klagte ihn der Papst Martin IV der Nachlässigkeit in Vollziehung des Unionsvertrags an, sprach den Bann über den Kaiser aus und ließ einen Kreuzzug gegen ihn predigen, den Karl von Anjou selbst zu führen vorhatte. Doch entgieng der Kaiser und sein Reich dieser Gefahr durch jenen von Johann von Procida eingeleiteten Abfall Siciliens von der französisch-neapolitanischen Herrschaft, der oben (XVI. 7, 3.) geschildert worden ist.

Michael, der nach dem Mißlingen seiner Politik, aus Mißtrauen zu den härtesten Mitteln griff, um sich zu halten, hinterließ das innerlich schwache, an den asiatischen Grenzen schlecht verwahrte Reich seinem Sohne Andronikus II (dem Aeltern, 1282—1328), unter dessen feiger und abergläubisch-despotischer Regierung das kaum wieder aufgerichtete und noch schlecht befestigte Reich in die tiefste Zerrüttung gerieth. Er hob die Einigung mit der lateinischen Kirche durch förmlichen Spruch einer Synode wieder auf und strafte die Abtrünnigen an Vermögen, Leib und Leben. (Seitdem aber gab es in der griechischen Kirche eine Partei latinisirender Christen). Um den Fortschritten der Türken in Kleinasien Einhalt zu thun, nahm er anfangs alanische, nachher catalanische d. i. aus Cataloniern, Italienern und selbst Arabern vermischte Abentheurerbanden, die nach der vollendeten Eroberung Siciliens durch die Aragonier

außer Dienst gekommen waren, in Sold und machte ihren durch Stärke und Schönheit, Tapferkeit und Klugheit ausgezeichneten Führer, Ruggieri oder **Roger de Flor** zum Großherzog von Romania und gab ihm sogar seine Nichte zur Gattin und den Cäsartitel dazu. Dieser nun schlug die Türken in drei Hauptschlachten und befreite Vorderasien von ihrem Joche. Dadurch wuchs der Siegesstolz der Söldner, die sich ohnedieß keine strenge Lagerzucht gefallen ließen, und erregte nicht nur die Eifersucht, sondern auch die Besorgniß der Griechen, es möchten diese ketzerischen Fremdlinge sich unabhängig machen. Daher zwang man sie durch zurückgehaltenen Sold zur Rückkehr nach Europa, auf welcher sie aus Zorn und Noth entsetzliche Gräuel verübten. Aus Furcht beschloß nun der feige Kaiser den Tod Roger's de Flor. Er lud denselben von Gallipoli, wo das Söldnerheer sein Lager hatte, zu sich nach Adrianopel unter dem heuchlerischen Vorwand, einen neuen Feldzug zu verabreden, und ließ den nichtsahnenden Feldherrn an der Mittagtafel überfallen und ihn mit 1300 seiner Gefährten niederhauen. Wüthend über diesen Verrath und Treubruch erhoben sich die Catalanen, bemächtigten sich Gallipoli's, durchzogen unter Mord, Raub und Brand die nächsten Provinzen, besiegten die Heere des Kaisers und drangen zuletzt in Griechenland ein, wo sie den lateinischen Fürsten von Athen, Walther von Brienne, schlugen, sich zu Herren von Athen machten, das Fürstenthum Achaja dazu eroberten und so 1312 daselbst einen Ritterstaat gründeten, der sich unter eignen Kriegsfürsten und unter aragonischer Oberhoheit 150 Jahre lang hielt! Der Kaiser selbst, der nach dem Abzug der Söldner die Türken nur durch Geld befriedigen konnte, mußte 1321, vom Volke gezwungen, die Herrschaft mit seinem Enkel Andronikus III theilen und ihm Thrazien und einen Theil Macedoniens mit der Residenz Demotika überlassen, von wo aus dieser sich des übrigen Macedoniens, so wie auch Thessaliens bemächtigte, 1328 sogar Constantinopel einnahm und seinen Großvater entthronte, der dann in einem Kloster sein Leben beschloß.

Dem also durch todten Glauben in unfruchtbaren Kirchenwerken und Kirchenstreitigkeiten erstarrten, in Kraft- und Sittenlosigkeit hinsiechenden und für nationale Wiederbelebung untüchtig gewordenen Reiche der Byzantiner nahte demnach die Zeit seiner Auflösung mit Riesenschritten. Immer näher rückte die von Gott zugelassene Macht, welche dem unfruchtbaren Baume die Art an die Wurzel legen und zugleich auch für den übrigen Theil der Christenheit eine scharfe Zuchtruthe werden sollte, um sie aus dem Schlafe zu wecken und zu innerer Kräftigung zu nöthigen.

2. Die Osmanenmacht. Ursprung der Türken. Osmann's Eroberungszüge. Orchan in Brusa, Nicäa und Nicomedia. Kaiser Johann V verdrängt durch Johannes Kantakuzenus. Verbindung des letztern mit Orchan. Abdankung. Die Türken in Gallipoli. Osmanische Verfassung. Ursprung der Janitscharen.

Die Macht, welcher das Strafgericht über die faule Christenheit des Orients aufgetragen ward, war die osmanische, die aus kleinen Anfängen emporgewachsen, mit dem feurigen Schwert des wiederbelebten Islams alles vor sich niederschlagend, unter dem streitbaren und klugen Osman zur Zeit des Kaisers Andronikus II die äußersten Thore des griechischen Reichs in Kleinasien sprengte und, Bithynien erobernd, bis an den Hellespont und Bosporus vordrang; dann unter Orchan, als dem ersten türkischen Sultan oder Padischa, dem Kaiser Andronikus III mit Nicäa und Nicomedien, Smyrna, Ephesus und andern vorderasiatischen Städten die östlichen Bollwerke entriß, allenthalben die christlichen Kirchen in Moscheen verwandelte, die zum todten Schmuck gewordenen Heiligthümer zertrümmerte und den allda von selbst erloschenen Leuchter des Christenthums vollends umstürzte, nicht minder auch die von ihm nicht geachteten Denkmale des klassischen Alterthums mit rohem Barbarensinn vernichtete, bis der kecke und listige Sieger, den Thronstreit zwischen Johann V Paläologus und Johannes Kantacuzenus benützend, sich zum Herrn des byzantinischen Asiens machte, worauf er den Hellespont überschritt und, von einem Erdbeben unterstützt, in Gallipoli auf europäischem Boden festen Fuß faßte, um von da aus mit seinen wilden Raubschaaren Thrazien und Griechenland zu überschwemmen.

Die **Türken** oder Osmanen sind ein den Tartaren verwandter Stamm, der ursprünglich als Hirten- und Jägervolk in dem Steppenland Turkestan wohnte, das im Norden Sibirien, im Osten Nordchina, im Westen Chowaresmien und den Aralsee, im Süden Tübet und das Orusland zur Gränze hat. Zuerst fanden sich Turkomanen als Söldner im Dienst der Chowaresmier unter Dschelaleddin (XVI. 18, 8. a. A.). Als hierauf die Mongolen unter Dschingischan einbrachen und die Chowaresmier niederwarfen, entwich aus Chorasan eine türkische Horde von etwa 50,000 Mann unter ihrem Shah Suleiman nach Syrien und trat unter dessen Sohn Ertogruhl in die Dienste des Seldschucken-

Sultans Alahed din (Alaaddin) I von Iconium (Cogni), half ihm gegen die Mongolen und Griechen streiten und erhielt dafür eine Landstrecke in Alt-Phrygien (in der Nähe des alten Doryläum) mit der Verpflichtung der Gränzhut gegen die Griechen: daher diese ihre neue Heimath den Namen „Sultan-öni d. h. des Sultans Vorderseite" erhielt. Dieser kleine Gau, welchen sie anfangs nur mit 400 Zelten oder Familien besetzten, wurde „die Wiege ihrer künftigen Herrschaft." Schon Ertogruhl's Sohn **Osman** (1228—1326), von welchem das Volk den Namen Osmanen bekam, erweiterte allmählich die Gränzen seines Besitzthums dadurch, daß er den Griechen in Kleinasien einen Gränzplatz nach dem andern nahm und von Alaeddin III zum Lehnsfürsten erhoben wurde.

Als hierauf der Mongolen-Chan Ghasan in Persien mit der Hinrichtung Alaeddin's III der Seldschuckendynastie von Iconium, die schon ein halb Jahrhundert unter mongolischer Oberhoheit gestanden war, 1299 ein Ende machte, vertheilte er das Gebiet dieses ehemaligen Sultanats unter zehn turkomanische Hordenführer, unter welchen auch Osman war. Einige derselben fielen in die ihnen nahgelegenen Theile des kleinasiatisch-byzantinischen Gebiets ein, wurden aber unter dem obgenannten Roger de Flor wieder zurückgedrängt und geriethen unter die Herrschaft Osman's, dessen nächsten Nachkommen sich auch die übrigen zu unterwerfen wußten. Also verstärkt, rüstete Osman sich zu größern Eroberungszügen. Welch' ein Barbar er war, erkennt man daraus, daß er, als ihm sein Oheim davon abrieth, durch den Widerspruch gereizt, den 90jährigen Greis auf der Stelle mit seinem Bogen erschoß, und so die Reihe der Blutsverwandtenmorde eröffnete, mit welchen in der Folge bei den Osmanen besonders die Thronwechsel begleitet waren. — Zunächst nun brach Osman durch die Engpässe des Olympus in Bithynien ein und breitete sich bis an den Hellespont und Boporus aus, worauf Osman's Sohn **Orchan** 1326 die bithynische Hauptstadt Brusa ohne Schwertstreich einnahm und sie zu seiner Pforte oder Hofstadt machte. Vergebens bekämpften die Johanniter — von Rhodus aus — die wachsende Macht der Osmanen, und Andronikus III konnte nicht verhindern, daß Orchan 1330 Nicäa und 1336 Nicomedia eroberte und weiter vordringend die Städte des alten Mysiens einnahm. Auf der andern Seite verlor Andronikus III Macedonien und Bosnien an die Serbier, deren tapferer Kral oder Fürst Stephan Duschan sich sogar zum Kaiser (Czar) von Romanien, Slavonien und Albanien krönen ließ, so daß das Serbenreich sich nun von der Donau bis zum ägeischen Meer erstreckte und Duschan's Heldenthaten noch heute in den Liedern des gesangreichen Serbenvolkes leben.

Angesichts so großer Gefahren und des Abgrunds, an welchem das griechische Reich stand, ließen dennoch Ehrgeiz und Eifersucht es nicht zur Einigung der Kräfte kommen, die sich vielmehr in verderblichem innern Hader verzehrten. An-

dronikus III übergab nämlich bei seinem Tode 1341 für seinen erst 9jährigen Sohn Johann V Paläologus die vormundschaftliche Regierung seinem klugen Freund und Günstling **Johannes Kantacuzenus**, welcher, als eine Gegenpartei unter dem ränkevollen Apokaukus ihn verdrängen wollte, zur Rettung seines Lebens sich selbst zum Kaiser erklärte und dadurch einen sechsjährigen Bürgerkrieg veranlaßte. Während desselben kam er so in's Gedränge, daß er den türkischen Fürsten Umurbey aus einem Theile Alt-Joniens zu seiner Hülfe herbeirief, der 1341 über den Hellespont setzte und damit seinen Glaubensgenossen den Weg nach Europa zeigte.

Nicht genug; um sich wider seine Gegner zu halten, verband sich Kantacuzenus sogar mit dem mächtigen Orchan selbst und lud die Schmach auf sich, ihm seine eigne Tochter zur Gemahlin und somit eine christliche Fürstin in den Harem eines Muhammedaners hinzugeben! Als der blutgierige Apokaukus von einigen Opfern seiner Grausamkeit ermordet wurde, verglich sich Kantacuzenus mit Johann V und gestand ihm die Mitregentschaft zu, bedingte sich aber auf 10 Jahre die alleinige Leitung der Regierung aus. Als Johann V den Vertrag brach, vertrieb er ihn und nahm seinen eignen Sohn zum Mitkaiser an, konnte sich aber nicht halten, und sah sich, obgleich er Hülfe von seinem türkischen Schwiegersohn erhielt, doch zuletzt genöthigt, dem Widerwillen des Volkes zu weichen. Er dankte 1355 ab und zog sich in ein Kloster zurück, wo er seine Denkwürdigkeiten schrieb, die wir noch besitzen. — Die Türken aber widerstanden nun der Lockung nicht länger: sie nahmen noch in dem gleichen Jahre Sestos und 1357 Gallipoli, den Schlüssel zum Hellespont, weg, indem sie durch die Lücken eindrangen, welche ein Erdbeben, das gerade die thrazischen Küsten verwüstete, in die Mauern mancher Städte gerissen hatte.

So wie vorzüglich Orchan den Hauptgrund zur osmanischen Herrschaft legte, so rühren von ihm auch die Grundzüge der osmanischen Staatsverfassung her. Seine Krieger und Hofdiener schieden sich durch weiße Turbane von den übrigen Muselmännern, welche rothe trugen; an der Spitze der wohlabgestuften Beamtenschaft stand der Vezier (Wessir); Richter über das Heer war der Kadiasker. Die regelmäßige, aber nicht besoldete Reiterei bestand aus Spahis (eig. Sipahis) oder Inhabern von größern oder kleinern Lehen, jedoch ohne Erblichkeit und ohne Adelsbevorrechtigung; andere Reiterschaaren dienten nur um Beute und waren daher gefährlicher. Das Fußvolk theilte sich in stehendes und nicht stehendes; letzteres bestand theils aus Solchen, die ein Soldatenlehen hatten, theils aus Solchen, die bloß um Beute dienten. Das stehende Heer, das den Kern bildete, waren die **Janitscharen** (Jenitscheri, d. h. neue Krieger). Sie waren keine gebornen Türken, sondern Orchan nahm dazu auf den Rath seines Kadiaskers aus gefangenen Christenknaben aller unterjochten Länder die schönsten und kräftigsten, und ließ sie in fast klösterlicher Abgeschlossenheit bei strenger Zucht im Islam erziehen

und zum Waffendienst abrichten. So kam es, daß sie nachher, allen Banden der Familie und des Vaterlandes entfremdet, überdieß reichlich besoldet und gut verpflegt, auch durch die Aussicht auf hohe Aemter und Ehrenstellen gelockt, sich mit der ganzen Gluth des religiösen und kriegerischen Fanatismus auf den Feind warfen und, von anfangs 1000 bis zuletzt auf 40,000 anwachsend, dazu durch einen regelmäßigen, von allen unterworfenen Christenvölkern eingeforderten „Knabenzins" ergänzt, die Hauptstärke der Türkenmacht und der Schrecken der Christen wurden! — In dieser „verruchten Staatskunst" lag lange das Geheimniß türkischer Uebermacht. — Auch auf Ausbildung einer Flotte, auf Anlegung von Brücken und Straßen und auf Errichtung von Schulen und Armenhäusern wendete Orchan viele Sorgfalt.

3. Fortsetzung. Murad I in Adrianopel. Vergeblicher Kreuzruf Urban's V. Unterwerfung Serbiens. Bajazeth I. Die Kaiser Johann V und Manuel II zinsbar. Sieg der Türken über Siegmund von Ungarn bei Nicopolis. Bajazeth's weitere Eroberungen.

Auf solcher Grundlage konnte Orchan's Sohn und Nachfolger Murad I (1359—1389) den Bau der osmanischen Herrschaft weiter führen. In ununterbrochenen Sieges- und Beutezügen erweiterte er nicht nur in Vorderasien seinen Besitz, sondern drang auch in Europa bei der wachsenden Verwirrung im byzantinischen Reich immer weiter vor, hielt eine Zeit lang in Demotika Hof, eroberte fast ohne Schwertstreich 1361 Adrianopel und zeigte dadurch, daß er seinen Hauptsitz dahin verlegte, an, was er noch im Schilde führe.

Auch für kräftigere byzantinische Kaiser wäre es übrigens unter den gegebenen Umständen kaum möglich gewesen, gehörig zu widerstehen, da noch ein so großer Theil der europäischen Provinzen unter fremden Dynasten, der Adel überhaupt, in einen lateinischen und griechischen gespalten, auf seinen Herrschaften entweder in keinem, oder nur einem losen Lehnsverbande stand, und insbesondere die lateinischen Edelleute und Herrscher aus Religionshaß es lieber mit den Türken als mit den Griechen hielten!

Diese Fortschritte erschreckten endlich auch die in sich selbst zertheilte abendländische Christenheit und durch Papst Urban's V Kreuzruf, wie durch die eigene Gefahr bewogen, einigten sich die Ungarn und Serbier gegen die Türken. Allein Murad warf sich, nach einem Friedensvergleich mit Johann V, mit seiner ganzen Macht auf die Verbündeten, schlug sie bei Maritza und

eroberte, durch die Hämuspässe dringend, einen Theil von Serbien, den übrigen machte er zinsbar (1375).

Nach verschiedenen Befreiungsversuchen erhoben sich die Serbier noch einmal unter ihrem Kral König Lazarus in Verbindung mit den Bosniern und Bulgaren, wurden aber bei Kassova geschlagen und gefangen, wogegen Murad an einem Dolchstich, den ihm der kühne serbische Ritter Milosch Kobilovitsch beibrachte, starb, nachdem sich der tödtlich Verwundete noch zuvor an der Hinrichtung des christlichen Serbenkönigs geweidet hatte (1389).

Serbien wurde in ein türkisches Sandschak umgewandelt. In keinem Lande hat die türkische Tyrannei schrecklicher gewüthet. Nicht nur wurden Hunderttausende in die Sclaverei geschleppt, sondern auch alle 5 Jahre die Blüthe seiner Jugend als „Knabenzins" zum Janitscharendienst gepreßt, worin sie zur Unterdrückung der eigenen Brüder herangezogen wurde. „Die berühmtesten Großwessire der Osmanen stammen aus serbischem Blute." Diejenigen Serbier, die sich dem Türkenjoch nicht beugen wollten, flohen nach Ungarn, Slavonien und Syrmien, und von ihnen stammen die dortigen Serbencolonieen.

Sogleich nach Murad's Tode ließ von seinen beiden Söhnen der jüngere, kluge, aber hart und grausam geartete **Bajazeth** (Bajessid) I seinen ältern Bruder Jakub tödten und bestieg als „Beherrscher der Rechtgläubigen" den mit dieser Bluttbat gewonnenen Thron. Nachdem er von des Lazarus' Sohn Stephan sich hatte huldigen und sich dessen schöne Schwester Maria für seinen Harem hatte geben lassen, setzte er den Siegeslauf der Osmanen fort, erzwang sich von dem feigen, durch Wollust entkräfteten Kaiser Johann V und dessen Nachfolger Manuel II Tribut, hielt sechs Jahre lang Constantinopel eingeschlossen, besiegte die Ungarn unter ihrem König Siegmund bei Nicopolis und unterwarf einen Theil der Moldau, durchflog dann wie der Blitz (daher sein Beiname Jilderim) Asien bis an den Euphrat und Griechenland bis in die Südspitze des Peloponnes und wollte eben wieder Constantinopel angreifen, also daß es wohl schon jetzt mit dem byzantinischen Reiche am Ende gewesen wäre, wenn ihn nicht ein noch größerer Weltstürmer wieder auf den asiatischen Kampfplatz gerufen hätte, wo sich sein Geschick erfüllen sollte.

In der Schlacht bei Nicopolis focht mit dem König Siegmund (K. 7, 7.) auch ein Theil des französischen Adels, eine Schaar von Deutsch-Ordensrittern und Johannitern, der Herzog Karl von Burgund und andere Vornehme, im Ganzen ein Heer von 60,000 Mann. Das Ungestüm der übermüthigen französischen Ritter, die sich voreilig und wider Siegmund's Warnung auf die leichte türkische Reiterei warfen und sie verfolgten, brachte gleich anfangs Verwirrung hervor, ehe noch der Janitscharen- und Sipahis-Angriff erfolgte, dem die Tapferkeit der Deutschen und Ungarn nur so lang das Gleichgewicht hielt, bis die nachfolgenden Serbier den Ausschlag gaben und die Niederlage der Christen vollendeten. Siegmund entkam auf einem Nachen die Donau hinab nach Constantinopel und nachher von da in sein Land; die meisten Vornehmen aber wurden gefangen. Als Bajazeth über die Wahlstatt ritt und 60,000 seiner Tapfern erschlagen sah, weinte er vor Wuth und ließ sogleich 10,000 gemeine Gefangene hinrichten, die übrigen als Sclaven verkaufen. Die gefangenen Fürsten und vornehmsten Ritter verdankten ihr Leben nur den dringenden Fürbitten der türkischen Befehlshaber. Der burgundische Fürst mit den Seinen mußte 200,000 Dukaten Lösegeld zahlen. Viele verloren die Freiheit auf immer.

Wie tief die Macht der griechischen Kaiser schon herabgesunken war, ersieht man daraus, daß Bajazeth dem Manuel, der sich seinen Forderungen nicht fügen wollte, dessen geschmeidigeren Neffen Johann als Kaiser entgegenstellte, und daß dieser Schwächling ihm dann (während der gebeugte Manuel nach dem Abendland entkam, um dort Hülfe zu suchen) einen jährlichen Zins von 10,000 Ducaten und ein Quartier in Constantinopel zur Errichtung einer Moschee und eines muselmännischen Gerichtsstuhls zugestehen mußte. Zuletzt verlangte Bajazeth sogar die Einräumung von ganz Constantinopel, und als Johann diese verweigerte, traf Bajazeth Anstalten, die Stadt wieder einzuschließen. Doch die Annäherung des mongolischen Eroberers fristete dem geängsteten Rumpf des byzantinischen Reichskörpers noch einige Zeit sein klägliches Daseyn.

4. Erneuerung der Mongolenmacht. Timur in Samarkand. Unterwerfung der Chowaresmier. Eroberungen in Persien und in der Tartarei, im Kaptschak und Südrußland. Timur's Zug nach Indien. Einbruch in Kleinasien und Syrien. Zerstörung von Damaskus und Bagdad. Niederlage Bajazeth's. Timur am Hellespont. Timur's Rückkehr nach Samarkand und Tod.

Bajazeth's welterobernder Nebenbuhler war der Mongolen-Chan **Timur** mit dem Beinamen Lenk d. i. der Lahme (daher von den Europäern Tamerlan genannt), welcher die Mongolenmacht erneuernd als ein anderer Dschingischan, nur mit noch größerer Barbarei und Geistesüberlegenheit, einen ähnlichen Sturm über die morgenländische Welt heraufführte und ihr in einem

35jährigen Kriegs= und Siegeszuge von der chinesischen Mauer und dem Ganges an bis zum Mittelmeer und von Moskwa bis zu den Gränzen Aegyptens die eiserne Ruthe seines Despoten= willens fühlen ließ. Geboren den 7. Mai 1336 als Sohn eines Emirs im Lande Kesch, jenseits des Gihon im Chanat Dschagatai, und schon als Knabe durch Verstand und Muth ausgezeichnet, besiegte er als Nevian oder Statthalter im Anfang seiner Lauf= bahn die Kalmücken, that den verheerenden Zügen des Gebieters von Chorasan Einhalt und wurde, als er seine Parteigegner unterdrückt und seinen Schwager, den Chan, gestürzt hatte, auf einem großen Kuraltai (Volkstag) 1370 zum Chan mit dem Titel Sahebkeran (d. i. „Herr des glücklichen Gestirns") er= hoben, worauf er seinen Herrschersitz von Balkh nach Samar= kand verlegte, und ihn nachher mit den Trophäen seiner Siege schmückte.

Getrieben von einer unwiderstehlichen Herrsch= und Erobe= rungssucht, die behauptete, daß, so wie nur Ein Gott sey, auch nur Ein Herrscher auf Erden seyn solle, und getragen vom Glau= benseifer und Gehorsam seines Volkes, trat er nun seine länder= verheerenden, städtezerstörenden und völkervernichtenden Erobe= rungszüge an. Nachdem er die Chowaresmier (1371—1379) unterworfen und Chorasan 1382 bewältigt hatte, durchzog er das mongolische Persien (Fars), drang in die große Tartarei ein und bis an den Irtisch vor, eroberte nordwestwärts gewendet 1390 das Chanat von Kaptschak und drang über die Wolga, den Don und den Dnjepr in Südrußland ein, wo Moskwa schon zitterte (1395).

Also im Rücken gedeckt und von allen Mongolen und Tar= taren als Herr anerkannt, trat er, wiederum von Samarkand aus, mit einem unzähligen Heere, worunter 92,000 Reiter waren, seinen Eroberungszug nach Indien an. — Das nordindische Afghanenreich durchziehend, das im Anfang des 13. Jahr= hunderts von einem gaznanidischen Statthalter gegründet worden war und nun in „vollendeter orientalischer Verderbtheit" seinem Gericht entgegensah, überschritt er 1397 den Indus, drang durch das Pendschab oder Fünfstromland über die Marken Alexan=

ders hinaus, besiegte den Beherrscher von Delhi, Mahmud II, zerstörte unter Mord und Brand diese reiche Stadt, eroberte Merut jenseit der Jamunâ, erreichte den Ganges und kehrte mit unermeßlicher Beute beladen 1399 wieder nach Samarkand zurück, um kurz darauf seine Eroberungen nach dem Westen auszudehnen, wo er 1400 die Gebirgsthäler Georgiens durchbrechend bald die kleinasiatische Gränze des osmanischen Reiches erreichte.

Von dem wilden, tigerartigen Character, den dieser Eroberer gegen Solche bewies, die sich ihm nicht gutwillig unterwarfen oder sich empörten, zeugen folgende Züge. Als sich nach der Eroberung Persiens die Stadt Sebseran empörte, ließ er von deren Einwohnern 2000 lebendig auf einander schichten, sie gleich Bausteinen mit Lehm und Kalk verbinden und „zu Thürmen aufbauen." — Aus dem gleichen Grunde ließ er Ispahan plündern und sich durch seine Soldaten die Köpfe von 10,000 Einwohnern einliefern. — Als bei Delhi seine Hinduſclaven über den Anblick der Elephanten in Mahmud's Heer freudige Mienen machten, befahl er alle diese Sclaven (bei 100,000) niederzumetzeln. — Und doch, so furchtbar und mordgierig er dem Feinde gegenüber war, so milde und gütig war er gegen ruhige Unterworfene. Dabei achtete er, wenn auch nur aus Eitelkeit und Ehrgeiz, muselmännische Bildung und Gelehrsamkeit und pflegte sich gerne von Gelehrten, besonders Gesetzkundigen, Aerzten und Astronomen, belehren zu lassen. Aus diesem Grunde schonte er auch bei jener Bestrafung Ispahan's dasjenige Stadtviertel, in welchem die Gelehrten wohnten. Auch nahm er aus allen eroberten Ländern Gelehrte und Künstler mit nach Samarkand, um dadurch den Glanz seines Hofes zu erhöhen.

Weil Bajazeth in seinem asiatischen Gebiete flüchtige, von Timur vertriebene Fürsten aufgenommen und Timur's Forderung, sie auszuliefern, mit Beschimpfung seiner Gesandten zurückwies, brach Timur von Armenien aus in das ehemalige Sultanat Iconium (Cogni, auch Rum und Anatolien genannt) ein, überfiel im Jahr 1400 die Stadt Siwas (das alte Sebaste) und verfuhr dabei mit solcher Grausamkeit, daß er 4000 armenische Reiter lebendig begraben und einen Sohn Bajazeth's hinrichten ließ. Hierauf sich südwärts gegen Syrien wendend, schlug er den mamelukischen Sultan Aegyptens zuerst bei Aleppo, das er zerstörte, dann bei Damaskus, das sammt allen Prachtdenkmalen (aus der Zeit der Omaijaden) gänzlich ein Raub der Flammen wurde. Darauf nach Irak gewendet, erstürmte und zerstörte er 1401 Bagdad und errichtete dort eine Siegespyra=

mide von 90,000 Menschenschädeln. Im folgenden Jahre erschien er mit 800,000 Streitern in Galatien und schloß die Hauptstadt Angora (Ancyra) ein.

Unterdeß war Bajazeth von Constantinopel aufgebrochen und eilte mit 200,000 Mann zum Entsatz dieser Stadt herbei. Bald stunden die beiden größten Eroberer und Wütheriche ihrer Zeit einander gegenüber und der 20. Juli 1402 entschied über Bajazeth's Geschick. Er wurde besiegt und gefangen, starb aber schon nach neun Monaten (1403) am Schmerz des gedemüthigten Stolzes, indeß der über seinen Thron sich erhebende zehnjährige Streit unter seinen Söhnen den byzantinischen Kaisern noch eine Gnadenfrist gewährte, die sie schlecht genug benützten.

Timur selbst fand jedoch an dem wohlvertheidigten Hellespont seine westliche Gränze und kehrte mit neuer Beute beladen nach Samarkand zurück, wo er die Glückwünsche der Gesandtschaften naher und ferner Könige (selbst des castilischen) empfieng und sich zu einem neuen Auszug rüstete, der die Eroberung China's bezweckte. Schon dachte er sich im Geiste als Herr des „himmlischen Reichs", als den 70jährigen Welteroberer ein größerer König der Schrecken — der Tod — ereilte (1405). Sein Reich löste sich unter seinen 36 uneinigen Söhnen und Enkeln „eben so schnell auf, als es entstanden war." Und so bekamen auch die Osmanen wieder freien Raum zur Wiedersammlung ihrer zersplitterten Kraft und Macht, welche fortan auch der abendländischen Christenheit immer schrecklicher werden sollte.

Achtzehntes Buch.

Fortgehender Verfall

der mittelalterlichen Zustände und Vorbereitungen
der neuern Zeit

im fünfzehnten Jahrhundert.

Achtzehntes Buch.

Fortgehender Verfall der mittelalterlichen Zustände und Vorbereitungen der neuern Zeit im fünfzehnten Jahrhundert.

---

1. Kapitel.

Die päpstliche Spaltung und Anregungen zu einer Kirchenbesserung.

1. Zustand der Kirche unter dem päpstlichen Schisma; die gegenkirchlichen Ascetenvereine: die spiritualistischen Franziscaner, die Lollharden, die Flagellanten. Die scholastische Theologie des 14. Jahrhunderts: der thomistische Realist Durandus; der dialectisch-scotistische Nominalist Occam.

Unmöglich hätte die Türkenmacht, deren schreckend-rasches Wachsthum den Ausgang des 14. Jahrhunderts bezeichnet, das byzantinische Reich, diese östliche Gränzwache Europa's und der Christenheit, ungeachtet der Schwäche desselben, so leicht bewältigen und in Europa festen Fuß fassen können, wenn nicht zu jener Zeit die germanisch-romanische Welt im Gährungszustande der Scheidung alter und neuer Bildungsstoffe begriffen und jede der beiden größten sittlichen Kräfte „mittelalterlicher Einigung", der Lehnsstaat und die Kirche, durch den Kampf feindlicher Gegensätze im eigenen Innern abgehalten gewesen wäre, dem Nothruf der morgenländischen Christenheit zu folgen und vereinte Hülfe zu bringen.

Denn wie sehr einerseits der im innersten Wesen auf der Gefolgstreue ruhende Lehensstaat im Allgemeinen aus fast

allen seinen Fugen gewichen war, insbesondere die Macht und Bedeutung des römisch-deutschen Kaiserthums sich bereits verflüchtigt und im Grunde — nach Außen seit dem Untergang der Hohenstaufen sich auf mehrere Nationen, namentlich auf die französische und engliche, — nach Innen seit der goldenen Bulle sich auf die drei Reichsstände vertheilt hatte, hat uns die eben beendete Betrachtung der germanisch-romanischen Zustände im angegebenen Zeitraume gezeigt. Und wie sehr anderseits die römisch-katholische Kirche, welche ein Jahrhundert zuvor noch alle Bewegungen der Christenheit nach Innen und Außen geistig geleitet hatte, durch ihre Vermischung innerer geistlicher Herrschaft mit äußerer weltlicher und durch den in sie selbst eingedrungenen Geist der Verweltlichung bereits in ihrem innersten Marke angegriffen und auch äußerlich durch das eingetretene päpstliche Schisma völlig gelähmt war, hat sich im Allgemeinen aus der gleichen Darstellung ergeben, wird uns aber im Besonderen noch näher vor Augen treten, wenn wir jetzt vom Osten zurück, den Blick wieder nach Deutschland wenden, wo gerade in der Zeit, da der Osmane sein durch Timur eine kurze Weile zurückgehaltenes Schwert wieder über Byzanz schwang, die staatliche Zerrissenheit nicht minder, wie die allgemeinkirchliche, so groß war, daß nach dem Tode des Kaisers Rupprecht (1410) die Welt so wie drei gleichzeitige Päpste, so auch beinahe drei gleichzeitige Kaiser gesehen hätte.

Denn noch betrachtete sich Wenzel von Böhmen als Kaiser; von den Kurfürsten aber wählten Trier und Pfalz den Bruder desselben, den mehrgenannten Siegmund, Markgrafen von Brandenburg und König von Ungarn: während die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen sich für dessen Neffen den Markgrafen Jobst (Jodocus) von Mähren erklärten. Da jedoch dieser letztere noch vor der Krönung starb (8. Jul. 1411) und Wenzel zu Gunsten Siegmund's verzichtete und sich nur den Kaiser-Titel vorbehielt, so wurde **Siegmund** am 21. Jul. zum deutschen König gekrönt.

Siegmund (Sigismund) verband mit einer hohen Gestalt, schönem Gesicht, blondgelocktem Haar und überhaupt angenehmen

äußern Haltung einen natürlichen Verstand, viele Kenntnisse, besonders in den Sprachen, eine große Redefertigkeit, geistige Rührigkeit und dabei eine angeborene Freundlichkeit und heitere Geselligkeit, die ihn bei Alten und Jungen, Vornehmen und Geringen, Männern und Frauen äußerst beliebt machte; diesen guten Eigenschaften thaten aber sein Hang zur Sinnlichkeit und Verschwendung Eintrag, so daß man an ihm jene Thatkraft und Mannesfestigkeit vermißte, welche die Stellung des Reichsoberhaupts in dieser „tiefaufgeregten" Zeit über den in ihr sich bekämpfenden Parteien erforderte, und es sich nur zu bald zeigte, daß er ungeachtet seiner Vielgeschäftigkeit mehr „hemmend" als „fördernd" in die Entwicklung seines Zeitalters eingriff.

Seine erste Sorge, zu der er sich auch bei seiner Wahl verpflichtet hatte, war auf Abstellung des großen päpstlichen Schisma und Herstellung des Kirchenfriedens gerichtet, ohne den an keine Ordnung im Reiche zu denken war.

Bereits ist oben (bei der Schilderung von Wenzels Unthätigkeit XVII. 4, 2.) dieser Spaltung erwähnt worden, die schon seit dem Jahre 1378 bestand und durch die Aufhebung des päpstlichen Einheitsbegriffs mehr als alle andern Mißbräuche die ganze, gegen das Papstthum bestehende Opposition stärkte und das Sinken desselben beförderte. Da sonach das Gesammtgebiet der päpstlichen Wirksamkeit getheilt war, so war auch diese Wirksamkeit selbst halbirt und gelähmt; da ferner beide Päpste die nämlichen Machtansprüche machten, so konnte jeder sich nur durch ein drückendes Einwirken auf die Kirchenprovinzen und Landeskirchen und der innern Verwaltung, namentlich durch Usurpation von Patronats-, Lehens- und Landesrechten und episcopalen Befugnissen und Einkünften, vorzüglich aber durch gesteigerte außerordentliche Gelderpressungen behaupten, — lauter Mittel, durch welche allenthalben die Unzufriedenheit der Landesherrschaft, der Landeskirchengeistlichkeit und des Volks gemehrt wurde; und da vollends jeder Papst den andern sammt seinem Länderanhang verfluchte, so lag im Grunde die ganze Christenheit unter dem Banne und litt so unter den Folgen des unseligen Kirchenverfassungsstreits. Wer daher an der Heilung verzweifelte, flüchtete sich um so

cher in den Winkel einer Secte oder lernte sich wenigstens ohne Papst behelfen.

Die Päpste von Rom hatten nur Einfluß auf Italien, Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Polen und Preußen; den avenionensischen Päpsten hieng Spanien, Frankreich, Savoyen und Schottland an. Ihre Erpressungen giengen oft in's Maß- und Schamlose. So wurde die Feier des Jubeljahrs, — das Papst Bonifacius zum erstenmal für das Jahr 1300 ausgeschrieben hatte und das um des ausgedehnteren Ablasses willen Hunderttausende nach Rom zog, so daß ungemein viel Geld in die päpstlichen Kassen floß, — bald, anstatt es nur alle 100 Jahre zu begehen, von Clemens VI auf das je 50ste, dann von Urban VI auf das je 33ste Jahr gesetzt; ja Bonifacius IX ließ sogar das zwischen 1350 und 1383 für das Jahr 1383 ungefeiert gebliebene im Jahr 1390 nachfeiern!

Durch alles dieses zerstörte das Papstthum selber sein Ansehen und während früherhin die Landeskirchen in dem weltlichen Staat oft ihren Bedrücker gesehen und beim Papstthum, als der über allen stehenden Gesammtkirchenregierung, Schutz gesucht und oft gefunden hatten: so sahen sie jetzt in dem zum bloßen Mitverwalter der Einzelkirchen herabgekommenen Inhaber des Papstthums und seinen simonistischen und merkantilen Bestrebungen einen drückenden Gegner. Da unter solchen Umständen sogar die, ohnedieß nur meist mechanische Ausübung des geistlichen Amtes mehr und mehr vernachläßigt wurde, so nahm auch die sittliche Ausartung des Volkes um so mehr überhand, da besonders der „französirte" Avignoner Papsthof selbst ein Muster sittlicher Verderbtheit war, und daher für den größten Theil des Klerus ein Deckmantel der gröbsten sinnlichen Ausschreitungen wurde, so daß selbst viele Aebte und Mönche in Jagd und Gelagen, in Festen und Turnieren den Zeitvertreib ihres müßigen Lebens suchten. So war es kein Wunder, wenn in dieser Zeit fast überall Ruhe und Frieden aus Herz, Haus und Land wich und bei dem Anblick des kranken Leibes Christi Viele sich entweder in Ascetenvereine zurückzogen oder sich den gegenkirchlichen Vereinen anschloßen, um von dort aus die Heilung der Kirche zu versuchen, oder neue separatistische Secten stifteten und im unbestimmten Bußtrieb und krankhaften Genugthuungen subjectiver Erregtheit ihr religiöses Bedürfniß zu befriedigen suchten.

Die öffentliche Wirksamkeit des Mönchthums stellte sich noch immer am meisten in den zwei Predigerorden dar, von welchen die Dominicaner mehr eine vorherrschend-kirchliche, die Franziscaner eine mehr bloß christlich-religiöse Wirksamkeit äußerten. Die andern Orden waren schon innerlich ganz verfallen. Waren jene beiden Orden auch in der theologischen Wissenschaft am thätigsten, so waren doch die Streitigkeiten, die sie mit einander führten, nicht sehr erbaulich. — Unter den gegenkirchlichen Ascetenvereinen waren diejenigen, welche eine sogenannte spirituale Kirche erstrebten, die thätigsten, aber auch noch der Gegenstand der Inquisitionsverfolgung. Der Hauptheerd des Spiritualismus fand sich bei der schon früher (XVI. 6, 3.) erwähnten Franziscanerfraction, die sich nach dem Anfang des 14. Jahrhunderts von der Kirche trennte, und am heftigsten gegen das Papstthum auftrat. Die mit ihnen zusammenhängenden Tertiarier, so wie andere Laienvereine suchten, da die schismatische Papstkirche das innere Bedürfniß des Volkes so wenig beachtete, ihr religiöses Bedürfniß ohne Klerus durch selbstersonnenen Gottesdienst zu befriedigen und mehrten dadurch nur die allgemeine Kirchennoth. Die wichtigeren darunter waren die sich wieder verbreitenden Begharden und Beguinen, so wie die ihnen ähnlichen Lollharden (K. 1, 3) theils als „freie Asceten", theils als „Spiritualen". — Brachen dann noch allgemeine Uebel und Landplagen herein — wie Krieg, Hunger, Pest, oder der Schrecken vor einem Einfall der Türken oder Tamerlan's — wodurch bei Vielen das Bußgefühl rege wurde, so fielen die von der Kirche Verlassenen auf eine verkehrte Gewissensstillung und machten sich eine Art Religion der Buße, wie die oben früher erwähnten Flagellanten oder Geißler (XVII. 3, 4.), welche ganz am Ende des 14. Jahrhunderts in Folge des Schreckens vor den Fortschritten der Türken und Mongolen wieder aufkamen und theilweise als wirkliche Häretiker einen eifernden Gegensatz gegen die Kirche bildeten. Neben ihnen traten als Seitenstück die Chorisanten auf, deren Buß-Tanzwuth zur Volkskrankheit wurde. Gegen alle diese Verirrungen wußten die Kirchenstreiter kein besseres Heilmittel als — brennende Scheiterhaufen, da die anfangs angewandte Predigtweise nicht fruchten wollte.

Auch die Theologie oder Religionswissenschaft des 14. Jahrhunderts konnte weder in der thomistischen, noch in der scotistischen Form des Realismus und Nominalismus (XVI. 9, 7.) dem Kirchenschaden Heilung bringen. Ihre Dialectik war in jenem Zeitraume vollends zum todten Formalismus geworden und ihre Speculation hatte sich in das Gestrüppe unfruchtbarer Spitzfindigkeiten verlaufen. Dadurch, daß die Scholastik auch die Verkehrtheiten des alten Systems zu vertheidigen und auch die edlern

Versuche freien Geistes zu bekämpfen suchte, brachte sie sich selbst zum Fall. Schlugen auch Durandus und Occam, jener vom Boden des thomistischen Realismus aus, dieser von dem des dialectisch-scotistischen Nominalismus aus, mit Abstreifung der verschiedenen Fesseln der Autorität neue Bahnen ein, so konnten sie dabei doch nicht über die Scholastik hinauskommen, und für eine Kirchenverbesserung war weder die verneinende (nominalistische), noch die bejahende (realistische) Entscheidung der Frage über die Möglichkeit eines Wissens außer dem Glauben — von practischer Bedeutung.

Wilhelm Durandus, ein Dominicaner aus St. Pourçain in Auvergne, bis 1326 Lehrer zu Paris und Avignon, dann Bischoff zu Meaux, trat der scholastischen Ansicht „von der magischen Wirkung der Sacramente", so wie insbesondere der Transsubstantiation entgegen; die Theologie ist ihm übrigens „eine Wissenschaft des Glaubens und Willens."

Wilhelm Occam, ein Franziscaner aus England, anfangs Lehrer in Paris, dann Begleiter Kaiser Ludwig's des Bayern, ein scotistischer Dialectiker mit dem Beinamen Doctor singularis et invincibilis, brachte durch Erneurung und Ausbildung des Nominalismus mittelst des Strebens „nach selbstständigem Wissen durch selbstständiges speculatives Denken" eingreifende Veränderungen hervor, die zu dem spätern Untersuchungsergebniß führten, daß „alles angestrebte Wissen in göttlichen Dingen — ungewiß" ist. Die skeptisch-kritische Lehre dieses verneinenden Geistes über göttliche Dinge führte daher in der Folge zur Trennung der Philosophie von der Theologie.

2. Kirchenbessernde Strebungen von Seiten der christlichen Mystik: Eckart d. ä., Heinrich Suso, Tauler, Ruysbroek. Vorbereitende Einwirkung auf Kirchenbesserung von Seiten der allgemeinen Weltbildung: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Eher enthielt die von der dialectischen (philosophischen) sowohl, als von der auf der Tradition ruhenden positiven Kirchentheologie unabhängig sich fortbildende christliche Mystik (verschieden von der pantheistisch-neuplatonischen, die auch wieder auftauchte s. XII. 10, 7. XIII. 4, 2.) mit ihrer innern Herzensreligion ein kirchenverbesserndes Moment, konnte aber für sich allein, in ihrer, nur einzelnen Auserwählten sich darbietenden, religiösen Gnosis keine Reform der Kirche hervorbringen. Das Streben dieser Mystik, durch contemplativ-speculative Versenkung in die Tiefen der Gottheit ohne Beihülfe des Begriffsvermögens und zum Theil ohne

kräftige Hinwirkung auf den Willen sich in Gott zu schwingen und so durch Anschauen und Nachahmen des Göttlichen zur Gottebenbildlichkeit zu gelangen, konnte nur Sache weniger einzelnen, dazu gestimmten Gemüther werden. Dadurch aber, daß sich diese Mystik einerseits von der todten, geist- und liebeleeren Schulgelehrsamkeit, anderseits von dem in der Kirche herrschenden gesetzlichen Formeldienst abwendete (wenn auch nicht ihn bekämpfte) und eine Glaubens- und Lebensreinigung wenigstens bei sich selbst anstrebte, hat sie Keime tiefer, lebendiger Wahrheit für eine günstigere Zeit gerettet. Unter die edlern Mystiker dieser Periode gehören vorzüglich Heinrich Eckart d. ä., Heinrich Suso, Johann Tauler, Johann Ruysbroek, — lauter beschauliche Geister, die sich in das stille „Heiligthum der Kirche flüchteten, als wilde Leidenschaften in die Vorhalle und in das Schiff (der Kirche) eindrangen," — liebe Seelen, denen aber die Geißel fehlte, mit welchen Christus denen entgegentrat, die seines Vaters Haus zur Mördergrube machten. Nur Tauler und der von Gerhard Groot in Deventer gestiftete Verein der Brüder des gemeinsamen Lebens nahmen bei aller Tiefinnerlichkeit doch zugleich eine mehr practische und darum weiter greifende Richtung, in welcher sich ein vorreformatorisches Streben kund that, das auch in die folgende Periode hinüberreicht.

Heinrich **Eckart**, genannt Meister Eckart aus Sachsen, war Dominicanerprovincial für diese Provinz und Generalvicar für Böhmen, wirkte vorzüglich in den Rheingegenden und starb 1329. Seine tiefsinnige, aber dunkle Lehre streift oft an den Pantheismus (wie z. B. in folgender Stelle: „Ehe die Creaturen woren, da war Gott nicht Gott; — da die Creaturen wurden —, da war Gott nicht in ihm selber Gott, sondern in den Creaturen war er Gott; Gott ist weder Wesen noch Vernunft, noch bekennet er dieß oder das: daher ist Gott ledig aller Dinge und darum ist er alle Dinge, und „alles, was da ist, ist gut." Unter seinen Anhängern waren daher Viele, die in Lehre und Leben auf gefährliche Irrwege geriethen.

Heinrich **Suso** (eigentlich Seuß, ein geborner Graf von Berg) aus Constanz, Dominicaner in Ulm † 1365, wegen seiner Gottinnigkeit Doctor amandus genannt, ein tiefer, poetisch-religiöser Geist, den der grelle Abstand der Welt um ihn herum von der in ihm lebenden Idee zur tiefsten Sehnsucht nach dem Göttlichen trieb, der aber über dem Streben, zu demselben hinaufgezogen zu werden

und „in's Vollicht der Gottesnähe" einzutreten, nicht zu dem Streben kommt, ihm „auf Erden eine bessere Stätte zu bereiten." Da seine kindliche Seele den verzweifelten Schaden in der Christenheit wohl aufs tiefste fühlte, aber keine scharfe Erkenntniß von der Natur desselben hatte, so gieng ihm auch „die rechte practische Applicatur" ab. Er hatte sich mit seinem ganzen Seyn und Wesen „in einem höhern Vaterlande angesiedelt," in der Art, daß ihm das irdische ganz darüber entschwand, obwohl er und seine Gesinnungsgenossen auf Erden eine, wenn auch zerstreut wirkende, doch im Geiste vereinte Gemeinschaft der „Gottesfreunde" ausmachten. (S. Suso's Leben und Schriften von Diepenbrok, mit Einl. v. Görres.)

Johann **Ruysbroek** (eigentlich aus Ruysbroek) zuletzt Prior zu Grönthal bei Brüssel († 1381), genannt Doctor divinus et exstaticus, ein glühend begeisterte contemplativ-speculativer Geist mit dunkler, bilderreicher Sprache, in dessen Schriften das ethische Element der Religion im Ekstatischen aufgeht und vor der heiligen Phantasie die heiligende Kraft zurücktritt, wiewohl er selbst bis in sein hohes Alter ein heiliges, heiteres Glaubensleben führten.

Johann **Tauler**, Dominicaner aus Straßburg, predigte zu Cöln und Straßburg in schwäbisch-deutschem Dialect († 1361). Er war einer der gewaltigsten und geistvollsten Kanzelredner seiner Zeit, und dabei doch ein äußerst demüthiger Mann. Seine Schriften gab zuerst Spener heraus.

Unter den verschiedenen freien religiösen Genossenschaften, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts besonders in dem geistig bewegten Städteleben der durch Handel und Schifffahrt blühenden Niederlande aufkamen, war die Brüderschaft vom gemeinsamen Leben diejenige, welche den Geist des Evangeliums in der römischen Kirche lebendig zu machen und auf die sittliche Erweckung des Volks zu wirken am erfolgreichsten erstrebte. Der Stifter derselben war **Gerhard Groot**, geboren 1340 zu Deventer und gebildet zu Paris (wo damals unter den Scholastikern auch der spitzfindige Buridanus lehrte) und zu Köln, wo Gerhard selbst nachher Canonicus und gepriesener Universitätslehrer wurde. Nachdem er eine Zeit lang dem Trugbild des gelehrten Ruhms nachgegangen war, erkannte er dessen Nichtigkeit, und — angeekelt von der theils in tiefen Aberglauben, theils in zügellosen Unglauben verfallenen Welt, die allenthalben in Kirche und Schule, in geistlichen und weltlichen Körperschaften ihre seelenmörderischen Netze auswarf, zugleich auch von einem frommen alten Freund, Heinrich von Kalkar, ermahnt zur Umkehr aus dem Schein in die Wahrheit, brach er mit der Welt, verbrannte seine scholastischen und magischen Bücher und zog sich in die Stille eines Karthäuserklosters zurück, wo er sich strenger Beschaulichkeit hingab und ungeachtet eines anfangs mehr gesetzlichen Thuns doch größern Frieden fand, als er vorher je gekannt hatte. Da er aber nach drei Jahren erkannte, daß er mehr für ein thätig wirkendes Leben geschaffen sey, ließ er sich vom Bischoff von Utrecht eine Diaconusstelle ohne

Pfründe geben, mit der Befugniß, in der ganzen Provinz öffentlich predigen zu dürfen. Dieß that er in der Volkssprache und gewann dadurch, so wie durch sein Dringen auf freie Ausübung guter Werke einen so großen Einfluß auf das Volk, daß Mönche und Prälaten ihn zu verfolgen anfiengen und der Bischoff ihnen zu Gefallen ihm das Predigen untersagte.

Er gehorchte im Glauben, wendete nun aber seine Kräfte dem Jugendunterricht zu. Zu diesem Ende bereis'te er drei Jahre lang alle klösterlichen Schulanstalten, unter welchen ihm vorzüglich Grünthal, dem der ehrwürdige Ruysbroek vorstand, rücksichtlich des brüderlichen Zusammenlebens seiner Glieder das Vorbild zu der Stiftung gab, die er nach seiner Rückkehr zu Deventer anlegte. Es sammelte sich nämlich dort bald eine Zahl Heilsbegieriger um ihn, anfangs zur Besprechung über göttliche Dinge, nachher — auf Anregung seines jungen Freundes und Gehülfen Florentius — zu einem bleibenden gemeinschaftlichen Leben mit dem Zweck, sich ohne bindendes Gelübde und ohne klösterliche Abschließung durch gegenseitige Ermahnungen und fleißiges Forschen in der h. Schrift im Glauben zu stärken, den Lebensunterhalt sich durch Händearbeit zu erwerben und durch christliche Volksbildung, durch Verbreitung nützlicher Schriften und durch Verbesserung des Unterrichts und der Schule eine segensreiche Wirksamkeit zu schaffen, — dabei aber unter kirchlicher Zucht und Aufsicht ohne separatistische Absonderung zu bleiben. Die oberste und fast einzige Regel ihrer Gemeinschaft war: „vollständige brüderliche Liebe im Geiste Christi", welche alle Glieder des Vereins von selbst im rechten Gehorsam und im Geiste der Ordnung erhielt. Die Brüder verrichteten auch Kirchendienste, aber ohne Lohn. — Neben diesem männlichen Verein, den der von Allen geliebte Florentius unter Gerhard's Oberaufsicht leitete, bildete sich bald auch mit ähnlichen Zwecken ein Schwesternverein, den der bereits bejahrte Gerhard in seinem eigenen Hause überwachte. Eben im Begriff, auch einen Verein für eigentliche Kleriker zu errichten, rief ihn am 20. August 1384 der Herr, dem er so getreu gedient hatte, von seiner gesegneten Arbeit ab und ließ ihn mit dem Troste scheiden, daß sein Werk durch den würdigen Florentius fortgesetzt wurde. Dieser errichtete noch zwei neue Stiftungen, zu Windesheim und auf dem Agnesberg bei Zwoll, von denen der erstere der Mittelpunct sämmtlicher Männer- und Frauenvereine dieser Richtung wurden. Florentius starb 1400. Von dem Einfluß dieser Genossenschaften auf die spätern Reformationsbestrebungen wird noch im folgenden Zeitraum die Rede seyn. (Vergl. Gerhard Groot und Florentius v. B. Bähring. 1849).

Auch von der allgemeinen weltlichen Bildung, welche mit der begonnenen Hebung der Literatur, insbesondere mit dem im 13. Jahrhundert von England — im 14. Jahrhundert von

Italien ausgehenden, auf dem classischen Alterthum ruhenden wissenschaftlichen Studium zusammenhieng, gieng bereits eine vorbereitende Einwirkung auf Kirchenverbesserung aus, ohne jedoch unmittelbar diese zu bezwecken. Anregung dazu gab zunächst die Poesie der drei Florentiner Dante, Petrarca und Boccaccio, welche zugleich Italiens größte Dichter sind.

Dante (Durante) Alighieri, geb. 1265 zu Florenz und gest. 1321 zu Ravenna in der Verbannung, ist uns schon oben (XVII. 3, 1) von Seite seines bewegten politischen Lebens nahe getreten. Er hatte eine thomistisch-theologische Bildung erhalten, die sein großer, auch mit der klassischen Literatur vertrauter Dichtergeist in eigenthümlicher Art verwendete. Sein Hauptwerk, zu dem er sich die Sprache mittelst Auswahl des Bessern aus den verschiedenen italischen Mundarten selbst erst schuf, so daß er der Schöpfer der edeln Volkssprache Italiens (der Volgare illustre) wurde, führt den Titel Divina Commedia (göttliche Komödie) und ist ein Spiegelbild aller bedeutenden Lebensformen seiner Zeit, indem sich darin der Glanz der romantischen Poesie, der kritische Sinn der Scholastik, die Tiefe der Mystik, eine lebendige Anschauung der antiken Götter- und Heroenwelt, der Geist der Geschichte, genaue Würdigung des Zustandes der herrschenden Kirche, der Hierarchie und der Weltmacht vereinigt findet, wobei durch das Ganze sich der ernste immer wiederkehrende Gedanke einer individuell-sittlichen Vergeltung nach dem Maaß des göttlichen Gesetzes hindurchzieht. Nachdem der Dichter in seiner vita nuova (einem Canzonenkranz) seinen Uebertritt aus den Irrwegen der Leidenschaften in das durch Unglück und veredelnde Liebe gewonnene neue Leben dargestellt hatte, schildert er im Eingang der göttlichen Komödie den innerlichen Gang seiner Liebe zu der früh verklärten Beatrice, die ihm Veranlassung zu diesem neuen Leben war. Den also Geläuterten fordert nun Beatrice, als symbolisirte christliche Weisheit, auf, eine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel vorzunehmen, deren Beschreibung eben der Inhalt dieses Gedichtes ist. An der Hand des alten Dichters Virgil, als des Symbols der theologisch noch unerleuchteten Vernunft, durchwandert er nun zuerst die Hölle und das Fegfeuer (vor dessen Eingang er den alten Cato von Utica, als Symbol der Freiheit, findet). Da ihn Virgil als Heide in den nur Christen sich öffnenden Himmel nicht geleiten kann, übernimmt nun Beatrice selbst dieses Amt. In allen drei Räumen findet er viele historische Personen geistlichen und weltlichen Standes als Repräsentanten der verschiedenen Seiten der Menschheit und zeigt ihren jetzigen Zustand als die nothwendige Folge der strafenden und lohnenden Gerechtigkeit Gottes auf, die ihnen vergilt, je nachdem sie gehandelt hatten bei Leibes Leben. — In diesem Werke nun des größten weltlichen Dichtergeistes, der je gelebt hat, werden rücksichtslos die Gebrechen des geistlichen Standes jener Zeit gegeißelt,

und er scheute sich nicht, selbst einen Papst in die Hölle zu versetzen. So spricht unter anderm Beatrice im Himmel: „Dort unten (auf Erden) bedenkt Niemand, wie viel Blut es gekostet hat, die heilige Schrift in der Welt auszubreiten, und wie nur derjenige Gott gefällt, der ihr demüthig naht. Nur für den Schein strengt Jeder sich an und macht eigene Erfindungen (Fünde), die dann von ihm als Heilmittel geboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt.“ — Durch solche Schilderungen der Entartung der Lehre Christi durch menschliche Dünkelhaftigkeit und Eitelkeit trug Dante viel zum Bewußtseyn über die in die Kirche eingebrochene Verweltlichung bei. — S. die Uebersetzung dieses Werks von Streckfuß und die von Philalethes (Herzog Johann von Sachsen).

Franz **Petrarca,** geb. zur Arezzo 1304, bald in Frankreich, bald in Italien lebend, genährt durch das Studium der alten Klassiker, ward von der Liebe zur Laura, der Gattin eines Ritters zu Avignon, erfaßt, kämpfte gegen diese Leidenschaft durch weite Reisen, konnte sie aber selbst nach ihrem Tode nicht los werden und hauchte in seiner Einsamkeit an der Quelle Vaucluse im reizenden Thale der Sorgue jene seine schwärmerische Empfindung in Canzonen und Sonetten aus, die durch ihre Sprachreinheit und Gefühlszartheit den provençalischen Minnesang in italienischer Zunge zur Vollendung brachten. — Auch in der Politik ließ er sich und zwar für die Bestrebungen Cola Rienzi's (XVII. 4, 1.) hinreißen, kam aber nachher beschämt von dieser Täuschung zurück. In kirchlicher Hinsicht griff er mit schonungslosem Freimuth und tiefsittlichem Ernst die Laster des päpstlichen Hofes zu Avignon an und weissagte eine Zeit, da ein neuer Herr die Götzen Babel's zerschlagen, dessen stolze himmelbedrohenden Thürme brechen und die Wächter dem Feuer übergeben werde. Er forderte kühn jene Päpste auf, sich den Schlingen der falschen Geliebten (nämlich Avignon's) zu entreißen, und an Urban V schrieb er: „Papst bist du überall, aber Bischoff nur in Rom; zeige, daß du ein wahrer Hirte und kein Miethling bist!“ In Rom zuletzt mit größter Feierlichkeit zum Dichter gekrönt, starb Petrarca den 19. Juli 1374 als 70jähriger Greis, indem man ihn eines Morgens in seiner Bibliothek, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend, todt fand.

Giovanni **Boccaccio,** geb. zu Paris und gebildet in Florenz durch das Studium der Alten, wie durch den Umgang mit Dante und besonders mit Petrarca, dem er 1375 im Tode nachfolgte, hat hauptsächlich durch seinen Decamerone (eine Bearbeitung von 100, meist provençalischen Dichtungen entlehnten Novellen) allerdings einen großen Einfluß auf die Vervollkommnung der italienischen Sprache gehabt; auch trug er durch seine Liebe für die Literatur der Alten viel zur Förderung des wissenschaftlichen Studiums seiner Zeit bei; ja er war es, der die erste Anregung zum Studium der griechischen Sprache und Literatur gab. Und in so fern hat er einige, wiewohl nur sehr mittelbare und entfernte Beziehung zur Kirche. In moralischer Hinsicht aber hatte er eine

Wirkung, die der Reinheit des Christenthums nur gefährlich war, da ein Theil seiner Novellen schlüpfriger Natur sind.

3. Unmittelbare Kirchenreformbestrebungen: Wyclef's Angriffe auf die Kirche. Einfluß wyclefitischer Grundsätze auf Böhmen. Johann Huß und seine Stellung zu Wyclef's Lehre. Huß und die Prager Universität. Seine Lehre und sein Dringen auf umfassende Kirchenbesserung.

Eine unmittelbarere und umfassendere Anregung für Kirchenverbesserung gieng in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zunächst von England aus. Dort trat Johann Wyclef (John Wycliffe, oder Wythcliffe) geb. 1324 in der Pfarrei gleiches Namens bei Richmond in Yorkshire und gebildet zu Oxford, wo er Fellow (Aufseher) war, angeregt durch Roger Baco's, Grosthead's u. a. Schriften (XVI. 9, 7.) 1356 mit einer Anklage gegen die Verderbtheit der Kirche — und dann, nach vielfach erfahrenen heftigen Gegenwirkungen, um 1374 mit weitergehenden Angriffen auf kirchliche Lehren und Anstalten selbst hervor, und verursachte eine Bewegung, die, obgleich sie ihm die Mißbilligung der Synoden und am Ende die Entfernung vom academischen Amte zuzog, doch sich in weite Kreise verbreitete. Er war es, der schon die zwei evangelischen Grundsätze — nämlich 1. daß man auf die Gränze der heiligen Schrift zurückgehen müsse, und 2. daß die Heiligung erst aus dem wahren Glauben hervorzugehen vermöge, aber auch hervorgehen müsse, — zuerst und mit Bestimmtheit feststellte und dadurch einen unvergänglichen Samen ausstreute; dennoch konnte sein Reformationsbestreben der allgemeinen Kirche noch kein neues Leben einflößen, weil es im Uebrigen mehr auf der Kraft des Menschengeistes, als des Gottesgeistes fußte und daher Wahrheit mit Irrthum, weltliches Interesse mit geistlichem vermischend, in dem Lande seiner Entstehung zwar viele, aber meist unberufene Anhänger fand, die sich noch größere Ueberschreitungen der Gränzlinie zwischen beiden erlaubten, und daher bei erfolgter Wiedervereinigung des Staats mit der Hierarchie um so leichter unterlagen.

Wyclef stellte allerdings den Einmischungen der Tradition und der Schule ein heiliges Schriftstudium gegenüber, das „im heiligen Schriftglauben

seinen Grund und sein Gesetz" hat. Daher er, um die heilige Schrift auch den Laien zugänglich zu machen, 1380 eine Bibelübersetzung in englischer Sprache besorgte, wobei er jedoch nicht auf die Grundsprachen, sondern nur auf die Vulgata und die Commentare der Kirchenväter, besonders eines Hieronymus, zurückgieng. Auch ließ er fromme Männer, die nachher den Ketzernamen Lollharden bekamen, mit der Predigt des Evangeliums herumreisen. Dabei griff er nicht nur die Verehrung der Heiligen, der Bilder und der Reliquien, die Ueberzahl der Feste, das Meßopfer, die Privatmesse, das Mönchthum, den Ablaß, stark an, sondern auch die meisten Formen des Ritus und der Disciplin, kurz alle Gebräuche und Gesetze, die „in der heiligen Schrift keinen Grund, in der ältesten Kirche keine Autorität, in der Sittenbesserung keinen Zweck" haben. Da er jedoch bei seinen Angriffen selbst oft in Lehr-Verirrungen verfiel, wie denn z. B. seine Aufstellung des Abendmahlsbegriffs die berengarische, folglich rein häretische ist, auch seine herumreisenden Laiengehülfen viele subjective Meinungen preißgaben: so fielen viele seiner wärmsten Freunde wieder von ihm ab. — In seinen letzten beiden Lebensjahren ward er vom Schlag gerührt, blieb aber doch noch am Geiste kräftig und starb ungestört auf seiner Pfarre zu Lutterswort am letzten Tag des Jahres 1384. Von seinen Anhängern, den Wyclefiten welche von den Ketzergerichten scharf verfolgt wurden, starben mehrere den Märtyrertod.

Der von Wyclef gegebene Anstoß setzte sich nun im Ausland fort und brachte in Böhmen durch den Verkehr der Universität Prag mit Orford, welcher durch die Vermählung des Königs Richard's II mit einer Tochter Kaiser Karl's IV entstanden war, eine geschichtlich bedeutendere Bewegung hervor. In diesem Lande, wo auch schon manche vor der Inquisition geflüchtete Waldenser eine Zuflucht und empfängliche Aufnahme ihrer Lehren gefunden hatten, war der Boden für eine freiere Auffassung schon früher dadurch mehr vorbereitet, daß die böhmische Kirche ursprünglich von der griechischen gestiftet, und römischer Cultus von den Böhmen erst später und nur mit Widerstreben aufgenommen worden war. Zwar erhielt das römisch-päpstliche Element durch die Stiftung der Universität Prag, die mit vielen Dominicanern und Franziscanern besetzt wurde, eine bedeutende Stärkung; aber durch jenen Verkehr mit dem Ausland stärkte sich auch die Opposition, welche ohnedieß in der zunehmenden Entartung der Kirche reiche Nahrung und in dem falschen Eifer der Bettelmönche eine große Anreizung zu gegen-

wirkender, zum Theil schon reformirender Thätigkeit fand. So standen schon in Konrad Stickna (†1369), Johann Milicz († 1374) und Matthias von Janow († 1394) drei kräftige Zeugen evangelischer Wahrheit auf, welche durch Predigt und Schrift im Gegensatz gegen den todten Ceremoniendienst auf ein lebendiges innerliches Christenthum drangen und die herrschende Scheinheiligkeit der Welt= und Klostergeistlichkeit straften.

Zu dieser einheimischen, im Grunde nur auf Reinigung des kirchlich Bestehenden gerichteten Opposition, (welche bald darauf Johannes Huß vertrat) kam nun die ausländische mehr gegen=kirchliche wyclefitische, welcher Hieronymus von Prag angehörte, und diese beiden Richtungen in ihrer sich annähernden, obwohl innerlich nie ganz eingetretenen Verbindung führte in Böhmen zu einer lang andauernden Bewegung, die mit einem Kirchenabfall endigte.

Johannes **Huß** (eigentlich Hus), geboren 1373 zu Hussinecz, einem Flecken im südlichen Böhmen, und gebildet zu Prag, wo er seit 1396 anfangs als Magister, dann als Professor die realistische Philosophie lehrte, war ein Mann von ernstsittlichem Wandel, umfassenden Kenntnissen und großer Beredtsamkeit — Gaben, die auch Aeneas Sylvius anerkannte. (Selbst der Jesuit Balbinus sagt von ihm: „seine strengen Sitten, sein ernstes von allem Genusse entferntes Leben, sein gegen Jeden zuvorkommendes Wohlwollen predigten gewaltiger, als alle Beredtsamkeit der Zunge.) Daher ihn denn auch die Königin, die Gemahlin Wenzel's, Sophia von Bayern, zu ihrem Beichtvater wählte. Nicht sowohl in seinem academischen Lehramte, als vielmehr in dem Predigerberuf, den ihm seine Anstellung an der, von dem frommen Kaufmann Kreuz und dem k. Rath Johann von Mühlheim gestifteten Bethlehemskirche (im Jahr 1402) auferlegte, lernte Huß bei der von ihm eifrig betriebenen Seelsorge die Bedürfnisse des Volks und den schlimmen Einfluß verweltlichter Kleriker und Mönche auf dasselbe kennen, so daß er sich gedrungen fühlte, zunächst gegen den grellsten Aberglauben zu kämpfen, wobei er anfangs den Prager Erzbischoff

Sbynko auf seiner Seite hatte. So lange er die Geistlichkeit selbst nicht angriff, fand er keinen Widerstand. Als er aber durch Hieronymus, einen talentvollen Prager Edelmann, aus der Familie v. Faulfisch, der 1402 als ein feuriger Anhänger Wyclef's von Oxford zurückkam, die Schriften und Lehren Wyclef's kennen lernte und in ihnen einen Theil seiner eigenen Ueberzeugungen wiederfand, so trat er, ohne jedoch die grob-häretischen Ansichten darunter zu theilen, mit größerer Bestimmtheit gegen das Verderbniß in der Kirche, insbesondere aber gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit auf, während Hieronymus und der von diesem ganz gewonnene Prediger an der Michaelskirche Jakob von Mieß (Misa) in ihrer Weise die wyclefitischen Lehren verbreiteten. Da bald darauf auch zwei junge englische Theologen Wyclef's Lehren öffentlich vortrugen und sich durch die symbolisirende Art, mit der sie es thaten, Verfolgung zuzogen, indem die deutschen Lehrer durch einen Universitätsbeschluß die Verwerfung von 45 wyclefitischen Lehrsätzen durchsetzten, so nahm nun auch Huß mit den meisten böhmischen Lehrern öffentlich Partei für jene Wyclefiten und veranlaßte ein, die academischen Rechte der Deutschen beschränkendes königliches Edict und dadurch eine Entzweiung der Universität, welche den Wegzug der deutschen Lehrer und Studenten von Prag zur Folge hatte.

Die Universität Prag, also die Gesammtheit der academischen Bürger, war nämlich nach dem Muster der Pariser, in vier Nationen getheilt, welche durch die Böhmen, Bayern, Sachsen und Polen (wozu die Schlesier gehörten) dargestellt wurden und deren jede bei Beschlüssen in Universitätsangelegenheiten Eine Stimme hatte. Obgleich nun die Universität für das ganze Reich und nicht für Böhmen gestiftet worden war, so sahen doch die Böhmen in jener Stimmenvertheilung eine Ungerechtigkeit und waren stets auf die Deutschen eifersüchtig. Zugleich wurde die Spannung unter ihnen noch dadurch vermehrt, daß die böhmischen Lehrer in der Philosophie dem Realismus, die meisten Deutschen dem Nominalismus (XVI. 1, 3 u. 9, 7) huldigten. Als daher die aus dem Realismus hervorgegangene wyclefitische Richtung durch jenen Universitätsbeschluß (1408) mittels der überwiegenden Stimmen der Deutschen verworfen wurde, verdroß dieß die Böhmen, unter denen sich ein großer Theil

des böhmischen Adels befand, und sie erwirkten von dem Kaiser Wenzel, der seit seiner Absetzung ohnedieß auf die Deutschen schlecht zu sprechen war, ein Edict, welches fortan den Böhmen drei, den Deutschen zusammengenommen nur Eine Stimme einräumte, wovon die erste Folge war, daß Huß von den Böhmen zum Rector der Universität gewählt wurde. Erbittert darüber verließen nun sämmtliche Deutsche (Lehrer und Studenten), mindestens 5000 an der Zahl die Universität Prag und wendeten sich meist nach Sachsen, wo sie zur Gründung der Universität Leipzig (K. 2, 2) Veranlassung gaben.

Da nun Huß einen immer größern Anhang erhielt, suchte die kirchlichgesinnte Geistlichkeit, die ihn als den Urheber der Spaltung ansah, als wyclefitischen Ketzer darzustellen, so daß der Erzbischoff ihn bei dem Papst Alexander (demselben, den das Concilium zu Pisa gewählt hatte) anklagte, worauf dieser die Auslieferung der Schriften Wyclef's verlangte, ein Gericht über alle Anhänger desselben niedersetzte und alles Predigen außerhalb der rechtmäßigen Kirchen verbot. Demgemäß ließ der Erzbischoff alle wyclefitischen und hussitischen Schriften einfordern und bei 200 verbrennen, wobei es bereits zu unruhigen Bewegungen im Volke kam. Zugleich wurde dem Huß das Predigen untersagt. Dessenungeachtet fuhr dieser, in der Ueberzeugung, das Wahre von dem Falschen in Wyclef's Schriften stets unterschieden zu haben, in seinem bisherigen Wirken fort. Nach Rom deshalb citirt, entschuldigte er sich mit Mangel an Sicherheit. Darauf erfolgte die Excommunication. Weil aber sowohl die Universität auf ein von ihm abgelegtes Glaubensbekenntniß, als auch der König Wenzel Fürsprache für ihn einlegten, so sollte seine Sache einer neuen Untersuchung unterworfen werden.

Um diese Zeit schrieb Papst Johann XXIII einen Kreuzzug gegen den ihn durch Krieg bedrängenden König Ladislaus von Neapel aus und verhieß allen waffenergreifenden oder geldbeitragenden Theilnehmern unbeschränkten Ablaß. Die Zudringlichkeit, womit die Ablaßprediger in Böhmen für Geld den Himmel verkauften, bestimmte den Huß zu einer öffentlichen Disputation gegen den Ablaß, indessen Hieronymus durch eine heftige Rede das Volk zu Mißhandlungen gegen die Ablaßprediger reizte und in seiner Leidenschaftlichkeit das päpstliche Ansehen auf eine Weise beschimpfte, die freilich

aller Sittlichkeit zuwiderlief. Hierauf belegte eine päpstliche Bulle beide mit dem Bann, und jeden Ort, an dem sie sich aufhalten würden, mit dem Interdict. Gegen dieses Verfahren appellirte Huß an ein Concilium und endlich an das unbestechliche Richteramt Christi, verließ Prag (wo Wenzel ihn nicht mehr schützen wollte und die Volksstimmung wegen des Interdicts sich gegen ihn zu wenden drohte) und begab sich zuerst auf das Schloß Kozi (am nachmals sogenannten Taborberg), dann nach Hussinecz, wo er, geschützt von seinem Gutsherrn Niklas von Hussinecz, theils in Predigten (oft auf freiem Felde), theils in Schriften noch entschiedener auf eine umfassende Kirchenverbesserung drang.

Dieß geschah vorzüglich in seiner wichtigsten Schrift de ecclesia, worin er folgende Lehren über Kirche und Kirchenverfassung aufstellt: Die heilige allgemeine (katholische) Kirche ist ihm die Gesammtheit aller von Gott vorausbestimmten (prädestinirten) unter sich und mit Christo lebendig verbundenen Glieder im Gegensatz der übrigen, die sich nur äußerlich in der Kirche befinden, ihr aber innerlich nicht angehören, die in ecclesia, aber nicht de ecclesia sind. (Somit ist ihm „Kirche" nur die unsichtbare). Von dieser Kirche mache die römische Kirche nur einen Theil, wenn auch einen vorzüglichen, aus, und dieß nur bedingt, so fern sie nämlich sammt dem Papste auch wirklich so heilig sey, als sie seyn solle und sich nenne; — außerdem gehören von ihr nur diejenigen Glieder zur Kirche, welche obige Merkmale an sich tragen. — Untrügliche Glaubensnorm ist ihm nur die heilige Schrift, die alles enthält, was zur Seligkeit nöthig ist, und alles, was von der Kirche ausgeht, kann nur so weit gelten, als es in der Schrift gegründet ist. — Das „Haupt der Kirche ist Christus, nicht der Papst"; denn der Sinn jener Stelle Matth. 16, 18. sey so zu fassen: „auf diesen Fels, den du bekannt hast d. h. auf mich (Christus) will ich meine Gemeinde bauen." Petrus war nicht zum Haupt der Kirche, sondern nur wegen seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Demuth zur vorzüglichen Kirchenregierung unter und neben den andern Aposteln bestimmt worden; einzig die Nachfolge in diesen Tugenden berechtige daher zur Nachfolge in der Gewalt. Die Schlüsselgewalt, als eine Geistesgabe Christi, steht allen, in rechter Weise verordneten Priestern, als Nachfolgern der unter sich gleichen Apostel zu, jedoch stets nur beschränkt und bedingt, nämlich unter der Voraussetzung der höhern, allein wirksamen und gültigen Binde- und Lösegewalt Christi, und unter Anerkennung der Unmöglichkeit einer vollkommenen menschlichen Stellvertretung Christi, da ja selbst Petrus geirrt und gesündigt.

Unverkennbar lag in der Lehre Hussens ein tiefes evangelisches Grundelement, das einer spätern Klärung fähig war. Allein der Umstand, daß er bei der Kirche Wesen und Erscheinung, Inneres und Aeußeres nicht blos für den Begriff unterschied, sondern beide zusammengehörigen Seiten für die Wirklichkeit auseinander riß und durch ausschließliche Betonung der einen Seite die Kirche verflüchtigte; so wie daß er die Gültigkeit und Wirksamkeit kirchlicher Amtshandlungen von der subjectiven Würdigkeit der Amtsinhaber abhängig machte, konnte die beabsichtete Kirchenumgestaltung allerdings nicht hervorbringen. Ohnedieß sah man selbst in den wirklich evangelischen Lehren darin durchweg ketzerische Bestrebungen und rechnete sie gleich dem Schisma zu den Uebeln, die einer möglichst schleunigen und gründlichen Heilung bedürften.

---

2. Kapitel.

Das Concilium zu Constanz.

1. Das Papstthum gedrittheilt. Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Gerson. Kaiser Siegmund und Papst Johann XXIII. Eröffnung des Conciliums. Abdankung der drei Päpste. Entweichung und Widerruf Papst Johanns. Reichsacht über Friedrich von Oesterreich.

Zur Abstellung der päpstlichen Spaltung waren schon verschiedene Versuche gemacht worden, welche bald von der Pariser Universität, bald von den Päpsten, bald von den Cardinälen ausgiengen und stets vergebens waren. Einmal wollten Benedict XIII, Papst zu Avignon, und Gregor XII, Papst zu Rom, zur Abdankung sich vereinigen und deßhalb in Savona eine Zusammenkunft halten: jener cassirte schon das Reisegeld ein, und blieb dann doch aus, so daß der Plan unterblieb.

Zur Heilung dieses länderverderblichen Kirchenschadens konnte es daher nur Ein Mittel geben, das aber so beschaffen war, daß es den „kühnen Bau Gregor's VII" untergraben mußte. Es bestand in einem Rückgriff in das frühere „freie Kirchenrecht",

indem man den Streit vor eine allgemeine Kirchenversammlung zu bringen gedachte, unter die sich demnach der „Statthalter Gottes" beugen sollte. Schon mehrmals hatte man eine solche in Vorschlag gebracht. Jetzt da die schismatischen Päpste Gregor XII und Benedict XIII die Geduld ihrer Parteien erschöpft hatten, so daß letzterer, dem die französische Kirche den Gehorsam aufkündigte, nach Perpignan in Spanien floh, der erstere aber seine Cardinäle, die ihn zur Abdankung nöthigen wollten, zur Flucht zwang, — schrieben die römischen und avenionensischen Cardinäle auf den Rath Gerson's, des Kanzlers von Paris, ein allgemeines Concilium aus, das 1409 in Pisa zu Stande kam und die beiden Päpste absetzte, aber, die schon beschlossene Reform der Kirche verschiebend, erst den neuen Papst, Alexander V, wählte, der sogleich das Concilium auflöste und die Vorarbeiten zu einer Reformation einem in drei Jahren zu haltendem Concilium vorzulegen versprach. Da nun aber die beiden andern Päpste nicht weichen wollten, so erschien der Papst verdreifacht, das Papstthum gedrittheilt und die Kirchennoth größer, denn zuvor.

Das hohe Ansehen der Pariser Universität in der theologischen Wissenschaft und das bereits erlangte Gewicht des französischen Königthums in der Politik der europäischen Staaten und folglich auch der Kirche, gab den auch in andern römisch-christlichen Staaten erwachenden Bewußtseyn über die Gesunkenheit des Papstthums erst den gehörigen Ausdruck. Gelehrte Männer, wie Nicolaus von Clemangis, Peter von Ailly, Johann Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. a. schilderten die unersättliche Herrsch- und Habsucht der Päpste und die Ueppigkeit und Verderbtheit des Klerus und erwiesen die Nothwendigkeit einer Abhülfe. Unter diesen Stimmführern jener Zeit stand **Gerson** oben an. Sein eigentlicher Name war Johann Charlier aus Gerson (bei Rheims). Er lehrte mündlich und schriftlich, daß zwar ein sichtbares Oberhaupt der Kirche zur Aufrechthaltung der Ordnung und Einheit nothwendig sey, daß aber über demselben die Kirche stehe, welche durch das allgemeine Concilium dargestellt werde; daß demnach das allgemeine Concilium in dieser Eigenschaft über den Papst erhaben und daher berechtigt sey, über ihn zu richten, seine Gewalt nach Umständen zum Besten der Kirche zu begränzen, ja ihn selbst zu entsetzen. Gerson's Forderung einer reformatio ecclesiae in capite et membris eignete sich zwar, das Pisaner Concilium an; sie war aber bei der ungeistlichen Stimmung seiner

meisten Glieder nicht durchzuführen. — Papst Benedict in Perpignan hatte nur Spanien und Schottland —, der 80jährige Gregor in Rimini Deutschland und Neapel —, Alexander in Rom den übrigen Occident zum Anhang. Alexander starb bald in Bologna und bekam zum Nachfolger Johann XXIII. Dieser (mit dem Familiennamen Balthasar Cossa) war in seiner Jugend Seeräuber gewesen und zeigte auch nachher in den hohen geistlichen Stellen, zu denen er sich emporzuschwingen wußte, einen schlimmen Character, dem man sogar die Vergiftung seines Vorgängers zutraute.

Zwar schrieb nun Johann XXIII selbst ein allgemeines Concilium nach Rom aus, in der Hoffnung, die damit für das Papstthum verbundenen Gefahren durch seine Künste abwenden zu können. Allein da Niemand seinen Ränken traute, so fand sein Ruf keine Folge. Man forderte mit Gerson ein vom Papst ganz unabhängiges, freies allgemeines Concilium, und da auch die verschiedenen auswärtigen Höfe darauf drangen, so unterzog sich Kaiser Siegmund dieser Sorge und drang in den Papst Johann, dasselbe auszuschreiben. Da dieser sich ohnedieß vor dem gegen Rom vordringenden König Ladislaus von Neapel nach Bologna flüchten mußte, so ließ er sich in der Hoffnung, an dem Kaiser eine Stütze zu bekommen, dazu bereit finden, unter der Bedingung jedoch, daß es in Italien gehalten werde. Weil aber der Kaiser von seinem Vorschlag, es in Kostnitz (Constanz) am Bodensee zu halten, nicht abgieng, so fügte sich Johann darein und am 5. Nov. 1414 wurde das Kostnitzer oder Constanzer Concilium von ihm in Gegenwart einer außerordentlicher Menge höchster uud hoher geistlicher und weltlicher Synodalen mit der größten Pracht und Feierlichkeit eröffnet.

Papst Johann war mit einem Gefolge von 600 Personen gekommen, darunter sich eine große Zahl italienischer Bischöffe und Prälaten befand, durch die er bei der Abstimmung zu siegen hoffte. (Als er auf seiner Hinreise zum Concil beim Kloster Arlberg mit dem Wagen umgeworfen wurde, sagte er zum großen Anstoß der zu Hülfe herbeigeeilten Landleute: „Hier lieg' ich in's Teufels Namen, wär ich in Italien geblieben!" und als er vom Berg aus nach Kostnitz hinunterfuhr, sagte er, auf dasselbe deutend: „Das sieht ja aus, wie eine Grube, in der man Füchse fängt!") Geistlicher Seits waren beim Concil ferner zugegen die Stellvertreter der beiden andern Päpste, drei Patriarchen (von Jerusalem, Constantinopel und Aquileja), die Großmeister aller geistlichen Ritterorden, 22 (später 33) Cardinäle, 20 (später 145) Bischöffe, 83 Weih-

bischöffe, 124 Aebte, die Abgeordneten von mehreren (später 33) Hochschulen, (darunter der Kanzler Gerson), viele Doctoren der Theologie, so wie anderer Wissenschaften, 1800 (später an 5000) Priester und eine große Anzahl Mönche. Von weltlicher Seite erschienen die Gesandten des griechischen Kaisers und der Könige von Frankreich, England, Schottland, Spanien, Portugal, Neapel, Sicilien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Böhmen, Polen, Ungarn, Cypern, der litthauischen, wallachischen und russischen Fürsten, selbst ein türkischer Gesandter, — alle mit zahlreichem Gefolge. Der Kaiser, von seiner Gemahlin begleitet, traf mit seinem glänzenden Gefolge erst später ein. — Außerdem fanden sich während der Dauer des Concil's 1700 Schauspieler, Musiker und Gaukler, fast 1000 leichtfertige Dirnen, eine Unzahl van Kaufleuten, Handwerkern ꝛc. ein. Gewöhnlich zählte man 80,000 zuweilen über 100,000 Menschen in und um Constanz, die sich in den verschiedensten Absichten einfanden, so daß diese Stadt vier Jahre hindurch der Schauplatz der buntesten Welt aus allen Theilen Europa's war. — Für die äußere Ordnung im Allgemeinen hatte der rheinische Pfalzgraf, als Stellvertreter des Kaisers, zu sorgen.

Gleich Anfangs wurden Bestimmungen getroffen, an welchen Papst Johann, der das Concil nur als eine Fortsetzung des pisanischen betrachtet wissen wollte, seine Hoffnungen schon im Voraus scheitern sah. Auf den Vorschlag des Cardinals Peter von Ailly, dem der Kaiser beitrat, beschloß man vor Allem, nicht nach der Kopfzahl der Prälaten (Erzbischöffe, Bischöffe und Aebte), sondern nach den vier Hauptnationen, an welche die andern vertheilt waren, abzustimmen, weßhalb dem Papste die Menge seiner mitgebrachten Italiener nichts half; ferner wurde durchgesetzt, daß man sich nicht blos mit Hebung des Schisma und Tilgung der Ketzereien, sondern auch mit einer Reformation der Kirche selbst zu beschäftigen habe, welchen letztern Zweck Johann als eine Nebensache zu behandeln gedacht hatte.

Die vier Nationen waren die deutsche, welcher die Ungarn, Böhmen, Polen, Dalmatier, Griechen, Kroaten, Preußen und Russen —, die gallische oder französische, welcher die Normanen, Spanier und Portugiesen —, die englische, welcher die Irländer, Schottländer, Dänen, Norwegen und Schweden zugerechnet wurden —, die italische, welche aus den Provençalen, Lombarden, Römern, Venetianern, Neapolitanern, Siciliern bestand. Die Abgeordneten jeder der vier Haupt-Nationen stimmten zuerst in besondern Versammlungen und was auf diese Weise durch drei Nationen gleichmäßig beschlossen wurde, galt als Conciliumsbeschluß. In allen Kirchensachen, die nicht bloß das Dogma (die Glaubensartikel) betrafen, durften auch die Universitätsgelehrten, Könige und Fürsten mitstimmen.

Eine wichtige Folge dieser Abstimmungsweise war, daß, als es an die Abstellung des Schisma gieng, durch die Stimmen der Deutschen, Franzosen und Engländer vor Allem die Abdankung der drei Päpste beschlossen wurde. Papst Johann suchte zwar durch alle mögliche Künste diesen Schlag von sich abzuwenden; allein da besonders die Deutschen fest blieben und zugleich eine Anklageschrift gegen ihn verbreitet wurde, worin alle Schändlichkeiten seines Lebens und seiner Regierung (wenn auch ein Theil mit Uebertriebenheit) aufgezählt waren: so hielt er es für das Klügste, in seine Abdankung zu willigen und sie nach noch einigen Winkelzügen zn unterschreiben (2. März 1415). Sein Versuch, durch seinen Anhang das Concil nach Nizza zu verlegen, scheiterte an dem Beschluß des Concils, daß Niemand vor Beilegung des Schisma Constanz verlassen dürfe. Dennoch wußte er mit Hülfe des Herzogs Friedrich's von Oesterreich (Leopold's Sohn) nach Schaffhausen und von da nach Freiburg im Breisgau zu entweichen, um durch diesen Schritt, so wie durch einen förmlichen Widerruf seiner Abdankung das Concilium zu sprengen. Allein seine Flucht verschlimmerte nur seine Sache und zog dem Herzog Friedrich den Verlust seiner Besitzungen zu.

Herzog Friedrich nämltch war, als Habsburger, von Anfang an gegen den luxemburgischen Kaiser und gegen das von ihm zu Stande gebrachte Concil gestimmt, und Papst Johann hatte ihn schon auf seiner Hinreise nach Constanz für sich gewonnen. Um dem Papste die Flucht zu erleichtern, hielt Friedrich ein glänzendes Turnier vor der Stadt, und während Alles hinausströmte und die Festlichkeit anschaute, ritt der Papst als ein gemeiner Reiter verkleidet, mit der Armbrust an der Seite und einem Knaben vor sich auf dem Sattel, zur Stadt hinaus und entkam über den See nach Schaffhausen, das zum Gebiet des Herzog gehörte, der ihm sogleich auch dahin nachfolgte. — Die Entweichung des Papstes aus Constanz brachte wirklich einen solchen Schrecken unter das Volk und die Fremden, daß der Kaiser selbst, in einem feierlichen Zug in der Stadt umherreitend, die Fortdauer des Concils verbürgte, und darauf den Herzog zur Rückkehr einlud, wenn er nicht als Majestätsverbrecher behandelt seyn wollte. Abgeordnete des Concils suchten auch den Papst zur Rückkehr oder zur unbedingten Entsagung zu bestimmen. Aber beide trotzten fort. Johann, der nun nach Freiburg entfloh, wiederrief sogar allenthalben seine Abdankung. Dagegen erklärte nun das Concilium ausdrücklich, daß es seine Gewalt unmittelbar von Christo habe, daß also auch der Papst sich ihm unterwerfen müsse, und gebot ihm die Rückkehr.

Der Kaiser seinerseits sprach über den Herzog die Reichsacht aus und ließ sie sogleich durch ein Reichsheer, das Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, führte, vollstrecken. An 400 Nachbarn (meist südliche) sagten dem Herzoge Fehde an, und noch ehe er sich rüsten konnte, gewann der Burggraf Schaffhausen für das Reich, zertrümmerten die Berner sein Stammschloß Habsburg und nahmen den Aargau weg; die Züricher eroberten Baden, und andere Eidgenossen andere habsburgische Städte und Burgen. So von allen Seiten gedrängt, sah sich Friedrich gezwungen, den Kaiser vor versammelten Reichsständen fußfällig um Gnade zu bitten und in einer Urkunde alle seine Lehen im Breisgau, im Elsaß, in Tyrol, in Schwaben und im Innthal in die königliche Macht zurückzustellen (daher er fortan den Spottnamen „Friedrich mit der leeren Tasche" bekam). Auch sollte er mit seiner Freiheit noch so lange haften, bis er den Papst zurückgebracht habe.

Dem Papst Johann halfen seine trotzigen Antworten nichts: er wurde durch den Burggrafen Friedrich gefangen nach Radolfszell gebracht und mußte sich dem Gerichtsausspruch des Conciliums fügen, das ihn am 24. Mai 1415 wegen Wuchers, Verschleuderung des Kirchenguts und Entehrung der päpstlichen Würde förmlich entsetzte und ihn nach Heidelberg bringen ließ, um ihn noch einige Jahre in Haft zu halten. — Von den beiden andern Päpsten dankte der alte Gregor XII zu Rimini freiwillig ab und erhielt die Legation in der Mark Ancona; Benedict XIII aber in Perpignan widersetzte sich hartnäckig, und selbst Siegmund, der eigens deßhalb nach Spanien reis'te, vermochte ihn nicht zu überreden. Als ihm aber auf des Kaisers Betrieb die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland den Gehorsam aufkündigten, sprach das Concilium die Absetzung über ihn aus, und nichts half es ihm mehr, daß er von seinem Familienschloß im Valentianischen aus auf alle Welt den Bann legte und bis an sein Ende dabei beharrte.

Zur Reise nach Spanien und überhaupt zur Bestreitung seiner vielen Bedürfnisse nahm Siegmund, der immer geldbedürftig war, bei dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seinem Statthalter in Brandenburg (wo derselbe durch Tapferkeit und Klugheit den stolzen Adel gedemüthigt und die fast aufgelöste Landesverwaltung wieder hergestellt hatte) ein Darlehen von 400,000 Ducaten auf und verpfändete ihm dafür, mit Wenzel's Einwilligung, die Mark Brandenburg. Auch verlieh ihm Siegmund gleich nach der an dem Herzog von Oesterreich vollstreckten Reichsacht die Kurwürde und das Erzschenkenamt und ließ ihn noch zu Kostnitz in das Kurfürstencollegium einführen.

2. Huß mit kaiserlichem Geleit vor dem Concil. Anklage und Gefangennehmung. Der Abendmahlsstreit in Böhmen. Hieronymus in Constanz. Huß im Verhör. Seine Verdammung. Huß auf dem Scheiterhaufen. Wahl des neuen Papstes (Martin V). Unterbleiben der Reformation.

Hierauf erklärte das Concil, daß ohne seine Beistimmung kein neuer Papst und dieser nicht aus den drei bisherigen Päpsten gewählt werden könne, und nachdem man durch eine feierliche Procession vor den Augen aller Welt dargethan hatte, daß die einst von den Bischöffen besessene, ihnen durch den Papst entrissene Gewalt von deren bisherigem Alleinbesitzer an die Kirchenversammlung, als Stellvertreterin der Kirche, übergegangen sey, schritt man zum zweiten Hauptziel, das sich die Versammlung gesteckt hatte, die Ausrottung der Ketzerei, wobei es sich erproben sollte, ob mehr Weisheit und Untrüglichkeit vorhanden, wann die Gewalt bei Vielen, als wann sie bei Einem ist.

Da Johann Huß als Hauptvertreter aller Ketzerei angesehen wurde, so sollte nun dieser Mann von denselben Stimmführern der Zeit, die das Verderben der Kirche in der Schändung des Papstthums durch dessen unwürdige Vertreter erblickt und durch Selbstausübung der Papstgewalt sich über den Papst gesetzt hatten, wegen seines Widerspruchs gegen das Papstthum verurtheilt werden.

Bereits ist erwähnt worden, daß sich Huß selbst auf ein Concilium berufen hatte. Als er von dem Zustandekommen desselben erfuhr, kehrte er nach Prag zurück und erklärte, daß er selbst nach Kostnitz gehen uud seine Sache der Entscheidung des Concils überlassen wolle. Wenzel verschaffte ihm daher von seinem Bruder Siegmund einen Geleitsbrief und gab dem Huß drei vornehme böhmische Edelleute zur Begleitung mit.

Bei seiner Ankunft in Kostnitz schien sich die ahnende Besorgniß, mit der er in seinem Abschiedsschreiben an seine Glaubensgenossen in Böhmen von einem möglichen Zeugentod gesprochen hatte, ungegründet zu erweisen, da der Papst Johann (der acht Tage vor ihm dort angekommen war) auf die Bitte der böhmischen Herren um Schutzgewährung, nicht nur antwortete: „Er soll

Sicherheit haben, wenn er auch seinen Bruder ermordet hätte!" sondern auch den auf ihm liegenden Bann aufhob. Allein wenige Wochen darauf traten seine Gegner (an deren Spitze Stephan Palecz aus Böhmen, der früherhin auf Hussens Seite gegen die Ablaßkrämer gewesen war, und Michael de Causis standen) mit der Anklage wyclefitischer Ketzereien gegen ihn auf, die seine gefängliche Haft nach sich zogen. Sogleich wandte sich der edle Johann von Chlum, einer jener drei böhmischen Begleiter, mit einer Beschwerde über das gebrochene Geleite an den damals noch nicht angekommenen Kaiser. Dieser gab zwar Befehl zu seiner augenblicklichen Freilassung; indeß das Ansehen des Papstes und der Cardinäle war größer und der kaiserliche Befehl wurde nicht vollzogen.

Die Anklage gegen Huß wurde auch durch den Abendmahlsstreit verschärft, den Jakob von Mieß in Prag, während Huß in Kostnitz war, durch die Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten (sub utraque forma) anregte, indem er nämlich auch den Laien den Kelch reichte, der ihnen erst seit 1215 durch einen von Innocenz III bestätigten Beschluß des Laterankonciliums entzogen worden war. Die Scholastiker hatten nämlich gelehrt, sowohl im Brod allein, als auch im Wein allein sey der ganze Christus enthalten, weßhalb der Schluß nicht ferne lag, daß eine dieser Formen überflüssig sey — eine Ansicht, welche die Geistlichkeit um so begieriger ergriff, als sie dadurch, daß sie sich den Kelch (mit dem Brode) vorbehielt und den Laien nur das Brod gab, ihren Vorzug darzuthun und ihr Ansehen zu erhöhen gedachte. Es dauerte indeß noch bis in's 14. Jahrh. hinein, bis diese neue Satzung im Abendlande völlig durchdrang. In Böhmen war der alte Gebrauch der Doppelform erst unter Karl IV vollends abgeschafft worden. Bei den in Böhmen also noch vorhandenen Erinnerungen an den alten Gebrauch, konnte Jakob von Mieß leicht durchdringen, und alle Gegenkirchliche traten ihm sogleich bei, weil sie sich freuten, in diesem Puncte zwischen der Kirche und dem Evangelium einen so grellen Widerspruch gefunden zu haben. — Huß, der in seinem Gefängniß davon erfuhr, billigte dieses Beginnen, und schrieb, obwohl er krank war, eine eigene Schrift, worin er den Laienkelch vertheidigte.

Allein nicht sowohl seine abweichenden Lehren über Kirche und Papstgewalt, davon viele sich selbst in den Schriften eines Gerson, d'Ailly, Clemangis, Zabarella u. a. fanden, als noch mehr der Parteihaß seiner deutschen und französischen Universitätsgegner war es, was seiner Lage eine verhängnißvolle Wendung gab.

Gerade jene Wortführer des Concils stellten dem Kaiser vor, daß er nach canonischem Rechte einem Ketzer nur in so weit Schutz gewähren dürfe, als die demselben verbürgte Sicherheit sich nicht auf die Rechte der kirchlichen Gerichtsbarkeit ausdehne. War dies nun auch richtig, so verkannte doch dabei Siegmund seine Stellung so sehr, daß er, nach kurzem Einspruch, den Angeklagten dem Concil zu ungehindertem Verfahren überließ und sich zum Vollstrecker des Urtheils hergab.

Der noch vorhandene officielle Concilbeschluß, der stets von Theologen und Juristen angeführt wird, erkennt zwar allerdings die Verpflichtung des Fürsten an, alles zur Aufrechthaltung des Sicherheitsversprechens zu thun, verwahrt sich aber gegen die etwaige Meinung, daß die verbürgte Sicherheit bis zu einem Eingriff in die kirchliche Jurisdiction gehen dürfe. Ein anderes, von Gieseler neuerdings in Wien aufgefundenes Decret, welches jene Verpflichtung läugnet und behauptet, einem Ketzer sey nach göttlichem und menschlichem Recht keine Treue zu halten, ist nicht mit dem Placet des Conciliums versehen und war wohl bloß das Concept einer Partei im Concil welche durch die klügere Mäßigung der Mehrheit, von welcher der eigentliche Canon herrührt, überstimmt wurde. Aber eben diese heftige Partei scheint dem Kaiser vorzugsweise in den Ohren gelegen und ihn zu der kläglichen Haltung, die er in der ganzen Sache bewies, bestimmt zu haben. — Uebrigens ist das Bemühen, den Geleitsbrief, weil er nicht ein „in der strengsten Form ausgestellter salvus conductus" gewesen wäre, als einen bloßen „Reisepaß" darzustellen, auch nicht stichhaltig. Ausdrücklich heißt es in demselben, daß man ihn durch alle Orte „frei und ohne Hinderniß durchziehen, stehen, wandeln, still liegen und frei wieder heimziehen lassen, auch ihm und den Seinen, wo es die Noth erfordern würde, zu freiem, sichern Geleit verhelfen und sie damit versorgen solle: Alles zu Ehren und Achtung Unserer Majestät." — Allerdings konnte kein Geleitsbrief gegen die Verurtheilung des geistlichen Gerichts schützen; das wußte auch Huß (obwohl er bei seiner Berufung auf das Concil die Hoffnung gehegt haben mochte, daß dasselbe gelinde urtheilen, wenigstens nicht zum Aeußersten schreiten werde); aber der peinliche Spruch und die Vollziehung desselben gehörte nicht vor die weltliche Obrigkeit von Constanz, sondern vor seine weltliche Obrigkeit in Böhmen; und jedenfalls hätte der Geleitsbrief gegen eine Gefangennehmung vor dem Zeitpunct des förmlichen Verhörs schützen sollen. Eine neue Beschwerde der böhmischen Begleiter Hussens über dessen Verhaftung hatte sogar die Folge, daß Huß aus seiner anfänglich gelindern Haft in ein ungesundes Gemach des Dominicanerklosters versetzt wurde, wo er bald in eine gefährliche Krankheit verfiel.

Vergebens bat er um einen Anwalt: man verweigerte ihm denselben als einem Ketzer: „So sei denn, antwortete Huß, der Herr Jesus Christus mein Anwalt, der auch Euch bald richten wird!"

Indessen nahmen die Verhandlungen mit dem Papst Johann die Aufmerksamkeit des Concils lange in Anspruch, und Hussens Feinde hatten Zeit, „ihr Opfer einstweilen im Stillen zu schmücken." Nachdem sodann der aller möglichen Lasterthaten überführte Papst sein Urtheil empfangen und in leichter Haft der Zeit entgegensah, in der er wieder der Freiheit und einem üppigen Leben zurückgegeben wurde, sollte der fromme böhmische Lehrer für seine Fehlgriffe überwallender sittlicher Empörung über den argen Mißbrauch der Kirchengewalt den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren.

Schon am folgenden Tag nach der Flucht des Papstes aus Kostnitz wurde Huß vom Concil dem Kostnitzer Bischoff übergeben und durch diesen auf das feste Schloß Gottlieben (Gottleben) gebracht. Einige Wochen darauf kam auch Hieronymus in Constanz an — sey es durch sein Gewissen oder durch Vorwürfe Anderer getrieben, — seinen Freund in dieser Noth nicht im Stiche zu lassen. Als er aber die Gefahr erkannte, in der Huß schwebte, verließ er die Stadt wieder und erklärte von Ueberlingen aus, sich vor dem Concil verantworten zu wollen, wenn man ihn vor etwaiger Verurtheilung nicht verhaften würde. Weil aber das Concil eine zweideutige Antwort gab, so machte er sich auf den Rückweg, verrieth sich jedoch zu Hirschau durch heftige Reden gegen das Concil und wurde in Ketten nach Kostnitz gebracht. Dieser Umstand, verbunden mit der Nachricht von weitern, mit gewaltsamen Unruhen verbundenen Fortschritten der Kelchvertheilung in Böhmen, wirkten nachtheilig auf Hussens Lage, und fast wäre er ungehört verdammt worden, wenn nicht doch der Kaiser auf einem offenen Verhöre bestanden wäre.

Am 5. Juni wurde Huß vor die (im Refectorium des Franziscanerklosters zu Kostnitz) versammelte Congregation geführt. Als ihm zuerst seine Bücher zur Anerkenntniß vorgelegt wurden, erklärte er, im Fall sie Irrthum enthalten sollten, sich zum Widerruf bereit. Nach geschehener Vorlesung der 47 Klagepuncte, welche zum Theil fälschlich ihm zugeschriebene, zum Theil verkehrt oder ungenau aufgefaßte Lehren desselben enthielten, erhob sich unter den Prälaten ein solcher betäubender Sturm, daß Huß nicht zum Wort kommen konnte, und als man ihn endlich anfangen ließ, überschrie man ihn gleich wieder so sehr, daß er

schwieg. Dieses Schweigen wurde für Zugeständniß genommen, und fast wäre er jetzt schon verurtheilt worden, wenn nicht einige Gemäßigte die Verschiebung der Entscheidung bewirkt hätten. In den zwei folgenden Versammlungen, welche in Gegenwart des Kaisers mit etwas mehr äußerer Ordnung gehalten wurden, vertheidigte sich Huß mit Ruhe und Bescheidenheit. Er machte mehrere Anklagen und Zeugschaften durch eben so scharfsinnige, als rechtgläubige Erklärungen zu nichte, die andern schwächte er wenigstens so, daß man ihm von einer andern Seite beizukommen suchte und ihm vorwarf, daß er mit seinen Lehren auch die Rechte der Throne gefährde. Uebrigens wollte man keinen Anklagepunct zurücknehmen und muthete ihm eine unbedingte Abschwörung aller in der Anklage ihm zur Last gelegten Irrthümer, also auch der ihm mit Unrecht vorgeworfenen, zu. Dazu aber, sagte er, könne er sich nicht verstehen, weil er damit „das Volk Gottes" ärgern würde, das ehemals in seinen Predigten das Gegentheil von ihm gehört habe; doch bezeuge er vor Gott, daß er bereit sey, seine Meinung zu ändern, sobald das Concilium ihn mit Gründen der heiligen Schrift darüber würde belehrt haben.

Darauf nun ließ sich das Concilium nicht ein. Freilich standen sich hier zwei Prinzipe einander gegenüber, zwischen denen es keine Vermittlung gab, und vom Standpuncte der damaligen Kirche und ihrer Praxis ließ sich, noch dazu bei der Stimmung vieler seiner vom Prager Universitätsstreit hergereizten Gegner, keine Gnade, geschweige denn ein anderer Spruch erwarten. Und so wurde Huß in der letzten, zu seiner Verdammung anberaumten Sitzung am 6. Juli 1415 nach nochmaliger Verlesung vieler ihm zur Last gelegten Klagepuncte, denen er vergebens seinen Protest entgegensetzte, der Priesterwürde entkleidet, darauf dem weltlichen Arm übergeben und zum Feuertod verurtheilt, den er auf einer Rheininsel unter brünstigem Gebet und mit dem standhaftesten Glaubensmuth erlitt.

Zwischen der vorletzten und letzten Sitzung lagen fast vier Wochen, während welcher man im Gefühl der Gefährlichkeit eines Todesurtheils

alles Mögliche versuchte, ihn zum Widerruf zu bewegen. Selbst sein Hauptankläger Palecz besuchte ihn im Kerker und stellte ihm vor, daß die Schande des Widerrufs nicht so groß sey. Aber Huß entgegnete, daß eine Verurtheilung als Ketzer und der Feuertod doch wohl eine größere Schande sey, und doch wähle er sie: wie er ihm denn zumuthen könne, etwas wider sein Gewissen zu thun? Daß darauf Palecz selbst weinte, beweist, wie viel gerade diesem daran lag, durch Hussens Widerruf die Schmach künftigen Vorwurfs von sich und dem Concilium abzuwälzen. Auch der Kaiser sandte aus dem gleichen Grunde eine förmliche Deputation in das Gefängniß, ohne jedoch etwas auszurichten. — „Es geschehe, schrieb Huß an seine böhmische Gemeinde, des Herrn Wille, der an mir erfüllt werde um seiner Ehre und meiner Sünden willen.“ — Und so erfolgte, was nicht mehr zu wenden war. Am 6. Juli (seinem Geburtstage) wurde Huß vor das ganze, in der Domkirche zu seiner Verurtheilung versammelte Concil gestellt und nach gehaltener Predigt über Röm. 6, 6. die Reihe der ketzerischen Artikel (darunter z. B. auch vorkam, er habe eine Viereinigkeit gelehrt, seine Berufung auf Christus sey eine Gotteslästerung ꝛc.) vorgelesen. Alle seine Erläuterungen und Berichtigungen wurden mit dem Gebot des Schweigens zurückgewiesen, selbst als er sie im Namen des allmächtigen Gottes bat, ihn ruhig anzuhören. Als er unter anderm sagte, daß er frei und ungezwungen zu diesem Concil gegangen sey, einzig im Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anwesenden Kaisers, richtete er dabei seine Augen starr auf denselben, so daß Siegmund erröthete. — Nach verkündigtem Urtheil, daß er als unverbesserlicher Ketzer seines Priesteramtes zu entsetzen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben sey, betete Huß laut für seine Feinde, daß ihnen Gott vergeben möchte. Das rührte aber die Prälaten und Doctoren so wenig, daß manche vielmehr laut lachten. Darauf gebot man ihm, die bereitliegenden Priestergewande anzuziehen, und als er dieß gethan und dem Gebote des Widerrufs unter Thränen seine Weigerung entgegengesetzt hatte, wurde ihm von sieben Bischöffen jedes Stück der Priesterkleidung unter Spott und Hohn vom Leibe gerissen, wobei er sich selbst zur Stärkung seines Glaubens das Beispiel Jesu vorhielt. Als man ihm den Kelch mit den Worten aus der Hand riß: „Verdammter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, worin das Blut Christi dargebracht wird!“ sagte er: „Ich aber hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reiche davon trinken werde.“ Als bei den Worten der Verurtheilung, daß man ihn der weltlichen Macht übergebe, Einige hinzufügten: „und seine Seele dem Teufel!“ entgegnete Huß: „Und ich empfehle meinen Geist in Deine Hände, du mein Heiland Jesus Christus!“ — Zuletzt ward ihm eine spitze, mit Teufeln bemalte Papiermütze mit der Umschrift: „Häresiarcha“ (Erzketzer) mit den Worten aufgesetzt: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln!“ — wobei er äußerte, daß sein Heiland

eine Dornenkrone für ihn getragen und zu noch schmachvollerem Tode gegangen sey. — Endlich nahm der Kaiser das Wort und befahl dem Pfalzgrafen, „ihm zu thun wie einem Ketzer!“ Somit ward er dem Vogt von Kostnitz übergeben, daß er ihn verbrennen lasse. — Bei dem Hinauszug zum Richtplatze betete Huß viel; als er am Holzstoß angekommen war, fiel er auf die Kniee und betete so inbrünstig, daß das Volk sich laut wunderte, daß ein Ketzer das so könne. Eine Rede an das Volk zu halten, ward ihm untersagt. Als er schon mit sechs feuchten Stricken und einer Kette an den Pfahl gebunden war und Jemand rief, es zieme sich nicht, daß ein so arger Ketzer mit dem Angesicht gen Morgen schaue, ward er wieder losgebunden und gen Abend gerichtet. Schon war er bis an den Hals mit Stroh umlegt, da bot ihm der Pfalzgraf noch einmal Rettung an, wenn er abschwören wolle; allein Huß rief laut: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß alle meine Lehren und Schriften nur die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in's Reich Gottes zu führen: jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt, mit dem Tode besiegeln!“ — Darauf gab der Pfalzgraf das Zeichen zum Anzünden, und als die Flammen emporloderten, hörte man ihn zweimal laut rufen: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich mein!“ Ein plötzlicher Windstoß trieb ihm hierauf die Gluth so ins Gesicht, daß er das drittemal diese Worte nicht vollenden konnte. Doch bemerkte man durch die Flamme hindurch, „wie sich noch seine Lippen bewegten, bis er verschied.“ — So starb Johannes Huß, schon damals von vielen Mitgliedern des Conciliums als ein Zeuge jenes Lichtes anerkannt, welches, unter der Asche fortglühend, 100 Jahre später zur Flamme angewachsen, die ganze Kirche durchglühen und läutern sollte.

Als er verbrannt war, wurde seine Asche gesammelt und in den Rhein geworfen, damit seine Anhänger nichts von ihm als Heiligthum verehren könnten. — Die Erzählung, daß Huß bei seiner Hinrichtung mit Anspielung auf seinen Namen Huß, welcher im Böhmischen „Gans“ bedeutet, gesagt: „Heute verbrennt ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet braten können!“ und damit auf Luther geweissagt habe, — ist zwar spätern Ursprungs, jedoch entstanden aus der Anwendung vieler Aeußerungen Hussens über den einstigen Durchbruch des evangelischen Lichtes.

Das gleiche Schicksal traf fast ein Jahr später den Hieronymus. Derselbe hatte nach einem viermonatlichen Aufenthalt in einem stinkenden Kerker, durch Krankheit und Elend gebeugt, bei einem ohnedieß durch Leidenschaftlichkeit getrübten Glauben, sich zum Widerruf verstanden. Da er aber doch nicht frei wurde, kam ihm die Reue und als er allmählig wieder im Glauben wuchs, nahm er seinen Widerruf in öffentlicher Versammlung feierlich zurück und litt gleichfalls mit großer Fassung den Feuertod.

Das verhängnißvolle Urtheil, welches diese „Versammlung der Väter" über Huß unter starker, laut und vielfach geäußerter Meinungsverschiedenheit durchgesetzt, schien fortan wie ein innerer Bann auf ihr zu lasten, da sie nicht im Stande war, auch nur einige der billigsten Reformationsvorschläge durchzusetzen. Denn als nun das Concil an die Frage kam, ob die Abstellung der Mißbräuche des Papstthums oder die Wahl des neuen Papstes zuerst vorgenommen werden solle, drangen zwar die Deutschen mit den Engländern vor Allem auf die Vornahme der Kirchenbesserung, weil zu besorgen war, der neue Papst werde sich nicht so leicht zur Beschränkung seiner Gewalt verstehen; allein da es sich dabei auch um Einschränkung der Lebensweise sowohl, als der Einkünfte und Vorrechte der Geistlichkeit überhaupt handelte, so drangen die italienischen Bischöffe, zur Abwendung dieser Gefahr, auf vorausgehende Vornahme der Papstwahl und wußten (ohngeachtet die Deutschen, insbesondere Markgraf Friedrich von Brandenburg, auf's lebhafteste widersprachen) bald auch die Franzosen — und weitergehend, durch die Drohung mit ihrer Abreise, auch die Engländer auf ihre Seite zu ziehen. Und da zuletzt auch selbst viele deutsche Bischöffe, geschreckt durch die Drohung der übrigen, daß, wer nicht mit einstimme, für einen Feind des Friedens gehalten werden müsse, nicht Stand hielten, so sah sich Siegmund nach langem Widerstreben genöthigt, nachzugeben. Doch wurde zuvor beschlossen, der neue Papst dürfe vor vollendeter Reformation weder Kostnitz verlassen, noch die Kirchenversammlung aufheben; letztere müsse alle 10 Jahre (das erstemal schon nach 5 Jahren) gehalten werden, um durch sorgfältige Revisionen das Reformwerk zu vervollkommnen.

Und so ward am 11. November 1417 der neue Papst aus der römischen Adelsfamilie Colonna gewählt, der, dem Heiligen des Tages zu Ehren, den Namen Martin V annahm und am 21. Dezember mit einem außerordentlichen Gepränge in derselben Kirche gekrönt wurde, in welcher Huß war verurtheilt worden.

Bezeichnend dabei war, daß Siegmund, das Oberhaupt der „andächtigen, geduldigen und frommen deutschen Nation" (wie sie sich in einer frühern Denk-

schrift gegen die Papstwahl selbst genannt hatte) beim Krönungszuge zu Fuß das Pferd des Papstes am Zügel leitete und in der andern Hand einen dicken Stock hatte, womit er das andrängende Volk von Zeit zu Zeit in Respect hielt.

Martin, ein Mann von viel Festigkeit und Klugheit, war gewandt genug, in Kleinigkeiten nachzugeben, dagegen alles, was die Rechte und das Wesen der Hierarchie hätte schwächen können, festzuhalten. Dieß gelang ihm besonders dadurch, daß er jeder einzelnen Nation in besondern Concordaten (Uebereinkommnissen) gewisse Zugeständnisse machte (z. B. den Deutschen die Freiheit der Bischoffswahlen, den Franzosen die frühern gallicanischen Freiheiten einräumte) — Zugeständnisse, die aber nunmehr nicht als Pflichten, sondern als Vergünstigungen erschienen.

Somit war der Reformzweck der ganzen, mit so viel Aufwand an Zeit, Kraft und Geld abgehaltenen Versammlung vereitelt, und froh, in einer um Kostnitz herum ausbrechenden Seuche einen Vorwand zu haben, löste der Papst am 18. April 1418 das Concilium auf und verließ nach reichlichen Ablaßertheilungen und Segensspendungen mit großem Gepränge (wobei der Kaiser wieder des Papstes Zelter führte, die drei ersten Reichsfürsten die Zipfel der Scharlachdecke hielten und vier Grafen den Thronhimmel trugen) die Stadt Kostnitz, die, als auch der Kaiser abzog, wieder in ihre alte Stille zurücksank. Die Kirche selbst aber, welche daselbst wieder ihre äußere Einheit, aber nicht ihre Reinheit gefunden, sollte in der Gebundenheit, in der die Träger ihrer Gewalt sie hielten, noch länger verharren, damit das Verlangen nach ihrer Reinigung und Befreiung desto allgemeiner und zugleich tiefer und ernster werde.

3. Kapitel.

Der Hussitenkrieg und das Basler Concilium.

1. Die Utraquisten in Böhmen. Die Calixtiner; die Taboriten unter Ziska. Ausbruch der Gewaltthätigkeiten. Tod Wenzel's. Mißgriffe Siegmund's. Niederlage der Kreuzheere. Fürst Koribut. Ziska Herr in Böhmen. Fanatismus der Taboriten. Ziska's Tod. Die hussitischen Parteien; die beiden Prokope. Vergebliche Anstrengungen des Kaisers und Papstes.

Unterdessen hatte die Lohe von Hussens Scheiterhaufen ihren blutrothen Widerschein nach Böhmen geworfen. Der Schmerz über die Hinrichtung des geliebten Freundes und Lehrers, der Abscheu vor seinen Richtern und der alte Haß der Slaven gegen die Ausländer, insbesondere aber gegen die Deutschen und ihr „wortbrüchiges" Oberhaupt erregte die hussitisch-gesinnten Böhmen auf's höchste. Bereits als die böhmischen Landherren auf ihre heftige Erklärung an's Concil eine wegwerfende Antwort erhalten hatten, waren sie auf einem Landtag übereingekommen, daß sie auf ihren Gütern das Wort Gottes frei predigen lassen, keinen Bannbrief annehmen, noch das Interdict eines inländischen Bischoffs zulassen wollten. König Wenzel selbst gab diesem auf sechs Jahre geschlossenen Bündniß seine Zustimmung. Die von Jakob von Mies angefangene und von Huß gebilligte Wiedereinführung des Kelchs im Abendmahl hatte allgemeinen Beifall gefunden und obgleich Huß in seinen Briefen von allem gewaltthätigen Treiben und Drängen abgerathen hatte, so erlaubte sich doch das Volk, das, gern am Aeußern hängend, in dem Kelch den Hauptausdruck seiner gegenpäpstlichen Gesinnung gefunden hatte, wider die den Kelch verweigernden Priester mancherlei Gewaltsamkeiten. Die Nachricht von Hussens Hinrichtung gab daher das Zeichen zu blutigen Verfolgungen widerstrebender Kleriker, besonders aber der Bettelmönche, so wie zur Plünderung von Klöstern. Zwar suchte Siegmund durch ein königliches Ausschreiben Hussens Tod als eine „traurige Nothwendigkeit" darzustellen, die er vergebens hätte abzuwenden

gesucht, und ermahnte zur Ruhe; allein die Stimme dessen, der durch seinen „Wortbruch" diese Nothwendigkeit herbeigeführt, fand kein Gehör und die Bewegung wuchs.

Bald schieden sich in der allgemeinen Gährung zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. Ein großer Theil der letztern sammelte sich im südlichen Böhmen und gründete auf einem steilen Berge im Bechiner Kreise eine feste Stadt, die sie Tabor nannten. In Prag selbst vereinigte sich 1417 der hussitische Theil des Adels und der Bürgerschaft zur Durchführung der Kelchaustheilung. Bald fanden sich entschiedene Führer, wie Nicolaus von Hussinecz, der den Tod seines Freundes Huß zu rächen brannte, und der kluge und tapfere, aber trotzig wilde Johann von Trocznow (Trautenau), genannt **Ziska** d. i. der Einäugige, weil er ein Auge verloren hatte, und gaben der durch Martin's Ketzerbulle (1418) nur noch furchtbarer drohenden Bewegung Einheit und Nachdruck.

König Wenzel selbst, der anfangs den Hussiten geneigt war, erschrak jetzt vor den wachsenden Unruhen und ließ, in der Meinung, durch Strenge etwas auszurichten, viele Ruhestörer gefangen setzen. Ein großes religiöses Fest der Utraquisten (so hieß man die Vertheidiger des Abendmahls unter beider Gestalt, sub ultraque forma), welches Nicolaus von Hussinecz den 23. Juli 1419 zu Prag in der Stephanskirche, die sie sich mit Gewalt zu diesem Zwecke öffneten, veranstaltete, steigerte ihren Fanatismus so, daß sie nach geendigtem Gottesdienste in feierlichem Zug, ihren Priester mit dem Kelche voran, nach dem Neustädter Rathhaus zogen und die Losgebung einiger Gefangenen ihrer Partei forderten. Da sie einen Abweis erhielten und zugleich vom Rathhaus herab ein Stein geworfen wurde, der einen ihrer Priester traf, tobte die Menge, und Ziska an der Spitze der Wüthendsten stürmte in's Rathhaus und warf den Bürgermeister nebst zwölf Räthen aus den Fenstern hinab in die emporgehaltenen Schwerter und Spieße der Untenstehenden. Darauf wurden einige Klöster verwüstet und die Mönche mit Noth durch die Gemäßigten vom Tode gerettet. Auf die Kunde von diesen Ausschweifungen wurde König Wenzel

von solchem Zorn ergriffen, daß ihn der Schlag traf, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb.

Da Wenzel kinderlos war, so fiel sein Erbe (Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz) an Siegmund; allein Mißtrauen und Haß standen in Böhmen seiner Anerkennung im Wege. Nichts desto weniger hätte er durch schleunige und versöhnliche Maaßregeln mit Hülfe der Gemäßigten den Aufstand noch bezwingen können; allein seine Rücksicht auf Papst und Concil, so wie die in Ungarn sich erneuernde Türkensorge hielten ihn ab, und so gewannen die Hussiten Zeit, ihren Aufstand auszudehnen und sich zunächst der Festung Pilsen zu bemächtigen. Als sodann Siegmund nach seiner Rückkehr aus Ungarn die nach Brünn beschiedenen Stände mit Vorwürfen überhäufte und die Absetzung aller hussitischen Beamten befahl, beschloß Ziska's Anhang, Siegmunden nie anzuerkennen, schlug einen Angriff auf Pilsen ab, befestigte Tabor noch stärker und wüthete mit Mord und Brand gegen Klöster und Klosterleute, so wie gegen katholische Gutsherren und ihre Untergebenen. Diese rächten sich nicht minder grausam und einmal stürzten die Bergleute in Kuttenberg 1500 Hussiten in einen alten Schacht.

Anstatt nun gerade gegen Prag, das noch ruhig war, zu ziehen und es durch billige Bedingungen zu gewinnen, wandte sich Siegmund nach Breslau und ließ dort, auf den Rath des päpstlichen Nuntius, einen Prager Kaufmann, Namens Krasa, weil er Hussens Verurtheilung ungerecht und das Concil unkatholisch genannt hatte, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen, während der Papst einen Kreuzzug gegen die Böhmen predigen ließ.

Als hierauf der Kaiser in Böhmen einrückte, setzten sich die Prager in Vertheidigungsstand, boten aber dem Kaiser ihre Unterwerfung an, wenn man ihnen den Kelch lassen wolle. Da er aber auf Auslieferung der Waffen bestand, riefen sie den Ziska zu Hülfe. Dieser steigerte, während der Kaiser das übrige Reichsheer erwartete, den Muth der Prager zu solchem Fanatismus, daß Siegmund mit 100,000 Mann nicht im Stande war, Prag zu gewinnen, sondern nach vierwöchentlicher Belage-

rung sich zurückziehen mußte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich in Prag die Parteien über die erneuerten Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder unter einander entzweiten und Ziska mit den Taboriten von Prag abzog, um seine Vernichtungswuth gegen Alle im Lande zu richten, die nicht seiner Meinung waren.

Bei der Belagerung von Prag wandten die Deutschen bereits in großer Menge das Feuergeschoß und grobe Geschütz an (XVII. 4, 5), womit die Hussiten anfangs noch wenig versehen waren. Dagegen waren diese von ihrem rastlosthätigen Führer in einer auf die Landesbeschaffenheit und Volksnatur berechneten Weise zum Krieg eingeübt worden. Die meisten waren mit eisenbeschlagenen Keulen, Dreschflegeln, Spießen und Feuerhaken bewaffnet. Beim Angriff auf die feindliche Reiterei riß der Böhme den Reiter vom Pferd und zerschmetterte ihn dann mit der Keule oder dem Dreschflegel, den er so zu schwingen wußte, daß einmal einer binnen einer Minute 28 Menschen erschlug. Ihre Lager waren mit Gräben und künstlich errichteten Wagenburgen umgeben; ihre festen Plätze, vor allen Tabor (die „Hoffnung Gottes“ genannt) boten den stärksten Rückhalt. Vor Schlachten und Uebungen erhöhten Gebete und Lobgesänge die Begeisterung, und die Vergleichung ihrer Kämpfe mit den alttestamentlichen Kriegen des Herrn, sammt den daraus entlehnten und auf ihre Zustände angewandten Bildern und Benennungen vermehrten den Fanatismus der unwissenden Menge, welche die Gegner als „Kanaaniter“ und „Philister“, sich aber als das „Volk Gottes“ und als die „Werkzeuge des Herrn“ betrachtete, durch welche er bei der Nähe des jüngsten Gerichts alle Fürstenthümer des Erdkreises zertrümmern und das „neue Jerusalem“ aufrichten werde. — **Ziska** selbst, der die strengste Mannszucht hielt und unbedingten Gehorsam forderte, war von mittlerer Statur, gedrungenem Körperbau mit fast kahlem Haupt, großer gebogener Nase, großem Mund, dabei von scharfem Verstand, unbeugsamem Willen, aufopfernder Hingebung an die Seinen, aber unmenschlicher Grausamkeit gegen Feinde, insbesondere gegen Priester und Mönche, an denen Blutrache zu nehmen er sich berufen hielt. Wiewohl es auch die Deutschen nicht an Grausamkeit fehlen ließen, vergalt er doch doppelt und ließ z. B. als die Deutschen während der Belagerung einige hussitische Priester verbrannten, 16 gefangene Deutsche in ausgepichten Fässern auf der Prager Stadtmauer vor den Augen der Belagerer verbrennen.

Während dieser Belagerung stellte sich auch der Unterschied zwischen den Gemäßigten (die man auch Kalixtiner oder Kelchner nannte) und den von Ziska geführten Taboriten besonders deutlich heraus. Als die Prager bei der erneuerten Unterhandlung mit dem Kaiser zu ihrer früheren Bedingung noch verlangten, daß ihren Priestern die freie Predigt im Reiche ge=

stattet, daß dieselben wegen Todsünden vor das weltliche Gericht gestellt werden und daß sie keine Güter besitzen sollten, — begehrten die Taboriten weitergehend Vernichtung aller Bücher, mit Ausnahme der Bibel, Verbannung aller Künste und Wissenschaften, als dem Heidenthum angehörig, Abschaffung aller Kirchen und Altäre, Aufhebung des Königthums, allgemeine Einführung der Volksherrschaft und — in einer ihrer Fractionen, den sogenannten Adamiten — völlige Gütergemeinschaft (also Communismus). Da die Prager in solche Rasereien nicht eingehen wollten, zog Ziska von Prag ab und fuhr nicht nur fort, gegen die Katholiken zu wüthen, sondern griff auch alle Uebrigen an, die es nicht mit ihm halten wollten. Zwar verlor er vor der Feste Raby auch das zweite Auge, so daß er ganz blind war: deßungeachtet behielt er den Oberbefehl, ordnete mit gleicher Sicherheit Schlachten und Belagerungen an und hatte allenthalben Furcht und Schrecken zu seinen Vorläufern.

Dennoch trieben Angriffe von Außen die Parteien jedesmal wieder zur Einigung. Als daher der Kaiser mit einem neuen Heere 1421 in Böhmen einbrach, ward Ziska abermals nach Prag gerufen, von wo aus er den Kaiser wieder vertrieb und ihm bald darauf (6. Januar 1422) bei Deutschbrod eine solche Niederlage beibrachte, daß Siegmund mit genauer Noth entkam. Während Ziska hierauf in Mähren eindrang, wählten die Kalixtiner unter dem Einfluß des monarchisch-gesinnten Adels zu Prag den litthauischen Fürsten Koribut zu ihrem König, um dadurch der bereits in Prag eingerissenen Pöbelherrschaft ein Ende zu machen. Darüber entrüstet, zog Ziska, um mit seinen fanatischen Bauern die Volksherrschaft aufrecht zu erhalten, gegen die Prager aus, schlug sie 1424 in drei Treffen und wollte schon ihre Stadt stürmen, als sie sich, um vereint den wieder anrückenden Kaiser bekämpfen zu können, zu einem Sühnevertrag verstanden und den Ziska zum drittenmale bei sich aufnahmen.

Allein sein ihm gestecktes Ziel war gekommen; doch nicht durch Menschen-, sondern durch Gottes Hand sollte den Mann

die Strafe für seine Auflehnung gegen alle Gottesordnung treffen. Als er nämlich wieder auszog, um mit seinen Taboriten den in Mähren eingedrungenen Herzog Albrecht von Oesterreich, den Schwiegersohn des Kaisers, zu bekämpfen, ward er unter den Mauern von Prczibislav von der Pest dahin gerafft (12. October 1424).

Sogleich erstürmten die Taboriten diese Gränzstadt und zündeten sie sammt dem Schlosse, wie sie sagten, zu Ziska's Leichenfeier an. Sein Leichnam wurde im Münster zu Czaslau beigesetzt; sein Bildniß aber über dem Hauptthor zu Tabor angebracht. Die Sage, man habe seine Haut über eine Trommel gespannt, damit sie zu weitern Siegen wirble, schreckte lange die Gegner. Noch heute wird der Platz, wo das Zelt stand, in welchem er starb, öde gelassen und nicht umgeackert, gleich als „daure das scheue Entsetzen noch fort, das er im Leben verbreitet hatte."

Nach Ziska's Tod zerfielen die Hussitten in vier Parteien: die einen, welche den Namen Taboriten fortführten, stellten sich nach Ziska's letztem Willen unter den Befehl des ehemaligen Mönchs Procopius (Holly), genannt der Größere; neben ihnen bestanden die Horebiten, so genannt von einem Berg, den sie Horeb nannten; die wildesten Fanatiker blieben ohne Anführer, weil sie keinen für würdig hielten, Ziska's Nachfolger zu seyn, daher sie sich Orphaniten d. i. Verwaisete nannten, doch stellten sie sich meist unter die Führung Procopius', des Kleinen; endlich die Kalixtiner zu Prag standen noch eine Zeit lang unter Koribut, gaben ihm aber, als er sich zu Unterhandlungen mit dem Papste geneigt zeigte, den Abschied. Obgleich sie nach Außen einig waren, so daß weder der Kaiser noch die Fürsten etwas ausrichten konnten und Procopius 1426 ein sächsisches Heer bei Aussig und ein Reichsheer 1427 bei Mies schlug: so fühlten sie doch den Mangel innerer Einigung, welche daher Procopius durch ein „Religionsgespräch" zu erzielen suchte. Da ihm jedoch der Versuch mißlang, so konnte er die Parteien nur dadurch zusammenhalten, daß er den Krieg über Böhmen hinaus in die österreichischen, schlesischen, sächsischen und bayrischen Länder spielte. Dadurch aber nahm der Krieg einen noch wilderen und gefährlicheren Character an, indem die Hussiten jeden ihrer Züge mit Mord und Brand, Plünderung und

Schatzung bezeichneten und z. B. im Jahr 1430 meist in Sachsen über 100 Städte und 1400 Dörfer verwüsteten, so daß die Fürsten von Brandenburg und Bayern ihre Länder vor ihnen nur durch Tribut zu schützen wußten. Denn das deutsche Reich und insbesondere dessen Kriegsverfassung, war in einem so schlechten Zustande, daß an ein rasches und eingreifendes Zusammenwirken nicht zu denken war.

Zwar brachten Martin V durch seinen Cardinallegaten Julian Cäsarino und Kaiser Siegmund (nach seiner Rückkehr aus Ungarn, wo er gegen die Türken beschäftigt war) auf den Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg durch das Verbot aller Privatfehden und durch die Auflage der ersten allgemeinen Reichssteuer des sogenannten „gemeinen Pfennigs", zu welchem alle christliche Völker beigezogen wurden, noch einmal ein allgemeines Kreuzheer von etwa 100,000 Mann auf, das unter der Führung des Kurfürsten Friedrich's I von Brandenburg gestellt wurde; aber kaum hatte es den Böhmerwald zurückgelegt, als es in der Nähe von Riesenberg schon bei der bloßen Kunde von dem Anzug der in Bayern eingefallenen Hussiten in ein solches Entsetzen gerieth, daß es sich in unaufhaltsame Flucht auflöste (14. August 1431) und erst bei Regensburg Halt machte.

Jetzt erst gab man den Gedanken, die Ketzerei mit Waffengewalt zu unterdrücken, auf und entschloß sich zu gütlichen Unterhandlungen, welche das unterdeß zusammengetretene Concilium in Basel unternahm.

2. Das Concilium in Basel. Versuch zu gütlichen Unterhandlungen mit den Hussiten. Die Compactaten. Die Orphaniten und Taboriten im Kampf mit den Calixtinern. Tod der beiden Prokope. Die böhmischen Brüder. Der Iglauer Vertrag. Siegmund König von Böhmen. Sein Tod. Veränderungen im Reich.

Schon im Jahr 1423 hatte Martin V seinem Versprechen gemäß, das er bei seiner Wahl hatte eingehen müssen, ein Concilium nach Pavia berufen, es aber bald darauf nach Siena verlegt und dort unter dem Vorwand zu geringer Theilnahme aufgelöst. Gedrängt jedoch von den allgemeinen Klagen über die

Gebrechen der Geistlichkeit schrieb er nach sieben Jahren das Concilium nach Basel aus und ernannte den Legaten Cäsarino zu seinem Stellvertreter auf denselben. Indeß starb Martin V noch vor Eröffnung desselben und sein Nachfolger Eugen IV konnte ungeachtet seines Widerwillens gegen den gewählten Ort von der Bestimmung seines Vorgängers nicht abtreten. Da ihm aber das Basler Concil gleich nach seiner Eröffnung (23. Jun. 1431) eine zu freie Haltung nahm, so wollte er es auflösen und später nach Bologna ausschreiben, unter dem Vorwande, daß zu Verhandlungen mit den Griechen, die wegen ihrer Bedrängniß durch die Türken wieder eine Vereinigung mit der katholischen Kirche anstrebten (s. K. 11, 1.), eine italienische Stadt geeigneter sey.

Weil hierauf das Concil erklärte, daß es über dem Papste stehe und nur durch sich selbst aufgelöst werden könne, so lockte der Papst den Kaiser durch das Versprechen, ihm die längst gewünschte römische Kaiserwürde zu ertheilen, nach Italien, in der That aber, um ihn dort leichter für seine Ansicht zu gewinnen, und zwar dadurch, daß er ihm nun die Krönung nur unter dieser Bedingung zugestehen wollte. Allein Siegmund, dem die Beilegung des Hussitenkriegs am meisten am Herzen lag, und die hiefür nöthigen Zugeständnisse blos von diesem Concilium erwarten konnte, blieb standhaft, und Eugen mußte nicht nur die Krönung vollziehen (1433), sondern auch seine Auflösungsbulle zurücknehmen und dulden, daß man sich mit den hussitischen Ketzern in Unterhandlungen einließ.

Unterdessen waren diese schon in Gang gekommen; nichts desto weniger hatten die Hussiten, um ihren Forderungen beim Concil größern Nachdruck zu geben, ihre Verheerungszüge nach Mähren, Ungarn, Schlesien, Meißen, Sachsen und Brandenburg erneuert und selbst bis an die Ostsee den Schrecken ihres Namens verbreitet. Auf wiederholte Einladuug erschien endlich aus der Mitte der Kalixtiner und dem gemäßigtern Theile der Taboriten eine Gesandtschaft, an deren Spitze Procopius der Größere und der erste Prager Geistliche Johann von Rokiczana stand, und hielt im Geleite von 300 bis an die Zähne be=

waffneten hussitischen Reitern unter ungeheuerm Volkszulauf ihren Einzug in Basel.

In die Versammlung der „Väter" geführt und von dem vorsitzenden Legaten mit feierlicher Anrede begrüßt, legten sie durch ihren Sprecher Rokiczana die schon oben berührten Prager Artikel vor, auf deren Bewilligung sie bestunden. Obgleich nun durch ihr ganzes Verhalten in Basel manches Vorurtheil gegen sie gehoben wurde, so traten doch während der 50tägigen Disputation, in die man sich mit ihnen einließ, die Gegensätze zu stark hervor, als daß eine Einigung hätte erzielt werden können, also daß die Gesandten, des vergeblichen Disputirens müde, die Verhandlungen abbrachen und wieder nach Böhmen zurückkehrten.

Uebrigens waren die Hussiten mit großer Rücksicht behandelt worden. Sie hatten natürlich freies Geleit empfangen, durften unterwegs und in Basel freien Gottesdienst üben, dessen Ernst großen Eindruck auf das Volk machte; Niemand durfte sie auch nur mit einem Worte verletzen. Das Concil selbst hörte geduldig ihre oft derben Reden an. Als ihnen z. B. bemerkt wurde, daß die h. Mutter Kirche sie herzlich liebe, schlug Procop laut lachend an sein Schwert. Als man ihm vorwarf, er habe die Mönche eine Erfindung des Teufels genannt, entgegnete er: „Wäre dem nicht so, so hätten ja wohl schon Moses und die Propheten, Christus und die Apostel die Bettelmönche eingesetzt!" Bei der ganzen Disputation zeigten sie sich im Citiren biblischer Stellen äußerst bewandert und wenn auch die päpstlichen Redner Johann von Ragusa, Wilhelm Carlier, Heinrich Kalteisen und Johann von Polemar ihnen an dialectischer Gewandtheit überlegen waren, so bewiesen doch außer Rokiczana der Taboritenprediger Nicolas, der Orphanitenprediger Ulrich u. a. großen Scharfsinn.

Zur Verhütung neuer Feindseligkeiten sandte das Concil nun selbst eine Gesandtschaft nach Prag. Diese brachte daselbst den Rokiczana durch die Aussicht auf das Prager Erzbisthum und die übrigen Kalixtiner durch die Vorstellung von der Gefährlichkeit der taboritischen Grundsätze zum Nachgeben in ihren strengen Forderungen, und richtete mit ihnen im Namen des Concils die sogenannten Prager oder Basler Compactaten (v. 30. Nov. 1433) auf.

Diesen gemäß wurde ihnen zugestanden: 1. daß der Kelch zur Zeit an Laien gereicht werde, die jedoch dabei belehrt werden müßten: daß schon im Brod allein der ganze Leib Christi enthalten sey; 2. daß Todsünden und Verbrechen an

Klerikern bestraft werden dürften, jedoch nur durch die zuständige Gerichtsbarkeit; 3. daß das Kirchengut nicht dem Klerus gehöre, daß ihm jedoch der Nießbrauch und die Verwaltung zustehe, eine weltliche Verwendung des Kirchenguts aber jedenfalls als Kirchenraub zu betrachten sey; 4. daß das Wort Gottes zwar in der Landessprache, aber nur unter Autorität des Papstes und der geistlichen Vorgesetzten gelehrt werden solle.

Diesen Vertrag sahen die Taboriten und Orphaniten als die Brücke zur Rückkehr in die katholische Kirche an und zerfielen darüber mit den Kalixtinern so, daß sie die Waffen gegen dieselben ergriffen und ein furchtbarer Bürgerkrieg in ganz Böhmen entbrannte. Die von den Katholiken unterstützten Kalixtiner aber, geführt von Mainhard von Neuhaus, siegten in der Schlacht bei Bömischbrod (zwischen Prag und Colin), in der auch die beiden Procope fielen (30. März 1434); der Rest leistete noch Widerstand, wurde aber 1435 bei Lomnitz geschlagen, und mit der Zerstörung Tabor's endlich war, was an der Sache der Taboriten vom Argen war, vernichtet. Aus den Bessern aber, die sich in die Stille der Verborgenheit zurückzogen, bildete sich 1457 die böhmisch-mährische Brüdergemeinde, welche, durch diese Züchtigungen gesichtet und gereift, am evangelischen Wahrheitsgrunde festhielt und unter blutigen Verfolgungen ihren Glauben bewährte.

Jetzt traten die böhmischen Stände zusammen, gelobten auf dem Grund der Compactaten Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche und erhielten vom Concil die Lösung vom Bann. Und da ihnen auch Siegmund im Iglauer Vertrag 1436 die Bestätigung ihres Vorbehalts und allgemeine Amnestie gewährte, erkannten sie seine Königsrechte an und huldigten ihm nach seinem feierlichen Einzug in Prag (23. Aug.) mit allgemeiner Freude Zwar versuchte er es allmählig, seiner eingegangenen Verpflichtung zuwider, durch Herstellung von Klöstern und Wiedereinführung abgeschaffter Kirchengebräuche, den vollen Katholicismus zurückzuführen, sah sich aber deßhalb mit einem Aufstand bedroht und lenkte schleunigst wieder ein. Indeß starb er bald darauf in einem Alter von 70 Jahren den 9. Dez. 1437.

Unter Siegmunds Regierung hatten sich auch einige andere Veränderungen im Reiche zugetragen. Aus einem ähnlichen Grunde, der das Haus Hohenzollern

in den Besitz von Brandenburg und der Kurwürde brachte, wurden Savoyen und Cleve von Siegmund zu Herzogthümern erhoben. — Während des Hussitenkriegs war der ascanische Mannsstamm in Sachsen-Wittenberg mit Albrecht III 1422 erloschen, und es hätte nun dem bestehenden Erbrecht zufolge, Land und Kur an die sachsen-lauenburgische Linie fallen sollen. Allein Siegmund zog das Land als erledigtes Reichslehen ein und gab es sammt der Kur dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin, weil — er demselben verpflichtet und seiner Dienste im Hussitenkriege bedürftig war! — Noch kurz vor seinem Tode hatte er die Entdeckung gemacht, daß seine (zweite) Gemahlin, eine geborne Gräfin von Cilly, damit umgieng, nach seinem Tode mit Hülfe des calixtinischen Adels sich Ungarns und Böhmens zu bemächtigen und dieses Erbe sammt ihrer Hand dem polnischen Prinzen Casimir zuzuwenden. Daher ließ er sie nach Znaym in Haft bringen und erklärte den Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth (aus erster Ehe), den Herzog Albrecht V von Oesterreich zu seinem Nachfolger in Böhmen und Ungarn. Die Ungarn erkannten zwar denselben an, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die deutsche Krone nicht annehme; die böhmischen Calixtiner dagegen, welche Albrecht's Ketzerhaß fürchteten, riefen den polnischen Casimir herbei. Allein Albrecht besiegte ihn und setzte sich in den Besitz von Böhmen; doch behaupteten die Calixtiner ihre Unabhängigkeit. — Somit kam die gesammte Hausmacht der Luxemburger in den Besitz ihrer ehemaligen Gegner, der von ihnen stets bekämpften Habsburger.

3. Die Kirchenreformen des Basler Conciliums. Banndrohung Eugen's IV. Berufung des Concils nach Italien. Kurze Regierung Kaiser Albrecht's II. Wahl Friedrich's III. Der Gegenpapst Felix V und Papst Nikolaus V. Die Wiener Concordate. Auflösung des Basler Concil's. Aeneas Sylvius als Pius II. Die Bulle Execrabilis.

Nach Beseitigung der böhmischen Frage gieng das Basler Concilium ungesäumt an die Kirchenreform, auf welcher besonders die Deutschen bestanden, welche durch die Abänderung der Constanzer Abstimmungsweise (indem nun die Anträge durch vier ohne Rücksicht auf die Nationen gewählte Ausschüsse berathen und dann in der allgemeinen Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden wurden) einen großen Einfluß auf den Gang des Concils bekamen. Demnach bestätigte dasselbe zunächst die Constanzer Reformgrundsätze und hob in Folge derselben eine Menge kirchlicher Mißbräuche auf, verbot insbesondere die Käuflichkeit der Aemter, entzog dem römischen Stuhle die Annaten

(Jahrgelder von erledigten Prälaturen) nebst andern Steuereinkünften und wies ihn einzig auf das Patrimonium Petri an; sprach den Bisthümern die Freiheit der Wahlen zu, stellte zur bessern Handhabung der Kirchenzucht die Provincialsynoden her, beschränkte die päpstliche Gerichtsbarkeit und gab dem Cardinalcollegium eine strengere Einrichtung.

Erschreckt durch diese das bisherige Kirchenrecht umstürzenden Forderungen, die er als Anmaßungen bezeichnete, gebot Eugen IV die Verlegung des Concils nach Ferrara (wobei die Unterhandlungen mit den Griechen wegen ihrer Union mit der lateinischen Kirche der Vorwand liehen) und als das Basler Concil nicht gehorchte, bedrohte es der Papst mit dem Bann und eröffnete 1438 seine italische Versammlung, die er nachher nach Florenz und von da nach Rom verlegte.

Da somit der Kirchenfrieden von Neuem bedroht war, glaubten die deutschen Kurfürsten mit der Königswahl nicht länger zögern zu dürfen und erwählten am 18. März 1438 Albrecht II, Siegmund's Schwiegersohn und Erben, Herzog von Oesterreich, der, wiewohl nicht ohne Bedenken, die Krone annahm, nachdem das Basler Concil, welchem an dem Beistand der Deutschen Alles gelegen war, die Ungarn zur Rücknahme ihrer ihm desfalls kurz vorher auferlegten Bedingung bewogen hatte. Von ihm an blieb die deutsche Krone ohne Unterbrechung bei dem habsburgischen Hause. Das Kurfürstencollegium nahm nun zwar auf dem Fürstentag zu Mainz 1439 mit Beistimmung Albrechts durch die Mainzer Acceptationsurkunde die Basler Beschlüsse in Betreff der Kirchenzucht und Steuerbeschränkung an, erklärte sich aber in Betreff des persönlichen Conflicts mit dem Papste neutral.

Albrecht II selbst, ein sehr kräftiger, strenggerechter, wohlgesinnter, auch den Künsten und Wissenschaften zugeneigter Mann, auf den die Hoffnung der Deutschen gerichtet war, wurde durch einen ausgebrochenen Türkenkrieg nach Ungarn gerufen und überließ die deutschen Angelegenheiten seinem treuen Kanzler Konrad Schlick, dem sie zum großen Theil schon unter Siegmund waren anvertraut gewesen, und der auch jetzt mit Klugheit

und Umsicht sowohl die Kirchensache auf jenem Kurfürstentage zu Mainz, als auch den Reichstag zu Nürnberg leitete, auf welchem Albrecht durch ihn ein Landfriedensgesetz und andere zeitgemäße Entwürfe vorlegen lies, die aber an der Eigensucht und Kurzsichtigkeit der Stände scheiterten.

Um allen willkührlichen Befehdungen ein Ende zu machen und die Kraft Deutschlands für gemeinsame Zwecke zusammenzuhalten, schlug er vor, Deutschland mit Ausnahme von Oesterreich und Böhmen in sechs völker- oder landsmannschaftliche Kreise zu theilen, und über jeden einen Kreishauptmann zu setzen, der alle zur Aufrechthaltung des Landfriedens gegebenen Gesetze handhaben sollte. Die Fürsten und der Adel aber widerstrebten aus Neid gegen die Macht der Städte, und diese wollten von ihren bisherigen, mühsam errungenen Freiheiten nicht so viel opfern, als man ihnen zumuthete. Andere die Verbesserung des Münzwesens, die Aufstellung eines eigenen Gerichts für die Städte und die Einschränkung des römischen Rechts betreffende Pläne kamen gleichfalls nicht zur Ausführung.

So unterblieb auf noch lange die Entscheidung über so wichtige Lebensfragen: denn Albrecht wurde auf dem Rückweg aus Ungarn von der Ruhr, der auch ein Theil seines Heeres unterlegen war, ergriffen und starb zu Langendorf (zwischen Gran und Wien) den 27. Oct. 1430 in einem Alter von 42 Jahren, nachdem er nur anderthalb Jahre über Deutschland regiert hatte, das durch seinen Tod in eine traurige Lage versetzt wurde.

Die Kurfürsten wählten zwar unverweilt seinen Vetter aus der jüngern habsburgischen Linie, den Herzog Friedrich V von Oesterreich, der mit seinem Bruder Albrecht VI gemeinschaftlich Steyermark, Krain und Kärnthen besaß, und da nach vier Monaten dem verstorbenen Könige noch ein Sohn geboren wurde, der den Namen Ladislaus (Posthumus) erhielt, so führte Friedrich für ihn die Vormundschaft, wurde aber in dieser Eigenschaft nur in demjenigen Theile Oesterreichs anerkannt, der dem Ladislaus anheimfiel.

Die Böhmen wollten Anfangs einen fremden König wählen, standen aber davon ab, als Friedrich ihnen eine Statthalterschaft gewährte, welche für die Katholiken Mainhard von Neuhaus und für die Hussiten Heinrich Ptarsko, und nach dessen Tode Georg Podiebrad führte. — Die Ungarn hatten noch vor der Geburt des Ladislaus Posthumus die Krone ihres

Reichs dem König Wladislaw III von Polen angetragen, der sie jedoch auf päpstliche Vermittlung dem Ladislaus überließ und bis zu seiner Mündigkeit die vormundschaftliche Regentschaft behielt. (S. K. 10, 2.)

Aber **Friedrich**, als römischer König der Dritte genannt, war nicht der Mann, der in einer nach allen Seiten hin so tief aufgeregten, unruhig bewegten Zeit das Reichssteuer mit Kraft und Sicherheit hätte führen können. Ohne hervorstechende Geistesgaben, doch mit wissenschaftlichen Liebhabereien beschäftigt, nüchternen, abgeschlossenen, nicht leicht zu bestimmenden Wesens, doch gutmüthig, ehrenfest und friedliebend, zum eigentlichen Regierungsgeschäft aber unthatkräftig und saumselig, dabei aber doch auf die Vortheile seines Hauses und seiner Gerechtsame wohl bedacht und in dieser Beziehung merkwürdig zäh und beharrlich, — hat derselbe während seiner drei und fünfzigjährigen Regierung keine der großen, die Zeit bewegenden Lebensfragen zur Lösung gebracht, vielmehr Deutschland theils durch Unthätigkeit in seiner Entwicklung gehemmt, theils, wo er handelnd eingriff, in eine verkehrte Richtung gebracht.

So unterließ er zunächst in der Kirchensache diejenigen Schritte zu thun, welche für Deutschland wenigstens die innere Reinigung besser hätten vorbereiten können, zu der es doch irgend einmal kommen mußte.

Das Basler Concilium, geleitet vom Cardinal d'Allemand, war nämlich unterdessen in seinen am alten Bau der Hierarchie rücksichtslos rüttelnden Bestrebungen soweit gegangen, daß es die Banndrohung des Papstes Eugen mit dessen förmlicher Absetzung beantwortet und durch einen Ausschuß der vier Nationen den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen gewählt hatte, der aus der Einsamkeit des beschaulichen Lebens, in die er sich zurückgezogen hatte, mit Widerstreben hervortrat und unter dem Namen Felix V die bedenkliche Würde annahm. Da somit wieder ein päpstliches Schisma drohte und ohnedieß ein Theil der Väter schon vorher zu Eugen übergegangen war, ein Theil nunmehr, dieses kühne Verfahren mißbilligend, sich aus dem Concil zurückzog: so blieben die deutschen Kurfürsten zu Mainz 1441 zwar bei ihrer frühern „Acceptation" der

Basler Beschlüsse in Betreff der Abstellung der wesentlichsten Mißbräuche, wiederholten aber auch ihre Neutralitätserklärung in Betreff des Papstthumstreites. Dadurch ermuthigt, setzte nun Eugen die Erzbischöffe von Trier und Köln ab, und als die sämmtlichen Kurfürsten (auf Betrieb des Nürnberger Syndicus Georg Heimburg) 1446 zu Frankfurt einen Verein zur Aufrechthaltung der deutschen Kirchenfreiheit schloßen und dem Papst erklärten, ihn nur gegen Gewährung derselben anerkennen zu wollen, so wußte die feine Klugheit und große Gewandtheit des kaiserlichen Geheimschreibers Aeneas Sylvius, der sowohl den Kaiser als den Papst in der Hand hatte, die Gefahr für das Papstthum dadurch abzuwenden, daß er durch Wiedereinsetzung jener geistlichen Kurfürsten und durch Bestechung des Mainzer Generalvicars Lysura (der den obgenannten Verein zu Stande gebracht hatte), sowie durch Einräumung einzelner Forderungen die Deutschen einstweilen beruhigte und zur Anerkennung Eugen's vermochte. Nach dem Tode Eugen's aber und nach der Stuhlbesteigung Nicolaus' V bewog er den König Friedrich zur Annahme des Wiener Concordats (1448), durch welches ein großer Theil der Basler Beschlüsse und selbst die den Deutschen bereits eingeräumten Freiheiten beschränkt und somit im Grunde die Kirchenreform beseitigt wurde. Alsdann gewann er die deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten einzeln, durch Gewährung kleinerer Zugeständnisse, für diesen Wiener Vertrag Auch ließ sich Friedrich durch die Aussicht auf die Kaiserkrönung leicht bewegen, das Concil durch die Aufkündigung des freien Geleits und durch das Verbot an die Stadt Basel, es länger zu beherbergen, zur Auflösung zu nöthigen. Dennoch versuchte das Concil sich noch in Lausanne zu halten, und erst, als Felix (auf die Vermittlung Frankreichs) seine Würde niederlegte, unterhandelte es mit dem Papst Nicolaus und löste sich, auf erhaltene Amnestie und gegen die Verheißung einer bald neu zu berufenden allgemeinen Kirchenversammlung, nach 17jähriger vergeblicher Arbeit den 19. April 1449 auf.

Aeneas Sylvius Piccolomini, geb. 1405 aus einem vornehmen, aber unbegüterten Geschlecht im Toscanischen, hatte bis zu seinem 22. Jahre

Landbeschäftigung getrieben und sich dann mit Unterstützung seiner Verwandten zu Siena der Rechtsgelehrsamkeit, der Dicht- und Redekunst mit so ausgezeichnetem Erfolg gewidmet, daß er, als er im Gefolge eines Cardinals nach Basel kam, dort als einer der eifrigsten Vertheidiger der Kirchenfreiheit und Kirchenbesserung auftrat, worauf er mehrere Jahre lang der Geheimschreiber und Canzleivorsteher des Concils und, nachdem er sich dazwischen auf Reisen und Gesandtschaften reiche Menschenkenntniß erworben, zuletzt sogar der Geheimschreiber des vom Concil ernannten Papstes Felix wurde. Als aber das Concil immer mehr im Ansehen sank, trat er 1442 in die Dienste des Königs Friedrich über und erschien eine Zeit lang als Anhänger der neutralen Partei. Bei einer Reise nach Rom aber nahm er die Partei des Papstes Eugen, der ihm eine Aussicht auf die Cardinalswürde zeigte, und vertheidigte fortan die absolute Papstmacht mit dem ganzen Aufwand seines durch Gelehrsamkeit, Feinheit des Geistes und der Bildung, Klugheit und Thätigkeit ausgezeichneten Talents. Er hatte unter Eugen, wie unter dessen Nachfolgern Nicolaus V und Calixt III die ganze Kirchenleitung in Händen, nicht ohne den ehrgeizigen Blick fortwährend nach der Höhe zu richten, die er nachmals wirklich erstieg.

Die den deutschen Kurfürsten anfangs (1447) eingeräumten Zugeständnisse betrafen die Besetzung der Pfründen in gewissen näher bestimmten Fällen, die Aufhebung der Annaten und anderer Gefälle und die Beschränkung der päpstlichen Gerichtsbarkeit. — Im Wiener Concordat dagegen (das nach seiner einzelnen Annahme durch die Fürsten als „Aschaffenburger Concordat" in die Reichsgesetze kam) wurden dem Papste die Annaten und andere Gefälle, die Bestätigung der gesetzlich vollzogenen Wahlen und die wenigstens abwechselnde Besetzung der kleinen Pfründen wieder eingeräumt und somit die Hauptbeschwerden der deutschen Nation gleichsam zurückgenommen, folglich die letztere in ihren Hoffnungen stark getäuscht.

Diesen Sieg der römischen Curie vollendete Aeneas Sylvius, als er 1458 unter dem Namen **Pius** II den Stuhl Petri bestieg, dadurch, daß er in der Bulle Execrabilis 1460 den von seinen drei Vorgängern zugegebenen Grundsatz der Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concilium als einen Irrthum verdammte und dem Papste das alte Recht der Berufung und Auflösung der Concilien vindicirte, was die Folge hatte, daß den verschiedenen Nationen die durch das Kostnitzer und Basler Concilium eingeräumten Kirchenfreiheiten allmählig wieder genommen und den alten Gebrechen und Mißbräuchen im Kirchenwesen und den daraus hervorgehenden Wirren

im Staat und in der Kirche wieder alle Thüren und Thore geöffnet wurden.

Aber konnte es anders kommen? Obgleich das ganze in Kostnitz und Basel herausgetretene Streben nach einer Kirchenerneurung an Haupt und Gliedern seine volle Berechtigung hatte, und obgleich dieselbe allerdings aus der Kirche selbst heraus vorgenommen werden mußte, so giengen diese Concilien doch bei diesem Verfahren nicht vom innersten Mittelpuncte aus, nicht vom Kern der Lehre, dem lebendigen bußfertigen Glauben, aus dem allein die wahre Heiligung hervorgeht und die heilige Kirche sich baut, sondern man blieb nur am Aeußern hangen; man wollte bloß von Außen hinein die Kirche erneuern und erzielte daher auch keine Frucht. Daher zogen sich viele der besten dabei betheiligten Geister, welche diese Fruchtlosigkeit (wenn auch nicht dem tiefsten Grunde nach) erkannten, zurück und schloßen sich wieder fester an das äußere Haupt der Kirche, den Papst, an, in dessen unbedingter Selbstherrlichkeit sie die einzige Bedingung der Erhaltung der Kirche sahen. Indessen blieb die tiefgegründete Sehnsucht nach Befreiung der Kirche von ihren Mängeln in Vielen rege und während sich die Kirchenlenker der alten Sicherheit überließen, zog sich der Kampf für und gegen die Freiheit der Kirche in die Hörsäle der Schulen zurück, um späterhin mit desto größerer Kraft und auf innerlichere Güter gerichtet wieder in das practische Leben einzutreten.

Die Zahl der deutschen Universitäten, als der geistigen Waffenplätze für diesen Kampf, war im Laufe des 15. Jahrhunderts bedeutend angewachsen. Es waren folgende: Wien 1366, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Trier 1450, Greifswalde 1456, Freiburg im Breisgau und Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Sie waren es, welche das bis dahin nur der Geistlichkeit zugestandene Vorrecht der Wissenschaftlichkeit zu einem „bürgerlichen Gemeingut" machten und die von den Päpsten, Concilien, Königen und Fürsten unentschieden gelassenen Lebensfragen für eine spätere Lösung vorbereiteten.

4. Kapitel.

Wirren im deutschen Reich unter Friedrich's III schwacher Regierung.

1. Friedrich's Zerwürfniß mit der Schweiz. Entfremdung der Schweiz vom Reich. Eroberungsgelüste der Eidgenossen. Die toggenburger Fehde. Der Dauphin und die Schweizer bei St. Jacob. Erstes Bündniß der Schweiz mit Frankreich. Die thurgauer Fehde. Beginn des Reißlaufens.

Wie wenig Friedrich's III Autorität vermochte und galt, zeigte sich auch bei dem unter den Schweizern ausgebrochenen Bürgerkriege: denn sein Versuch, die Eidgenossen zu demüthigen, schlug zu seiner eigenen Demüthigung aus. Seinem dabei bezeugten unklugen und schmachvollen Benehmen ist es auch beizumessen, daß die Schweiz aus gesteigertem Haß gegen Oesterreich anfieng, sich nun auch dem deutschen Reiche zu entfremden, wodurch sie freilich in eben dem Maaße, als sie dieß im Uebermuth des seit der toggenburger und thurgauer Fehde wachsenden Selbstgefühls that, sich auch mehr und mehr von dem natürlichen Grund ihres Volkslebens ablöste, um sich einem arglistigen Freund in die Arme zu werfen und späterhin auf den schlüpfrigen und zweifelhaften Boden einer eigenen Nationalität zu stellen.

Die Eidgenossenschaft der Schweizer hatte sich nach dem Frieden, den sie mit Oesterreich 1394 auf 20 Jahre geschlossen hatte (XVII, 4, 3), weiter ausgedehnt und durch Kauf und Pfandeinlösungen eine große Zahl von kleinen Herrschaften an sich gebracht. Ein Krieg der Waldstätte mit Mailand und darnach mit Savoyen (1402—1411) führte zum Gewinn der Gotthardsstraße und des Livinenthals. Ein Krieg der Appenzeller (im Bunde mit Schwyz) gegen den Abt von St. Gallen, worin sie den Bundesgenossen desselben, den Herzog Friedrich von Oesterreich, unter der heldenmüthigen Anführung des Grafen Rudolf von Werdenberg in der Schlacht am Stoß 1405 besiegten, war Veranlassung, daß Appenzell nach einem Waffenstillstand mit dem Oesterreicher 1411 förmlich in den Eidgenossenbund trat. — Bereits ist oben K. 2, 2. berichtet worden, daß Kaiser Siegmund im Anfang des Kostnitzer Concils, um Habsburg zu demüthigen, bei der Vollstreckung der Reichsacht an dem Herzog Friedrich von Oesterreich, die Güter, die derselbe in der Schweiz hatte, den Eidgenossen überließ, und daß

diese die Städte und Burgen ihres Erbfeindes mit Begierde an sich rissen. Seitdem hatte sich der Eidgenossen eine Sucht nach Erweiterung ihres Gebiets auf Kosten Anderer bemächtigt. Dieser Eroberungstrieb wurde bald die Ursache innerer Zwietracht, die sich im toggenburger Erbschaftsstreite zum Bürgerkrieg (1436—1450) steigerte. Nach dem Tode des letzten Grafen Toggenburg nämlich machte einerseits Zürich unter seinem ehrgeizigen Bürgermeister Rudolf Stüssi, andererseits Schwyz unter seinem klugen Landammann Itel Reding mit Glarus Anspruch an das Erbe, über welches daher beide Theile mit einander in Krieg geriethen, der mit einem für Zürich nachtheiligen Frieden (1440) schloß. Gekränkt in seinem Stolze vergaß sich nun Zürich so weit, daß es gegen seine Eidgenossen bei dem Kaiser Friedrich III um Hülfe ansuchte. Dieser, begierig, die Eidgenossenschaft zu demüthigen, schloß mit Zürich 1442 ein Bündniß und erklärte, daß er die Rechte und Freiheiten der Schweiz nicht eher bestätigen werde, als bis man seinem Hause den Aargau zurückgeben würde. Darüber entbrannte ein mit leidenschaftlicher Erbitterung geführter Krieg. Die Eidgenossenschaft unterstützte die Schwyzer und Glarner und schlug, da Friedrich's Hülfe ausblieb, die Züricher bei St. Jacob an der Sil, wo Rudolf Stüssi bei Vertheidigung der Brücke den Heldentod fand.

Unterdessen hatte sich Friedrich, der die verheißene Reichshülfe nicht aufbringen konnte, in seiner schmählichen Unmacht an den König Karl VII von Frankreich gewendet und ihn um 5000 Söldner gebeten. Froh, dadurch der vielen, in Frankreich als Landplage sich herumtreibenden Armagnac's (K. 5, 3.) loszuwerden, und zugleich eine so gute Gelegenheit zur Einmischung in die Schweizerangelegenheiten zu bekommen, sandte der französische König Karl den Dauphin Ludwig anstatt mit 5000, mit 40,000 Söldnern gegen Basel vor. Die Schweizer konnten sich ihm dort mit nur 1500 Mann entgegenstellen, welche jedoch den zur Hälfte über die Birs herübergedrungenen Feind über diesen Fluß zurückdrängten. Aber durch diesen Erfolg keck gemacht, stürmte die kleine Schaar über den Fluß nach und wurde, noch ehe sie sich ordnen konnte, von der schweren feindlichen Reiterei zersprengt und nach einem zehnstündigen harten Kampfe bei St. Jacob an der Birs vernichtet. Sie hatten jedoch mit solcher Lebensaufopferung gekämpft, daß der Dauphin 8000 seiner tapfersten Streiter verlor und, voll Bewunderung vor ihrer Tapferkeit und zugleich aus Furcht vor den von Zürich her nahenden Eidgenossen, einen Frieden eingieng, auf den einige Jahre darauf ein ewiges Bündniß mit Frankreich folgte (1453), von dem an der schädliche Einfluß begann, den fortan Frankreichs „Thaler und Sitten" auf die Schweiz übten. (In diesem Bundesvertrage versprachen die Schweizer, Niemanden gegen Frankreich Hülfe leisten oder Durchzug gestatten zu wollen. Darin lag im Grunde schon eine factische Losreißung der Schweiz vom deutschen Reich.) Unmittelbar nach jenem Treffen und Frieden an der Birs wandten sich die Franzosen nach

Elsaß, das sie schon damals gerne dem deutschen Reich entrissen hätten. Nur der entschlossene Widerstand der Städte, besonders Straßburgs, und die Drohung der deutschen Stände mit einem Reichskrieg bewog die Franzosen, das Elsaß nach einer gräulichen Verheerung wieder zu verlassen. (1445).

Der Krieg in der Schweiz aber dauerte noch Jahre lang fort und endete damit, daß einerseits der Kaiser der Eidgenossenschaft alle ihre Eroberungen überlassen (1449) und drei Jahre darauf noch die Herrschaft Kyburg abtreten mußte, anderseits Zürich sich 1450 mit der Eidgenossenschaft auf gleiche Theilung des Toggenburger Erbes verglich.

Acht Jahre darauf regte sich in den Eidgenossen der Eroberungstrieb auf's Neue und richtete sich, auf den Rath Bern's, zuletzt auf nichts Geringeres, als den Schwarzwald zu einem eidgenössischen Gau zu machen. Um nämlich das ihnen verhaßte habsburgische (österreichische) Fürstenhaus vollends über die Rheingränze zu drängen, begannen die Eidgenossen die thurgauer Fehde (1460), eroberten den Thurgau und zwangen so den hart bedrängten Herzog Siegmund, allen Ansprüchen auf den letzten Erbtheil seiner Väter in Hochalemannien (Oberschwaben) zu entsagen. Einige Jahre darauf brachen sie in den Sundgau ein, brandschatzten 32 Schlösser des österreichischen Adels, verheerten viele Orte im Schwarzwald und waren eben im Begriff, den Gebirgsschlüssel Waldshut zu erobern, als Pfalzbayern mit den Markgrafen von Hochberg u. a. ihnen diesen dem deutschen Reich so gefährlichen Plan vereitelten und sie zum Waldshuter Frieden nöthigten (1468). Doch mußte ihnen Herzog Siegmund eine Entschädigungssumme zugestehen, und weil er sie nicht in der festgesetzten Frist aufbringen konnte, mußte er das Geld von dem reichen Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, entlehnen und ihm dafür den Schwarzwald, die Städte Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden u. a., ferner die österreichischen Herrschaften im Elsaß, im Sund- und Breisgau als Pfand, jedoch unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung, überlassen. (K. 6, 3.)

Da in allen diesen Kriegen die Tapferkeit der Schweizer sich glänzend bewährt und ihnen den Ruf der Unbesiegbarkeit verschafft hatte, so strebten seitdem viele auswärtige Fürsten, selbst Städte, Schweizer in ihre Heere anzuwerben, von denen sie den Kern bildeten. Die Armuth in ihren Bergen, so wie die Lust zu Krieg und Beute trieb Viele zu dem Söldnerdienst oder dem sogenannten Reißlaufen, das viel dazu beitrug, der kleinen Schweiz bald eine für die europäische Politik nicht unwichtige Bedeutung zu geben, wenn auch nicht eben zum Glück der Schweizer.

2. Friedrich's III Bedrängnisse in Ungarn und Böhmen. Johannes Hunyades; Matthias Corvinus, König in Ungarn. Georg Podiebrad in Böhmen. Friedrich's Gleichgültigkeit bei der Eroberung Constantinopels durch die Türken. Faustrechtlicher Zustand in Deutschland: der sächsische Bruderkrieg; der letzte fränkisch-schwäbische Städtekrieg; der Pfälzerkrieg, die Mainzer Bisthumsfehde und der bayrisch-brandenburgische Krieg.

Um dieselbe Zeit sah der Kaiser in Ungarn und in Böhmen sein Ansehen und seine Rechte mißachtet und sich in seinem eigenen Stammlande Oesterreich mit Schaden und Verlust bedroht. Als nach dem Tode Wladislaw's, Königs von Polen und Regenten von Ungarn (1444), die Ungarn des Kaisers Mündel Ladislaus Posthumus, als ihren eigentlichen König nun im Lande zu haben wünschten, der Kaiser aber denselben vor Vollendung seiner Erziehung nicht hergeben wollte, übertrugen sie die Reichsverweserschaft dem als Feldherrn und Staatsmann gleich ausgezeichneten Woiwoden von Siebenbürgen Johannes Corvinus von Hunyad. Dieser fiel 1445 in Oesterreich ein, erzwang sich durch die Belagerung von Wienerisch-Neustadt die Anerkennung seiner Würde und zog mit reicher Beute ab. — Hunyad schützte Ungarn auf's kräftigste gegen die Türken (K. 11, 1.) und selbst als der 12jährige Ladislaus den ungar'schen Thron bestieg, blieb er fortwährend der Hort Ungarns. Als Hunyad aber starb, überließ sich der junge König elenden Günstlingen, die zur Befestigung ihres Einflusses Hunyad's ältern Sohn enthaupten ließen und den jüngern, Matthias Corvinus, gefangen hielten. Indeß starb Ladislaus in seinem 18. Jahre (1457) und da mit ihm die ältere Linie des österreichischen Hauses erlosch, ließ Kaiser Friedrich, obgleich rechtmäßiger Erbe desselben in Oesterreich, sich doch von seinem eignen Bruder Albrecht das Land ob der Enns und von seinem Vetter Siegmund (von Tyrol) einen Theil von Kärnthen abzwingen und es sich gefallen, den Besitz von Wien mit beiden zu theilen. — Eben jener Tod des jungen Ladislaus hätte den Kaiser berechtigt, auch Erbansprüche an die ungar'sche Krone zu erheben; allein er ließ es ruhig geschehen, daß die Ungarn sich den 15jährigen Sohn Johann Hunyad's, den Matthias Corvinus, die Böhmen

aber sich den schon oben genannten hussitischen Statthalter Georg Podiebrad zum König gaben, und mußte sich sogar bequemen, beide anzuerkennen.

Podiebrad hatte den jungen **Matthias Corvinus** aus seiner Haft befreit und den vielversprechenden Jüngling, der mit einer edlen Gestalt und mit einer großen Kraft und Gewandtheit einen außerordentlichen Muth, durchdringenden Verstand und unternehmenden Geist verband, seine eigene Tochter verlobt, was mit beitrug, daß ihn die Ungarn zur Krone beriefen, die er im Streit der Parteien männlich zu behaupten wußte. Der Kaiser gab seine Einwilligung zwar unter der Bedingung, daß, im Fall Matthias kinderlos sterben sollte, die Krone an sein Haus zurückfallen sollte; indeß wurde späterhin die Bedingung nicht gehalten.

Ein so schwacher Vorsteher des Kriegs und Friedens in Europa, wozu doch einst der römisch-deutsche Kaiser berufen worden, Friedrich aber am wenigsten geeignet war, vermochte es allerdings nicht, den längst drohenden Einsturz der Vormauer abzuhalten, welche die Christenheit an dem griechischen Reiche hätte haben sollen. War doch auch längst allenthalben und in allen Ständen an die Stelle der Begeisterung zu gemeinsamen Unternehmungen der Geist niedriger Selbstsucht und kurzsichtiger Engherzigkeit getreten, die, weil es noch nicht im eigenen Hause brennt, dem Brande des Nachbarhauses gleichgültig zusieht. Zwar forderte Friedrich bei seiner Krönung in Rom 1452 den Papst Nicolaus V auf, einen Kreuzzug gegen die täglich in Europa weitervordringenden Türken predigen zu lassen; aber Niemand im ganzen Abendlande folgte dem Ruf, sondern sah mit Stumpfheit zu, wie Constantinopel, auf das zuletzt allein noch der Name des byzantinischen Reiches beschränkt war, vom Türkensultan Muhammed II nach verzweifelter Gegenwehr erobert und so dem griechischen Kaiserthum 1453 ein Ende gemacht wurde (K. 11, 2). Selbst als die Türken weiter vordrangen und bereits Deutschland und Italien bedrohten, schrieb der Kaiser zwar Reichstage auf Reichstage aus, kam aber selbst zu keinem derselben, so daß ihn die Kurfürsten sogar mit Absetzung bedrohten; — ja nicht einmal bei dem von Pius II in dieser ernsten Angelegenheit nach Mantua ausgeschriebenen Congreß aller europäischen Fürsten fand er sich ein, und da auch

keiner der andern Fürsten erschien, so unterblieb jede Vorkehr zur Abwendung einer so großen Gefahr, was späterhin schwer gebüßt werden mußte. Allerdings hatten selbst die Besseren für ihre eigene Sicherheit genug zu sorgen, da kein Schirm und Hort da war, der die Eigensucht in die Schranken gewiesen und Landfriedensstörungen gestraft hätte. Zeugnisse des faustrechtlichen Zustandes, der mit diesem Kaiser in Deutschland wieder aufkam und die deutsche Macht und Kraft nach Außen lähmte, waren insbesondere der sächsische Bruderkrieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzog Wilhelm, der erneuerte Städtekrieg zwischen den Fürsten und dem Adel Oberdeutschlands und den fränkischen und schwäbischen Städten; der Pfälzerkrieg, die Mainzer Bisthumsfehde und der bayrisch-brandenburgische Krieg, — in welchen drei Kriegen der Kurfürst Friedrich von der Pfalz dem Kaiser auf das keckste trotzte.

Der **sächsische Bruderkrieg**, der zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm, Söhnen Friedrich's des Streitbaren, ausbrach, verheerte fünf Jahre hindurch (1446—1451) Thüringen und Meissen. An diesen Krieg knüpft sich die Geschichte des sächsischen Prinzenraubs, der von dem damaligen Rechtszustand in Deutschland einen Begriff giebt. In diesem Kriege nämlich war der Ritter Kunz von Kaufungen, der im Solde des Kurfürsten von Sachsen tapfer focht, in die Gefangenschaft des Herzogs Wilhelm gerathen und hatte sich mit einer schweren Geldsumme lösen müssen. Da ihm auch seine Güter verwüstet worden waren, so überließ ihm der Kurfürst andere Güter, um sie bis zum Eintritt des Friedens zu benützen. Als nach dem Frieden der Kurfürst diese Güter wieder zurückforderte, verlangte Kunz den Ersatz des Lösegeldes. Dazu aber hielt sich der Kurfürst nicht verpflichtet, weil Kunz ihm nicht als Lehnmann, sondern bloß als Söldner gedient hatte; doch wollte er sich dem Ausspruche von Schiedsrichtern unterwerfen. Erbost darüber ersann Kunz einen Frevel, wodurch er ihn zur Entschädigung zu zwingen gedachte. Er benützte eine Reise des Kurfürsten und ritt in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 mit zwei andern Rittern, v. Schönfels und v. Mosen, und einer Anzahl Reisigen vor das kurfürstliche Schloß zu Altenburg. Alles lag im Schlaf und ein Theil des Schloßgesindes war einem Nachtgelage außer dem Schlosse nachgegangen. Ein von ihm bestochener Schloßdiener hatte heimlich aus dem Fenster des Schlafgemachs der beiden Prinzen Ernst und Albert eine Strickleiter herabgelassen, auf der nun Kunz mit seinen Gefährten hinaufstieg und die

Prinzen, die noch Knaben waren, entführte. Durch das Getöse geweckt, eilte die Kurfürstin an's Fenster, erkannte was vorgieng und suchte den Ritter Kunz durch die flehentlichsten Versprechungen von seiner Unthat abzuhalten. Ohne sich daran zu kehren, eilte der Räuber davon, Kunz mit dem jüngern Prinzen Albert auf geradem Weg —, die übrigen mit dem ältern Prinzen auf einem Umwege der böhmischen Gränze zu. Während im ganzen Lande die Sturmglocken zum Aufsuchen der Räuber ertönten, war Kunz nur noch eine Meile von der Gränze und hätte sie wirklich erreicht, wenn nicht der Prinz, von Hitze und Durst gequält, nach Erquickung verlangt hätte. Daher stieg Kunz in einem Walde mit ihm ab und ließ ihn Beeren suchen, während er einige Reisige auf Kundschaft vorausschickte. Da zeigte sich ein Köhler mit seinen Leuten, und sogleich gab ihm der Prinz zu verstehen, was da vorgehe. Alsbald schlugen der Köhler und seine Leute mit ihren Schürstangen die Knechte des Ritters danieder, nahmen den Kunz, der mit seinen Sporen an Gebüschen und Baumwurzeln hängen blieb und zur Erde fiel, gefangen und brachten ihn mit dem Prinzen nach Altenburg. Auch den Prinzen Ernst lieferten die beiden andern Ritter, die sich unterdeß mit ihm in einer Höhle verborgen gehalten hatten, gegen Zusicherung der Straflosigkeit aus und erhielten Gnade; Kunz aber wurde zu Freiberg enthauptet. Der getreue Köhler (er hieß Schmidt) empfieng reichliche Belohnung. — Nach des Kurfürsten Tode (1464) theilten sich Ernst und Albert in das väterliche Erbe und wurden die Stifter der beiden noch blühenden Linien des sächsischen Hauses (der ernestinischen und albertinischen), indem Ernst mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die meißnischen Lande erhielt.

Der (letzte) **fränkisch-schwäbische Städtekrieg** entstund aus den Fehden, welche in Franken der durch seine kühne Tapferkeit berühmte Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach (zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrichs I von Brandenburg) mit der Stadt Nürnberg, — in Schwaben der Graf Ulrich von Württemberg mit der Stadt Eßlingen — und am Rhein der Erzbischoff von Mainz mit den Städten Hall und Rothenburg, theils wegen Gränzstreitigkeiten, theils aus Herrsch- und Eroberungssucht führten. So von den Fürsten bedroht, schloßen 31 fränkische und schwäbische Städte unter dem Vortritt von Nürnberg, Ulm und Augsburg ein Schutz- und Trutzbündniß auf drei Jahre. Ihnen gegenüber verbanden sich 17 Fürsten, 15 Bischöffe und fast der ganze oberdeutsche Adel, der sich in seinen herabgekommenen Umständen an den reichern Städtern erholen wollte. So kam es 1450 zum Krieg. Da aber die Städte unter sich nicht einig waren und vielfach über die Kosten haderten, so zogen sie in den verschiedenen Gefechten meist den Kürzern und konnten besonders gegen die Tapferkeit des Markgrafen Albrecht Achilles nicht aufkommen. Erst als derselbe von den Nürnbergern am Pillenreuther See geschlagen wurde, neigten sich beide Theile zu

einem Vergleich, der 1450 im Frieden zu Bamberg zu Stande kam. Obgleich der Krieg nur ein Jahr lang gedauert hatte, so waren doch einige hundert Dörfer und Flecken ausgeplündert und eingeäschert worden.

Der **Pfälzerkrieg**, die Mainzer **Bisthumsfehde** und der **bayrisch-brandenburgische Krieg** verheerten so ziemlich zu gleicher Zeit den Süden und Südwesten Deutschlands. Bei allen dreien waren der pfälzische Kurfürst Friedrich der Siegreiche und der Herzog Friedrich von Bayern-Landshut betheiligt. Der erstere besonders war ein stets schlagfertiger Streiter. Er regierte mit seinem ältern Bruder Ludwig IV gemeinschaftlich die Pfalz. Nach des letztern Tode 1440 erhielt Friedrich die Alleinregierung und 1449 die Vormundschaft für seines Bruders hinterlassenen Sohn Philipp, und 1452 übertrugen ihm die Stände die Kurwürde unter der Bedingung, daß er seinen Mündel an Sohnesstatt annehme und ihm die Nachfolge bewahre. Er hielt auch Wort, obgleich er in seiner nachherigen Ehe mit Clara von Tettingen selbst Söhne bekam (die nachmaligen Grafen von Löwenstein-Werthheim). Seine Kriegslust verwickelte ihn mit vielen seiner Nachbarn in Fehden, aus denen er stets siegreich hervorgieng. Um Kaiser und Reich sich nicht kümmernd, hatte er auch wegen Uebernahme der Kurwürde die Bestätigung des Kaisers nicht eingeholt. Als er daher mit Ludwig von Bayern-Landshut, der 1458 die freie Reichsstadt Donauwörth überfallen und sich dadurch die Reichsacht zugezogen hatte, in Verbindung trat, so bot der Kaiser gegen beide das Reichsheer auf, das Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg anführte, der stets die Rechte des Kaisers und Reichs vertheidigte. Allein der Pfälzer Fritz siegte 1460 bei Pfeddersheim und Herzog Ludwig von Bayern 1462 bei Giengen. Während nun der Markgraf in Bayern einfiel und durch die Verheerung der Donaugegend den Bayernherzog zum Waffenstillstand brachte, hatte unterdeß der Kurfürst von der Pfalz in Verbindung mit dem Kurfürsten Diether von Mainz dahin gearbeitet, den Kaiser abzusetzen und an seiner Stelle den König Georg Podiebrad von Böhmen wählen zu lassen. Allein der Plan zerschlug sich, weil der Kurfürst Friedrich II von Brandenburg dagegen war und weil Diether vom Papste Pius II, dem er unter Berufung auf ein Concil die Annaten nicht entrichten wollte, 1461 seines Erzbisthums entsetzt und an seine Stelle der Graf Adolf von Nassau ernannt wurde. Da Diether nicht wich, suchte Adolf von Nassau, unterstützt von dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Württemberg, sich der Stadt Mainz zu bemächtigen. Allein Diether fand Hülfe bei dem Pfälzer Fritz, der die Verbündeten 1462 bei Seckenheim schlug und den Markgrafen von Baden sammt den Grafen von Württemberg gefangen nahm. Dennoch eroberte Adolf durch Ueberrumpelung die Stadt Mainz (14. Oct. 1462), dessen Bürgerschaft nun ihre Widersetzlichkeit mit dem Verlust der Reichunmittelbarkeit büßen mußte. Nun erst entsagte Diether der erzbischöflichen Würde und begnügte sich mit einer Abfindung; und da auch dem

Pfälzer und dem Bayer einige Vortheile zugestanden wurden, so kehrte die Ruhe zurück. Dem Kaiser aber blieb der böse Fritz, wie den Kurfürsten seine Gegner nannten, fortwährend unhold, und noch 1471 baute er an seinem Schlosse zu Heidelberg einen Thurm, den er, um des Kaisers zu spotten, Trutzkaiser nannte. Er starb 1478.

3. Friedrich's Bedrängniß in Oesterreich. Krieg mit Georg Podiebrad in Böhmen. Podiebrad im Kampf mit Pius II (dem Restaurator des Papstrechts), mit Paul II und mit Matthias Corvinus. Sein Untergang. Friedrich im Kampf mit Ungarn. Corvinus in Wien und Flucht Friedrichs in's Reich.

Den gefährlichsten innern Feind hatte übrigens Friedrich an seinem eigenen Bruder, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, der ihm, wie oben bemerkt wurde, um einen Theil seines Erbes gebracht, dabei stets es mit des Kaisers Gegnern gehalten und auch Versuche gemacht hatte, in Oesterreich selbst eine Auflehnung gegen seinen Bruder zu bewirken, gegen den man dort wegen Erhöhung der Zölle, Verschlechterung der Münzen und schwacher Nachsicht gegen den Söldnerunfug schwere Klagen führte. Endlich gelang es den Anhängern Albrechts in Wien durch Absetzung des kaiserlich gesinnten Stadtraths und Erwählung eines kecken und beredten Demagogen, des Holzhändlers Ulrich Holzer, einen Aufstand zu bewirken. In diesem hielt Friedrich eine förmliche von seinem Bruder persönlich unterstützte Belagerung mit großer Standhaftigkeit aus, bis auf seinen Hülferuf an's Reich wenigstens der Böhmenkönig Podiebrad herbeikam und seine Freiheit und einen Frieden vermittelte, den Friedrich jedoch durch Abtretung des niederösterreichischen Landes erkaufen mußte.

Albrecht erhielt in diesem Vertrag Oesterreich unter der Enns sammt Wien gegen eine Abgabe von 4000 Goldgulden auf acht Jahre. Zu spät sahen die Wiener ein, welch' einen Despoten sie sich aufgeladen hatten. Vielen der Reichsten, die er im Verdacht einer Verschwörung hatte, zog er die Güter ein und ließ jeden, der sich darüber beklagte, zu Tode martern. Selbst jenen Holzer empörte diese Tyrannei: er suchte sich der Person Albrechts zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern, wurde aber gefänglich eingezogen und unter dem Jauchzen desselben Pöbels, der früher seinen Anhang gebildet hatte, — geviertheilt. Dreizehn andere mit ihm verbundene Bürger wurden enthauptet. Albrecht, stets gehässig gegen seinen Bruder, brach bald den Frieden von Neuem, so daß ihn Fried-

rich auf dem Reichstag von Regensburg in die Acht erklären ließ, und der Bruderkrieg von Neuem begonnen hätte, wenn nicht zum Glück Albrecht den 4. Dez. 1463 gestorben wäre.

Daß Georg Podiebrad, früherhin des Kaisers Feind, demselben in dem Zwiste mit Albrecht so bereite Hülfe brachte, hatte seinen Grund in dem Bestreben, sich in seinen eigenen Kämpfen gegen die Schlesier und gegen den Papst einen Rückhalt am Kaiser zu schaffen. Die Schlesier hatten nämlich von Anfang an gegen Podiebrad als hussitischen König eine Abneigung, welche blieb, obgleich selbst Pius II denselben in seiner Eigenschaft als König anerkannt hatte, weil er sich, um seiner katholischen Unterthanen willen, dem Katholicismus zu nähern schien. Die Breslauer ließen es sogar zum Krieg mit den Böhmen kommen und legten nur ungern auf Vermittlung des päpstlichen Legaten die Waffen nieder. Weil aber Podiebrad sich den Türkenkrieg nicht angelegen seyn ließ und auch die Hoffnungen, welche Pius von seiner völligen Rückkehr zur römischen Kirche gefaßt hatte, nicht erfüllte, so hob Pius die Compactaten für Böhmen auf, setzte den hussitischen Bischoff Rokiczana ab, verbot den Gebrauch des Kelchs und unterstützte die Breslauer in ihrem Widerstand gegen Podiebrad. Darum suchte sich dieser durch jenen Hülfszug nach Wien den Kaiser zum Freund zu machen und verband sich zugleich mit Ungarn und Polen. Doch schien ihn der Tod des Papstes Pius II von seiner Sorge zu befreien.

Papst **Pius** II (Aeneas Sylvius K. 3, 3.), der Restaurator des Papstrechts, der letzte unter den mittelalterlichen Päpsten, welcher mit angestrengter Kraft das „Vicariat Christi" als zur Erhaltung der Gesammtkirche, wie der Provinzialkirchen unbedingt nothwendig darzustellen suchte, — und zuletzt noch in seiner Bulla retractationis (vom 26. April 1463 an die Universität Cöln) alles widerrief, was er je „Unpäpstliches und Unchristliches" geschrieben, — erlag dem Kummer über die Schmach und Gefahr, in welche die Christenheit durch die Gleichgültigkeit der Fürsten über die Türkennoth gebracht wurde. Denn da alle seine, mit der größten und aufopferndsten Anstrengung gemachten Versuche, die europäischen Fürsten zur Abwendung derselben zu bringen, fehlgeschlagen waren und durchaus keine Begeisterung erfolgen wollte, entschloß sich der achtungswerthe Greis, obgleich ihn Gicht und Fieber plagte, persönlich nach Griechenland zu segeln, um die Fürsten zu beschämen und zur

Nachfolge zu reizen. Aber eben, als er in Ancona ankam, um die venetianische Flotte zu besteigen, erkrankte er schwerer; doch ließ er sich noch an's Ufer tragen, um die Schiffe mit eigenen Augen zu sehen und starb den 15. August 1464.

Podiebrad gewann durch den Tod dieses Papstes nichts: denn dessen Nachfolger Paul II nahm den Kampf mit noch größerer Schärfe wider ihn auf. Er entband die Böhmen der Treupflicht gegen ihn, wußte Podiebrad's eignen Schwiegersohn, der König Matthias Corvinus von Ungarn, durch die Aussicht auf die böhmische Krone gegen ihn zu stimmen, und ließ sogar das Kreuz wider ihn predigen, so daß, da sich deßhalb die Katholiken in Böhmen sogleich gegen Podiebrad erhoben, dieses Land auf's Neue der Schauplatz gräulicher Verwüstungen wurde. Podiebrad vertheidigte sich auf das entschlossenste, schlug zwei Kreuzheere und hielt sich auch gegen Matthias Corvinus, selbst noch als dieser Mähren und Schlesien eroberte und sich mit Zustimmung des Kaisers zum König von Böhmen ausrufen ließ. Doch zuletzt erlag Podiebrad dem Kummer (1471), wobei er allerdings zurückdenken konnte, daß er die Krone, die ein Anderer ihm zu entreißen im Begriffe war, einst selbst auf ungesetzlichem Wege sich verschafft hatte. Aber auch Matthias erhielt die böhmische Krone nicht, sondern mußte sie nach einem angestrengten Kampfe, dem König Wladislav von Polen überlassen, den Podiebrad vor seinem Tode mit Uebergebung seiner eigenen Kinder den Böhmen vorgeschlagen hatte.

Der Umstand, daß Friedrich dem Polenkönige die böhmische Krone bestätigte, brachte ihn mit dem Matthias Corvinus, dem er sie vorher versprochen hatte, in schwere Verwicklungen. Dieser berühmte König von Ungarn — dessen außergewöhnlicher Geist schon daran zu erkennen ist, daß er als der erfahrenste Feldherr seiner Zeit eine für seinen Stand nicht unbedeutende klassische Bildung hatte und das Lateinische, Deutsche und Slavische (letzteres in den wichtigsten Mundarten) gleich fertig sprach, hatte nun bereits seit 20 Jahren seine Macht im Innern gegen alle Aufstände, die er jedesmal mit Schnelligkeit und Klugheit unterdrückte, behauptet und das Land gegen alle äußern Feinde geschützt.

Dieß war ihm besonders dadurch gelungen, daß er eine geübte und zahlreiche Streitmacht schuf, die stets bereit war, auf seinen Wink jedem Feind zu begegnen. Den Kern derselben bildete die schwarze Legion, welche aus 6000 Husaren (so genannt, weil jeder Grundbesitzer auf je eine Hus d. i. auf je 20 Hufen Landes einen Reiter stellen mußte) bestand, die, von des Königs kühnem Muth erfüllt, den Tod verachtend weder Pardon gaben, noch Pardon nahmen, und darum allenthalben, wo sie erschienen, Schrecken verbreiteten. Sein stehendes Fußvolk bestand meist aus fremden Söldnern. — Aber neben dem Kriegshandwerk ließ er sich auch die Förderung der Wissenschaft angelegen seyn, indem er zu Ofen die Universität erneuerte und eine Bibliothek stiftete, die er fortwährend dadurch vermehrte, daß er Handschriften aus den Resten der durch die Türken zerstörten griechischen Bibliotheken kaufte, theils griechische und römische Klassiker abschreiben ließ, zu welchem Ende stets 300 Abschreiber für ihn arbeiteten.

Allein nichts desto weniger war er ein eigensüchtiger und übermüthiger Gewaltherrscher, dessen Politik mehr auf Erwerb im Westen gerichtet war und der auch deswegen sich des Kampfes gegen die Türken nicht anders, als in bloß abwehrender Weise annahm. Daß er keine Pietätsrücksichten kannte, wenn es seinen Vortheil galt, zeigte sein obberührtes Verhältniß zu seinem Schwiegersohn Podiebrad; daß er sonst auch aus Eigennutz keine Rechtsschranken scheute, zeigte sich, wie schon früher, so besonders jetzt, gegen den Kaiser. Denn aus Rache, daß derselbe Böhmen dem Polenkönige zusprach, fiel er in Oesterreich ein und zwang den schwachen Kaiser durch Eroberung von 70 festen Städten und Schlössern, ihn in dem vom Papste vermittelten Frieden dennoch mit Böhmen zu belehnen und überdieß noch 100,000 Gulden zu zahlen. Und als bald darauf der Kaiser einen entflohenen Gegner des Matthias, den Erzbischoff von Gran, bei sich aufnahm und ihn zum Erzbischoff von Salzburg machte, fiel Matthias wieder in Oesterreich ein, verheerte das Land und eroberte auch Wien, (1485) so daß Friedrich „in's Reich" flüchten und dort lange, von Reichsstadt zu Reichsstadt ziehend, sich mit den Seinen erhalten lassen mußte.

Bevor wir zeigen, in welcher Weise sich auf einer andern Seite für den Kaiser eine Aussicht bot, seinen Wunsch nach Ländererwerb zu befriedigen und in welchen Zusammenstoß eben bei dieser Gelegenheit der Westen von Deutschland mit der raschauf-

steigenden und noch rascher wieder verfallenden burgundischen Macht kam, wird es zum leichtern Verständniß der am Ausgang des Mittelalters in die Leitung Maximilians, des Sohnes Kaiser Friedrichs, übergehenden Verhältnisse Deutschlands dienlich seyn, wenn wir zuvor einen Blick auf die seit dem Anfang des in Rede stehenden 15. Jahrhunderts verlaufene Geschichte Frankreichs werfen, da sich der Eintritt der neuern Zeit ohnedieß durch eine vielfachere Verflechtung des Staatenverkehrs ankündigt, und Frankreich insbesondere von dieser Zeit an — einen immer zunehmenden Einfluß auf Deutschland zu gewinnen strebte.

---

5. Kapitel.

Frankreich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: tiefste Ohnmacht der Nationalkraft und Wiederbelebung derselben.

1. Fortwährende Zerrüttung Frankreich's unter Karl VI. Parteiungen und Sittenlosigkeit am Hof. Ermordung Ludwig's von Orleans durch Johann von Burgund. Bürgerkrieg zwischen den Armagnac's und den Burgundischgesinnten. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Niederlage bei Azincourt. Philipp der Gute. Vertrag von Troyes. Heinrich V von England im Besitz von Nord-Frankreich. Heinrich's V und Karl's VI Tod.

Am Ende des 14. Jahrhunderts sahen wir Frankreich unter der unfähigen Regiernng des wahnsinnigen Karl's VI dem Ehrgeiz und der Habsucht der Großen, so wie dem Uebermuth des Adels preisgegeben. Wie gewissenlos der falsche und schwelgerische Herzog Ludwig von Orleans in Verbindung mit der nicht minder schändlichen Königin Isabeau das Land bedrückte und den unglücklichen König sammt dem Dauphin vernachlässigte, ist bereits erwähnt worden (XVII. 5, 4.). Als diese gegen die Letztern verübte schmähliche Behandlung ruchbar wurde, trat Johann der Unerschrockene von Burgund (Philipp's des Kühnen Sohn) an der Spitze der Gegner auf und verlangte eine durchgreifende Aenderung der Reichsverwesung. Fast wäre schon jetzt der Bürgerkrieg ausgebrochen, doch kam es noch zu einer

Sühne unter der Bedingung einer gemeinschaftlichen Reichsverwesung.

Indeß ließ Herzog Johann, selbst ein heftiger und gewaltherrischer Character, den Herzog Ludwig des Nachts auf der Straße von Paris überfallen und ermorden (1407), und erschien, als die orleanistische Partei gegen ihn rüstete, plötzlich vor Paris, hielt mit 1000 Geharnischten einen feierlichen Einzug und stellte den versammelten Großen die geschehene Ermordung des Herzogs als ein Werk der Pflicht vor, ja er hatte sogar die Frechheit, durch einen feilen Franziscanertheologen Jean Petit die Rechtmäßigkeit des Meuchelmords predigen und sich diese Unthat zum Verdienst anrechnen zu lassen! Darauf ließ er sich durch den König mit der Leitung der Reichsgeschäfte und mit der Aufsicht über den 14jährigen Dauphin Ludwig betrauen (1410).

Dadurch auf's Aeußerste getrieben, verbanden sich die orleanistischen Großen (darunter der Sohn des Gemordeten, Karl von Orleans, und sein unternehmender Schwiegervater, der Graf von Armagnac, weßhalb man die Orleanisten auch Armagnac's nannte) und schloßen sogar mit England ein Bündniß. Hierüber nun entstand ein schrecklicher mit Raub, Mord und Brand bezeichneter Bürgerkrieg. Zwar erfolgte bald eine Sühne, die aber nicht lange dauerte. Herzog Johann mußte weichen, wurde vom König als Reichsfeind erklärt und gerieth in so großes Bedrängniß, daß er durch seine kluge Schwester, die Gräfin von Hennegau, die Hand zum Frieden von Arras bieten mußte (1414). Nicht genug, ihm den Zutritt am Hof untersagt und von den Reichsgeschäften ausgeschlossen zu haben, fuhren die Armagnacs fort, die Anhänger des Burgunders mit Feuer und Schwert zu verfolgen, bewogen den leichtsinnigen, sittenlosen Dauphin, seine tugendhafte Gemahlin, die Tochter Johann's, zu verstoßen, drückten das Volk durch harte Steuern, und ließen ihre Söldnerhaufen allenthalben mit Uebermuth schalten. Und da nun auch die burgundische Partei Frevel mit Frevel vergalt, so war das Faustrecht in vollem Gang und Leben und Eigenthum nirgends sicher.

Diese innere Zerrüttung Frankreichs benützte der geistig be-

gabte, thatkräftige König Heinrich V von England (K. 7, 1.), um nach Ablauf des 28jährigen Waffenstillstands dem alten Erbkampfe mit Frankreich, wo möglich mit Einem Schlag, ein Ende zu machen. In gebieterischer Haltung forderte er, daß ihm der geisteskranke König seine Tochter Katharina mit zwei Millionen Kronen Aussteuer geben und dazu alle seit dem Frieden von Bretigny 1360 (s. XVI. 5, 2.), den Engländern bewilligten Länder abtreten solle. Durch diese Forderung aus seiner bisherigen Sorglosigkeit aufgeschreckt, unterhandelte der französische Hof um gelindere Bedingungen. Heinrich aber beharrte fest darauf, und während in Frankreich die sittliche Schlaffheit, das gegenseitige Mißtrauen der nur zum Schein sich in Eile versöhnenden Parteien und die Hoffarth des Adels, der sich schämte mit Bürgerlichen in Waffengemeinschaft zu treten, es überall nur zu halben Maßregeln kommen ließ, landete König Heinrich, von dem Eifer seines Parlaments unterstützt, auf 1500 Schiffen mit 6000 Rittern und 20,000 Bogenschützen bei Havre in der Normandie (14. April 1415) und eroberte sogleich die Festung Harfleur an der Seinemündung.

Dadurch zum einigen und schnellkräftigen Handeln gezwungen, sammelte sich die französische Ritterschaft um die Oriflamm und vertrat dem durch jene Belagerung und durch Krankheiten geschwächten und darum nach der Küste zu ausweichenden englischen Heere den Weg nach Calais. Da das französische Heer demselben wenigstens fünffach überlegen war, so erbot sich Heinrich zur Zurückgabe Harfleurs, nahm jedoch, als die Franzosen nicht darauf eingiengen, die Schlacht an und brachte ihnen bei Azincourt eine so vollkommene Niederlage bei, daß der Glanz der Tage von Crecy und von Poitiers erneuert schien. Zufrieden mit dem Ruhm des Siegs und dem Gewinn der Normandie kehrte Heinrich nach England zurück, um seiner Zeit mit erneuerter Kraft wieder zu kommen.

Die Schlacht bei Azincourt, einem Dorfe in der Grafschaft St. Pol an der Summe, gieng vorzüglich durch den Hochmuth des französischen Adels verloren, der das Fußvolk verachtete, worein die Engländer gerade ihre Hauptkraft setzten. Das englische Vordertreffen bildeten 10,000 Fußknechte, vom

Herzog von York befehligt; die Reiterei, vom König geführt, bildete die zweite Linie. Die Franzosen, meist Reiter mit geringem Fußvolk, waren in drei Reihen aufgestellt und vom Connetable Albret befehligt. Nachdem Heinrich die Seinen durch eine Rede befeuert hatte, rückten die Bogenschützen rasch mit betäubendem Schlachtruf vor und schoßen mit solcher Wirksamkeit auf die Reitervorhut, daß diese in Unordnung wich, worauf sogleich die englischen Bogenschützen zu den Schwertern, Aexten und Keulen griffen und die Verwirrung vollendeten, so daß, da zugleich die englische Reiterei vorbrach, ein entsetzliches Blutbad erfolgte. Vergebens suchte der Herzog von Alençon mit der zweiten Linie die drohende Niederlage abzuwenden: er fiel mit dem Kerne der Seinen, während von den Uebrigen ein Theil die Flucht ergriff, ein Theil um der Ehre willen bis zum Tod stritt, oder tausendweise in Gefangenschaft gerieth. — Da geschah's, daß ein zersprengter Haufe Franzosen an das englische Lager gerieth und zu plündern anfieng. In der Meinung, der Feind habe einen Hinterhalt gelegt, ließ der König fast alle Gefangenen, darunter die Blüthe des Adels, niederstoßen, und befleckte dadurch den Glanz dieses Tages. Unter den 8000 Gefangenen befanden sich der Connetable Albret, die Herzoge von Alençon, Bar, Brabant und viele andere französische Große, während die Engländer ihre Gebliebenen nur nach Hunderten zählten, unter denen jedoch der Herzog von York und mehrere Grafen waren.

Nach dem Abzuge der Engländer brach in Frankreich der Bürgerkrieg nur noch heftiger wieder aus. Der herrschgierige Graf Armagnac, nunmehr zum Connetable ernannt, bemächtigte sich der Regierung und suchte sich durch Gewaltmittel in derselben zu behaupten. Um ganz freie Hand zu bekommen, ließ er die Schätze der Königin in Beschlag nehmen und sie, angeblich wegen ihres sittenlosen Lebens, nach Tours verbannen. Auch soll er dem Dauphin Ludwig, der sich ihm nicht fügte, wie auch dessen Bruder und Nachfolger Johann den Tod bereitet haben, um sich an dem jüngsten der vier Söhne des Königs, dem nunmehrigen Dauphin Karl ein gefügigeres Werkzeug zu schaffen. Diese Schritte, verbunden mit der Verfolgung vieler Burgundischgesinnten durch Kerker und Hinrichtung, stachelten den Herzog von Burgund zur Rache auf. Er schloß ein geheimes Bündniß mit England, kündigte sich dann den „guten Städten" und gedrückten Landbewohnern als Befreier an und rückte mit einem Heer auf Paris los. Durch einen Seitenzug überfiel er Tours und führte die befreite Königin nach Troyes, wo sie sich zur Regentin erklärte. Indeß die

Engländer die ganze Normandie einnahmen, belagerte der Herzog von Burgund Paris und bemächtigte sich in einem nächtlichen, durch Verrath unterstützten Angriff der Stadt, die nun wochenlang der Schauplatz der blutigsten Gräuel wurde, welche der rasende Pöbel an allen Armagnac's verübte, ohne daß der burgundische Adel, der ruhig zusah, den Freveln Einhalt that.

Gleich in der Nacht der Einnahme stürzte mit den eindringenden Soldaten der Pöbel mit langverhaltenem Grimm in die Wohnungen der armagnac-orleans'schen Häupter und schleppte sie aus den Betten in die Kerker. Der Connetable Armagnac, der sich einige Tage versteckt hielt, wurde gleichfalls gefangen und mit ihm viele andere weltliche und geistliche Große. Alle Gefängnisse waren mit Gefangenen überfüllt. Mit Anstrengung rettete der Prevôt Tanneguy Duchâtel den Dauphin in die Bastille. Als er aber einen Versuch machte, sich von der Bastille aus wieder der Stadt zu bemächtigen, stürmten unter dem Getöne der Sturmglocken an 40,000 Menschen die Gefängnisse, rissen die Gefangenen heraus und mordeten einen nach dem andern ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, ohne daß der burgundische Befehlshaber Einhalt zu thun wußte. Auch Graf Armagnac wurde auf diese Weise nach schmählicher Mißhandlung ermordet. Von den Gefängnissen aus durchzogen die Mörder die ganze Stadt und mordeten in den Häusern und Straßen, in den Kirchen und Kapellen, wen nur irgend die Rache oder sonstige Feindschaft als einen „Armagnac" bezeichnete, wenn er auch keiner war. Selbst die Leichname wurden scheußlich verstümmelt und beschimpft. So fielen nur in den ersten drei Tagen an 3500 unter dem Mordstahl, der in den folgenden Wochen noch Unzählige traf.

Selbst noch nach vier Wochen, als der Herzog von Burgund mit der Königin Isabeau seinen feierlichen Einzug hielt, hörte das Morden und Plündern nicht eher auf, als bis der Herzog 6000 dieser Unmenschen unter einem Vorwande aus der Stadt entfernte und einige der ärgsten Rothen (die Burgunder trugen rothe Kreuze als Parteizeichen) köpfen und ersäufen ließ, worauf die wohlgesinnte Bürgerschaft sich ermannte und zur Wiederherstellung der Ruhe die Hand bot. Doch jetzt sprach auch ein höheres Tribunal sein Verdammungsurtheil: eine schreckliche Pest brach aus und raffte in Paris und der Umgegend an 50,000 Menschen dahin.

Unterdessen hatten die Engländer diese Zerrüttung thätig benützt und die Eroberung der Normandie durch die Einnahme von Rouen (1419) vollendet. Da schienen endlich auch die bei-

den sich zerfleischenden Parteien in Güte sich vertragen zu wollen, und eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin (der mit Duchâtel glücklich aus Paris sich gerettet hatte) und dem Herzog von Burgund sollte die Sühne befestigen. Als sie bei der Brücke zu Montaureau (zwei Meilen von Melun), jeder von 10 Reitern begleitet, innerhalb der gesteckten Schranken die Versöhnung beschworen hatten und der Herzog von Burgund eben noch vor dem Dauphin kniete, stießen Duchâtel und noch Einige von des Dauphin's Begleitung den Herzog Johann nieder, um ihm den vor 12 Jahren an dem Herzog Ludwig von Orleans verübten Mord zu vergelten. — Daß der Dauphin um ihren finstern Plan gewußt, ist unwahrscheinlich; gewiß aber ist, daß er den Mord nicht strafte, in welchem viele Zeitgenossen ein Strafgericht Gottes erkannten. Darum sollte aber auch für diesen Frevel die Strafe nicht ausbleiben und ganz Frankreich den Bann zu fühlen bekommen, den das Volk und seine Häupter auf sich geladen hatten.

Vor Begierde brennend, den Tod seines Vaters zu rächen, schloß Johann's Sohn, der junge Herzog von Burgund, Philipp der Gute, mit König Heinrich V von England und mit der Königin Isabeau (die für ihren Gemahl handelte) den Vertrag von Troyes (21. Mai 1420), welcher Frankreich seine Selbständigkeit kostete. Heinrich sollte König Karl's Tochter Katharine zur Gemahlin erhalten und bis zum Tode ihres Vaters die Regentschaft von Frankreich führen, nach dessen Tod aber für ewige Zeiten die Kronen Frankreichs und Englands auf seinem Haupte vereinigen. Hierauf hielt Heinrich seinen glänzenden Einzug in Paris, empfieng die Huldigung der Stände, die den Vertrag von Troyes beschwören mußten, und ließ durch das Parlament den Dauphin als Mitschuldigen am Morde, nach ausgesprochener Acht, aller seiner Erbansprüche an die Krone verlustig erklären. Alsdann unterwarf er sich im fortgesetzten Krieg gegen denselben fast ganz Nordfrankreich bis an die Loire (ausgenommen Anjou und Maine) und war eben im Begriff, den Tod seines Bruders, der in einem unglücklichen Treffen bei Baugé in Anjou gefallen war,

durch neue Siege zu rächen, als ihn selbst noch in der besten Kraft seiner Jahre zu Vincennes der Tod ereilte (1422). Er starb, erst 34 Jahr alt, mit großer Ergebung, nachdem er die Umstehenden getröstet und laut versichert hatte, daß er den Krieg nicht aus Ehrgeiz, sondern auf den Rath der weisesten Männer unternommen habe. — Zwei Monate darauf starb endlich auch der alte geisteskranke Karl VI und hinterließ das Reich im Zustand des größten, durch Kriegszerstörung und Sittenverwilderung hervorgebrachten Elends.

2. Karl VII. Bedford englischer Regent in Frankreich. Siege der Engländer. Belagerung Orleans'. Mißhelligkeit zwischen Burgund und England (Jacobäa). Auftritt der Jeanne d'Arc für König und Vaterland. Entsatz von Orleans. Krönung in Rheims. Gefangennehmung und Hinrichtung des Mädchens von Orleans.

Die freiere Hand, die Karl VII durch den Tod seines Vaters und mehr noch durch den Tod seines gefürchtetsten Gegners erhielt, half ihm bei seinem unentschlossenen, weichlichen Wesen anfangs wenig. Denn hatte er auch das Gefühl der Besseren für Nationalehre und Vaterlandsliebe und den Haß des Volks gegen das unerträgliche Fremdjoch zu Bundesgenossen, und umgaben ihn auch noch manche ritterliche Helden, wie der Herzog von Orleans (ein natürlicher Sohn des Ermordeten, daher „der Bastard von Orleans", nachher Graf Dunois genannt), die Marschälle Lafayette, de la Hire u. a.: so war doch auf Seite der englisch-burgundischen Gegner die auf so viele Siege trotzende Ueberlegenheit des Oberbefehls und der Waffenkunst, worin Feldherrn wie Warwick, Salisbury, Suffolk, Talbot hervorleuchteten, welche den Mangel eines selbständig oder wenigstens symbolisch hervortretenden Mittelpuncts, den allerdings das neunmonatliche Kind auf dem englischen Throne nicht bilden konnte, um so weniger vermissen ließen, da der Herzog von Bedford, Bruder des verstorbenen englischen Königs, in Frankreich die Reichsverweserschaft mit fester Hand führte.

Sieben Jahre hindurch behauptete derselbe mit den ihm reichlich zu Gebot stehenden Mitteln den Ruhm der englischen Waffen, durch welche die Vertheidigung des französischen Volksthums auf

immer engere Gränzen eingeschlossen wurde, bis König Karl zuletzt nur noch die Landschaft Berry mit der Stadt Bourges besaß, so daß ihn die Engländer zum Spott nur den kleinen Fürsten von Bourges nannten. Noch zwar hielt sich die feste Stadt Orleans am rechten Ufer der Loire durch die tapfere Vertheidigung seines Herzogs, des Grafen von Dunois; aber auch dieses feste Bollwerk war bereits dem Falle nahe, obgleich der Herzog Philipp von Burgund, der bisherige Bundesgenosse Englands, wegen eingetretener Mißhelligkeiten seine Truppen von der Belagerung dieser Stadt zurückzog und fortan ein kaltsinniger Theilnehmer blieb.

Der Hauptgrund dieses Kaltsinns von Seiten des burgundischen Herzogs lag in folgendem Umstand. Sein Vetter, der Herzog von Brabant, hatte die schöne und geistvolle Jacobäa (Jacqueline, Jakobine), Erbin von Hennegau, Holland, Seeland und Westfriesland zur Gemahlin; da sie aber wider ihren Willen mit ihm vermählt worden war und ihn nicht leiden konnte, so entfloh sie heimlich nach England und vermählte sich dort mit dem englischen Regentschaftsverweser, dem Herzog von Glocester, Bruder des Herzogs von Bedford. Dadurch sah sich Philipp von Burgund in seiner Hoffnung, einst ihre Erbschaft mit seinem Hause zu vereinigen, getäuscht. Daher zog er sich von da an mehr und mehr von dem Bündniß mit England zurück, und diese Verstimmung Philipp's blieb auch, als der Herzog von Glocester das launische Weib verstieß und auf ihre Erbschaft verzichtete. Dieses beweist sein Verhalten vor Orleans, indem er seine Truppen zurückzog, weil ihm der Herzog von Bedford diese Stadt, deren Herr (der Graf Dunois) unterdeß bei einem Ausfall in brittische Gefangenschaft gerathen war, nicht als einen neutralen Platz überlassen wollte. (In der Folge, als der Herzog von Brabant und sein Bruder starben, brachte Philipp die Jacobäa dahin, daß sie ihn zum Erben ihrer reichen Güter einsetzte 1433. — Von dem Wachsthum und Glanz des burgundischen Hauses s. K. 6, 1.)

So gelegen diese Spannung Englands mit Burgund dem König Karl kam, und so sichtlich nun auch das französische Volksbewußtseyn, durch die höhnisch-stolze Behandlung der Engländer längst gekränkt, allmählig erwachte und sich dem milden, leutseligen Karl mit den eifrigsten Wünschen zuwandte, während der Anblick des allgemeinen Verderbens in Vielen ein lebendiges Gefühl der Schuld erregte, das von treuen Dienern der Religion lebhaft genährt wurde: so sah doch der treuste Vater-

landsfreund, der redlichste Königsanhänger und der frömmste Beter keinen Ausweg zur Hülfe. Auch gieng der König schon mit dem Gedanken um, in's Ausland zu flüchten und nur die Standhaftigkeit seiner Gemahlin Marie von Anjou war es (wie Delort bewies), die ihn von diesem Entschlusse zurückbrachte.

Da, in dieser verzweiflungsvollen Lage, aus der nur ein Wunder retten zu können schien, ereignete sich's, daß am Hofe Karl's zu Chinon in Touraine ein einfaches Landmädchen, mit Namen **Johanna von Arc**, erschien, welche, auf himmlische Berufung sich stützend, den König um eine Schaar Kriegsleute bat, mit denen sie ihm verhieß, Orleans zu entsetzen und ihn nach Rheims zur Krönung zu führen.

Jeanne d' Arc, Tochter des Landmanns Jakob d' Arc und der Isabella Gautier aus dem Dorfe Dom Remy, an der Gränze von Lothringen und Champagne, damals 27 Jahr alt und von schönem Aeußern, hatte in ihrer Jugend auf dem Felde und im Haus gearbeitet, dann eine Zeit lang auswärts in einer Wirthschaft gedient und bei Verstand und Geschicklichkeit einen frommen Sinn und sittenreinen Wandel bewiesen. Das Elend des Landes und Volkes, wie es allenthalben vor Augen lag, nahm sie sich tief zu Herzen und verwebte die Sehnsucht nach Erlösung von diesem Elend mit den frommen Gefühlen ihres, in den Formen und Anschauungen der christkatholischen Kirche sich bewegenden Herzens so lebendig, daß sie Visionen hatte, in denen sie Gestalten der Engel und Heiligen (namentlich des Erzengels Michael und der heiligen Katharina) zu sehen und Stimmen zu hören überzeugt war, die ihrer Aussage nach, bei Tag wie bei Nacht, im Hause, wie im Felde, im Namen Gottes und des Heilandes sie aufforderten, das Vaterland in der angegebenen Weise binnen Jahresfrist zu befreien. Zuerst entdeckte sie, da sie die Einwürfe ihrer Aeltern befürchtete, ihrem Oheim Dürand Lapart diese ihre Erscheinungen sammt dem Wunsch, vor den König geführt zu werden. Jener ging mit ihr nach der 4 Stunden von Domremy gelegenen Stadt Vaucouleur und dort anfangs allein zu dem Platzcommandanten Baudricourt, der ihm aber rieth, das Mädchen von ihrer Narrheit mit Ohrfeigen zu heilen. Auch als sie selbst ihn bat, sie nach Bourges zum Könige zu bringen, erhielt sie keinen bessern Bescheid. Nun blieb sie, dienend, so lange im Orte, bis Andere auf ihre Aussagen aufmerksam und an ihre Sendung gläubig wurden. Da ließ sie der kranke Herzog von Bar kommen und wollte von ihr geheilt werden. Statt dessen gab sie ihm aber gute Lehren und bat ihn, ihr Zutritt zum König zu verschaffen. Von ihrer felsenfesten Ueberzeugung überwunden, bot nun selbst Baudricourt die Hand zur Erfüllung ihres Wunsches, und die Stadt rüstete sie mit einem Pferd und mit Waffen aus. So, in männlicher Klei-

dung, die sie nicht wieder ablegte, reis'te sie, von zwei Rittern begleitet, eilf Tage lang durch Gegenden voll feindlicher Schwärme und Städte hindurch und langte gegen Ende Februars 1429 in Chinon an. — Obgleich die Umgebung des Königs ihren Aussagen bald Glauben schenkte, so wagte man es doch erst am dritten Tage, sie dem Könige vorzustellen, den sie, obgleich er sich geflissentlich hinter die Hofritter verbarg, um sie zu prüfen, dennoch aus allen herauskannte. Auch soll sie ihm bei einer Privatunterredung ein nur ihm bekanntes Geheimniß offenbart haben. Hierauf legte der König ihre Aussagen einem Rathe von Rechts- und Gottesgelehrten vor, welche viele verfängliche Fragen an sie thaten, die sie aber alle mit Herzenseinfalt und Verstandesklarheit beantwortete. Als Einer fragte, in welcher Sprache denn ihre himmlischen Erscheinungen geredet hätten, antworteten sie: „In einer bessern, als Ihr da sprecht!" Auf die Aeußerung eines Andern, Gott verbiete, solchen Aussagen, wie die ihren, zu glauben, wenn sie nicht mit Zeichen und Wundern begleitet wären, entgegnete sie: „Ich bin nicht gekommen, hier Zeichen zu thun; führt mich aber nach Orleans, dort will ich Euch zeigen, warum ich gesandt bin!" — Die Frage, warum sie denn Bewaffnete fordere, um den Feind zu vertreiben, dazu bedürfe ja Gott keine Kriegsleute, — fertigte sie mit der treffenden Antwort ab: „Die Kriegsleute werden kämpfen und Gott wird den Sieg geben!"

Im Vertrauen auf die von ihr abgelegten Beweise einer höhern Begeisterung rüstete man zu Blois eine Hülfsschaar von 7000 Mann aus, an deren Spitze sie aufbrach, um Zufuhr in die hart bedrängte Stadt Orleans hineinzuschaffen. Sie hatte sich eine eigene Fahne machen lassen, auf welcher der Heiland, den Erdball haltend, mit Lilien und zwei knieenden Engeln abgebildet war und worauf der Name „Jesus, Maria" stand; auch trug sie ein, auf ihre Andeutung in der Katharinenkirche zu Fier-Bois aus alten Waffenstücken hervorgeholtes Schwert: denn Fahne und Schwert, behauptete sie, seyen ihr von ihren Erscheinungen bezeichnet worden; das letztere aber brauchte sie mehr zur Abwehr feindlichen Andrangs, als zum Angreifen, indem es ihre Hauptsorge war, die Kriegsleute in strenger Sittenzucht zu halten, sie zum Kampf zu befeuern und die Angriffe zu leiten. So erreichte man Orleans und brachte unter Mitwirkung der Belagerten, deren Muth schon vorher durch die Kunde von dieser Wunderjungfrau neu belebt worden war, die Zufuhr glücklich in die Stadt, in die sie auf ihrem grauen Streitroß in voller Rüstung unter dem Zujauchzen des Volkes einritt.

Sie konnte nur mit Mühe abgehalten werden, gleich am andern Morgen einen Ausfall zu machen: als jedoch Graf Dunois mit neuen Verstärkungen ankam, begann am 4. Mai der Sturm auf die englischen Umschanzungen und Belagerungsthürme, wobei sie stets mit der Fahne vorausgieng und durch ihre Erscheinung Muth unter den Ihrigen und Entmuthigung unter den Feinden hervorbrachte.

Den heftigsten nnd blutigsten Kampf kostete die Eroberung der Brückenfeste, welche den Zugang über die Loire in die Stadt verhindern sollte. Am 7. Mai Morgens zog das Mädchen von Orleans (so nannten die Engländer sie) mit den Tapfersten auf Fahrzeugen über die Loire, um den Thurm im Rücken anzugreifen, während die Bürger die vom Feind abgebrochene Brücke herzustellen suchten, um den Thurm von vorn anzugreifen. Hiebei wurde Johanna durch einen Pfeil am Hals verwundet und mußte bei Seite gehen, um sich verbinden zu lassen. Eben, als die Franzosen, vom Kampf ermüdet, an den Rückzug dachten, erschien sie wieder und fachte den sinkenden Muth an. Der Thurm (das Fort) wurde genommen und siegreich kehrte Johanna in die Stadt zurück.

Am andern Tag (8. Mai) hoben die Engländer, ergrimmt über die Zauberkünste des Mädchens, das sie im Bunde mit den Höllenmächten darstellten, die siebenmonatliche, mühevolle Belagerung auf und zogen nach Verbrennung der noch übrigen Schanzwerke ab. Der Jubel der Belagerten über ihre Rettung und die Verehrung gegen Johanna, als einer von Gott wunderbar begabten Jungfrau, war so groß, daß Viele ihre Kleider, ja die Füße ihres Pferdes küßten, was sie jedoch selbst als abgöttisches Treiben mit Unwillen abwies. Hierauf eilte sie nach Burg Loches zum König und bestund auf einem raschen Vordringen gegen den Feind. Bald sammelte sich ein beträchtliches Heer unter Johanna's Fahne, erstürmte drei feste Plätze (wobei Graf Suffolk gefangen wurde) und besiegte die Engländer bei Patai so gänzlich, daß selbst der gefürchtete Talbot mit noch zwei andern Feldherren in französische Gefangenschaft gerieth, der Herzog von Bedford aber hinter den Mauern von Paris Schutz suchen mußte.

Unter dem Eindruck des Schreckens, den die Jungfrau allenthalben unter den Feinden verbreitete, drang sie nun darauf, den

König nach Rheims zur Krönung zu führen, als dem zweiten Werk, das sie noch in Erfüllung zu bringen hätte. Vergebens stellten die Feldherren die Gefahr des Zuges durch ein ganz vom Feind besetztes Gebiet vor; sie wies auf den ihr von Gott gegebenen Auftrag hin und Niemand konnte widerstehen. Wirklich brachte ihre bloße Erscheinung Auxerre, Troyes, Chalons zur Unterwerfung und am 16. Juli 1429 öffnete die alte Krönungsstadt Rheims, nach Abzug der burgundischen Besatzung, die Thore, durch welche der König mit Johanna und dem Heere einzog.

Gleich am andern Tag erfolgte die feierliche Krönung Karl's, wobei Johanna mit der Fahne in der Hand neben dem Könige stand. Nach der Feierlichkeit kniete sie vor dem König nieder und begehrte mit Thränen in den Augen wieder heim zu den Ihren kehren zu dürfen, da ihre Sendung vollendet sey. Allein der König bestand darauf, daß sie noch bleiben und das Heer zu fernern Siegen begleiten solle. Gegen ihren Willen gehorchte sie, handelte aber von diesem Augenblick an nicht mehr mit der bisherigen selbständigen Sicherheit, sondern folgte nur den Beschlüssen der Feldherren. Doch wirkte ihre Gegenwart noch befeuernd, sittigend und tröstend auf das Heer und auf alle, die in ihre Nähe kamen. Bald gewann der König eine Stadt nach der andern (darunter Laon, Soissons u. a.), bis er vor Paris stand, wo der Herzog von Bedford seine Hauptmacht gesammelt hatte. Nach der Einnahme des Vorwerks St. Denys, leitete Johanna den Sturm auf die Stadt, kam aber in solches Gedränge, daß sie leicht verwundet wurde. Dennoch wäre der Sturm noch gelungen, wenn der König in St. Denys nicht versäumt hätte, Hülfe zu senden.

Betrübt über das Mißlingen, bat sie noch einmal um ihre Entlassung in die Heimath. Allein der König gab sie nicht, hob die Belagerung von Paris auf und zog, anstatt den Feind ohne Rast zu verfolgen und vollends aus dem Lande zu treiben, nach Chinon zurück, um den Winter in den weichlichen Genüssen des Hoflebens hinzubringen. Johanna, die der König durch Erhebung ihrer Familie in den Adelsstand belohnen zu müssen

glaubte, begleitete noch einige Heeresabtheilungen und eroberte durch ihre Kühnheit die Stadt Pierre-le-Moutier. Als sie sich aber im Beginn des Frühlings in die zu Karl übergetretene Stadt Compiegne warf und diese gegen den Herzog Philipp von Burgund vertheidigte, fiel sie bei einem Ausfall in die Hände der Burgunder (1430), die sie für 10,000 Livres an die Engländer auslieferten. Diese, froh, sich für ihre vielen Niederlagen an dem von ihnen gefürchteten und gehaßten Mädchen rächen zu können, ließen ihr durch die ihnen unterwürfige feile französische Inquisition sogleich den Prozeß machen, in Folge dessen sie nach einer höchst ungerechten und unwürdigen Behandlung als eine „Zauberin und Ketzerin" zum Tode verdammt und zu Rouen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Noch ehe sie der Inquisition übergeben wurde, sprang sie in der Vorahnung ihres Geschicks aus dem Kerkerthurm in Bauvoir; nach der Heilung von diesem Sturz wurde sie im Schloßgefängniß zu Rouen, an Händen und Füßen gefesselt, Monate lang bei Wasser und Brot dem Hohn der Wächter preißgegeben. Bei den Verhören, wobei die Protokolle auf das empörendste verfälscht wurden, suchten die von dem ränkesüchtigen, unvaterländischgesinnten französischen Bischoff von Bauvais geleiteten Inquisitionsrichter sie durch die verfänglichsten Fragen in Widersprüche zu verwickeln, und als man sie durch alle mögliche Schreckmittel zur Einwilligung in die Abschwörung ihrer angeblichen Schuld der Zauberei nnd Teufelskünste gebracht hatte (wobei besonders betont wurde, daß sie Männerkleidung getragen), erhielt sie aus Gnaden die Strafe lebenslänglicher Klosterhaft bei Wasser und Brot. Dennoch wurde sie in den alten Kerker zurückgeführt und den Mißhandlungen und Zudringlichkeiten gemeiner Kerkerschergen ausgesetzt. Aus diesem Grunde fand sie für gut, die männliche Kleidung wieder anzuziehen, die sie hatte geloben müssen, nicht mehr anzulegen. Darauf schien es abgesehen: denn nun wurde sie als rückfällige Ketzerin verurtheilt und der weltlichen Obrigkeit zur Vollziehung der Strafe übergeben. Als der Bischoff von Bauvais ihr einige heuchlerische Trostworte sagte, entgegnete sie mit Würde: „Hättet ihr mich der geistlichen Haft und, wie es die Schicklichkeit erforderte, geistlichen Wächtern übergeben, so wäre es nicht so gekommen; darum lade ich Euch vor den Richterstuhl Gottes!" — Auf der Richtstätte, dem Markte zu Rouen, empfahl sie sich knieend Gott und den Heiligen, betheuerte laut ihre Unschuld und die Wahrhaftigkeit der von ihr behaupteten Gesichte und Stimmen, bat Freunde und Feinde um Vergebung für etwaige Beleidigungen und sprach ein so rührendes

Gebet, daß das ganze Volk und selbst der englische Cardinal weinte. Dann betrat sie mit dem Kreuz in der Hand festen Tritts den Scheiterhaufen und gab in den Flammen mit dem oft wiederholten Ausruf: „Jesus!" den Geist auf. — Die Richter aber, unter ihnen mehrere berühmte Rechts- und Gottesgelehrte der Universität Paris, haben sich durch dieses Verfahren, so wie damals den Abscheu des Volks, so auch die Verachtung der Nachwelt zugezogen. Uebrigens starb der Bischoff von Bauvais nicht lange darauf am Schlag und Midy, der Verfasser der Klageartikel, am Aussatz. (S. Kortüm a. a. O. II. S. 452.

Man mag sich übrigens die Art, wie sich in der Jungfrau von Orleans Begeisterung mit natürlicher Einfalt, kriegerischer Muth mit weiblicher Sittsamkeit vereinigte, denken, wie man will, immer bleibt eine solche Persönlichkeit etwas Außergewöhnliches, und an Betrug zu denken, erlauben die vorliegenden historischen Zeugnisse nicht. Merkwürdig ist, daß die Franzosen sowohl zur Zeit ihrer Gefangenschaft, als auch nach ihrem Tod sich gegen sie und ihr Andenken so gleichgültig bewiesen und sie selbst weder in Poesie, noch in Prosa feierten. Ließen sie doch selbst ihre Mutter im tiefsten Elend sterben. Erst als 1456 der Proceß der Jungfrau wieder untersucht und das Urtheil als falsch und ungerecht niedergeschlagen wurde, fieng die Stadt Orleans an, ein jährliches Fest im Mai zum Andenken an ihre Rettung zu feiern. In neuster Zeit fühlte des Julius-Königs Ludwig Philipp's Tochter Marie von Orleans sich zu einem Standbild dieser nationalen Heldin begeistert, das jetzt im Museum zu Versailles steht. — Die neuste deutsche historische Darstellung des Lebens der Jungfrau von Orleans aus den Quellen ist von Guido Görres.

3. Rückgang der englischen Macht in Frankreich. Der Congreß von Arras. Vergleich Karl's VII mit Burgund. Karl in Paris. Waffenstillstand. Zug der französischen Söldner nach der Schweiz und dem Elsaß. Erneuerung des englischen Kriegs. Beschränkung der Engländer auf Calais. Nachwehen des Kriegs: Sittenverwilderung. Verbesserung des Gerichts- und Kriegswesens. Der Dauphin. Die Praquerie.

Obgleich nun bei den Engländern und Burgundern „der lähmende Glaube an die übernatürlichen Kräfte des Mädchens von Orleans verschwand", so hatten sie doch kein Glück mehr. Als vollends mit dem Tod der Gemahlin des Herzogs von Bedford, einer Schwester Philipp's von Burgund, bei Letzterem das letzte Band zerrissen war, das ihn noch an England geknüpft hatte, so wurde sein Beistand noch lauer, und da ihm klar geworden war, daß eine Vereinigung Frankreichs mit England

seinem Streben nach Ausdehnung des burgundischen Machtgebiets nur im Wege stehen würde, so brachte der Herzog bei der Erschöpfung aller Theile mit Unterstützung des Papstes leicht den allgemeinen Friedenscongreß von Arras (1435) zu Stande, den die Blüthe der französisch-niederländisch-englischen Ritterschaft, insbesondere der Glanz des burgundischen Hofwesens verherrlichte. Weil aber bei den Unterhandlungen die Engländer ihre Forderungen zu hoch spannten und sich nicht mit Guyenne und der Normandie begnügen wollten, so schloßen Frankreich und Burgund einen Sondervertrag, nach welchem Philipp die Grafschaften Macon und Auxerre mit einigen andern Gebietstheilen in erblichen Besitz, die sechs Städte an der Somme aber als Pfand für 40,000 Goldkronen sammt der Zusage erhielt, daß die etwa noch lebenden Mörder seines Vaters bestraft werden sollten.

Während in Frankreich sich Jedermann über diesen Austrag freute, war in England, wo man sich längst gewöhnt hatte, Frankreich als Eigenthum anzusehen, allgemeine Entrüstung über das treulose Burgund. Allein da Bedford etliche Tage vor dem Arras'er Frieden gestorben war und die ihm nachfolgenden Feldherren seinen Geist nicht besaßen, so erlitten sie bei der Fortsetzung des Kriegs Mißgeschick auf Mißgeschick: auch Paris gieng durch einen Aufstand endlich zur Nationalsache über.

Hätte König Karl, der besonders seit der Versöhnung mit Burgund nur seinen weichlichen Palastvergnügungen lebte und sich nur durch die patriotische Anregung seiner geistreichen, die Macht ihrer Reize allerdings zum Wohl des Landes benützenden Maitresse Agnes Sorel vorwärts treiben ließ, mehr Thatkraft bewiesen, so hätten die Engländer früher weichen müssen. Erst als Philipp den Engländern förmlich den Krieg erklärte und bei den Letztern Krankheiten und Geldmangel sich einstellte, schloßen sie mit Frankreich 1444 einen Waffenstillstand, welchen König Karl dazu benutzte, sich seiner für Land und Volk so verderblichen Armagnac's oder Soldknechte durch jenen schon (K. 4, 1.) erwähnten Zug nach der Schweiz zu entledigen und durch einen Einfall in das Elsaß zum ersten-

mal Frankreichs sogenannte Ansprüche an das linke Rheinufer zu erheben.

Als sodann die Engländer den Waffenstillstand brachen, konnte Frankreich mit besser organisirten Streitkräften unter der Führung Dünois' (den die Engländer wieder frei gegeben hatten) und anderer tapferer Feldherren den Engländern Guyenne und die Normandie entreißen und durch den Sieg bei Castillon (1453), wobei der greise tapfere Talbot fiel, ihre letzte Anstrengung zu nichte machen. Nur Calais und die Inseln Guernsey und Jersey blieben noch in ihrer Gewalt. Der Krieg selbst aber hörte ohne Friedensschluß auf, da England sich selbst durch einen furchtbaren Bürgerkrieg alle Macht nach Außen benahm (K. 7, 1.)

Die Nachtheile dieses französisch-englischen Krieges wurden in Frankreich noch lange in der Verwilderung der Sitten und in der Zerstörung des Wohlstandes nachempfunden. Die Sittenverwilderung war so hoch gestiegen, daß Verrath und Meineid, Mord und Todtschlag, Vertrags- und Ehebruch, unnatürliche Wollust und Grausamkeit, Bosheit und Ruchlosigkeit aller Art an der Tagesordnung war. Dabei giengen die obern Stände den untern in Lasterbeispielen ungescheut voran, wie denn z. B. ein Graf Armagnac es ungestraft wagte, seine eigene Schwester zu heirathen, und ein französischer Marschall nach und nach heimlich an 28 Kinder und Weiber tödtete, um mit deren Blute abergläubische Bannsprüche und Zauberamulette zu schreiben, bis ihn, spät genug, die Strafe des Gesetzes traf. — Doch eben dieses gränzenlose Elend machte die bessern Gemüther aller Stände willig, zur ernstesten Abstellung derselben die Hand zu bieten, und die Krone versäumte nicht, daraus zugleich für sich Gewinn zu ziehen. Denn einerseits machte die heilsame Demüthigung des selbstsüchtigen, landfriedensbrecherischen, fast aller Treue und Gerechtigkeit entwöhnten Adels, die er durch eine gründliche Verbesserung des Gerichtswesens mittels einer neuen Organisation des Pariser Parlaments und der Errichtung noch zweier Gerichtshöfe (zu Toulouse und zu Bordeaux) erlitt, — anderseits die um so freudigere Unterordnung unter die neuen Gesetze von Seiten des Bürgers und Landmanns, der in der langen, Leben und Eigenthum gefährdenden Anarchie die Wohlthat der Gesetze hatte schätzen lernen — es dem Königthum möglich, wieder zu erstarken und dadurch das französische Volk in der Entwicklung zu einer einheitlichen Großmacht zu fördern.

Zu dieser Kräftigung des Königthums trug auch die neue Einrichtung des Kriegswesens ein Wesentliches bei: denn Karl VII legte den Grund zum ersten stehenden Heere. Und merkwürdig ist, daß selbst die

Stände, die er 1439 zu Orleans versammelte, ohne die Folgen zu ahnen, zu dieser das Königthum nur noch mehr stärkenden Maaßregel freudig die Hand boten. Denn um den schrecklichen Verheerungen, welche die unregelmäßigen Söldnerbanden im ganzen Lande anrichteten, ein Ende zu machen, nahmen die Stände den königlichen Vorschlag einer auf eine regelmäßige Kriegsmacht zu verwendenden Steuer sammt allen, das Heerwesen in die Hände des Königs legenden Grundsätzen bereitwillig an. Die Ausführung folgte aber etwas später. Während der Zeit des letzten englischen Waffenstillstandes nämlich wurden die sogenannten Compagnies d'ordonnance oder die Gensd'armes errichtet und auf 10,000 Reiter bestimmt, welche in die bedeutendsten Städte verlegt und der strengsten Disciplin unterworfen wurden, so daß bald Ruhe und Sicherheit in's Land zurückkehrten. Da die Städte deßhalb gern den Unterhalt zahlten, so war der Adel dadurch nicht verletzt, und da seine ärmeren Glieder Offiziersstellen bekamen, so schlummerte noch die Eifersucht desselben auf diese neue Waffengattung.

Einige Jahre darauf wurde auch die Einrichtung eines regelmäßigen stehenden Fußvolks ins Leben gerufen, indem jede Gemeinde eine Anzahl Freischützen (francs-archers) zum Dienst des Krieges ausrüstete, die gewöhnlich in der Gemeinde wohnten, aber auf des Königs Befehl jeden Augenblick bereit seyn mußten, sich zur königlichen Fahne zu stellen. Dadurch wurde zugleich der kriegerische Geist des Volkes noch mehr belebt. Weil nun aber der Adel allmählig anfieng, auf diese, seine Bedeutung schmälernde Maaßregel mißtrauisch und eifersüchtig zu werden, so gewährte der König auch ihm eine neue militärische Organisation, bei deren Einrichtung das Muster von der stehenden Reiterei genommen wurde.

In die Regierungszeit Karl's VII fiel auch die für die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs wichtige Aufstellung der zweiten pragmatischen Sanction. Schon 1424 hatte der dem König treugebliebene Theil des Parlaments sich für die Aufrechthaltung der gallicanischen Freiheiten, die man im Kostnitzer Concil errungen hatte (K. 2, 2 a. E.), erklärt. Als sodann das Basler Concil in seiner Reaction des aristokratisch-hierarchischen Geistes gegen die monarchische Stellung des Papstthums noch weiter gieng, so veranlaßte Karl 1438 eine Versammlung der hohen französischen Geistlichkeit zu Bourges, auf welcher zwar nicht alle Basler Beschlüsse, aber doch ein großer Theil angenommen wurde, welche der König in der Form einer Ordonnanz bestätigte. Zwar wurde diese pragmatische Sanction nie vollständig und gleichmäßig durchgeführt, galt aber doch im Allgemeinen beim französischen Klerus stets für einen „Grundpfeiler seiner Rechte."

Das letzte Viertheil seiner Regierung wurde dem König durch das Mißverhältniß zu seinem Sohne, dem Dauphin

Ludwig, der bei vielem Scharfsinn einen falschen, ränkevollen Character hatte, schwer getrübt. Derselbe hatte sich schon in seinem 17. Jahre von den übrigen Prinzen königlichen Geblüts, welche sich durch die Bestimmungen der königlichen Ordonnanz von Orleans in ihren willkührlichen Gelüsten beschränkt sahen, durch die Aussicht, noch bei Lebzeiten seines Vaters dessen Thron besteigen zu können, zu einer Verschwörung gegen den König gewinnen lassen, die man Praquerie nannte, und zu der sich auch ein Theil des Adels mißbrauchen ließ. Sie wurde aber entdeckt und mit Waffengewalt schnell unterdrückt. Obgleich nun der Dauphin mit den Verschwornen Verzeihung erhalten hatte, so stiftete er doch 1447 eine neue Verschwörung, um seinen Vater vom Thron zu stoßen. Doch auch diese wurde entdeckt. Er entfloh in die Dauphiné und suchte sich dort mit den Waffen zu halten, wurde aber genöthigt, nach Burgund zu entfliehen, wo er am Hofe Philipp's von Burgund als reich bedienter Gast bis zum Tode seines Vaters weilte. — Im Kummer über diesen treulosen Sohn und in vielfacher Besorgniß, von ihm vergiftet zu werden, starb endlich der durch Glück und Unglück geprüfte, aber doch durch beides nie zum vollen Mann gereifte König nach 39jähriger Regierung im 58. Lebensjahr.

Den großen Einfluß, den die ihn sanft und klug leitende Agnes Sorel auf die Characterkräftigung dieses Fürsten, wie auf die Wohlfahrt des Landes gehabt haben soll, betrachtet Arnd als eine Art National-Legende, die nicht von Zeitgenossen, sondern aus späterer Zeit herrührt und die besonders ihren Grund hat in der nicht eben sehr sittlichen Gewohnheit der Franzosen, den unerlaubten Verbindungen ihrer Fürsten mit ausgezeichneten Frauen eine große öffentliche Bedeutung zu geben.

6. Kapitel.

Rasches Aufsteigen der burgundischen Macht bis zu ihrem Verfall und Uebergang des niederländischen Burgunds an die habsburgische Dynastie. Frankreich unter Ludwig XI.

1. Die jüngere burgundische Dynastie. Länderumfang. Glanz und Reichthum des burgundischen Hofes unter Philipp dem Guten. Ludwig XI mit burgundischer Hülfe auf dem französischen Thron. Sein Streben nach unumschränkter Krongewalt. Karl der Kühne von Burgund an der Spitze der Opposition und Sieg über Ludwig. Tod Philipp's des Guten.

Kaum hatte der Dauphin am burgundischen Hofe die Nachricht von seines Vaters Tod erhalten, als er, vom Geleite des Herzogs Philipp gedeckt, nach Frankreich zurückkehrte und, ohne Paris zu berühren, gleich nach Rheims eilte, um seinem Bruder, dem Herzog von Berry, den das Volk lieber zum König gehabt hätte, in der Krönung zuvor zu kommen (1461). Darauf suchte er sein Ziel — die Unbeschränktheit der Krongewalt — durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu verfolgen; selbst Heuchelei und List, Wortbruch und Verrath verschmähte er nicht, um seine Gegner zum Weichen zu bringen oder sie zu verderben. Jenes Ziel konnte nur durch Demüthigung und Schwächung der Lehnsgroßen erreicht werden, was allerdings bei der großen Macht, welche vorzüglich Burgund erreicht hatte, eine um so schwierigere Aufgabe war, da der burgundische Hof mit seiner die Phantasie füllenden Pracht als Sammelpunct der noch vorhandenen Reste des mittelalterlichen Geistes auf die größeren Kronvasallen eine bedeutende Anziehungskraft übte und ihnen für ihre dem Königthum widerstrebende Sonderstellung einen starken Anhalt bot.

Burgund war nämlich während des langen englisch-französischen Kriegs durch Erbschaft und Kauf, Vertrag und Waffengewalt zu einem sowohl Frankreich, als Deutschland bedrohenden mächtigen „Gränz- und Zwischenstaat" herangewachsen, der außer dem alten Herzogthum und der Grafschaft Burgund (der Bourgogne und Franche-Comté) fast ganz Belgien und die

Niederlande enthielt und das Lehnsband mit Frankreich fast ganz gelöst hatte.

Die alten Herzoge von Burgund hatten außer ihrem südlichen Stammlande viele Nebenprovinzen in Frankreich nicht nur, sondern auch in Deutschland erworben und waren in Beziehung auf die letztern von Frankreich unabhängig. Nach dem Erlöschen der burgundischen Herzoge älterer Dynastie (1361) wurde der Sohn des Königs Johann von Frankreich, Philipp der Kühne 1363 mit Burgund belehnt und mit ihm begann die jüngere Dynastie Burgunds (XVI. 5, 2). Unter ihm vermehrte sich das burgundische Gebiet außerordentlich. Durch Heirath erhielt er 1369 Flandern, Artois, die Franchecomté, Retel, Antwerpen und Mecheln; durch Erbschaft 1428 Luxemburg, Brabant und Limburg; durch Vertrag Namur; durch Jacobäa's Verzichtleistung Hennegau, Holland, Seeland und Westfriesland (K. 5, 2). — Von seinen Nachfolgern Johann dem Unerschrockenen und Philipp dem Guten war im 5. Kap. die Rede.

Herzog Philipp der Gute, ausgezeichnet durch natürliche Herzensgüte und besonnene Umsicht, wußte mit der festen Wahrung seiner fürstlichen Rechte eine große Schonung der bürgerlichen Freiheiten und der unterschiedlichen Leistungskräfte seiner Unterthanen zu verbinden; und so wie besonders die nördlich-burgundischen Städte und Landschaften seines Reichs, vorzüglich Brabant und Flandern, geschützt durch ständische Vertretung und mit Abgaben nicht überladen, durch Handel und Verkehr, Ackerbau und Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften zu einer hohen Blüthe des Reichthums und Wohlstandes sich erhoben, so behauptete auch der burgundische Hof in jener Zeit durch Pflege der Kunst und Wissenschaft, durch glänzende Pracht und Freigebigkeit, durch gesellschaftliche Bildung und feine Courtoisie unter allen Höfen dieser spätern Periode des Mittelalters den ersten Rang, wie er denn auch durch die hohe Ausbildung seines Kriegswesens seinem Willen und Wort einen bedeutenden Nachdruck zu geben vermochte.

Die am burgundischen Hof herrschende Etikette wurde seit jenem Friedenscongresse zu Arras, bei welchem der Herzog und sein Gefolge den ganzen Glanz des burgundischen Ritterwesens entfaltet hatte, tonangebendes Muster für alle übrigen Höfe. Uebrigens verhielt sich dieses spätere Ritterthum zu dem, welches in den Kreuzzügen entstanden war, wie Schein zum Wesen, weil aus ihm die Begeisterung, die bei jenem aus der Religion gekommen war, und

die Treue, die früherhin dem Lehnswesen eine höhere Bedeutung gegeben hatte, längst gewichen, und seine auf fromme Einfalt und aufopfernde Treue gegründete Lebenspoesie „an dem, durch erweitertes kaufmännisches an Genüssen reiches, sinnliches Leben gebildeten Weltverstand gescheitert" war. An die Stelle jener wirklichen Tugenden waren ihre bloß in Fictionen und Ceremonieen sich bewegenden wesenlosen Nachbilder getreten und hatten sich zu einem „phantastischen System des Scheins" gestaltet, das man eben jene Etikette nennt, die „für das Ritterthum ganz das war, was die opera operata (die Werkheiligkeit) in der Kirche." (S. Leo's Univ. II p. 409). — Allerdings schützte diese Etikette einen Theil des Herrenstandes, als feine äußerliche Zucht, vor dem völligen Versinken in niedrige Sinnlichkeit, konnte aber dennoch Viele nicht hindern, geheimen Lastern zu fröhnen. Ein Gleiches gilt von der durch Prachtturniere und Glanzfeste geförderten ritterlichen Tapferkeit; auch sie war meist erkünstelt und ohne höhere Begeisterung, wie jenes allegorische Glanzfest beweist, das Philipp der Gute auf die Nachricht von der Eroberung von Konstantinopel zu Lille veranstaltete, um seine Ritterschaft, die noch dazu damals zu der ausgezeichnetsten gehörte, zu einem Kreuzzug gegen die Türken zu begeistern: alle Gäste schwuren, dem Banner des Kreuzes zu folgen; aber die Kunstflamme war eben so schnell erloschen, als sie entstanden war! Philipp suchte dann wenigstens durch reiche Geldspenden die Sache des Christenthums gegen die Türken zu unterstützen.

Der erste Schritt den Ludwig XI zur Erreichung seines Zieles that, war, daß er von dem Herzoge von Burgund die ihm seit dem Frieden von Arras verpfändeten (sechs) Sommestädte einlöste, durch deren Weggabe die Nordostgränze seines Reichs geschwächt worden war. Da sich gegen die Gerechtigkeit der Forderung nichts sagen ließ, so gab der durch Alter und Gutmüthigkeit zum Frieden geneigte Philipp nach. Sein Sohn aber, der Erbprinz Karl der Kühne (damals noch Graf von Charolais genannt), darüber unzufrieden, verließ des Vaters Hof und schloß sich an den Herzog Franz II von Bretagne an, der in noch höherem Grade gegen den König aufgebracht war, weil ihm dieser die Ausübung mehrerer Hoheitsrechte — namentlich des Rechts, den Titel „Von Gottes Gnaden" zu führen, goldene Münzen zu schlagen, außerordentliche Steuern zu erheben, — untersagt hatte. Da nun an den beiden letztern Forderungen, die zu weit giengen, auch die übrigen Kronvasallen erkannten, was ihnen bevorstand, so gelang es dem Herzog von Bretagne und dem Herzog Karl bald, sich mit dem Herzog von Berry

(des Königs Bruder), den Herzögen von Alençon, von Bourbon, von Orleans, den Grafen von Armagnac, von Angoulême und andern Herren in einen geheimen Bund zu vereinigen, den sie Ligue du bien public (Bund für das Gemeinwohl) nannten.

Der König, von der Gefahr genau unterrichtet, versicherte sich seinerseits durch übergroße Freundlichkeit und hohe Versprechungen des Beistands der Städte, und als er gerüstet war, überfiel er zuerst den Herzog von Bourbon und brachte ihn schnell zur Unterwerfung. Unterdeß aber waren Herzog Franz im Norden und Herzog Karl im Osten eingefallen; letzterer griff bereits die Vorstädte von Paris an, und als Ludwig seiner Hauptstadt zu Hülfe kommen wollte, verlegte ihm Karl mit den Burgundern den Weg. Das nun erfolgte Treffen bei Montl'hery blieb jedoch unentschieden: der König konnte daher Paris erreichen, wo er den Fall dieser Stadt dadurch verhinderte, daß er die Stadt Lüttich (die mit Utrecht und Cambray noch nicht lange her burgundisch geworden war) zu einem Aufstand reizte und dadurch den Herzog von Burgund zur Rückkehr nöthigte, worauf er mit den Uebrigen besondere Unterhandlungen eröffnete und ihnen bedeutende Zugeständnisse machte, die er im Frieden zu St. Maur (Conflans) 1465 bestätigte.

Obgleich ihn diese Zugeständnisse wieder weit von seinem Ziele zurückzuwerfen schienen, so gab er es doch nicht auf. Denn er gedachte nichts von dem zu halten, was er versprochen, dagegen alles aufzubieten, seine Gegner durch Trennung zu schwächen. Mit den kleinsten Vasallen wurde er durch rasche Ueberfälle und strenge Bestrafungen bald fertig; die mittlern wußte er durch falsche Versprechungen zu gewinnen; bei den größern wartete er Zeit und Umstände ab und benützte zunächst einen zwischen dem Herzog von Bretagne und dem Herzog von Berry entstandenen Zwist, um dem Letztern die ihm im Frieden zugestandene Normandie wieder zu entreißen. Nur dem mächtigen und stolzen Burgunder konnte seine schlangenkluge Staatskunst nicht beikommen, besonders seit der Tod Philipps des Guten (1467) denselben in den unbeschränkten Besitz der burgundischen Macht gesetzt hatte.

2. Karl der Kühne in seinem Verhältniß zu Frankreich. Aufstände der Lütticher auf Anstiften Ludwig's. Der Vertrag von Peronne. Bestrafung Lüttich's. Ludwig im Kampf mit Burgund und Bretagne. Demüthigung der südlichen Kronvasallen. Vergleich mit England und Waffenstillstand mit Burgund.

Karl der Kühne (eilf Jahre jünger als König Ludwig) war nicht blos durch den Umfang seines fruchtbaren und gewerbreichen Gebiets, durch einen reichgefüllten Schatz und durch wohlgerüstete Heere ein gefährlicher Feind, er war es eben so sehr durch seinen Character und durch seine Persönlichkeit. Von Natur heftig und hochfahrend, stolz und ehrgeizig besaß er eine so entzündliche Einbildungskraft, daß die einseitige Betrachtung der Helden des Alterthums, deren Geschichte er sich täglich vorlesen ließ und in deren Leben und Thaten ihm das Wahlverwandte anzog, seinen Ruhmdurst in dem Grade steigerte, daß er auf nichts Geringeres ausgieng, als alle Länder von der Nordsee bis zu den Alpen, ja bis zum Mittelmeer in ein großes Königreich zu vereinigen und dann das östliche Europa von den Türken zu befreien. Auf dieses phantastische Ziel waren alle seine Unternehmungen gerichtet. Persönlich in der Waffenkunst Meister und in Schlachten bis zur Verwegenheit tapfer, wendete er alle Sorgfalt auf das Kriegswesen, dem er durch ein stehendes Heer von 20,000 Mann und 300 Stück groben Geschützes eine feste Grundlage gab. Obgleich in seinen Genüssen persönlich mäßig, liebte er doch, sich mit fürstlicher Pracht zu umgeben und als der reichste und glänzendste Fürst seiner Zeit zu erscheinen. Uebrigens war er gegen seine nächste Umgebung hart und tyrannisch, im Benehmen mit andern übermüthig und oft ungerecht, in seiner Politik unbesonnen und übereilt, unstät und treulos.

Die von Ludwig aufgewiegelten Lütticher, welche schon vorher zweimal aufständische Versuche gemacht hatten, mußten Karls strafenden Arm schwer fühlen. Er schlug ihr 30,000 Mann starkes Heer bei Brusthem (1467), ließ ihre Thürme und Wälle niederreißen, legte ihnen eine ungeheure Brandschatzung auf und entzog ihnen alle städtische Freiheiten.

Unterdeß gedachte der Herzog von Berry die ihm von dem König entrissene Normandie zurückzuerobern und fiel mit dem Her-

zog von Bretagne in dieselbe ein. Allein Ludwig war gerüstet und zwang sie zu einem Waffenstillstand, wobei er dem Herzog von Berry für die Normandie eine Entschädigung zu geben versprach. Er hielt aber nachher, auf ein Gutachten seiner Stände gestützt, nicht Wort, sondern fiel nach abgelaufenem Waffenstillstand von zwei Seiten in die Bretagne ein und zwang, ehe noch Karl der Kühne zu Hülfe kommen konnte, den Herzog, seiner Verbindung mit dem Herzoge von Burgund und dem Herzoge von Berry zu entsagen. Bereits aber hatte Karl der Kühne gerüstet und war im Begriff, in das königliche Gebiet einzufallen. Obgleich nun Ludwig seine Truppen schon längs der burgundischen Gränze stehen hatte, so wollte er es doch auf keinen offenen Kampf mit diesem gefürchteten Gegner ankommen lassen, sondern lieber wieder den Weg der Intrigue einschlagen. Aber diesmal fieng er sich selbst im Netze seiner feinen Staatskunst. Er stiftete heimlich die Lütticher durch Geldsendungen zu einem neuen Aufstand an, bot zugleich dem Herzog von Burgund eine große Abfindungssumme, und als dieser sie ausschlug, ließ er ihn um eine persönliche Unterredung ersuchen, in der Hoffnung, ihn durch seine Redegewandtheit zur Eingehung eines vortheilhaften Friedens bewegen zu können.

Diese Unterredung fand zu Peronne Statt (1468). Kaum waren beide Fürsten nach höflichster Begrüßung mit einander in die Stadt eingezogen, wo der Herzog seinem königlichen Gaste das Schloß einräumte, als die Nachricht vom Wiederausbruch des Lütticher Aufstandes einlief, so daß nun Karl, rasend vor Wuth, den treulosen König gefangen hielt und ihn sogar tödten oder entthronen wollte. Mit Mühe wurde er von seinen Räthen durch die Vorstellung, daß er durch diesen Geleitsbruch seinem Hause ewige Schande machen würde, von diesem Vorhaben abgebracht. Dagegen forderte er für des Königs Freilassung die königliche Bestätigung seiner vollkommenen Souverainetät in allen bis dahin von Frankreich abhängigen burgundischen Lehenstheilen, so wie die Abtretung der Grafschaften Champagne und Brie an den Herzog von Berry als Entschädigung für die Normandie. Der König, in seiner Todesangst, bewilligte Alles. Doch mußte

er zu seiner weitern Demüthigung zuvor noch mit Karl vor Lüttich ziehen, um der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Sie wurde eingenommen und bis auf die Kirchen und Klöster niedergebrannt, die Einwohnerschaft aber mit Ausnahme desjenigen Theils, der sich in die Kirchen geflüchtet hatte, ohne Gnade niedergemacht. Jetzt erst wurde der König entlassen und durfte in Paris für Spott nicht sorgen. Darüber ärgerte er sich so, daß er alle Aeußerungen über Peronne und Lüttich verbot und selbst alle Elstern und Papageye wegnehmen ließ, denen man das Schimpfwort „Peronne" eingelernt hatte.

Vor Allem suchte er sich nun von den ihm aufgezwungenen Verbindlichkeiten loszumachen. Den Herzog von Berry brachte er in einer persönlichen Unterredung leicht dahin, sich für Champagne und Brie, die so nahe an Burgund lagen, die weit bedeutendere Grafschaft Guyenne gefallen zu lassen, und damit erreichte er wenigstens dieß, daß der Herzog in dieser Entfernung nicht so leicht mehr gemeinsame Sache mit Burgund machen konnte. Alsdann nahm er, dem Vertrag zu Peronne zuwider, einige burgundische Gränzlandschaften für angeblich versäumte Huldigung in Beschlag, und als der Herzog von Burgund im Zorn darüber den königlichen Staatsboten in's Gefängniß warf, ließ der König durch eine Notabelnversammlung zu Tours 1470 den Vertrag von Peronne für nichtig erklären und den Herzog vor das Parlament fordern.

Als Karl in seiner Heftigkeit auch den Gerichtsboten auf einige Tage verhaften ließ, besetzten des Königs Truppen Amiens, St. Quentin und einige andere Städte; ein anderes Heer verwüstete die Bourgogne. Da zog Karl der Kühne aus, bemühte sich aber vergebens, den König zu einer Schlacht zu bringen. Es kam daher bald zu einem Waffenstillstand, den Karl dazu benützte, daß er den Herzog von Berry (in Guyenne) wieder an sich zog, indem er ihm seine Tochter Marie als Gattin zusagte. Plötzlich aber starb der Herzog von Berry und ein dumpfes Gerücht lief um, der König habe ihn vergiften lassen, um diese Verbindung zu hindern. Auch erließ Karl in der größten Aufregung eine Proclamation, worin er den König öffentlich des Brudermords anklagte.

Der Verdacht, daß der König den Tod seines Bruders verschuldet habe, beruht auf folgenden Thatsachen: der Benedictiner, welcher den Herzog von Berry mittels einer Pfirsich vergiftet hatte, wurde zwar gleich gefänglich eingezogen, aber erst anderthalb Jahre nach jener burgundischen Anklage ernannte der König eine Commission zur Untersuchung des Mords; aber ehe die Untersuchung beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; desgleichen verschwand ein Mitschuldiger desselben auf eine räthselhafte Weise. Die Acten der Untersuchung wurden nie veröffentlicht. Guyenne aber hatte der König gleich nach dem Tode des Herzogs eingezogen.

Ohne den Ablauf des Waffenstillstandes abzuwarten, drang nun Karl der Kühne verheerend in die Normandie ein, während der Herzog von Bretagne gleichfalls losschlug und Willens war, sich mit Karl's Heer zu vereinigen. Dies gelang aber nicht, da er selbst einen Einfall der königlichen Truppen in der Bretagne abzuwehren hatte. Daher konnte sich auch Karl in der verheerten Normandie nicht länger halten, sondern mußte sich zur Rückkehr und zur Annahme eines Waffenstillstandes entschließen.

Während dieses Kampfes im Norden, demüthigte der König seine widerstrebenden Vasallen im Süden. Den Herzog von Alençon ließ er überfallen und nach Paris bringen, wo er ihn gefangen hielt, bis er nach zwei Jahren elendiglich starb. Den Grafen von Armagnac, der sich tapfer in einer festen Stadt vertheidigte, bewog er durch das Anerbieten der Verzeihung und durch die eidliche Zusicherung eines sichern Geleits, den königlichen Truppen die Thore zu öffnen. Nichts desto weniger wurde der Graf bei der Uebergabe niedergestoßen und seine Gemahlin gezwungen, einen Trank, der bloß das Kind unter ihrem Herzen tödten sollte, zu verschlucken, der aber in seiner Wirkung nach zwei Tagen die Gräfin selbst tödtete. — Um sich zu verstärken, schloß Ludwig einen Vertrag mit der Schweiz, die ihm für eine ansehnliche Soldsumme 6000 Schweizer zum Beistand gegen Karl den Kühnen versprach. Zugleich gelang es ihm, den Herzog Renatus (René) von Lothringen zum Bundesgenossen zu bekommen. (K. 6, 3.)

Nunmehr schloß Karl der Kühne 1474 mit dem König Eduard IV von England ein Bündniß, das die Entthronung Ludwigs XI und die Vertheilung Frankreichs unter beide Bundesgenossen zum Zweck hatte. Auch der Herzog von Bretagne und einige andere französische Große waren schon gewonnen. Da aber König Eduard seine Rüstung im gedachten Jahre nicht mehr zu Stande brachte, und daher Karl seine schon gemachte Rüstung

unterdeß zur Ausführung seiner längstgehegten Entwürfe gegen Deutschland benützen zu können glaubte, diese aber ihn hier in größere Verwicklungen brachten, als er sich gedacht hatte: so scheiterte jener erstere Plan. Denn als im folgenden Jahre König Eduard mit einem wohlgerüsteten Heere in Calais landete und von Seiten seiner Bundesgenossen keine Unterstützung, den König Ludwig dagegen in trefflichem Vertheidigungsstande fand: so ließ er sich durch Ludwigs Künste zu einem Vergleich bewegen, worin Ludwig ihm für 75,000 Goldthaler und für eine jährliche Summe von 5000 Goldthalern den Abzug der Engländer und das Versprechen friedlicher Nachbarschaft abkaufte. Daher schloß nun auch Karl, um für seine neubegonnenen Vergrößerungspläne freie Hand zu bekommen noch in demselben Jahre (1475) mit König Ludwig einen neunjährigen Waffenstillstand den dieser um so lieber eingieng, weil er durch diese Beruhigung seines unruhigsten Vasallen Zeit bekam, das Königthum auf dem unterdeß gewonnenen Boden zu befestigen und diesen zugleich durch anderweitige Erwerbungen zu erweitern.

3. Karl der Kühne in seinem Verhältniß zu Deutschland. Erwerbung von Geldern. Karl's Zusammenkunft mit Friedrich III. Vergebliche Unterhandlungen wegen eines burgundischen Königreichs. Karl gegen den Kaiser im Kölner Kapitelstreit. Belagerung von Neuß. Bund der Schweizer mit den Lothringern. Karl in Nancy. Schweizerkrieg. Karl's Niederlage bei Granson und Murten. Niederlage und Fall bei Nancy.

Unterdessen hatte Karl der Kühne auch gegen die deutsche Seite hin seinen Plan zu verfolgen angefangen. Einige Jahre vor jenem neunjährigen Waffenstillstand mit König Ludwig von Frankreich hatte er vom deutschen Reichsgebiet das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen an sich gerissen und bei dem Kaiser Friedrich III nicht nur um die Belehnung damit, sondern auch um die Erhebung Burgunds zu einem Königreich nachgesucht, in der geheimen Absicht, alsdann auch die Rechte des ehemaligen arelatensischen Reiches hervorzuholen und sie auf Savoyen, die Schweiz, die Dauphiné und die Provençe geltend zu machen. Desgleichen wünschte er vom Kaiser das Reichsvicariat über das ganze am linken Rheinufer gelegene Ge-

biet. Für solche Vergünstigung machte er dem Kaiser für dessen Sohn Maximilian Hoffnung auf die Hand seiner Tochter und einstigen Erbin Maria von Burgund.

Der Kaiser zeigte sich auch wirklich zu einer Zusammenkunft mit dem Herzog bereit. Sie fand 1473 zu Trier Statt und schien Letzterem einen guten Ausgang zu versprechen, da ihm die Belehnung mit Zütphen und Geldern ohne Schwierigkeit ertheilt wurde. Nun glaubte sich Karl auch in Betreff der Königswürde am Ziel seiner Wünsche. Allein die stolze Pracht, mit der Karl der Kühne Eindruck auf den Kaiser zu machen suchte, die Unbestimmtheit seiner Gegenzusage und die durch geheime Warnungen des französischen Königs genährte Besorgniß, daß die Vermehrung der burgundischen Macht dem deutschen Reiche zum großen Schaden gereichen könnte, bewogen den Kaiser, sich am Abend vor der von Karl erwarteten Krönung, zu welcher der Herzog schon Krone, Scepter und Thron in der Kirche bereit hielt, aus Trier zu entfernen mit dem Vorgeben, den zwischen dem Erzbischoff Ruprecht von Köln und seinem Domkapitel ausgebrochenen Streit schlichten zu müssen.

Im höchsten Unmuth wandte sich nun der Herzog nach dem Elsaß und ließ seinen Grimm an den ihm vom Erzherzog Siegmund von Oesterreich verpfändeten vorderösterreichischen Herrschaften (K. 4, 1 a. E.) aus, indem er den über dieselben gesetzten burgundischen Vogt Peter von Hagenbach in seiner Verwaltungswillkühr bestärkte, anstatt den schweren Klagen abzuhelfen, die gegen denselben laut geworden waren. Zugleich zeigte er auch den Schweizern seine verachtende Gesinnung, indem er eine Berner Gesandtschaft ohne Antwort ließ.

Hierauf wandte er sich nach Köln, um in dem vorhin erwähnten Streit des Erzbischoffs, der vom Papst abgesetzt worden war, gegen den vom Domkapitel gewählten Administrator, dem jener nicht weichen wollte, Partei gegen den Kaiser zu nehmen, der den Administrator unterstützte. Während der Herzog dort mit 60,000 Mann 1474 die Stadt Neuß belagerte, die mit Köln und Bonn dem Erzbischoff den Gehorsam gekündigt hatte, bildete sich gegen ihn, auf Betrieb des Königs von Frank-

reich, eine Vereinigung zwischen dem Herzog René (Renatus) von Lothringen, welchem Karl's Umgriffe längst besorgt gemacht hatten, den Schweizern, welche aus der Mißhandlung der Elsässer auf baldige Angriffe Karl's gegen ihre Freiheit schlossen, dem Erzherzog Siegmund, der seine Vorderlande lösen wollte, und dem Kaiser, der dem Uebermuth des Burgunders Schranken zu setzen gedachte.

Als Hagenbach im Elsaß davon Kunde bekam, warf er sich nach Breisach, wurde aber dort seiner Tyrannei wegen gefangen und von einem aus Oesterreichern und Schweizern bestehenden Gerichte zum Tode verurtheilt und enthauptet. Dieses Gewaltverfahren steigerte den Zorn des Herzogs auf's höchste. Schon waren aus mehreren Städten die burgundischen Besatzungen vertrieben, als Karl der noch vor Neuß lag, ein Heer entsandte und den Sundgau schrecklich verheeren ließ. Da schloßen die Schweizer mit Frankreich einen Bund (die ewige Richtung) und rückten mit den Oesterreichern über den Jura in Burgund ein, wo sie ein bedeutendes burgundisches Heer schlugen.

Jetzt suchte der Herzog sich so schnell wie möglich aus der Kölner Verwicklung loszumachen. Ohnedieß hatte seit zehn Monaten der Heldenmuth der Neußer Bürgerschaft alle seine Waffenkunst zu Schanden gemacht, und da nun auch ein großes Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg zum Ersatz der Stadt eintraf, so knüpfte der Herzog unter päpstlicher Vermittlung mit dem Kaiser in Betreff der Vermählung Maximilians mit Maria eine geheime Unterhandlung an, deren nächste Folge die war, daß Karl in einem Vertrage den Erzbischoff seinem Schicksal überließ und in seine Staaten zurückkehrte, wo er mit dem König Ludwig den oben (Kap. 6, 2.) erwähnten neunjährigen Waffenstillstand abschloß, um gegen seine übrigen Feinde freie Hand zu bekommen.

So im Rücken gedeckt, wandte sich Karl der Kühne zunächst gegen Lothringen, dessen Herzog René, vom König Ludwig treulos verlassen, keinen bedeutenden Widerstand leisten konnte, so daß nach der Eroberung von Nancy (eigentlich Nanzig) ganz Lothringen dem Burgunder huldigte.

Der Gewinn dieses, die Niederlande und das südliche Burgund trennenden Zwischenlandes hatte den Herzog Karl dem Ziele seines Lieblingsgedankens schon um Vieles näher gebracht, so daß er Nancy zur Hauptstadt seines großen, in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich zu errichtenden Zwischenreiches zu erheben gedachte. Indeß sollte zunächst noch Elsaß genommen und die Schweiz gedemüthigt werden.

Versehen mit dem auserlesensten Heer und Geschütz und umgeben von einem glänzenden Hofstaat, brach er von Besançon auf in der stolzen Hoffnung, mit den Schweizern-Bauern bald fertig werden. Die Gränzplätze fielen leicht in seine Hand, weil sie schwach oder gar nicht besetzt waren. Auch die nur 450 Mann starke Burgbesatzung des Städtchens Granson am Neuenburger See hatte sich eben auf das Wort eines burgundischen Befehlshabers gegen freien Abzug ergeben; deßungeachtet ließ der Herzog sie theils hängen, theils im See ersäufen: denn, sagte er, was in seinem Namen versprochen worden, habe ja nicht er versprochen. Die Strafe für diese Frevelthat blieb nicht aus. Das eidgenössische, von Elsäßern verstärkte Heer war bereits im Anzug und, obwohl um die Hälfte schwächer, als das 40,000 Mann starke burgundische, brachte es doch am 3. März 1476 in der Schlacht bei Granson den Herzog die schmählichste Niederlage bei, die ihm nicht nur seine großen Schätze, sondern auch den bisher behaupteten Ruhm der Unüberwindlichkeit kostete.

Das Schweizerheer mit den Zuzügen aus Straßburg, Colmar, Basel und Schlettstadt mag ohngefähr 18,000 Mann betragen haben. Als sie aus den Bergen hervorrückten, schrie der Herzog: „Wir wollen diese deutschen Hunde alle ausrotten!" Vor der Schlacht fielen die Eidgenossen ihrer Gewohnheit nach auf die Kniee und beteten. Der Burgunder aber spottete darüber mit den Worten: „Seht, sie flehen um Gnade! aber es soll mir keiner davon kommen!" Nachdem die Schlacht schon mehrere Stunden gedauert hatte, kamen erst die letztern Abtheilungen der Schweizer auf dem Schlachtfeld an. Auf die Frage des Herzogs an einen seiner Hauptleute: „ob dies wilde Volk auch Eidgenossen wären?" hieß es, das seyen erst die rechten Schweizer aus den Gebirgen, dieselben, welche die Oesterreicher vernichtet hätten. Und als die Schweizerhörner (der „Uri-Stier" und die „Kuh" von Unterwalden) ihre grausigen Töne hören ließen, sagte der Herzog: „Wie wird's uns gehen, da uns die ersten schon so ermüdet haben?" Da befahl der Her-

zog seiner Reiterei ein wenig zurückzugehen, um zu kräftigerm Ansturm Raum zu gewinnen. Als das Fußvolk die Reiterei sich wenden sah, glaubte es, diese flöhen, und floh. Alsbald löste sich das ganze burgundische Heer durch die Schwertstreiche, Axthiebe und Keulenstöße der Schweizer in wilde Flucht auf. Vergebens suchte der Herzog, mit dem Schwert die Fliehenden zurückzutreiben: er wurde selbst mit fortgerissen. „Monseigneur, nous voilà bien hannibalé!" sagte sein Hofnarr mit spöttischer Anspielung auf des Herzogs frühere Gewohnheit, sich den Hannibal zum Muster zu nehmen. — Unermeßliche Schätze wurden die Beute der Sieger: das Geld wurde in Hüten vertheilt, die kostbaren Sammt- und Seiden-, Gold- und Silberstoffe wurden von den einfachen Schweizern wie gewöhnliches Tuch, Silberteller für Zinnteller gehalten und weggegeben, die schönsten Diamanten für einen Spottpreis — der größte und werthvollste der damals gekannten für einen Kronenthaler — verkauft, Waffen aber und Kriegszeug aller Art, darunter 420 Stücke gröbern Geschützes, nächst dem Geld am höchsten geachtet.

Voll Scham und Wuth kehrte der Herzog an die Gränze zurück, erschien aber bald darauf wieder mit einem in Eile erpreßten Heere und zog über Lausanne nach Murten, um nach der Einnahme dieses Ortes Bern vom Erdboden zu vertilgen. Allein der tapfere Commandant von Murten, Adrian von Bubenberg, hielt ihn so lange auf, bis die Eidgenossen sich zusammengezogen hatten und unter Hans von Hallwyl, einem Berner, und Hans Waldmann, einem Zürcher, dem Herzoge die noch weit mörderischere Niederlage bei Murten beibrachten. Karl entkam mit 3000 Reitern; aber 15,000 Burgunder deckten die Wahlstatt, und das Beinhaus von Murten, worin man ihre Gebeine sammelte, zeugte lange von der Tapferkeit der Schweizer. (Erst 1798 vernichtete der Neid französischer Revolutionsmänner dieses Denkmal.)

Verstört und einem Wahnsinnigen gleich zog sich nun der Herzog in das südliche Burgund zurück, um ein neues Heer aufzubringen; aber seine Stände, die er vergebens an die Standhaftigkeit der Römer nach der Schlacht bei Cannä erinnerte, verweigerten aus Erschöpfung ihren weitern Beistand, und selbst die Niederländer, bei denen gleichfalls die Furcht vor seiner Macht gewichen war, verstanden sich zu nichts. Vergebens boten ihm der Papst, der Kaiser und der französische König ihre Vermittlung an; Karl schlug sie aus, weil die Schweizer auf der Wiederher-

stellung des Herzogs von Lothringen bestanden. Als daher Herzog René, von französischem Geld unterstützt, in aller Eile sein Land wieder eroberte und nur Nancy noch schwankte, machte sich Karl mit dem gesammelten Rest seines Heeres auf, die Hauptstadt seines geträumten Reiches zu entsetzen, fand sie aber bei seiner Ankunft schon in den Händen seines Gegners. Halsstarrig, wie er war, begann er sogleich die Belagerung, ohne sich durch den Eintritt der kalten Jahreszeit abhalten zu lassen. Als sodann Herzog René mit 20,000 Lothringern, Schweizern und Elsäßern anrückte, führte er sein von Hunger und Krankheit geschwächtes Söldnerheer gegen sie und holte sich am 5. Januar 1477 seine (dritte) Niederlage bei Nancy, und mit ihr seinen Tod, der den Zerfall der burgundischen Macht zur Folge hatte.

Zwei Tage vor der Schlacht war einer seiner Anführer, auf den er das meiste Vertrauen gesetzt hatte, der Graf Campobasso, ein Neapolitaner, mit 800 Mann zum König René übergegangen. Da aber die Schweizer erklärten, mit einem Verräther an der Seite nicht fechten zu wollen, legte sich derselbe im Rücken Karl's an der Brücke über die Meurthe und Mosel, über welche Karl's Heer den Rückzug nehmen mußte, in den Hinterhalt. Als nun das geschwächte Heer von den frischen Truppen der Feinde in die Flucht getrieben wurde, und Karl, von nur Wenigen umgeben, sich über einen zugefrornen Sumpf retten wollte, brach das Eis unter ihm, und indem er sich wieder emporarbeiten wollte, wurde er — ob von der Hand jenes Verräthers oder vom Feinde, ist ungewiß — elendiglich erschlagen. Sein fast unkenntlicher Leichnam ward erst nach zwei Tagen gefunden und von dem biedern Herzog René, der bei seinem Anblick Thränen vergoß, zu Nancy ehrenvoll beigesetzt.

4. Maria von Burgund bedrängt von französischer Politik. Vermählung Maria's mit Maximilian. Sieg Maximilian's über die Franzosen bei Guinegate. Aufstände in Geldern und Holland (die Hoek's und Kabbeljau's). Maria's Tod. Ihre Kinder Philipp und Margaretha in den Händen der flandrischen Stände. Friede der Flandrer zu Arras mit Frankreich. Maximilian (nun römischer König) im Kampf mit den niederländischen Ständen. Seine Gefangenschaft und Freigebung. Reichskrieg. Maximilian Regent der Niederlande.

Froh, seines lästigen Gegners auf diese Weise entledigt zu seyn, setzte sich Ludwig XI in den Besitz des eigentlichen Herzogthums Burgund oder der Bourgogne, als eines fran=

45 *

zösischen Lehens, und nicht genug, daß er auch die Grafschaft Burgund oder die Franche=Comté, wiewohl sie ein deutsches Lehen war, beanspruchte und sie sammt den Städten an der Somme sogleich besetzte: er suchte auch die niederländischen Provinzen dadurch an sich zu bringen, daß er für seinen siebenjährigen Sohn Karl um die 20jährige burgundische Erbin Maria werben ließ. Allein Maria setzte ihre entschiedene Abneigung entgegen, berief die Stände der sogenannten Vierlande (Flandern, Brabant, Hennegau und Holland) und bat sie um ihre Hülfe, die sie ihr jedoch nur gegen Entäußerung ihrer wichtigsten Hoheitsrechte und gegen das Versprechen, nichts ohne ihren Beirath thun zu wollen, zu gewähren versprachen. Dennoch gelang es der treulosen Politik des Königs, die Fürstin mit ihren Ständen zu entzweien und in Flandern einzudringen.

Um des Königs Vordringen zu hindern, sandte sie ihren Kanzler Hugonet und noch zwei Räthe an den König mit dem schriftlichen Ersuchen, nur durch diese Männer mit ihr zu unterhandeln. Der König, welcher gerade vor Arras lag, forderte vor Allem, daß man ihm, als Mariens Lehnherrn, auch die Vormundschaft über sie übertragen solle. Die Gesandten verweigerten dieß; zwei davon aber, Hugonet und Imbercourt, willigten in die Einräumung von Arras. Als nun auch die niederländischen Stände Gesandte an den König um Einstellung der Feindseligkeiten schickten, zeigte ihnen der König arglistiger Weise das Schreiben Maria's mit dem Bemerken, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da ja Maria alle Staatsangelegenheiten nur durch jene Vertrauten betrieben wissen wolle. Entrüstet kehrten die Gesandten zurück und besonders brachten die flandrischen Gesandten die ohnedieß vom König schon aufgestifteten Genter über Maria's Wortbruch in solche Wuth, daß sie jene obengenannten zwei Räthe Maria's unter Foltern zum Tode verurtheilten und — aller Bitten und Thränen Maria's ungeachtet — enthaupteten.

Daher gedachte Maria durch die Wahl eines Gatten am besten aus diesen Bedrängnissen zu kommen und ließ insgeheim die von ihrem Vater deßhalb früher gepflogenen Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder aufnehmen, dessen Sohn Erzherzog Maximilian damals noch jung und schön und wegen seines edlen Wesens und ritterlichen Muthes der Gegenstand allgemeinen Lobes war.

Maximilian, den eine Adlernase, lebhafte blaue Augen, hoher Körperwuchs und königlicher Anstand auszeichnete, war seinen Characteranlagen nach das

gerade Gegentheil von seinem Vater: geistig und leiblich leicht beweglich, bis zur Ueberkühnheit muthig, abenteuerlustig, in allen Waffen bis zur höchsten Fertigkeit geübt, bis zur Verschwendung freigebig, in fast allen europäischen Sprachen bewandert und für Kunst und Wissenschaft begeistert. Seine Kühnheit gieng so weit, daß er zu Löwen in den Käfig gieng und sonst Gefahren gern aufsuchte. Einst verstieg er sich auf der Gebirgsjagd in Tyrol bei'm Verfolgen einer Gemse auf der steilen Martinswand bei Insbruck so hoch, daß er auf dem äußersten Felsen wie in den Lüften schwebte und den Fuß zum Rückweg nicht mehr setzen konnte. In dieser Lage brachte er bis zum dritten Tag zu und Jedermann hielt ihn für verloren, bis er — nach einer genealogischen Sage durch einen Leibschützen — nach Andern durch einen Bergmann — in der Sage durch einen Engel — glücklich herabgebracht wurde.

Als darauf die niederländischen Stände zu Löwen versammelt waren, trat ein Gesandter des Kaisers mit der Brautwerbung für den ritterlichen Maximilian auf und da auf Maria's Erklärung, daß sie nur diesem Prinzen und keinem andern ihre Hand geben wolle, die Stände ihre Einwilligung ertheilten, so erfolgte die Vermählung des schönen jungen Fürstenpaares, die zu Gent am 20. August 1477 mit großer Pracht gefeiert wurde. — Ludwig, darüber erbost, ließ nun um so weniger vom Krieg ab, da ihm die nunmehrige Verbindung des burgundischen Erbes mit dem österreichischen Hause gefährlich schien, wie sie denn auch für die Folgezeit die Ursache einer, nicht selten selbst die Ruhe Europa's gefährdenden Eifersucht zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche wurde.

Dem Könige half jedoch für die nächste Zeit seine treulose Politik wenig: denn Maximilian's thätige Rüstungen, dessen Bündniß mit den Schweizern, welche ihm Hochburgund zurückgaben, und des Kaisers Drohungen mit einem Reichskrieg nöthigten den König zu einem Waffenstillstand. Zwar brach er diesen bald wieder; aber der glänzende Sieg Maximilian's bei Guinegate (1479) machte alle Künste Ludwig's zu nichte und befestigte den Erzherzog in den Herzen der Niederländer. Ungeachtet öfterer Unruhen im Innern (namentlich in Holland, wo die Hock's und Kabbeljau's d. i. die Adels- und die Volkspartei mit einander in blutigen Kämpfen lagen, in welchen Maximilian sich des Volkes annahm) würde er sich wider seinen listigen Gegner

im ungeschmälerten Besitz seiner neuen Herrschaft behauptet haben, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, seine junge Gemahlin schon nach fünf Jahren durch einen Unglücksfall zu verlieren. Denn nun nahmen die flandrischen Stände in eigensüchtiger Weise nicht nur die Vormundschaft über Marien's beide Kinder, den vierjährigen Philipp und die zweijährige Margaretha, sondern auch die Regentschaft für den erstern an sich und schloßen mit dem französischen Könige den Frieden zu Arras (1482), in welchem dessen Ansprüche dadurch beschwichtigt wurden, daß Margaretha mit dem Dauphin verlobt und ihr die Freigrafschaft Burgund und Artois als Mitgift bestimmt wurde.

Maria's Tod erfolgte durch einen Unfall auf einer Falkenjagd bei Brügge: als sie in leidenschaftlicher Verfolgung eines Reihers mit dem Pferde über einen Graben setzte, stürzte sie und erhielt am Oberschenkel eine schwere Verletzung, die, weil sie dieselbe verschwieg, lebensgefährlich wurde. Auf dem Sterbebette ermahnte sie die niederländischen Edlen zur Treue gegen ihren Gemahl, und als dieser über ihren bevorstehenden Verlust außer sich war, bat sie ihn, sich zu entfernen, um sich und ihr das Unvermeidliche zu erleichtern; er wollte sich aber selbst von ihrer Leiche kaum trennen. Nach ihrem Tode wurde Max in den nördlichen Provinzen von den Kabbeljau's als Vormund des Prinzen Philipp und als Regent anerkannt; aber Flandern und darin besonders Gent, ließ sich von Ludwig's Spionen zu obigen Gewaltschritten verleiten. — Nach dem Frieden von Arras wurde die Prinzessin Margaretha als Verlobte des Dauphin's sogleich nach Paris geschickt, um dort erzogen zu werden. Sie sollte gleichsam als Geisel für die Ruhe vor den Deutschen dienen, und für den Fall, daß Philipp stürbe, als Erbin desselben ihrem Gemahle die Anwartschaft auf ganz Burgund zubringen.

Allmählig jedoch erhielt Maximilian nach Bewältigung seiner meisten Gegner im Innern, besonders nach Ludwig's Tode (s. K. 6, 5.) so viel Anhang, daß er mit einem Heere in das von den Franzosen aufgewiegelte Flandern einrücken konnte und durch die Verwüstung des Genter Gebiets, so wie durch die Eroberung von Sluis die aufrührischen Städte Brügge und Gent zwang, seine Regentschaft anzuerkennen. (1485).

Nach glücklicher Beilegung dieser Wirren gieng Max nach Aachen zu einer Zusammenkunft mit seinem Vater, dem Kaiser,

der noch nicht lange von Matthias Corvinus aus Wien vertrieben worden war (K. 4, 3 a. E.) und im Reiche Hülfe suchend zugleich den Wunsch hatte, seinen Sohn zum römischen König wählen zu lassen. Dem thätigen und umsichtigen Kanzler des Kaisers, Grafen Hugo von Werdenberg, gelang es, die Kurfürsten zu dieser Wahl zu bestimmen, da sie von dem kräftigeren, nun in der ernsten Schule des Lebens gereiften Sohne mehr für die Aufrechthaltung des Reiches erwarteten, als vom Vater. So kam es, daß Maximilian in seinem 26. Jahre, ungeachtet der Intriguen des französischen und des ungar'schen Königs, 1486 zu Frankfurt zum römisch-deutschen König gewählt, zu Aachen gekrönt und nach alter Sitte auf den Königsstuhl zu Rense gesetzt wurde. Gleich darauf reis'te er wieder nach den Niederlanden ab, wo er allenthalben mit glänzenden Festen geehrt wurde.

Allein Frankreich hatte unterdeß aus jenem Vergleich Maximilian's mit den Flandern Veranlassung zur Wiederaufnahme des Kriegs genommen und fiel unter Crevecoeur in Hennegau ein. Weil nun Max zur Führung des Kriegs neue Steuern ausschrieb und seine Söldner sich für Soldrückstände durch Plünderungen entschädigten, so erhoben sich Gent und Brügge wieder im Aufstand. Die Brügger hielten sogar den Fürsten gefangen, so daß er viertehalb Monate lang in Todesgefahr schwebte.

Die Bürger bewachten den Gefangenen Tag und Nacht, anfangs in seinem Palast, nachher in einer Zelle des Zunftmeisters, und wollten ihn zu unwürdigen Entsagungen zwingen, die er aber standhaft von sich wies. Erbittert tödteten sie seine wenigen Soldaten und folterten seine Räthe und Diener; ja sie ließen deren sogar 5, nachher noch 10 enthaupten. Jedermann bangte für des Königs Leben. Da erschien einst sein treuer lustiger Rath Kunz von der Rosen als Mönch verkleidet in seinem Gefängniß und drang in seinen Herrn, in dieser Mönchskleidung zu entfliehen, während er an seiner Statt zurückbleiben wollte. Allein der edle Fürst konnte sich nicht entschließen, sein Leben mit dem Verderben dieses treuen Dieners zu retten. Dieser entfernte sich mit Thränen in den Augen.

Erst als Papst Innocenz VIII die aufrührerischen Städte in den Bann that und die übrigen niederländischen Stände sich für Maximilian verwendeten, vollends aber als der alte Kaiser

selbst sich mit eiligst entbotenem Reichsheere aufmachte, ließen ihn die Brügger frei, jedoch nur unter der Bedingung, daß er seine Truppen aus den Niederlanden ziehe, alle nicht bewilligten Abgaben abschaffe, seiner Regentschaft in Flandern entsage und keinen Krieg gegen sie unternehme. Max willigte ein, in der Besorgniß, sie möchten, bei der Annäherung des kaiserlichen Heeres zu einem verzweifelten Schritt gegen ihn gebracht werden, wie denn schon ein venetianischer Kaufmann auf seine Töbtung drang. Max hielt in so ferne Wort, als er sich von der Strafexecution, die der Kaiser über die Empörer verhängte, gänzlich fern hielt.

Das indessen angerückte Reichsheer, welches Albrecht der Beherzte von Sachsen befehligte, führte nun Maximilian's Sache mit solchem Nachdruck, daß die Stadträthe von Gent, Brügge und Ipern knieend Abbitte leisteten, 300,000 Goldgulden Strafe zahlten und die Regentschaft Maximilian's anerkannten. Nachdem auch noch Holland und Friesland gedemüthigt worden waren, sah sich Maximilian 1489 im ruhigen Besitz der sämmtlichen niederländischen Provinzen: denn die Furcht vor einem Krieg mit Deutschland bewog auch Frankreich zum Frieden.

5. Ludwig XI am Ziel unumschränkter Gewalt. Sein Tod. Karl VIII. Sein Rücktritt von der Verlobung mit Margaretha von Burgund und Vermählung mit Maximilian's Braut Anna von Bretagne. Bündniß Maximilian's mit England. Der Friede zu Senlis. Die Bourgogne bei Frankreich. Philipp Herr im übrigen Burgund.

Auf Frankreich zurückgehend, ist noch ein Rückblick auf die letzten Lebenstage Ludwig's XI, so wie auf den Anfang der Regierung seines Nachfolgers zu werfen, mit dem es Maximilian wenige Jahre nach dem eben bezeichneten Frieden wieder zu thun bekam.

Ludwig hatte noch während des niederländischen Kriegs fortgefahren, durch Demüthigung seiner Lehnsaristokratie die Krongewalt zu erweitern. Nachdem er 1477 auch den Herzog von Bretagne zur Lehnspflicht zurückgeführt, den Herzog von Nemours durch ausgesuchte Grausamkeit um seine Besitzungen und sein Leben gebracht und durch schlaue Künste den Grafen

von Maine (den letzten männlichen Sprößling der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou) bewogen hatte, ihn zum Erben der (südlichen) Provençe einzusetzen, auch dieses schöne Land nach dessen Tode mit Frankreich vereinigt und dazu Maine und Anjou als erledigtes Lehen eingezogen hatte, sah er sich am Ziel seiner Bestrebungen, — aber um welchen Preis? um den Frieden seines Lebens und die Ruhe seiner Seele. Denn als er an seiner schwindenden Lebenskraft sein Ende nahen sah, bemächtigte sich Gewissensangst und Todesfurcht in dem Grade seiner, daß er, der keinen Vasallen mehr zu fürchten hatte, nun in jedem seiner Beamten einen Widersacher und Verräther argwöhnte, der auf seinen Tod laure: daher er sie nur selten vor sich kommen und viele derselben auf das Grausamste zu Tode quälen ließ. Zuletzt zog er sich auf das stark befestigte und bewachte Schloß Plessis les Tours zurück und lebte dort unter werkheiligen Religionsübungen, abergläubischen Lebensverlängerungsversuchen und unter beständigem Wechsel der Bedienung, bis ihn der „König der Schrecken" nach lange folternden Drohungen endlich im Ernst überfiel und vor jenen Richter stellte, deß Gesetz er, wie kaum ein anderer Despot des Mittelalters, in gewissenlosester Selbstsucht mit Füßen getreten hatte (30. August 1483).

Hat Ludwig XI allerdings in Frankreich die Monarchie befestigt, die Macht des Reiches vermehrt, die Gränzen erweitert, das Land beruhigt, den Schatz gefüllt, das Heerwesen geregelt, die Rechtspflege (durch die Unabsetzbarkeit der Richter) verbessert, und so das Ansehen dieses Staates im Ausland bedeutend erhöht: so hat er doch anderseits die Kraft des Adels vernichtet, jede Bürgerfreiheit unterdrückt und durch Beseitigung aller ständischen Mitwirkung, so wie durch das ausgebildetste Spionir- und Geheimpolizei-System die Grundlage zu dem absoluten Königthum der spätern Herrscher gelegt, und kann somit als der Begründer der verderblichsten Regierungskunst und Keimleger der Umwälzungen angesehen werden, welche Frankreich nach drei Jahrhunderten erfahren sollte.

Allerdings war er kein Tiberius und Domitian, und manche Fürsten seiner Zeit waren eben so grausam und gewissenlos, wie er, und wälzten sich dabei in

niedrigen Lüsten, welche Ludwig's schneidendscharfer Verstand und rastlose, Alles und Jedes selbstleitende Thätigkeit verachtete. Aber eben diese seine geistige Ueberlegenheit über alle Menschen, mit denen er es zu thun hatte, ließ seine in der Herrschsucht wurzelnden Laster des Hasses, der Grausamkeit und Treulosigkeit in nur noch schreckbarerem Lichte erscheinen, weil sie niemals aus unbewachten Wallungen und Regungen des Gefühls hervorgiengen und so oft und so plötzlich hervortraten. War er auch, „wie der geistreichste, so auch der beharrlichste Fürst seines Stammes und Landes und den Einflüssen Anderer weder im Guten, noch im Bösen ausgesetzt", so ist das in so fern nur ein zweideutiger Ruhm, da seine Geisteskraft, wie seine Beharrlichkeit und Selbständigkeit nicht die Liebe zu Land und Volk, sondern nur die Liebe zu sich selbst in schnöder, alles Recht und alle Moral mit Füßen tretender Verfolgung dynastischer Interessen zum Grund und Antrieb hatte.

Ludwig XI war ohne Testament gestorben, hatte aber kurz vor seinem Tode den 14jährigen Dauphin Karl, den er seit seiner Geburt nicht gesehen hatte, weil er ihn als einen Schwächling nicht achtete, vor sich kommen lassen und ihn nach einigen Ermahnungen der Leitung seiner ältern Tochter Anna, der Gemahlin des Prinzen von Beaujeu, empfohlen. Bis in sein 14. Jahr, als dem Zeitpunct seiner Mündigkeit, ohne Bildung aufgewachsen (weil sein Vater gemeint hatte, er brauche vom Latein nur die fünf Worte zu verstehen: qui nescit dissimulare, nescit regnare), dabei körperlich schwach und gebrechlich, war Karl VIII ganz den Eingebungen seiner Schwester hingegeben, welche, ohne auf den Herzog von Bourbon als Connetable und auf den Herzog von Orleans als Staatsrathspräsidenten Rücksicht zu nehmen, von einigen klugen Rathgebern und dem tapfern Feldherrn La Tremouille unterstützt, die Regentschaft führte, ohne Regentin zu heißen.

Dennoch würden die Ansprüche, mit welchen die verwandten königlichen Prinzen, die größern Vasallen und der aragonesische sowohl, als burgundische Gränznachbar nach Ludwig's Tode hervortraten, der Regentin unüberwindliche Noth bereitet haben, wenn ihr nicht die Gunst des Volks zur Seite gestanden wäre, das sie durch Abstellung vieler Regierungsmißbräuche und durch Linderung des Steuerdrucks gewann. So konnte sie zunächst der Vereinigung des Herzogs Franz II von Bretagne mit dem

Herzog von Orleans die Spitze bieten und sie durch die Schlacht bei St. Aubin, welche Tremouille gewann, unschädlich machen: denn der Herzog von Orleans wurde gefangen, und der Herzog von Bretagne mußte versprechen, seine beiden Töchter nicht ohne Einwilligung des Königs zu vermählen. Anna's Regentschaft dauerte fast bis zu dem Zeitpunct, da Karl VIII durch seine Vermählung mit der Erbin von Bretagne dieses letzte große Reichslehen mit der Krone Frankreich vereinigte.

Als nämlich der Herzog von Bretagne starb und seine schöne Erbtochter Anna unter den vielen Bewerbern um ihre Hand dem deutschen Könige Maximilian den Vorzug gab und ihm durch Procuration angetraut wurde, that König Karl auf den Grund des obenerwähnten Vertrags Einspruch, weil die Verbindung der Bretagne mit Burgund und Deutschland dem französischen Reiche die größte Gefahr drohte. Um leichter zum Ziel zu kommen, trug er ihr selbst seine Hand an, obgleich er bereits (wie oben erwähnt worden) in seiner Kindheit mit Maximilian's und Maria's Tochter Margaretha verlobt war und diese schon den Titel „Königin von Frankreich" führte. Da der bretagnische Hof den Antrag ablehnte, ließ Karl ein französisches Heer in die Bretagne einrücken und Rennes belagern.

Von ihren Ständen sowohl, als auch von ihren durch den König bestochenen Räthen beredet, gab nun die kaum der Kindheit entwachsene Fürstin nach und willigte in die neue Verbindung, und damit diese als ungezwungen erscheinen möchte, zog Karl sein Heer aus der Bretagne zurück. Bald darauf reiste Anna ab, nicht aber, wie man glaubte, zu ihrem Gemahl nach Deutschland, sondern nach Langeai in Touraine, wo sie mit Karl VIII vermählt wurde (1491). Durch diese Vermählung wurden demnach zwei, allerdings nur dem Namen nach bestehende, aber in politischer Hinsicht wichtige Bande gelöst, indem „der designirte Eidam dem künftigen Schwiegervater seine eigne Frau entriß."

Im höchsten Unwillen über diese Doppelbeleidigung schloß Maximilian ein Bündniß mit Heinrich VII von England, der auch wirklich in Calais landete; aber da die deutschen Stände zur Beihülfe nicht zu bewegen waren,

und daher England gegen Geldentschädigung wieder zurücktrat, so mußte Maximilian froh seyn, im Frieden zu Senlis 1493 mit der Zurücksendung Margarethens auch deren Mitgift (die Franche=Comté, Artois und Charolais) für seinen Sohn Philipp zurückzuerhalten, während die Bourgogne bei Frankreich blieb.

Noch während der Friedensunterhandlungen mit Frankreich hatte Maximilian wieder einen Aufstand der Brügger und Genter, eine Empörung des jungen Herzogs von Geldern, einen fortwährenden räuberischen Widerstand flüchtiger Flandrer (unter Philipp von Cleve in Sluis), und einen Aufstand holländischer und friesländischer Bürger und Bauern — in dem sogenannten Brod- und Käsekrieg — zu bekämpfen. Dieser letztere Krieg hatte seinen Namen von der Abbildung eines schwarzen Brodes und grünen Käses, welche die Aufständischen in ihrer Fahne führten. Die Noth war wegen der vorangegangenen Kriegsverheerungen, häufigen Brandschatzungen, Söldnereinlagerungen ꝛc. allerdings so groß, daß die Armen Viehfutter essen mußten. Die Horden der Aufständischen durchzogen plündernd und wüstend das Land und zwangen durch Einschüchterung Tausende zu ihren Fahnen. So wälzten sie sich 1492 auf Harlem, erstürmten es, ermordeten die Rathsherren, plünderten die Reichen und machten diese Stadt zu ihrem Regierungssitz. Als aber Herzog Albrecht mit der Reichshülfe kam, ergaben sie sich. Die Haupträdelsführer wurden mit dem Tode bestraft, die schuldigen Städte verloren ihre Privilegien und mußten Schadenersatz leisten. Erst später bekamen sie ihre Privilegien wieder.

---

7. Kapitel.

England im 15. Jahrhundert auf der Höhe seiner mittelalterlichen Blüthe und in seinem tiefsten politischen und bürgerlichen Verfall.

1. Heinrich IV. Heinrich V der Stern des englischen König- und Ritterthums. Seine Siege in Frankreich. Sein Tod. Bedford in Frankreich. Glocester in England Regent für Heinrich VI. Margaretha von Anjou. Glocester's Tod. Richard von York Haupt der Opposition. York Protector und Usurpator. Krieg der rothen und weißen Rose. York's Tod. Sein Sohn Eduard IV. Heinrich's VI Flucht. Parteiwuth. Heinrich gefangen. Warwik's Abfall und Niederlage. Heinrich's Tod.

Mit Heinrich IV (1399 bis 1413) war das lancastersche Haus oder die „rothe Rose“ in den Besitz des englischen Thrones gekommen, dem es drei Könige gleiches Namens gab.

Die frevelhaft erworbene Krone (XVII. 6, 3 a. E.) wußte Heinrich IV theils durch Nachgiebigkeit gegen das Unterhaus, das unter Richard II durch öftere Ausübung seiner Parlamentsrechte zu Ansehen gekommen war, theils durch Strenge in Unterdrückung verschiedener Empörungen zu behaupten. Die gefährlichste Empörung leitete Heinrich Percy, Graf von Northumberland, mit dem Beinamen Hotspur (Heißsporn), der den König in Erwerbung der Krone am thätigsten unterstützt hatte und sich dafür nicht nach Erwartung belohnt sah. Indeß machte die blutige Schlacht bei Shrewsbury 1403, wobei Hotspur fiel, der Bewegung bald ein Ende. — Um sich besonders der Geistlichkeit gefällig zu erweisen, nahm König Heinrich sie gegen die das ganze hierarchische Kirchensystem bedrohenden Wyclefiten (Lollharden XVII. 6, 3) kräftig in Schutz und ließ diese Leute als Ketzer mit Scheiterhaufen und Schwert verfolgen.

Sein Sohn und Nachfolger Heinrich V (1413—1422) hatte daher gleich im Beginn seiner Regierung eine Empörung der Wyclefiten zu bekämpfen, die von ihm wegen ihrer republicanischen Grundsätze keine Nachsicht hoffen konnten. Die Empörung wurde jedoch schnell unterdrückt und ihr Leiter John Oldcastle (auch Lord Cobham genannt) mit dem Feuertod bestraft. — Dieser Heinrich, ein Fürst voll hohen Geistesgaben und feuriger Thatkraft, tapfer und kühn, streng gegen Große und herablassend gegen Niedrige, vom Volke geliebt und vom Heere gleichsam angebetet, hatte sich zwar in seiner Jugend großen Ausgelassenheiten und Thorheiten hingegeben, aber sie von dem Augenblick der Thronbesteigung an ernstlich eingestellt, so daß er nachher jener Stern des englischen König- und Ritterthums wurde, dessen glänzenden Lauf wir schon während des oben beschriebenen französisch-englischen Krieges von seinem Aufgang bis zu seinem Niedergang beobachtet haben. (K. 5, 1.)

Sein allzufrüher Tod setzte England dem Unglück einer langen vormundschaftlichen Regierung aus, da sein Sohn erst 9 Monate alt war. Die Regentschaft in dem eroberten Theile von Frankreich sammt der Fortsetzung des französischen Kriegs gegen Karl VII übernahm sein älterer Bruder, der

Herzog von Bedford; die Regierung in England leitete sein zweiter Bruder, der Herzog von Glocester unter dem Namen eines Protectors. Daß mit dem Uebertritt des Herzogs Philipps von Burgund, vollends mit dem Tode des Herzogs von Bedford (1435) das Glück Englands in Frankreich rückwärts gieng, ist bereits erzählt worden (K. 5, 3.).

In England sah sich der Herzog von Glocester durch den herrschsüchtigen Cardinal von Winchester gehemmt, der wider Glocester's Willen den gutmüthig-schwachen König zu einer Heirath mit Margaretha, der Tochter des Herzogs René (Titularkönigs von Neapel) vermochte, einer zwar willenskräftigen und unternehmenden, aber allem weiblichen Gefühle entfremdeten Fürstin. Von ihr und ihrem Günstling, dem Herzog von Suffolk, geleitet, ließ der König den Herzog von Glocester, der sich bis dahin noch durch die Gunst des Volkes gehalten hatte, wegen angeblichen Hochverraths verhaften, und nach zwei Tagen fand man ihn todt im Gefängniß, also daß nun die lancaster'sche Partei ohne Führer war (1447), da auch der Cardinal Winchester, in seiner Hoffnung auf Einfluß betrogen, sich schon früher hatte zurückziehen müssen und dann an einer langen Krankheit starb.

Der übermüthige Suffolk fiel gleichfalls in seine eigene Schlinge: denn als Frankreich für England verloren gegangen war (1444), lud der Haß der Großen und des Volkes die Schuld dieses Verlustes auf ihn. Er wurde des Hochverraths angeklagt, aber vom Könige zu seiner Rettung auf fünf Jahre nach Frankreich verbannt. Schon war er auf dem Meere, als seine Feinde ihn einholten und auf dem Schiffe tödteten (1450). Seine Stelle am Hofe nahm hierauf der Herzog von Sommerset ein.

Des Volkes Hoffnung war nun auf den Statthalter von Irland, den tapfern Herzog Richard von York, als den muthmaßlichen Thronerben, gerichtet, wurde aber 1453 durch den Prinzen Eduard von Wales vereitelt, den Margaretha im siebenten Jahr ihrer Ehe gebar. Nachdem York, der an der Spitze der Oppositionspartei im Parlament stand, den Sommerset durch eine Anklage wegen des Verlustes der Normandie und Guyenne gestürzt hatte, ließ er sich wegen eingetretener Gemüths-

krankheit des Königs vom Parlamente 1454 zum Protector des Königreichs erklären. Indeß genas der König, übernahm die Regierung wieder und rief auch den Sommerset zurück. Da griff York zu den Waffen und mit der Schlacht bei St. Albans 1455, worin Sommerset fiel und der König gefangen wurde, begann der langwierige, alle sittlichen Grundlagen des Staats zerstörende Krieg der rothen und der weißen Rose oder des Hauses Lancaster und des Hauses York, ein Bürgerkrieg, der noch unter drei Königen — Eduard IV, Eduard V und Richard III — mit unerhörter Wuth und Grausamkeit fortgeführt wurde und England dreißig Jahre hindurch einem unsäglichen Elend und Verderben preißgab.

Bei seiner ersten Gefangenschaft hatte der König die Schritte York's genehmigen müssen. Als hierauf der König von Neuem in Schwachsinn verfiel, erhielt York abermals die Protectorwürde, mußte sie aber auf Margarethens Betrieb 1456 wieder niederlegen. Hierauf verhielt sich nun York zwar anscheinend ruhig; dagegen griff sein thätigster Anhänger, der Graf Warwick, zu den Waffen und besiegte die königliche Partei bei Bloreheath; doch stärkte sie sich wieder und York mußte sogar nach Irland fliehen. Indeß trat die yorkische Partei bald wieder auf, bekam 1460 London in ihre Gewalt, schlug den König bei Nordhampton, nahm ihn gefangen, und nöthigte ihn, alle Handlungen der Empörer zu genehmigen.

Jetzt trat York mit der Behauptung des, allerdings gegründeten Näherrechts auf die Krone hervor und so gewannen die Parteien einen entschiedeneren Ausdruck, indem die yorkische sich auf das Recht der Abstammung, die lancaster'sche auf die einmal dem bisherigen Königshause geleistete Treue berief. Der Vorschlag des Parlaments, den jetzigen König noch zu belassen und den York zu seinem Nachfolger zu erklären, hätte dem ganzen Streit ein versöhnliches Ende gemacht, — aber Margaretha wollte nicht auf die Rechte ihres Sohnes Eduard verzichten. Sie sammelte, von der lancaster'schen Partei unterstützt, ein Heer und noch im Dezember 1460 kam es zur Schlacht bei Wakefield, in welcher York einer vierfachen Uebermacht erlag Er selbst fiel und sein Haupt wurde auf Margarethens Befehl mit einer papiernen Krone über der Stadt York aufgesteckt; auch wurden alle Gefangenen von Bedeutung hingerichtet.

Obgleich nun York's schöner und tapferer Sohn Eduard, dadurch zur Rache angestachelt, kurz darauf bei Mortimerscroß siegte, so schien doch die yorkische Partei durch den Verlust der Schlacht bei St. Albans unterliegen zu müssen. Allein Eduard erklärte nun, daß der König seinem frühern Wort selbst untreu geworden sey und von Andern keine Treue fordern könne, ließ sich als

Eduard IV zum König ausrufen und schlug 1461 das gegnerische (lancaster'sche) Heer bei Towton dermaßen, daß 28,000 Mann davon den Wahlplatz deckten und Heinrich VI nach Schottland entfloh. Die Parteiwuth war so groß, daß nach dieser, wie jeder andern Schlacht jedesmal die vornehmsten Gefangenen hingerichtet wurden. Hierauf zog Eduard in London unter dem Jubel des Volkes ein, empfieng die Krönung und ließ durch das stets gefügige Parlament die Regierungen Heinrich's IV, V und VI für unrechtmäßig erklären und auf dieses Urtheil hin die bedeutendsten Anhänger des lancaster'schen Hauses hinrichten, um sich auf dem Thron zu erhalten. Margaretha machte zwar noch einige Versuche, mit französischen Truppen die Rechte ihres Sohnes zu vertheidigen, ward aber geschlagen, und floh nach Frankreich, nachdem sie mit genauer Noth zwei Raubanfällen und einem Schiffbruch entgangen war.

Indeß fiel Heinrich VI, von Schottland aus, in England ein und vereinigte sich mit seiner von Sommerset geführten Partei, wurde jedoch in der Schlacht bei Herham geschlagen: Sommerset ward gefangen und enthauptet; der König entfloh, wurde jedoch in seinem Versteck von einem Mönch verrathen und in den Tower zur engsten Haft gebracht, so daß nun Eduard IV unbestritten regierte. — Seine Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit aber brachte ihn noch in schwere Verwicklungen. Während Warwick für ihn um die Hand der Schwägerin Ludwigs XI warb, vermählte er sich heimlich (1464) mit Lady Grey aus der Familie Wydeville, ließ sie dann im folgenden Jahre krönen und setzte durch die Begünstigung der Wydeville's die bis dahin von ihm bevorzugte Familie Salisbury zurück, und als sein Bruder, der Herzog von Clarence, ohne seine Einwilligung eine Salisbury (die Tochter Warwick's) heirathete, entstand zwischen den fürstlichen Brüdern sowohl, als zwischen jenen beiden Familien eine so tödtliche Feindschaft, daß es zum Krieg kam, in welchem der König in seines Bruders Gewalt fiel und allgemeine Amnestie ertheilen mußte.

Dennoch kam es zu neuen Empörungen; Clarence und Warwick wurden jedoch geschlagen und mußten nach Frankreich fliehen, kamen aber bald darnach mit neuen Verstärkungen zurück, zwangen den König Eduard nach Burgund zu fliehen (1470) und führten den König Heinrich VI aus dem Tower wieder auf den Thron zurück, worauf sich Warwick vom Parlamente die Regentschaft übertragen ließ.

Ein halbes Jahr darauf kehrte Eduard IV nach England zurück und verzichtete eidlich auf alle Kronrechte. Kaum hatte er aber wieder seinen Anhang gesammelt, als er sich London's bemächtigte und bei Barent den Warwick besiegte. Warwick („der Königsmacher") selbst fiel im Treffen und alle Gefangenen wurden ohne Ausnahme hingeschlachtet. — An dem nämlichen Tage landete Margaretha mit ihrem Sohne in England. Als sie die Niederlage

ihrer Partei erfuhr, wollte sie wieder nach Frankreich zurückkehren, wurde aber durch die sich um sie sammelnden Lancastrier bestimmt, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Allein Eduard IV siegte abermals und bekam Margaretha und ihren Sohn in seine Gewalt. Als ihm der Prinz vorgeführt wurde und auf die Frage, warum er bewaffnet den englischen Boden wieder betreten habe, antwortete: „Um meines Vaters Reich wieder zu erobern"! schlug ihn der König Eduard mit dem Eisenhandschuh in's Gesicht, und Clarence und sein Bruder Glocester erdolchten den 18jährigen Jüngling vor den Augen des Königs! Margaretha aber wurde in den Tower gebracht, und König Heinrich VI, der ebenfalls in diesem Staatsgefängnisse saß, fiel wenige Tage darauf, wie man glaubt, unter dem Dolch des wilden Richard von Glocester 1471. Margaretha wurde erst 1475 gegen 50,000 Kronen an Frankreich ausgeliefert, wo sie 1482 starb. Von den Lancaster's retteten sich nur der alte Kaspar von Pembroke und sein Neffe, der Graf von Richmond, nach der Bretagne; die übrigen Glieder wurden alle von König Eduard ausgerottet.

2. Fortsetzung der Rosenkriege. Eduard's IV Tod. Eduard V. Glocester Protector, dann König als Richard III. Mißglückte Empörung Bukingham's. Heinrich von Richmond. Fall Richard's. Heinrich VII Tudor. Versöhnung der beiden Rosen. Befestigung der Königsmacht.

Die Frevel, welche das Haus York an dem Hause Lancaster geübt, blieben nicht unvergolten: das Haus York mußte an sich selbst die göttliche Bestrafung vollziehen.

Um die warwick'sche Erbschaft ganz an sich zu bringen, ließ Clarence die jüngere Schwester seiner Gemahlin beseitigen. Nach einiger Zeit entdeckte man sie als Küchenmagd; sogleich nahm sie der wilde Richard von Glocester zur Gattin und forderte von seinem Bruder Clarence die Hälfte der Erbschaft. Da ihm aber dieser nur den Pflichttheil überließ, so entstand zwischen beiden Brüdern eine Todfeindschaft, an der bald auch der dritte Bruder, der König, Theil nahm. Eine Beleidigung nämlich, die sich der wenig gefüge Clarence gegen die Königin erlaubte, führte zu einer Vereinigung derselben mit Glocester und beide begannen ihre Rache damit, daß sie zweien Anhängern des Herzogs von Clarence, dem Mathematiker Stacey und dem Lord Burdet wegen angeblicher Zauberey den Prozeß machen ließen. Als Clarence sich leidenschaftlich darüber äußerte, weckten seine Gegner den alten Groll des Königs gegen ihn and brachten es dahin, daß Clarence vom Parlament zum Tode verurtheilt wurde. Der königliche Bruder soll ihm als Gnade die Wahl der Todesart überlassen und Clarence mit Trotz gewünscht haben, in einem Faß mit Malvasier, den er gerne trank, ersäuft zu werden! Jedenfalls starb er eines gewaltsamen Todes im Tower. — Eduard IV selbst starb 1483

an einem Krankheitsanfall, den ihm der Zorn über Ludwig XI von Frankreich zuzog, der sein Wort in Betreff der Verlobung des Dauphins mit Eduards Tochter nicht hielt. Seinen 13jährigen Sohn und Nachfolger Eduard V konnten die Wydewille's nicht auf dem Thron erhalten. Unterstützt von der Eifersucht anderer Großen brachte der scheußliche Glocester den jungen König durch List in seine Gewalt und ließ sich zum Protector ernennen. Auch den jüngsten Sohn Eduards, den die Königin gebar, als sie sich in die Westmünsterabtey flüchtete, ließ er sich ausliefern. Somit war es klar, daß der Thron sein Ziel war. Alle die ihm den Weg dahin zu versperren schienen (die Lords Hasting und Stanley) wurden unter irgend einem Vorwand verurtheilt und hingerichtet. Zuletzt ließ er durch einen feilen Geistlichen von der Kanzel herab die Ehe Eduards IV für ungültig und dessen Kinder für nicht successionsfähig erklären. Glocester hoffte auf diese Rede sogleich von dem Volke in der Kirche zum König ausgerufen zu werden; aber Alles blieb stumm und war empört über dieses Lügengewebe. Der gleiche Auftritt wiederholte sich auf dem Stadthaus; das Volk blieb stumm und erst auf die dreimal wiederholte Frage, ob sie den Herzog zum König haben wollten, riefen ein paar Stimmen im Hintergrund: Gott erhalte den König! Dies wurde für eine Zustimmung genommen und gleich durch den Herzog von Bukingham eine Addresse an den Herzog mit der Bitte überbracht, daß er sich die Krone gefallen lassen möge. Zum Schein weigerte sich der Heuchler ein wenig, dann griff er zu und bestieg als Richard III 1483 den mit Blut und Lüge gewonnenen Thron.

Diesen unangefochten zu behaupten, standen nur noch Eduards beide Söhne im Wege. Der edle Befehlshaber des Towers, Sir Brakenbury, wollte sich zu dieser Frevelthat nicht hergeben: da schickte der König seinen Stallmeister John Tyrrel an ihn mit dem Befehl, demselben auf 24 Stunden die Schlüssel zum Tower einzuhändigen. In der Nacht ließ sodann Tyrrel durch zwei Knechte die beiden Prinzen mit Betten ersticken und erhielt dafür — die Verwaltung des Herzogthums Cornwallis. Dagegen sah sich Buckingham, des Königs bisherige Stütze, mit Mißtrauen behandelt: er faßte daher den Plan, den verhaßten König zu stürzen und zu dem Ende zwischen der Schwester Eduards V (Tochter Eduards IV) Elisabeth mit dem letzten Sprößling aus dem Hause Lancaster, dem Heinrich von Richmond, Grafen von Tudor, — demselben, der, wie oben erwähnt, vor Eduard IV nach der Bretagne geflohen und durch seine Mutter ein Urenkel des Herzogs Johann von Lancaster war — eine Vermählung zu Stande zu bringen. Auf erhaltene Zusage begann Bukingham den verabredeten Aufstand; da aber Heinrich nicht erschien, wurde der Aufstand schnell unterdrückt; Bukingham selbst fiel in die Hände des Königs und wurde hingerichtet.

Erst 1485 landete Heinrich von Richmond, vom Könige von Frankreich unterstützt, an der Küste von Wales mit einer kleinen Heeresmacht und sah sich bald von seiner Partei verstärkt. König Richard, längst darauf gefaßt, rückte ihm

mit einem weit überlegenen Heere entgegen. Nichts desto weniger gieng in der Entscheidungsschlacht bei Bosworth ein Theil des königlichen Heeres zu Heinrich über. Als Richard dieses bemerkte, drang er mit Wuth persönlich auf seinen Gegner ein, wurde aber vom Pferde gestoßen und im Getümmel des Kampfes zertreten, worauf der Sieger von seinem Heere noch auf der Wahlstatt zum König ausgerufen und mit der Krone, die Richard auf dem Helme trug, geschmückt wurde. Die Anerkennung des Parlaments, sowie die Bestätigung des Papstes folgte nach. So endete die mit Heinrich II begonnene Dynastie der Plantagenet. — Noch lebte zwar ein Sohn des Herzogs von Clarence, der Graf Eduard von Warwick: er wurde aber lange Zeit hindurch im Tower festgehalten, und als er einen Fluchtversuch wagte, zum Tode verurtheilt und enthauptet (1499).

Mit der Thronbesteigung **Heinrich's** VII oder der Erhebung des Hauses Tudor auf den englischen Thron (1485), so wie durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Eduard's IV, also mit der Versöhnung der rothen und weißen Rose, endete der gräuliche Bürgerkrieg, der das Volk bis zur Entsittlichung verwilderte, den Wohlstand des Landes zerrüttete, die Bildung hemmte, die Krone entwürdigte und den Adel verminderte, das Haus der Gemeinen um alles Ansehen, die Geistlichkeit um ihren Einfluß brachte. Viele dieser Nachtheile glichen sich freilich im Laufe der Zeit wieder aus; die Schwächung der Aristokratie aber diente dazu, daß das Königthum an Macht und der Bürgerstand eine freiere Stellung gewann. So war auch in diesem Lande das Fundament des mittelalterlichen Staatenbaus gewichen und der modernen Regierungsweise und Staatenbildung die Bahn gebrochen. Denn indem nun Heinrich VII jede Empörung (z. B. den Aufstand Simnel's 1487 und den Aufstand Warbeks 1499) mit Entschlossenheit und Strenge unterdrückte, die Macht des Adels durch die Erlaubniß der Stammgüterveräußerung wesentlich schwächte und den Staatsschatz nicht sowohl durch Steuererhöhungen, die er allerdings nie ohne Bewilligung der Stände vornahm, als vielmehr durch gehässige Gütereinziehungen und Geldbußen füllte, hinterließ er nach einer 24jährigen Regierung 1509 seinem Nachfolger alle Hauptbedingungen zur Ausbildung eines unbeschränkten Königthums.

8. Kapitel.

Die pyrenäische Halbinsel im 15. Jahrhundert. Letzter Kampf gegen die Mauren in Spanien.

1. Castilien's Schwäche unter seinen drei letzten Königen. Isabella. — Aragonien: Ferdinand I der Gerechte. Alfons V der Weise, auch König in Neapel. Johann II. Aufstand der Catalanen. Navarra selbstständig. Ferdinand's II Vermählung mit Isabella von Castilien.

Auf Spanien übergehend richten wir zunächst wieder unser Augenmerk auf Castilien und Aragonien.

In **Castilien** war nach Johann's I Tode die Krone an seinen 11jährigen Sohn Heinrich oder Henriquez III gekommen. Sobald er selbst die Zügel der Regierung ergreifen konnte, war es seine Hauptsorge, die während seiner Minderjährigkeit stark hervorgetretenen Anmaßungen der Großen zu beschränken und dann die hergestellte Ruhe zu einer Unternehmung auf Granada zu benützen, um der maurischen Herrschaft in Spanien vollends ein Ende zu machen. Mitten unter den Zurüstungen dazu starb der kühne junge Fürst in einem Alter von 27 Jahren (1406), viel zu früh für die erst schwach befestigte Kronmacht. Er hinterließ einen erst zweijährigen Sohn Johann II, für welchen Heinrich's edler Bruder Ferdinand (Fernando) die vormundschaftliche Regierung bis zum Jahr 1410 führte, in welchem Johann in das regierungsfähige Alter eintrat.

Da aber Johann, der nun allein unter der Führung seiner Mutter stand, nur Lust zu Jagd und Turnier, Musik und Dichtkunst, aber keinen Ernst zur Erlernung der Staatskunst zeigte, so überließ er das Regierungsgeschäft seinem Jugendfreunde Alvaro de Luna, der zwar eine Zeit lang mit Kraft und Klugheit den Thron gegen die Anmaßungen der Großen, besonders der drei jüngern Söhne des verstorbenen Königs Johann's von Aragonien, welche Vasallen Castiliens waren, schirmte, aber ungeachtet der Stütze, die er in der Gunst des Königs, wie im Volke hatte, doch am Ende seinen Neidern erlag, indem der schwache König es zuließ, daß Alvaro verhaftet und nach Einziehung seines

großen Vermögens zu Valladolid hingerichtet wurde (1453). Dafür war nun der König ein Spielball seiner Großen, und zu spät bereute er es, sich seiner besten Stütze selbst beraubt zu haben. Er starb ein Jahr darauf mit dem Wunsche, lieber eines Ritters Sohn oder ein Mönch gewesen zu seyn.

Auch die Regierung seines noch kraftlosern Sohnes Heinrich's IV (1454—1465) gab sich ganz seinem Günstling Pacheco, Marquis von Villena, hin, der in seinem Uebermuth so weit gieng, daß er in Verbindung mit mehreren Großen und selbst mit dem Könige Johann II von Aragonien den König Heinrich schimpflich absetzte und dessen Bruder Alfons XII zum König machte. Da aber dieser nach drei Jahren starb, wurde Heinrich wieder eingesetzt, jedoch unter der Bedingung, daß er mit Uebergehung seiner Tochter Johanna die Thronfolge seiner Schwester Isabella gewährleistete. Mit Heinrichs Tod 1474 gieng daher das castilische Reich an Isabella über, die sich 1469 mit dem Infanten Ferdinand von Aragonien vermählt hatte.

In **Aragonien** nämlich war nach dem Aussterben des barcellonesischen Mannsstamms (XVII. 7, 2.) Martin's Schwestersohn Ferdinand I, Infant von Castilien, von einem Ausschuß der Stände Aragoniens, Valencia's und Cataloniens zum König gewählt worden; auch Sicilien und Sardinien erkannten den neuen König an, der sich mit Kraft auf dem Thron gegen einen Empörungsversuch des Grafen von Urgel zu behaupten wußte. Es ist dieß derselbe König, der dadurch, daß er dem schismatischen Papst Benedict XIII auf die Vorstellungen des Kaisers Siegmund seinen Schutz entzog und dadurch zu dem vom Kostnitzer Concilium betriebenen Kirchenfrieden beitrug (K. 2, 1).

Sein Sohn Alfons V, der Weise (1416—1458), machte zwar einen vergeblichen Versuch, den Genuesern Corsica zu entreißen; dagegen erwarb er 1442 als Adoptivsohn der Königin Johanna II von Neapel die Krone dieses italischen Reiches, mit dem er sich alsdann fast mehr, als mit Aragonien beschäftigte (K. 12, 4). Auch gehört er mit unter die ersten Beförderer des wiedererwachenden Studiums der Literatur der Alten in

Italien. Ihm folgte in der Regierung Neapels sein natürlicher Sohn Ferdinand, — in der Regierung Aragoniens, Sardiniens und Siciliens sein ritterlicher und geachteter Bruder Johann II, dem seine erste Gemahlin das Königreich Navarra zugebracht hatte. Dieser hatte zwei Söhne, einen aus dieser ersten Ehe, Namens Karl, und einen aus zweiter Ehe, Namens Ferdinand. Um diesem jüngern Sohne auch Navarra zuzuwenden, entzog er dem älteren dieses sein mütterliches Erbe. Dabei stieß er jedoch auf den Widerstand der catalonischen Stände, die sich des Prinzen mit den Waffen annahmen, so daß Johann von seinem Plan abstand. Als nach drei Jahren Prinz Karl starb, gaben die Catalonier den Tod desselben seiner Stiefmutter Schuld und erhoben von Neuem einen Aufstand, den Johann's Kraft und Ferdinand's Klugheit erst nach neun Jahren zu dämpfen vermochten (1471). Mit Johann's Tode 1479 fiel Navarra, dem Friedensvertrage gemäß, an den Grafen von Foix, den Gemahl der Tochter des verstorbenen Prinzen Karl, und wurde dadurch wieder ein selbständiges Reich.

In Aragonien erhielt Ferdinand II der Katholische die Nachfolge. Es ist dieses derselbe, der seit 1469 mit der obenerwähnten Isabella von Castililien vermählt war und durch diese Vermählung den Grund zur Vereinigung beider Reiche legte, von welcher an — das spanische Volk den Beginn seines glänzenden Aufschwungs rechnet.

Isabella hatte anfangs nach dem Wunsch ihres Bruders Heinrich den König Alfons V von Portugal zum Gatten bekommen sollen; sie gab aber auf Vermittlung des Erzbischoffs von Toledo dem Infanten Ferdinand von Aragonien den Vorzug. Ferdinand verpflichtete sich eidlich, die Rechte der Castilier zu achten, in Castilien nichts ohne Isabellens Vorwissen und Einwilligung vorzunehmen und nur Castilier in den castilischen Rath zu berufen. Obgleich diese Unterhandlung heimlich betrieben worden war, so bekam doch ihres Bruders Günstling Pacheco (der nachherige Marquis von Villena) davon Kunde und wollte sich Isabellens bemächtigen. Sie erreichte aber unter dem Schutze des Erzbischoffs glücklich Valladolid, wo ihre feierliche Vermählung den 28. October 1469 vor sich gieng. Da ihrer festen Haltung und Ferdinands staatsmännischen Klugheit nicht beizukommen war, so entschloß sich König Heinrich zu einer Aussöhnung, die zu Segovia Statt haben sollte. Bei dieser Gelegenheit gedachte

Pacheco die beiden Vermählten in seine Gewalt zu bekommen: der Anschlag mißlang aber, die Aussöhnung unterblieb und der Bürgerkrieg begann von Neuem. Zwar übertrug Heinrich vor seinem Tode seiner Tochter Johanna die Nachfolge; allein Ferdinand und Isabella wurden von dem größten Theile des Volks zu Segovia als König und Königin von Castilien anerkannt. Hierauf verlobte sich Johanna auf Betrieb ihrer Partei mit dem König Alfons V von Portugal und bewog ihn zu einem Einfall in Castilien; da er aber die Schlacht bei Toro (1476) verlor, entsagte er der Verbindung mit Johanna und damit auch dem castilischen Throne.

2. Vereinigung der Reiche Castilien und Aragonien. Ferdinand's und Isabella's Streben nach Unumschränktheit. Die heilige Hermandad. Errichtung der Inquisition. Eroberung von Granada. Vertreibung der Juden; Zwangsbekehrung der Mauren. Spanische Bildung und Literatur im 14. und 15. Jahrhundert.

Wenn auch beide Königreiche unter der gemeinsamen Regierung Ferdinands und Isabellens noch getrennt gehalten und ein jedes nach seinen eigenen Rechten verwaltet wurde, so wurde doch dadurch die künftige Einheit der spanischen Monarchie begründet. Beide Herrscher, obgleich im Character ziemlich verschieden — Isabella schön und klug, dabei mild und edelgesinnt, Ferdinand kräftig und kaltverständig, ja listig und schlau — verfolgten dennoch das gleiche Ziel, nämlich die Unumschränktheit des Königthums und zwar mit den gleichen Mitteln, durch Beschränkung des Adels und der Geistlichkeit, wobei ihnen die Zeitverhältnisse zu Hülfe kamen. So bewilligte Papst Sixtus IV der spanischen Krone das Recht, die Bisthümer zu besetzen, wodurch die spanische Geistlichkeit in große Abhängigkeit von der weltlichen Regierung gerieth. Um insbesondere die Macht des Adels zu brechen, wurden mehrere Wege eingeschlagen. Zunächst wurde ihm die richterliche Gewalt genommen und in die Hände von Rechtsgelehrten gelegt; dann wurde das alte castilische Institut der heiligen Hermandad (einer bürgerlichen Miliz zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit in Städten und auf Landstraßen) erneuert und auch auf Aragonien ausgedehnt, so daß dadurch zugleich der raubsüchtige Theil des Burgadels im Zaum gehalten wurde. Und da der Adel eine Hauptstütze in den drei

Ritterorden hatte, welche durch Landbesitz, Reichthum und Heereswacht (fast wie ein Staat im Staate) den Königen stets gefährlich gewesen waren, so ließ sich Ferdinand zum Ordensadministrator wählen und verschaffte sich in der Folge vom Papste die Bewilligung, das Großmeisterthum jedes Ordens mit der Krone zu verbinden, die fortan über die sämmtlichen Kräfte des Ordens verfügte und nur solche Mitglieder zuließ, die ihr zu Willen waren.

Ein Hauptmittel aber, die Allgewalt des Königthums zu fördern, war die Inquisition, an deren Einführung und langen Aufrechthaltung in Spanien finsterer Aberglaube, grausame Politik und schändliche Habsucht gleichen Antheil hatten, indem sie von den spanischen Königen durch eine neue Organisation nicht nur zur gewaltsamen Bekehrung der Juden und Muhammedaner, sondern auch zur Eröffnung einer neuen Finanzquelle, so wie zu einem Schreck- und Vernichtungsmittel politischer Gegner benützt und dadurch Jahrhunderte lang die furchtbarste Geißel Spaniens wurde.

Allerdings war in Spanien wegen der großen Menge Juden und Mauren nicht leicht zu regieren. Dazu waren namentlich die Juden wegen ihrer großen Reichthümer ein starker Gegenstand des Volkshasses, der oft in blutige Aufstände gegen die Juden ausbrach. Um diesen Verfolgungen zu entgehen, traten viele Juden äußerlich zum Christenthum über, hiengen aber meist innerlich noch ihrem alten Glauben an oder fielen förmlich wieder in denselben zurück. Wurden nun solche Judenchristen des Rückfalls oder heimlichen Judenthums überführt, so wurde ihr Vermögen vom Staat eingezogen. Dasselbe galt von den Morisco's oder den zum Christenthum übergetretenen Mauren, wie auch von den zu einer Secte übergetretenen Christen. Politik sowohl als Finanzspeculation verfiel daher auf Wiederbelebung des Inquisitions- oder Ketzergerichts, das schon früher in Castilien eingeführt worden, aber allmählig wieder in Abgang gekommen war. Isabella wollte anfangs nicht einwilligen; da man es ihr aber als religiöse Gewissenssache darstellte, gab sie nach. Ohne sich an die laute Mißbilligung des Volkes, die sich hie und da in Aufständen kund gab, zu kehren, setzte Ferdinand den Beschluß durch und erkaufte mit dem Jammer von Tausenden, die als Opfer dieses Ketzergerichtes fielen, den vom Papst ihm für seinen Glaubenseifer verliehenen Titel „der Katholische". Die Behauptung Llorente's, der Papst Sixtus IV habe die Einführung dieses Gerichts gerne bewilligt, weil er darin eine Stütze der Kirchenherrschaft in Spanien

gesehen habe, wird von Päpstlichgesinnten bestritten. Allerdings mochte sich Sixtus die furchtbare Ausdehnung nicht vorgestellt haben, welche nach und nach die spanischen Könige diesem Gerichte gaben. Jede freie Aeußerung in Religion oder Politik, ja schon der leiseste Verdacht, oder die falsche Aussage eines Feindes konnte in die schrecklichen Kerker der Inquisition bringen. Keinem wurde sein Ankläger genannt; wollte Einer, schuldig oder unschuldig, läugnen, so wurde er den furchtbarsten Folterqualen ausgesetzt. Gestand er vor Schmerz, auch wenn er sich des Vergehens nicht bewußt war, so wurde er, je nach dem Grade desselben, entweder zum Feuertode verurtheilt, oder lebenslänglich eingekerkert, oder seiner Güter verlustig erklärt oder sonst mit einer Bußstrafe belegt. — Die Verbrennungen, Auto's da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen) genannt, wurden öffentlich mit großem Pomp, gewöhnlich bei Festgelegenheiten in Gegenwart des Hofes mit einer größern Anzahl Verurtheilten zugleich vorgenommen. Weit entfernt also, daß die spanische Inquisition ein Eingriff der geistlichen Macht in die Staatsgewalt gewesen wäre, war sie vielmehr ein königlicher, nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof. Die Inquisitionsrichter waren königliche Beamte und standen unter der Leitung eines Großinquisitors aus dem Orden der Dominicaner. Der erste Großinquisitor von Spanien war Thomas von Torquemada, unter dessen blutdürstiger Amtsführung in den Jahren 1481—1498 allein schon 8800 Gefangene lebendig —, 6500 Entflohene im Bilde verbrannt und 90,000 Andere mit andern Strafen belegt wurden. (Llorente rechnet, daß die Gesammtzahl der bis zur Auflösung der Inquisition in Spanien lebendig Verbrannten 31,912, der im Bilde Verbrannten 17,659, der übrigen Verurtheilten 291,450 betrug.) Da kein Spanier, selbst nicht die Granden und Erzbischöffe, sich dieser furchtbaren Macht entziehen konnten, so ist leicht zu ermessen, welch' ein wirksames Werkzeug dieses „geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit" in den Händen der Könige war, die dadurch sich jedes Widersachers auf die leichteste Weise entledigen konnten. Vergebens suchten selbst mehrere Päpste, den spanischen Inquisitionsgräueln Einhalt zu thun: sie mußten froh seyn, wenn sie nur zeitweise Milderung erlangten.

Ohngefähr um dieselbe Zeit, da die königliche Macht im Innern sich durch die Einführung der Inquisition zu stärken begann, beschloßen Ferdinand und Isabella, dem noch übrigen Reich der Mauren in Granáda, das sich bisher nur wegen der Zerrüttung Castiliens durch Tributzahlung erhalten hatte, durch einen ernstlichen Angriff ein Ende zu machen und somit dem daraus erwachsenden Ruhm der Rechtgläubigkeit den Erwerb eines trefflich angebauten, über 13 Städte und viele feste Burgen sich erstreckenden Landgebiets zu verbinden. Der Krieg

gegen Granada dauerte nichts desto weniger zehn Jahre lang, obgleich dazwischen die Mauren selber unter einander im Hader lebten. Mit dem Fall der überaus prächtigen und reichen Hauptstadt (den 2. Juni 1492) endete die maurische Herrschaft in Spanien, nachdem sie fast 800 Jahre lang gedauert hatte. Der letzte maurische Fürst Ali Abdallah floh mit einem Theile seiner Unterthanen nach Afrika.

Die Hauptstadt **Granáda** (am Fuße der Sierra Nevada und an den Ufern des Xenil und Durro) soll zur Zeit der Mauren 400,000 Einwohner gehabt haben. Mit ihren schönen Plätzen, gewundenen Straßen, prächtigen Häusern von maurischer Bauart mit Springbrunnen in den Höfen, besonders aber mit den Prachtruinen der Alhambra, d. i. des auf dem Hügel Alhambra erbauten Palastes maurischer Könige, gewährt sie noch jetzt, ungeachtet ihrer Herabgekommenheit, ein merkwürdiges Bild historischer Erinnerungen. Der genannte Palast ist mit 18 Fuß dicken Mauern und rothen viereckigen Thürmen umgeben und hat im Innern zwei mit weißem Marmor gepflasterte, mit Säulengängen umgebene und in der Mitte mit schönen Wasserbecken versehene Höfe. Die verschiedenen Säle enthalten prächtige, noch wohlerhaltene Verzierungen auf buntem Grunde, und mehrere davon haben sogar ebenfalls Springbrunnen, die durch ihren Anblick, wie durch ihre Kühlung das Gemüth des Mauren erquickten.

Anfangs wurde den zurückgebliebenen Mauren Religionsfreiheit zugesagt; seit 1499 aber ließ man ihnen nur die Wahl zwischen Taufe oder Auswanderung, — eine Maaßregel, durch welche Granada, die vorher blühendste Provinz Spaniens, der Verödung preißgegeben wurde. Denn ein großer Theil wanderte aus, die Uebrigen fügten sich gezwungen und waren in beständiger Furcht, Religions halber eine Beute der Inquisition zu werden. — Dieselbe Alternative war schon 1492 den Juden in ganz Spanien gestellt worden: sie mußten sich binnen einem Monat taufen lassen oder auswandern; im letztern Fall durften sie zwar ihre Güter verkaufen, aber da ihnen Gold und Silber und Edelsteine mitzunehmen verboten war, so war jene Vergünstigung trügerisch. Die Bleibenden nahmen als Zwangschristen das Christenthum nur zum Schein an.

Die Anzahl der nach Portugal, Frankreich, Italien und Afrika ausgewanderten Judenfamilien wird auf 170,000 angegeben, was wohl zu hoch angeschlagen ist. Nach Portugal allein wanderten 80,000 aus. Späterhin mußten die

Juden in Portugal ihre Kinder unter 14 Jahren hergeben, damit sie im Christenthum erzogen würden. In der Verzweiflung gaben daher viele Juden lieber sich und ihren Kindern den Tod.

Unmöglich konnte die Zwangsbekehrung der Mauren und der Juden der Kirche oder dem Staate wahrhaften Nutzen bringen; wenigstens hat das spanische Land nie wieder die materielle Blüthe erlangt, in der es unter den Arabern gestanden war, noch hat das spanische Christenthum sich dadurch geläutert: es war schon zu verderbt; der unlautere und todbringende Geist desselben wird sich uns ganz besonders in der Geschichte der Entdeckung Amerika's enthüllen, die noch unter Ferdinands und Isabella's Regierung und mit ihrer Unterstützung Statt fand und die unter den Vorboten der Neuzeit weiter unten (XIX. 1.) zur nähern Betrachtung kommen wird. Eben so werden die übrigen Begebenheiten, welche sich noch unter dem Einfluß dieses königlichen Ehepaars und seines großen Kanzlers, des als Kirchenfürsten, Staatsmanns und Feldherrn gleich ausgezeichneten Ximenes, ereigneten, wegen ihrer Verflechtung mit den Staatsverhältnissen Frankreich's, Burgunds und Italiens weiter unten an ihrem Ort (K. 13, 3—5.) zur Sprache kommen. — Genug, daß wir einstweilen gesehen haben, wie Ferdinand II in Spanien, gleich Ludwig XI in Frankreich und Heinrich VIII in England, durch Abtragung der Grundpfeiler, welche die mittelalterliche Welt getragen haben, insbesondere durch politische und finanzielle Trugkünste, dem Aufkommen der modernen westeuropäischen Despotie vorgearbeitet hat.

Was die **spanische Bildung** und **Literatur** im 14. und 15. Jahrhundert betrifft, so fand dieselbe zunächst ihre Förderung in der allmählig zur Herrschaft gelangenden Anwendung der Landessprache, in welche Geschichtschreiber und Dichter die Erzeugnisse ihres Geistes einkleideten. So schrieb König Peter IV von Aragonien seine eigene Regierungsgeschichte; der Großkanzler von Castilien Peter von Ayala gab eine Darstellung der castilischen Geschichte von 1350 bis 1406 in zwar noch unkünstlicher Form, aber voll guter Beobachtungen. Mit mehr Kunst verfuhr Fernando Perez de Guzmann († um 1450), der das Leben Johanns II von Castilien beschrieb. Eine wesentliche Förderung erfuhren die Wissenschaften durch die Errichtung von Universitäten, unter welchen Salamanca die berühmteste war. — In der **Dichtkunst** war

Spanien in dieser Periode sehr thätig. In Aragonien blühte gegen Ende des 14. Jahrhunderts die limousinische Poesie besonders am Hofe Johanns I, der, nach dem Muster der Academie der Blumenspiele zu Toulouse, im Jahr 1390 zu Barcellona eine „Academie der fröhlichen Wissenschaft" (XVI. 9, 5.) errichtete, die sich noch unter Heinrich III erhielt und später unter Ferdinand I wieder hergestellt wurde. — In Castilien gelangte die romantische Poesie durch König Johann II und seinen gesangliebenden Hof, ebenfalls mittels Errichtung einer Academie der genannten Art, zu ihrer höchsten Ausbildung. Die berühmtesten castilischen Dichter des 15. Jahrhunderts waren der Marquis von Santillana und Johann von Mena. Die ersten Anfänge des spanischen Drama finden sich in den geistlichen Schauspielen; auch zeigen sich bereits schwache Anfänge des Lustspiels. — Die arabische Literatur in Spanien (XV. 7, 6.) kam im 15. Jahrhundert in Abnahme.

3. Portugal. Unechte burgundische Dynastie. Johann I: Eroberung Ceuta's. Heinrich der Seefahrer. Eduard I. Der standhafte Prinz. Alfons V: Eroberung Tanger's.

Noch haben wir auf der pyrenäischen Halbinsel einen Blick auf **Portugal** zu werfen, dessen Geschichte wir in der vorigen Periode bis zum Erlöschen des echten burgundischen Königsstamms mit dem schwächlichen Ferdinand (XVII. 7, 3.) verfolgt haben. Mit der Erhebung seines unechten Bruders, Johann's I (1385 —1433), auf den portugiesischen Thron beginnt die unechte burgundische Königsreihe. Johann behauptete sich nicht nur gegen die mit französischer und englischer Hülfe verstärkte Macht Castiliens, sondern er entriß auch den Mauren in Afrika das feste Ceuta. Die eifrige Pflege, die er den Wissenschaften angedeihen ließ, hatte auch auf die nautischen Kenntnisse seines Volks großen Einfluß. Denn unter ihm begannen durch seinen dritten Sohn Heinrich den Seefahrer die portugiesischen Länder-Entdeckungen, die wir unter den Vorboten der neuern Welt in den, die folgende Periode einleitenden Abschnitten besonders aufführen und in Verbindung mit den Unternehmungen derer, die in seine Fußtapfen traten, näher betrachten werden. Hier sey nur erwähnt, daß die aus jenen Entdeckungen auf das Mutterland zurückfließenden Reichthümer einen wesentlichen Einfluß auf die Hebung der Städte und auf den Unter=

nehmungsgeist der Portugiesen hatten, die sich dadurch zu einer nicht geahnten welthistorischen Bedeutung erhoben.

Nachdem Johann I durch ein Gesetzbuch die innere Ordnung seines Reiches gefördert hatte, übernahm sein älterer Sohn Eduard I die Regierung (1433 — 1438) und setzte durch seine Brüder Ferdinand und Heinrich den Kampf gegen die Mauren in Afrika fort. Indem sie ihnen aber Tanger entreißen wollten, wurden sie eingeschlossen und erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zu räumen, freien Abzug; doch mußte Ferdinand als Geisel in ihren Händen — und, da die Cortes die Herausgabe Ceuta's nicht genehmigten, lebenslänglich in maurischer Gefangenschaft bleiben, weßhalb er den Beinamen „der standhafte Prinz" erhielt. Eduard selbst starb an der Pest, die seine ganze Regierung hindurch gewährt hatte.

Erst dem Sohne Eduard's, Alfons V dem Afrikaner (1439—1481), gelang es, Tanger zu erobern und den Waffenruhm Portugal's wieder herzustellen (1471). Sein unglücklicher Krieg mit Castilien ist oben (K. 8, 1.) berührt worden. Sein Nachfolger Johann II (1481 — 1495), ein einsichtsvoller und kräftiger Fürst, hatte im Innern mit den Empörungen seiner Großen, die unter seinen Vorgängern durch nothgedrungene Schonung übermüthig geworden waren, viel zu kämpfen: doch dämpfte er diese Unruhen gleich im Entstehen, indem er den Herzog von Braganza hinrichten ließ und einen Herzog von Viseo, der ihm nach dem Leben stellte, durch einen eigenhändigen Stoß der Nothwehr zuvorkam. Dadurch, daß er dem Adel die angemaßten Krongüter und die von demselben geübte Gerichtsbarkeit entzog, verschaffte er, gleich andern Herrschern seiner Zeit, der Krone die Alleingewalt. Den Bürger und Landbauer aber schützte er und übte unparteiische Rechtspflege; selbst die aus Spanien vertriebenen Juden nahm er bereitwillig auf. Auch er beförderte die Entdeckungen neuer Länder, die unter seiner Regierung besonders guten Erfolg hatten, indem das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt und viele portugiesische Niederlassungen in Indien gegründet wurden. (S. XIX).

9. Kapitel.

Die scandinavischen Reiche im 15. Jahrhundert unter den Unionskönigen.

1. Erich der Pommer, erster Unionskönig. Unglücklicher Krieg mit Holstein und der Hansa. Aufstand der Dalekarlier. Erich's Absetzung. Christoph III (von Bayern). Abfall der Schweden unter Knutson. Christian von Oldenburg, auch Herzog in Schleswig und Holstein. Aufstand in Schweden. Steen Sture Reichsverweser.

Die von der Königin Margaretha 1397 zu Stande gebrachte calmarische Union (XVII. 7, 4.) hatte zwar für die drei Reiche die gemeinschaftliche Wahl eines Königs angeordnet und jedem Reiche seine besondere Verfassung gewährleistet; aber das Vereinigungsband hielt nur so lange, als die geistkräftige Stifterin dasselbe in der Hand hielt. Denn einerseits ließ es die vorangegangene lange, zum Theil durch die Verschiedenheit der Landesnatur begründete nationale Trennung, welche durch gegenseitige Eifersucht zur feindseligen Entfremdung geworden war, anderseits die beständige störende Gegenwirkung der Hansa, welche sich durch jene Union in ihren Handelsvortheilen bedroht sah, zu keiner wahren Vereinigung kommen. Indeß würden sich vielleicht im Laufe der Zeit jene Gegensätze bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen haben, wenn Margarethens Nachfolger ihren Geist und ihre Kraft besessen hätten.

Allein schon Erich der Pommer (in Dänemark XIII, in Schweden VII), welcher 1412 die Unionsregierung überkam, war einer so zusammengesetzten Aufgabe nicht gewachsen. Sein unkluger Versuch, dem Grafen von Holstein das demselben von Margaretha, wie wohl ungern, zu Lehen gegebene Schleswig zu entreißen, verwickelte ihn auch in einen Krieg mit der Hansa (1426), der für ihn unglücklich ablief: er mußte dem Herzog Adolf Schleswig, wenn auch als nicht erblich, überlassen und den Hansestädten ihre Privilegien bestätigen. Die durch den Krieg nöthige Erhöhung der Abgaben erregte in Schweden Klagen, und die Einsetzung dänischer Beamten, die der Unzufriedenheit steuern sollten, brachte einen

Aufstand der Dalekarlier unter Engelbrecht Engelbrechtsson 1453 zum Ausbruch. Sein Versprechen, die Abgaben zu mindern und einheimische Beamte anzustellen, führte auf kurze Zeit die Ruhe zurück; da er aber nicht Wort hielt, erhoben sich die Schweden unter dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Karl Knutson von Neuem. Auch die Dänen erbitterte er gegen sich, da er ihnen einen pommer'schen Verwandten zum Nachfolger aufdringen wollte, und als er sich vollends, um seinen Lüsten zu fröhnen, aller Regierungsgeschäfte entschlug, setzten sie ihn ab, gaben dem Herzog Adolf den erblichen Besitz von Schleswig zurück und wählten 1439 Erich's Schwestersohn, den Herzog Christoph von Bayern zu ihrem König. Norwegen stimmte bei, und selbst die Schweden, obwohl sie deßhalb nicht befragt worden waren, erkannten 1440 den neuen Unionskönig an. Erich sank so tief, daß er zuletzt Seeräuberei trieb und arm und verachtet starb.

Um diese Zeit (1441) erhoben sich die Bürger und Bauern in Jütland gegen den erblich gewordenen Adel, weil derselbe sie aller Rechte beraubt und durch den Reichsrath alle Gewalt an sich gerissen hatte. Mehrere Jahre hindurch siegten sie über die gegen sie ausgesandten Heere; zuletzt aber unterlagen sie dem Adel, der sie nun vollends zur Leibeigenschaft herabdrückte.

Christoph III suchte die Union möglichst aufrecht zu erhalten, insbesondere die Macht der Hansa dadurch zu schwächen, daß er die Zölle erhöhte und den Holländern und Engländern gleiche Handelsfreiheiten einräumte. Sein Versuch aber, in Verbindung mit einigen norddeutschen Fürsten 1445 Lübeck (während eines Turniers) zu überrumpeln, gelang ihm so wenig, als seine Bemühungen, die Neigung der Schweden zu gewinnen, unter denen ihm Knutson entgegenarbeitete.

Nach seinem Tode 1448 wählten die Dänen Christian I, Grafen von Oldenburg, nachdem sich derselbe zuvor in der Wahlcapitulation bedeutende Beschränkungen hatte gefallen lassen müssen. In Schweden dagegen ließ sich Knutson zum König machen. Da er sich aber den Adel durch Strenge, die Geistlichkeit durch Eingriffe in ihre Besitzthümer zu Feinden machte, ward er in einem durch den Erzbischoff von Upsala (aus dem mächtigen

Hause der Oxenstierna) begünstigten Aufruhr 1457 vertrieben. Hierauf wurde Christian auch in Schweden und Norwegen als König anerkannt.

Als in Holstein mit dem Herzog Adolf die männliche Linie ausstarb, brachte es Christian dahin, daß die Erben ihre Ansprüche aufgaben und die schleswig-holsteinischen Stände ihn zu ihrem Grafen und Herzog erwählten, wogegen Christian in einer feierlich ausgestellten Urkunde 1460 das königliche Wort gab, daß Schleswig und Holstein für ewig ungetheilt beisammen bleiben, niemals Dänemark einverleibt und zusammen von einem Herrn aus dem Hause Oldenburg regiert werden sollten.

Die Schweden bei der Union zu erhalten, war wegen der Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit nicht möglich: sie erhoben sich auch gegen Christian, und ein Theil rief den Knutson wieder auf den Thron, den derselbe jedoch erst nach langen innern Wirren 1467 wieder gewann. Doch starb er schon im folgenden Jahre, ernannte aber seinen Schwiegersohn Steen Sture zum Reichsverweser. Dieser behauptete sich besonders nach seinem Siege am Brunkeberg (bei Stockholm) 1471 durch Kraft und Klugheit wohl an 30 Jahre lang in der Reichsverweserschaft, indem er sich vorzüglich auf den Bürger- und Bauernstand stützte, den Adel und die Geistlichkeit „durch gegenseitige Eifersucht" im Zaum hielt und in einem Vertrage mit Christian den Fortbestand der Union anerkannte.

2. Johann in Dänemark und Norwegen. Theilung Holstein's und Schleswig's. Niederlage gegen die Dithmarsen. Neuer Aufstand der Schweden.

Christian's Sohn und Nachfolger, der in Dänemark und Norwegen anerkannte Johann (1481—1513), mußte ihn gleichfalls gewähren lassen, wiewohl er lange alles aufbot, ihn zu stürzen. Erst 1497 gelang es ihm, sich die Krönung in Schweden zu erzwingen. Doch schon nach drei Jahren mußte er Schweden wieder sich selbst überlassen, und zwar in Folge eines Unfalls, den er gegen ein kleines Volk in Holstein erlitt.

Christian hatte nämlich im Jahr 1490 sich mit seinem Bruder Friedrich in Schleswig und Holstein getheilt (wovon die Linien Gottorp und Segeberg herrühren). Da

in Holstein die tapfern Dithmarschen (XVI. 9. 2.), welche das Land zwischen der Elbe- und Eidermündung bewohnten, stets ihre alte Freiheit gegen die Grafen von Holstein zu behaupten gewußt hatten, so wollte es König Johann versuchen, das vom Kaiser Friedrich III der dänischen Krone in undeutscher Weise verliehene lehnsherrliche Recht geltend zu machen, erlitt aber mit seinem aus Dänen, Holsteinern und der sogenannten schwarzen Garde (einer Söldnerschaar, die schon in den Niederlanden gegen Karl den Kühnen gedient hatte) von jenen Heldenbauern im Jahr 1500 eine so völlige Niederlage, daß selbst die dänische Reichsfahne (der Danebrog) verloren gieng und Johann sich nur durch die schnellste Flucht rettete, ohne sich weiter an ihre Freiheit wagen zu können, in der sich die Dithmarschen noch über ein halb Jahrhundert behaupteten.

Das dänische Heer, 30,000 Mann stark, hatte, des Sieges gewiß, schon die Wagen mit sich geführt, um die Beute dieser wohlhabenden Bauern darauf zu laden. Die Dithmarschen waren so wenig eines Ueberfalls gewärtig, daß in Meldorf, welches die Dänen zuerst überfielen, eine Hochzeit gefeiert wurde und nichts zur Vertheidigung bei der Hand war. Deßungeachtet spies'ten die rohen Soldaten einige Kinder und trieben alle Gräuel. Da hier Standquartier gemacht wurde, luden die holsteinischen Adeligen ihre Frauen ein, im Putz zu kommen und das Fest der Eroberung des längsterstrebten Ländchens mitzufeiern. — In der Eile warf indeß Wolf Isenbrand mit 300 Dithmarschen eine Schanze auf, und als die übermüthigen Feinde mit den Worten: „Wahr' di, Buer, de Garde, de kummt!" (Nimm dich in Acht, Bauer, die Garde kommt!) angriff, hielt die kleine Schaar nicht nur den Ansturm tapfer aus, sondern machte auch unter dem Vorgang eines jungen muthigen Mädchens, Namens Telse, die ein Tuch an einem Stecken statt der Fahne trug, mit dem Ruf: „Wahr' di, Garde, de Buer, de kummt!" einen kühnen Ausfall und würgte furchtbar unter den Feinden, welche auf dem morastigen Boden nicht sichern Fuß fassen konnten. Bereits war das große Heer nach verzweifelter Gegenwehr im Weichen, als die Bauern einen Damm durchstachen und das Meer hereinließen, das ihren Sieg vollendete. — Die Chroniken erzählen, mit allerdings etwas vollem Munde, daß, während die Dithmarschen nur 60 Mann verloren, an 20,000 Dänen theils erschlagen wurden, theils im Wasser ertranken, theils in den Morästen und Gräben erstickten. Unter den Todten machten die Sieger den Unterschied, daß sie die Gemeinen begruben, die Ritter und Adeligen aber unbegraben liegen ließen, und sich nicht dazu verstanden, sie gegen noch so hohes Lösegeld an ihre Familien auszuliefern. Denn in einem ihrer früheren Kämpfe mit dem Adel hatte dieser

auch 2000 Bauern unbegraben liegen lassen. Die erbeutete dänische Reichsfahne, hiengen sie der Telse zu Ehren in deren Geburtsort Oldenwörden auf.

Diese Niederlage eben hatte für die Dänen zugleich jene unangenehme Folge, daß sich die Schweden von Neuem erhoben und Steen Sture abermals die Reichsverweserschaft erhielt, die nach seinem Tode (1504) Swante Sture und dessen Sohn Steen Sture II zu behaupten wußten.

Während also am Ende jenes Jahrhunderts in Dänemark die Aristokratie die Herrschaft hatte und unter ihr die Leibeigenschaft sich ausbildete, schritt Schweden in ständischer Entwicklung vorwärts, und auch Norwegen, obgleich es dänische Provinz geworden war, erhielt sich im Genusse seiner alten Freiheiten. Alle drei Reiche empfanden aber fortwährend, im Handelsverkehr wie in der Politik, noch den vorherrschenden Einfluß der deutschen Hansa.

10. Kapitel.

Preußen, Polen und Rußland im 15. Jahrhundert. Zurückdrängung des germanischen Elements durch slavische Uebermacht.

1. Der Ordensstaat Preußen. Verderbniß des Ordensgeistes. Niederlage der Ordensmacht durch die Polen und Litthauer bei Tannenberg. Glückliche Vertheidigung Marienburgs durch Heinrich Reuß von Plauen. Streben der Ordensstände nach Mitregierung. Der Landesrath. Der preußische Bund. Einmischung Polens. Friede von Thorn. Verlust Westpreußens; das übrige Preußen polnisches Lehen.

Wir haben das preußische Ordensland im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts seinem Gipfel der Cultur und des Wohlstandes zueilen sehen. Diese Blüthe währte, ungeachtet schwerer Kämpfe mit den Polen und Litthauern, welchen letztern der Orden 1398 Samogitien abrang, noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinein. Schien doch der Orden bestimmt, das ganze große Küstenland von der Oder bis zum finnischen Meerbusen mit deutscher Bildung zu befruchten und auf immer für deutsche Herrschaft zu gewinnen. Allein Zeitenänderung und

eigne Schuld hinderten ihn an der völligen Lösung dieser Aufgabe. Mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts begann die Ordensmacht eben so rasch zu sinken, als sie gewachsen war. Ohnedieß hatte der Orden von jeher nicht ganz durch seine eigne Kraft sein Ziel verfolgen können, sondern dazu stets auch äußerer Hülfe bedurft. Während nun die Feindschaft der slavischen Nachbarn, die sich durch das Vordringen des Ordens von ihren stammverwandten Sitzen am Meere ausgeschlossen sahen, immer unversöhnlicher und ihre Angriffe immer gewaltiger wurden, hörten mit dem schwindenden Geiste des Ritterthums nicht nur die Kreuzfahrten auf, durch welche der Orden bisher seine Kräfte ergänzt hatte, sondern es minderte sich auch der Zudrang zur Aufnahme in den Orden bedeutend, und Viele, die eintraten, thaten es aus selbstischen Absichten. Dazu kam, daß ohnedieß schon länger her der sittliche Geist des Ordens im Sinken war: Stolz und Ueppigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit nahmen unter den Rittern um so mehr überhand, je weniger die friedfertige, weil schwächliche Regierung Konrad's von Jungingen (1394—1407) dem wachsenden Uebel einen Damm entgegenzusetzen vermochte.

In der That schloß mit dem Tode dieses Hochmeisters die Periode des Glücks. Der Uebermuth seines ihm in der Regierung folgenden Bruders Ulrich brachte den Orden an den Rand des Verderbens. Er kündigte dem König Jagello von Polen und dem Großfürsten Witold von Litthauen den Krieg an und zog mit 83,000 Mann gegen sie aus, stieß aber auf eine solche Uebermacht dieser von Haß und Eifersucht erfüllten Feinde, daß er am 15. Juli 1410 die blutige Schlacht bei Tannenberg verlor, worin mit ihm 600 Ritter und 40,000 Gemeine fielen, während der Rest gefangen und zersprengt wurde. — Nur die heldenmüthige Vertheidigung Marienburgs durch Heinrich Reuß von Plauen und die aus Liefland, Deutschland und Ungarn nahende Hülfe retteten den Ordensstaat, der sich im Frieden von Thorn 1411 mit Aufopferung von Samogitien und Sudauen seinen fernern Bestand erkaufte. Doch die Blüthe des Ordens kehrte nicht mehr zurück.

47*

Nach der Schlacht von Tannenberg, welche durch das zu weite Verfolgen der anfangs fliehenden Litthauer verloren gieng, schien der Orden vernichtet. Hätte sich Jagello's Heer nicht zu lange mit der Plünderung der Gefallenen und mit der Einnahme einzelner Städte und Burgen, die sich fast ohne Widerstand ergaben, aufgehalten, und wäre er gleich auf den Hauptordenssitz losgegangen, so wäre der Orden nie wieder aufgekommen. So aber hatte der Commenthur Heinrich Reuß, dem die Hut von Pomerellen anvertraut war, zehn Tage Zeit, sich nach Marienburg zu werfen und diese Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen; und als Jagello sie belagerte, leitete Heinrich Reuß die Vertheidigung mit solcher Tapferkeit und Einsicht, daß die Polen durch die häufigen Ausfälle eben so große Verluste erlitten, als durch die dazu tretenden Seuchen, die sich durch die Sommerhitze und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel unter denselben erzeugten. Als daher nach zwei Monaten aus Liefland, Pommern und der Neumark Entsatz heranrückte und zugleich der König Siegmund die Ungarn in Polen einfallen ließ, um dem Orden Luft zu machen, so gab Jagello die Belagerung auf und zog mißmuthig in sein Land zurück, und es währte nicht lange, so hatte der Orden alle verlornen Plätze wieder zurückerobert, worauf Heinrich Reuß aus Dankbarkeit zum Hochmeister erwählt wurde.

Da der größte Theil des vorher so blühenden Landes durch Brand und Plünderung verödet, der Landbau und das Gewerbe gehemmt, der Staatshaushalt zerrüttet und noch dazu an Polen eine Vertragssumme, an Ungarn eine Hülfsentschädigung und an so viele fremde Kriegsführer Sold zu zahlen war: so war der Hochmeister genöthigt, den Adel und die Geistlichkeit mit Leistungen anzustrengen und dem Lande eine Schatzung aufzulegen. Diese Maaßregeln riefen eine große Mißstimmung gegen ihn hervor, die sich bei den Ordensrittern, unter denen er zugleich die tief gesunkene Zucht durch entschiedene Strenge wieder herzustellen versuchte, bis zum Haß gegen ihn steigerte. Man beschuldigte ihn der Willkühr, warf ihm Nachsicht und Duldsamkeit gegen die Hussiten vor und nahm von dem Eindringen hussitischer Grundsätze in den Orden den Grund her, ihn seiner Würde zu entsetzen (1413). Ja man gieng zuletzt so weit, daß man ihm wegen angeblichen Einverständnisses mit den Polen in lebenslänglicher einsamer Haft hielt, in der er nach 15 Jahren starb.

Fortan herrschte Zwietracht und Parteiung im Innern des Ordens, zumal religiöse Spaltung dazu kam,

und als vollends die Kämpfe mit den Polen wieder begannen und ausbrechende Seuchen die Bevölkerung noch mehr lichteten, war an keine Heilung der vielen Wunden des Landes zu denken. Bei der Unkraft der Regierung gieng die Unzufriedenheit der Ordensstände allmählig in das Verlangen nach einem Antheil an der Regierung über, und der Hochmeister Paul von Rußdorf sah sich genöthigt, einen Landesrath (aus 6 Ordensgebietigern, 6 Landesrittern, 6 Geistlichen und 6 Bürgern) sich an die Seite zu setzen (1430). Da aber die Glieder dieses Landesraths vom Hochmeister gewählt wurden, so sah das Volk darin keine sichere Gewähr gegen Druck; die Klagen, besonders der Städte, denen namentlich das mächtige Danzig vorangieng, mehrten sich und führten nach 10 Jahren bei einer Kapitelberathung zu Danzig eine so heftige Spaltung herbei, daß der Hochmeister, um sein Leben zu retten, fliehen mußte.

Nun traten die Landesritter und Bürgermeister der Städte eigenmächtig zur Durchführung ihrer Freiheitsansprüche zu Marienwerder in den sogenannten preußischen Bund 1440 zusammen, den der Hochmeister nachher bestätigen mußte. Sein Nachfolger Konrad von Erlichshausen verstand es, durch eine kluge Verbindung von Nachgiebigkeit und Festigkeit den Geist der Unruhe einigermaßen zu beschwichtigen. Als aber sein Nachfolger Ludwig von Erlichshausen, ein Verwandter von ihm, mit unkluger Leidenschaftlichkeit an der Zerstörung jenes Bundes arbeitete und vom Kaiser Friedrich III den Befehl zur Auflösung desselben erwirkte, rief der durch die Glieder der Eidechsengesellschaft verstärkte Bund durch Hans von Baysen 1454 den Schutz König Kasimir's IV von Polen an und führte dadurch einen dreizehnjährigen landverheerenden Krieg herbei, der im zweiten Frieden von Thorn 1466 nicht nur mit dem Verluste des westlichen Landestheils, sondern auch mit dem Verluste der Selbständigkeit des übrigen Ordenslandes endete. Denn Pomerellen, Culm, Marienburg, Elbing und Ermland, also Westpreußen, wurde gänzlich mit Polen vereinigt und allmählig seiner ständischen Freiheiten beraubt, wiewohl sie ihm anfangs gewährleistet worden waren. Das übrige

Preußen wurde polnisches Lehen und erhielt Königsberg zum Ordenssitz. Die Herrlichkeit des Hochmeisterhauses zu Marienburg schwand dahin und das einst durch deutschen Fleiß und deutsche Sitte blühende Culturland bot Jahrhunderte lang das Bild des traurigsten Verfalles, aus dem es erst wieder unter einem deutschen Herrschergeschlechte zu einem neuen Leben auferstehen sollte.

Marienburg, die festeste unter den hundert Landesburgen des Ordens, hatte lange ein böhmischer Hauptmann inne, der sie dem König Casimir für 436,000 Gulden abtrat, worauf sogleich 800 Polen den Prachtbau besetzten, in welchem seit 148 Jahren 17 Hoch- und Deutschmeister ihren Sitz gehabt hatten. Nachher wurde er der Sitz polnischer Woywoden und nur zuweilen hielten die polnischen Könige ihr Hoflager darin. Die Hochburg selbst, ein großes vierstöckiges Gebäude, bildet ein offenes Viereck. An dem Westende desselben steht die große, prachtvolle Hochmeisterwohnung; die drei andern Seiten sind von andern Gebäuden umschlossen, welche den Conventsaal, die Wohnungen des Comthurs und anderer Ritter, die Krankengemächer und Vorrathsgewölbe enthalten. Das Ganze ist im Spitzbogenstyl gebaut und gewährt durch seine schlanken, hochstrebenden Pfeiler und leichten Bögen eines der schönsten Muster altdeutscher Baukunst. Als das Land 1772 an die preußische Krone kam, wurden die großen Gemächer eine Zeit lang als Getreidespeicher benützt, bis Friedrich II für die Erhaltung des zerfallenden Baus Sorge trug, der dann 1824 durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm wieder eine seiner großen Erinnerung würdige Herstellung erfuhr.

2. Polen im 15. Jahrhundert. Wladislaw III. Vorrechte der Großen. Wladislaw auch König in Ungarn. Sein Zug gegen die Türken und Fall bei Varna. Casimir IV der Besieger Preußens. Weitere Ausbildung der Verfassung Polens.

In Polen selbst waren seit Jagello folgende Veränderungen vor sich gegangen. Um seinem Sohne Wladislaw III die Nachfolge zu sichern, hatte er dem Adel unter Anderm versprechen müssen, die geistlichen und weltlichen Würden unverändert zu lassen und sie nur mit Einheimischen zu besetzen. Diese neuen Vorrechte konnten die Großen um so leichter behaupten, da die Minderjährigkeit des jungen Königs, der bei seines Vaters Tode (1434) erst zehn Jahre alt war, eine ständische Vormundschaft nöthig machte. — Daß Wladislav III nach Kaiser Albrecht's II Tode auch zum König von Ungarn erwählt wurde, ist bereits

(oben K. 3, 3.) erwähnt worden und sein Antheil am Türkenkrieg, so wie sein Fall in der Schlacht bei Varna 1444 wird unten (K. 11, 1.) näher berichtet werden.

Als sein Bruder, der bisherige Großfürst von Litthauen, nach dreijähriger Zögerung endlich die in Polen auf ihn gefallene Wahl annahm und 1477 als Casimir IV gekrönt wurde, konnte er sich lange nicht dazu verstehen, die das königliche Ansehen so sehr schwächenden Vorrechte des Adels zu beschwören, mußte aber doch zuletzt nachgeben. Die aristokratische Verfassung Polens vollendete sodann der Reichstag zu Petrikow 1468, auf welchem die Vertretung des Adels durch Landboten (nuncii), welche auf vorbereitenden Landtagen in den einzelnen Palatinaten gewählt wurden, so wie das von den beiden Ständen beanspruchte Steuerbewilligungsrecht zum Gesetz erhoben wurde. Der dritte Stand konnte nicht aufkommen; nur bisweilen wurden städtische Abgeordnete bei den Reichstagen zugelassen, jedoch ohne Stimmrecht. — Nach dem Tode Casimir's IV, des Besiegers des deutschen Ordens und Eroberers von Westpreußen, wurde 1492 sein Sohn Johann I Albrecht gewählt und Litthauen wieder von Polen getrennt, bis es nach dem Tode desselben 1501 abermals damit vereinigt wurde.

3. Rußland im 15. Jahrhundert. Wachsthum des Großfürstenthums Moskau. Wiederherstellung des Gesammtreichs durch Iwan III. Unterwerfung Nowgorod's. Vernichtung der goldnen Horde. Iwan Selbstherrscher aller Reußen. Cultivirung des Landes. Moskowitische Barbarei. Wesen der russischen Autokratie.

Die Gefahr, in welcher Rußland durch den Weltverwüster Timur (XVII. 8, 4.) versetzt wurde, war mit dem Tode desselben (1405) glücklich vorübergegangen; ja derselbe hatte es vielmehr durch die Zertrümmerung des Chanats von Kaptschack von einem eben so gefährlichen Erbfeinde vollends befreit, indem der Zerfall dieses Mongolenstaats in die Chanate Krimm, Kasan und Astrachan jene Macht der „goldnen Horde" für immer schwächte. Allmählig wuchs die Macht des Großfürstenthums Moskwa (Moskau) wieder dadurch, daß viele unabhängig gewordene russische Theilfürstenthümer theils durch Erbschaft, theils

durch Gewalt wieder mit ihm vereinigt wurden, und als **Iwan III Wasiljewitsch der Große** 1462 den Thron bestieg, gelang es seiner Willenskraft und Klugheit, das seit dem 11. Jahrhundert zertrümmerte Gesammtreich nicht nur herzustellen, sondern es auch durch neue Eroberungen zu erweitern und durch verbesserte Einrichtungen zu befestigen.

In der ersten Zeit seiner 43jährigen Regierung machte er sich das Chanat Kasan zinsbar (1469) und begann seit 1477 weitere glückliche Kämpfe gegen die Mongolen. — Schon längst hatte sich Nowgorod, jene mächtige Handelsniederlage der Hansa in Asien, von der es hieß, daß sie fünfmal reicher gewesen als Venedig und Heere von 30,000 Reitern aufgestellt habe, sich zu einer Selbstständigkeit erhoben, gegen welche frühere Großfürsten nie etwas hatten ausrichten können, so daß sich das russische Sprüchwort gebildet hatte: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?!" Ihm aber glückte es, die Nowgoroder durch einen blutigen Sieg 1471 zur Anerkennung seiner Oberhoheit —, und als sie einen Abfall versuchten, 1478 zur völligen Unterwerfung zu bringen. Um ihre Macht zu brechen, nahm er ihnen nicht nur ihre fast deutsche freistädtische Verfassung, sondern verpflanzte auch mehr als tausend der vornehmsten Familien nach Moskau und in andere Städte und setzte dafür Slaven in deren verlassenes Besitzthum. Seitdem blieb es Politik der russischen Herrscher, allem Fremdnationalen bei sich wenigstens eine slavisch-russische Fassung zu geben.

Im Jahr 1480 gelang es ihm endlich, die goldne Horde von Kaptschak zu vernichten und Rußland für immer von seinem verderblichsten Feinde zu befreien, so daß sich Iwan, als er 1489 auch noch das Fürstenthum Twer an sich brachte, mit Recht „Selbstherrscher aller Reußen" nennen konnte. Mit der Eroberung eines Theiles von Litthauen bezeichnete er sodann seinen Nachfolgern die Bahn zur Erweiterung seines Reiches nach dem Nordwesten hin. Und da er sich, als Gemahl der Nichte des letzten griechischen Kaisers, seit dem Untergang Constantinopels durch die Türken zugleich als den religiösen und politischen Repräsentanten des byzantinischen Kaiserthums betrachtete,

so stellte er auch hierin seinen Nachfolgern ein Ziel auf, dessen beharrliche Verfolgung von keinem aus dem Auge gelassen wurde.

Zur Befestigung seines Reichs im Innern gab er vor Allem das Grundgesetz der Einheit und Untheilbarkeit Rußlands, um dadurch den unseligen Theilungen, welche eine so lange Zeit der tiefsten Landesschmach herbeigeführt hatten, für alle Zukunft vorzubeugen. Zur Verbesserung der Rechtspflege ließ er 1498 aus ältern, zerstreut vorhandenen Verordnungen ein Criminalgesetzbuch zusammenstellen; zur Deckung seines Herrscherſitzes ließ er den Kreml, eine mitten in der Stadt Moskau befindliche Festung, bauen, die sich nach und nach selbst zu einer kleinen Stadt (mit Residenzschloß und andern Palästen, dem Zeughaus und zwei Klöstern) erweiterte. — Zur Cultivirung des Bodens und Civilisirung des Volkes ließ er deutsche und andere ausländische Colonisten, Handwerker und Künstler kommen, die wenigstens das noch auf der Stufe der Halbwildheit stehende Volk lehrten, sich statt der fensterlosen, aus Balken und Moos bestehenden, mit Brettern oder Stroh gedeckten und mit hölzernen Geräthen versehenen Rauchhütten allmählig menschlichere und bequemere Wohnungen einzurichten.

Aber die Russen schon aus ihrer sittlichen Barbarei zu reißen, dazu reichten Iwan's Bemühungen um so weniger aus, da die Despotie, welche er begründete, selbst das größte Hinderniß war, das einer sittlichen Erhebung der Herrschenden, wie der Beherrschten im Wege stand. Denn die lange verderbliche Herrschaft der Mongolen hatte im Charakter der Russen eine Neigung zur Hinterlist und Gewaltthätigkeit und — was noch schlimmer ist — eine Fühllosigkeit gegen Ehre und Schande hervorgebracht. Die Fürsten hatten ihre Untergebungen in mongolischer Weise tyrannisiren lernen; der Adel, dem das angebaute Land außer den Städten gehörte, drückte die an die Scholle gebundenen Landleute durch harte Frohndienste; die Bürger in den Städten verloren ihre früheren Freiheiten und wurden als Eigenthum der Fürsten angesehen. Nur die Geistlichkeit, die schon von den Mongolen aus Aberglauben mit Ehrfurcht behandelt worden war, stand bei Hohen und Niedern im Ansehen, hatte aber durch ihren todten, in Aeußerlichkeiten aufgehenden Glauben und durch ihre geringe, sich über die nationale Rohheit wenig erhebende Bildung auf das Volk keinen eigentlich sittigenden Einfluß.

Gewiß ist, daß die unumschränkte Gewalt, welche die moskowitischen Herrscher nicht nur über Leben, Vermögen und Freiheit, sondern auch durch die ihnen unterthänige Kirche über die Gewissen der Beherrschten übten, ihren tiefsten Grund in der von den Mongolen angenommenen Denkweise hat, und daß nicht Nowgorod, nicht Kiew, nicht Wladimir, diese alten, achtbaren Sitze des slavisch-germanischen Russenthums, sondern Moskau „die nachgeborne Tochter mongolischer Dienstbarkeit" die Mutter dieser Autokratie gewesen ist, die im Laufe der Zeit sich ganz folgerichtig bis zu dem Umfang ausgebildet hat, in welchem der unbeschränkte Wille eines Einzigen als höchstes Gesetz die Stelle des Rechts vertritt. Selbst der angesehenste neuere russische Geschichtschreiber Karamsin giebt dieß zu, indem er sagt: „Den Chanen verdankt Moskau seine Größe: die frühern russischen Fürsten nahmen Länder durch das Schwert, Moskau's Herrscher nahmen sie durch Bücklinge vor der goldnen Horde", um nachher ihr Haupt über die andern Fürsten zu erheben und den Fuß auf ihren Nacken zu setzen. Aus dem mongolischen Recht entnahmen sie die Knute, mit der sie ihren Schatz bereicherten und, wenn der Geknutete sich empörte, ihn vollends niederschlugen, um durch sein Gut das ihre zu vergrößern. In der Autokratie des Moskowiters giengen nicht nur die frühern Fürstenversammlungen, die Bojarenwürden, die Selbstwahlen städtischer Obrigkeiten, die verbrieften und beschwornen Rechte bürgerlicher Freiheit, sondern zuletzt auch die kümmerlichen Reste kirchlicher Unabhängigkeit sammt der Unantastbarkeit des Kirchenguts und des Metropoliten unter.

---

11. Kapitel.

Wiederherstellung der türkischen Macht und letzte Schicksale des byzantinischen oder griechischen Reichs; Umgestaltung desselben durch die Osmanen.

1. Bruderkriege der Söhne Bajazeth's I. Muhammed I Alleinherr. Kaiser Manuel. Unterwerfung der Wallachei. Murad II. Kaiser Johann VI zinspflichtig. Erneuerter kirchlicher Unionsversuch. Hunyad's Siege über die Türken. Waffenstillstand und Bruch desselben. Schlacht bei Varna und Fall Wladislaw's. Skanderbeg der große Türkenbekämpfer. Constantin IX Paläologus. Murad's Tod.

So wie mit Timur's Tode das tartarisch-mongolische Reich durch den Zwiespalt seiner Nachkommen zerfiel, so schien auch dem Osmanenreich nach Bajazeth's I Tode (XVII. 8, 4.) durch den zehnjährigen Kampf seiner vier um die Herrschaft sich

streitenden Söhne ein gleicher Verfall beschieden; und wenn die Griechen in Verbindung mit den abendländischen Mächten die Gunst jenes Moments benützt hätten, so hätte man die Türken wenigstens aus Europa hinaus — und nach Asien hinüberwerfen können. Allein weder vermochte Kaiser Manuel II, der nach seiner Rückkehr von Frankreich und England, wo er vergebens Hülfe gesucht hatte (XVII. 8, 3.), den Thron von Constantinopel wieder einnahm, der rechte Hort für das gesunkene Reich, noch fand sich das Abendland bei seinen zerrüttenden Bürgerkriegen und seiner sittlich-religiösen Schlaffheit im Stande, dem Kreuz im Orient zu Hülfe zu kommen.

Während des Bruderkriegs der Söhne Bajazeth's hielt sich Manuel gegen den ihn belagernden Musa nur dadurch, daß er mit Muhammed, dem jüngsten und besten jener Brüder, ein Bündniß schloß. Als hierauf Muhammed I aus dem Bruderkampf als Alleinherr (1413) hervorgieng, blieb er zwar mit Manuel in einem freundlichen Vernehmen, setzte aber nichts desto weniger die türkischen Eroberungen im griechischen Reiche fort, unterwarf sich die Walachei und streifte schon bis an die Gränzen Deutschlands.

Sein Sohn **Murad** (auch Amurath) II, ein übrigens in seiner Weise edelmüthiger und friedfertiger, dabei kriegstapferer Osmane (1421—1451), machte, weil seinem Gegner Mustapha vom Kaiser Manuel Begünstigung widerfuhr, einen Angriff auf Constantinopel, wurde aber zurückgeschlagen. Indeß zwang er den Sohn und Nachfolger Manuels, Johann VI, zum Tribut und eroberte Salonichi (1430). Vergebens gieng Kaiser Johann nach Italien, um (wie sein gleichnamiger Vorgänger Johann V) einen neuen Versuch zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu machen und dadurch den Papst und durch diesen die abendländischen Fürsten zu gewinnen. Allein die erkünstelte Vereinigung hatte wieder keinen Bestand und zog dem griechischen Hofe nur den Haß und die Verwünschung des Volks zu.

Es war zur Zeit des Basler Concils, als der griechische Kaiser Johann VI dem Papst Eugen IV seine bevorstehende Ankunft zu dem gedachten Zweck an-

kündigte. Eben diese Aussicht einer Vereinigung beider Kirchen gab dem Papste den Vorwand, das Concil nach Ferrara zu verlegen (1438 s. K. 3, 3), von wo aus er dann die in Basel zurückbleibende Versammlung für eine schismatische erklärte. Als Kaiser Johann, von den griechischen Patriarchen und vielen Bischöffen begleitet, in Ferrara seinen prunkhaften Einzug hielt, sahen sich die stolzen Griechen schon dadurch in ihrer Erwartung getäuscht, daß nicht das ganze Concil, sondern nur ein kleiner Theil desselben um den Papst versammelt war. Ungeachtet bis zur letzten, 25sten Sitzung über die gemeinsame Formel, durch welche der nicht zu hebende Glaubensunterschied verhüllt werden sollte, auf das spitzfindigste gestritten wurde, so wäre doch keine Vereinigung zu Stande gekommen, wenn nicht der Kaiser theils durch Ueberredung, theils durch Drohung seine Bischöffe, die ohnedieß der kargen Bewirthung, die sie vom Papste erfuhren, überdrüssig waren, zur Unterschrift gebracht hätte, worauf am 6. Juli 1439 die Vereinigung beider Kirchen verkündet wurde. Allein kaum waren die Griechen wieder nach Constantinopel zurückgekehrt, als der Fanatismus des griechischen Volks die Vereinigung nicht anerkannte und ein Theil jener Bischöffe ihrer Theilnahme daran reumüthig entsagten. — So haben denn alle Unionsvermittlungen, laut dem Zeugniß der ganzen Geschichte, zu nichts geführt; vielmehr haben gerade sie durch das Bemühen, die einmal innerlich vorhandenen Unterschiede durch allgemeine synkretistische Phrasen zu verwischen, — allerdings in Verbindung mit noch andern Versündigungen auf beiden Seiten, — die Spaltung zwischen der morgen- und abendländischen Kirche nur noch mehr gesteigert und mittelbar zum Fall Constantinopel's beigetragen.

Indeß fand Murad bei seinem Vordringen gegen Servien und Ungarn, von wo aus die Karamanen, ein Türkenstamm in Asien, gegen ihn aufgestiftet worden waren, in dem Woywoden von Siebenbürgen, dem tapfern **Johannes Hunyadi** (K. 4, 3.) einen, ihm völlig gewachsenen Gegner. Nachdem Murad schon im Jahr 1438 einmal durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eingebrochen und nach 45tägiger Verheerung des Landes 45,000 Einwohner als Sclaven fortgeschleppt hatte, drang nun 1442 sein Stallmeister Mesid-Beg über die Wallachei wieder in Siebenbürgen ein, wurde aber von Hunyad bei Hermannstadt so geschlagen, daß 20,000 Türken die Wahlstatt bedeckten. Ihn zu rächen, zog nun Schehabeddin-Pascha (der sich rühmte, die Ungarn würden fliehen, wenn sie nur seinen Turban sähen,) mit 80,000 Mann gegen Hunyad aus, wurde

aber ebenfalls von ihm bei Vasag bis zur Vernichtung geschlagen, worauf Hunyad 1443 im sogenannten langen Feldzug binnen 5 Monaten den Türken 5 Städte nahm und 5 Niederlagen beibrachte.

Es war dieß der vom Papst Eugen IV durch den Cardinal Julian Cesarini (Cäsarino) betriebene Kreuzzug, an welchem Ungarn, Polen, Walachen, Servier und einzelne Deutsche Theil nahmen, und worin Johannes Hunyad alle früheren Türkenbekrieger an Thaten überstrahlte. Er drang mit seinen Reitern verheerend über Krussovaz bis Nissa, wo er den ersten Sieg erfocht, und von da nach Erstürmung der Trajan's-Pforte (eines berühmten Engpasses) über den Hämus in die Bulgarei ein und gewann am Berge Kunobiza die letzte Hauptschlacht, in welcher auch der junge König Wladislav III von Polen und Ungarn mitfocht. Die Rückkehr nach Ofen glich einem Triumphzug.

Durch diese Unfälle bewogen, schloß Murad, der unterdeß in Persien die Karamanen bestraft hatte, der beständigen Kriege müde, mit den Ungarn, welche vergebens auf weitern Zuzug aus dem übrigen Europa warteten, auf zehn Jahre den Waffenstillstand von Szegedin 1443, in welchem er Servien zurückgab, für die Walachei die ungarische Oberhoheit anerkannte und 70,000 Ducaten Lösegeld für seinen gefangenen Schwager entrichtete.

Hierauf legte Murad, betrübt über den Tod seines Sohnes Alaeddin, zu Gunsten seines 14jährigen Sohnes Muhammed, die Regierung nieder und zog sich zu seiner Erholung nach Magnesia in Kleinasien zurück. Auf die Nachricht von dieser Regierungsveränderung, so wie auf die Berichte des päpstlichen Admirals der verbündeten Flotte im Hellespont, den Rückgang des Sultans nach Europa verhindern zu wollen, beredete der Cardinal Julian Cesarini den vorgenannten König Wladislav III, die günstige Gelegenheit zu benützen und den mit den Ungläubigen eingegangenen Waffenstillstand zu brechen, da ihn ohnedieß der Papst nicht für gültig ansehen könne. Da auch Hunyad durch die Aussicht auf ein bulgarisches Königthum gewonnen wurde, so hielt man sich des Sieges schon so gewiß, daß man mit nur 10,000 Mann aus Ungarn aufbrach und damit in Kurzem die Türken aus Europa zu vertreiben hoffte. Aber dem

schnöden Bruch des kaum 10 Tage zuvor auf das Evangelium beschwornen Friedens folgte schon nach vier Monaten die vollste Bestrafung. Als man, um die Hämuspässe zu vermeiden, auf dem Wege am schwarzen Meere nach Varna gekommen war, erschien Murad, dem der Verrath genuesischer Kauffahrer den Uebergang nach Europa erleichtert hatte, mit einer vierfachen Macht und brachte den Christen in der blutigen Schlacht bei Varna 1444 die entschiedenste Niederlage bei, so daß nicht nur König Wladislav selbst sein Leben verlor, sondern auch der Anstifter des Friedensbruchs, der Cardinal Julian, auf der Flucht beim Uebersetzen über die Donau von einem wallachischen Fährmann aus Habsucht erschlagen wurde.

Gleich beim Einrücken in die Bulgarei hatte der Fürst der Wallachei vor diesem unsinnigen Unternehmen gewarnt, da ja des Sultans Jagdgefolge oft so groß sey, als dieses ungarische Heer; es half aber nichts, er mußte selbst mit 5000 Mann zu dem Heere stoßen. Unter Sengen und Brennen erreichte man Varna an der nördlichen Seite einer Meeresbucht, wo sich die Christen lagerten und die Schreckensnachricht von Murad's Anzug erhielten. Er war gleich auf die Nachricht von dem Friedensbruche mit 40,000 Mann aus Asien aufgebrochen und hatte sich — nicht über den Hellespont, den die christliche Flotte bewachte, sondern — über den Bosporus von gewinnsüchtigen genuesischen Kauffahrern, die für jeden Mann einen Dukaten forderten, übersetzen lassen. — Im christlichen Lager riethen Einige zum Rückzug, Andere, wie der Cardinal, zur Vertheidigung des Lagers, Hunyad aber, dem der König aus jugendlichem Muthe zufiel, zum Schlachtangriff. Auf Seite der Christen stand Wladislav, von seiner Leibgarde umgeben, im Mittelpunct: Hunyad aber war die Seele des Ganzen; auf Seite der Türken hielt Murad mit den Janitscharen die Mitte und ließ, zur Aufreizung der Seinen, die von den Christen beschworne und nun gebrochene Vertragsurkunde, auf eine Lanze gesteckt, durch die Reihen tragen. Hunyad begann den Angriff mit solchem Ungestüm, daß die Walachen schon bis an des Sultan's Gezelt vordrangen und Murad im Begriff war, zu fliehen. Da fiel ihm Karadscha, der Beglerbeg von Asien, in den Zügel und beschwor ihn zu bleiben. Er hielt Stand, obgleich Karadscha unmittelbar von einem Ungarn niedergesäbelt wurde. Unterdeß war der König, ungeachtet der Bitten Hunyad's, seine Stellung nicht zu verlassen, von den Seinen angereizt, auf die Janitschaaren eingestürmt, stürzte aber mit seinem von einem Beile verwundeten Pferde und fiel einem alten Janitscharen in die Hände, der ihm den Kopf abhieb und diesen auf einer Lanze umhertrug — als ein erschreckendes „Seitenstück" zu jener auf eine Lanze gesteckten Urkunde, deren Bruch, dem vor der Schlacht gehaltenen Gebet Murad's

gemäß, auf solche Weise gerächt war. Als Hunyad des Königs Ende gewahrte, ergriff er die Flucht. Was im Lager zurückblieb, darunter ein paar Bischöffe, wurde von den Türken niedergemacht. Des Königs Kopf, in Honig gelegt, sandte Murad als Beilage seiner Siegesmeldung an den Statthalter von Brusa.

Hierauf überließ Murad den Feldherren seines Sohnes die Fortsetzung des Kriegs und zog sich wieder in die „Tulpengärten" Magnesia's zurück, dessen Freuden er jedoch bald wieder verlassen mußte, um in Adrianopel einen Janitscharenaufstand zu unterdrücken. Da er einsah, daß sein junger Sohn noch zu schwach war, das Reich zu beherrschen, bestieg er zum drittenmal den Thron, um das Eroberungsschwert noch bis an sein Ende zu schwingen. Zunächst wendete er sich gegen die Brüder und Verwandten des Kaisers Johann, Constantin, Thomas und Theodor, welche die sogenannten Despotate im Peloponnes und in einem Theile von Attika und Böotien inne hatten, brach durch den verschanzten Isthmus, eroberte Korinth und Patras und machte sich den ganzen Peloponnes zinsbar.

Alsdann zog er nach Albanien (Epirus), um dort den gewaltigen Türkenbekämpfer **Skanderbeg**, Hunyad's „großen Zeitgenossen und Nebenbuhler im Schlachtenruhm", der schon seit 1423 den Türken zu schaffen machte, in eigner Person anzugreifen; allein die Kunde vom Anzuge Hunyad's, der an der Spitze eines wohlgerüsteten, 24,000 Mann starken Ungarnheeres sich seinen bei Varna entfallenen Lorbeer wieder um die Schläfe winden wollte, bewog ihn, den albanischen Krieg zu unterbrechen und den Ungarn entgegenzuziehen. Murad besiegte den Hunyad in der dreitägigen mörderischen Schlacht bei Kassowa (17.—19. October 1448) und vernichtete dadurch die letzte Hoffnung, welche die Griechen auf die abendländische Hülfe gesetzt hatten.

Dieser Schlag wäre vielleicht vermieden worden, wenn Hunyad die ihm von Skanderbeg zugesagte Hülfe abgewartet hätte. Dieser berühmte Türkengegner hieß eigentlich **Georg Castriota** und war der jüngste Sohn Johann's, des Herrn von Emathia. Er war, als Murad's siegende Heere zum erstenmal in Epirus eindrangen, mit seinen drei Brüdern als Pfand für die Treue seines Vaters in den Dienst des Serail's abgegeben, dort im Islam erzogen und zur Kriegskunst herangebildet worden. Seine außerordentlichen Talente erwarben ihm die

Gunst des Sultans und seine bewunderswürdige Tapferkeit bei den Soldaten den Beinamen Iskanderbeg oder Skanderbeg d. i. Fürst Alexander, weil er gleich dem macedonischen Welteroberer ebenfalls schon in seinem 18. Jahre den größten Unternehmungsgeist zeigte. In seinem 29. Jahre (1443) entwich er mit 300 Getreuen nach der für die Türken unglücklichen Schlacht bei Nissa, verschaffte sich durch List die Festung Croja (bei Durazzo oder Dyrrhachium) und machte die türkische Besatzung nieder, was zugleich das Zeichen zur Niedermetzlung aller Türken in der Umgegend gab. Hierauf berieth er mit seinen Verwandten die Mittel der Landesbefreiung, gewann durch kluge Schonung einer sich ergebenden Besatzung alle übrigen Plätze des Landes und war binnen 30 Tagen Herr von ganz Epirus. Hierauf ließ er sich von vielen Fürsten und Herren der Umgegend huldigen und widerstand fortan mit seinen zum Krieg wie gebornen Albanesen den unaufhörlichen Angriffen der Türken an 24 Jahre lang. Er blieb bis an seinen Tod 1466 unbezwungen. Dann aber fiel ein Theil von Epirus in Murad's Hände, ein Theil hielt sich noch unter eignen Fürsten bis 1478.

Noch machte sich Murad, gleich als wollte er aus Mitleid die Existenz der griechischen Hauptstadt noch fristen, das Vergnügen, in dem griechischen Thronstreite, der sich nach dem kinderlosen Tode Kaiser Johanns VII unter dessen Brüdern erhob, für den älteren derselben (obgleich nicht im Purpur gebornen), gnädig zu entscheiden. Und so bestieg Constantin IX Paläologus den Thron seiner Väter, ohne über etwas mehr als über die bloße Hauptstadt — und dieß nur in abhängiger Weise — zu gebieten zu haben. — Nachdem Murad auch noch die Vermählung seines Sohnes Muhammed gefeiert hatte, starb er unvermuthet im 49. Lebensjahr bei einem Mahle zu Adrianopel, wo er die erste Prachtmoschee seit Gründung des Reiches erbaut hatte.

2. Muhammed's wilde Eroberungssucht. Befestigung der Dardanellen. Belagerung und Eroberung Constantinopel's. Widerstand Belgrad's. Muhammed's weitere Eroberungen in Europa und Asien. Weitere Ausbildung der osmanischen Verfassung.

Kaum hatte sein Sohn Muhammed II (1451) die Regierung zum drittenmal übernommen, so ließ er, während seine Stiefmutter ihm ihre Trauer über den Tod seines Vaters bezeugte, deren Sohn, seinen „im Purpur gebornen" Bruder im Bade ersticken, um sich, dem Sohne einer Sclavin, den Thron zu

sichern, auf dem er als ein Ungeheuer von unersättlicher Herrschgier, unmenschlicher Grausamkeit und schändlicher Wollust dreißig Jahre lang der Schrecken der Christen wurde, weil sie für das ihnen dort anvertraute Erbtheil dem „Herrn des Weinbergs" so lange her die Früchte vorenthalten hatten.

Um sich in Ruhe zur Ausführung seiner weitaussehenden Eroberungsplane vorbereiten zu können, erneuerte er zuerst mit allen größern und kleinern Mächten, mit denen das osmanische Reich in Beziehung stand, die Zins- und Friedensverträge und schloß auch mit den Ungarn einen dreijährigen Waffenstillstand. Hierauf bestimmte ihn eine unkluge Drohung der Griechen, seinen Siegeslauf mit der bei ihm längst beschlossenen Eroberung von Constantinopel zu beginnen, wo er seinen Herrschersitz aufzuschlagen gedachte.

Nachdem er auf der europäischen Küste des dort nur 725 Schritten breiten Bosporus, und zwar an dessen Mündung, eine starke Veste zur Erleichterung des Heerübergangs aus Asien hatte bauen lassen, ließ er im September 1452 zu Wasser und zu Land mit 250,000 Mann die von aller Hülfe verlassene Stadt umlagern, zu deren Vertheidigung Constantin nur 8000 Streiter aufbringen konnte, da die Reichen unter den Griechen ihre Schätze lieber vergruben, als sie zur Rettung ihres Vaterlands hergaben. Von seinen Brüdern im Peloponnes konnte er keine Hülfe erhalten, da Muhammed sie durch Verwüstung ihres Landes von jeder Verbindung mit Constantinopel abschnitt. Am 6. April 1453 erschien er selbst vor dieser Stadt und nun begann die Bestürmung: Kugeln von 12 Centner Gewicht erschütterten die Mauern in ihren Grundvesten und ungeheuere Belagerungsthürme drohten auf ihren Fallbrücken jeden Augenblick den Feind in die Stadt zu senden, obwohl das „griechische Feuer" den größten jener Thürme vernichtete Zwar wurde auch eine 150 Segel starke Abtheilung der schwerfälligen, aus 420 Schiffen bestehenden Flotte der Türken von nur fünf griechischen und genuesischen Schiffen in der Propontis schmählich geschlagen; allein dafür gelang es ihnen, 70 Schiffe auf einer mit Fett bestrichenen Bretterbahn über das Festland hinweg in Einer Nacht in den Hafen der

Stadt zu bringen und so die Verbindung derselben mit dem Meere abzuschneiden. Darauf folgte der letzte allgemeine Sturm auf die bestürzte und in sich selbst entzweite Stadt und am 29. Mai 1453 schlug die letzte Stunde für dieses allein noch übrige, einst so glänzende Haupt des schon vorher abgestorbenen byzantinischen Körpers. Vergebens war aller Widerstand. Constantin selbst focht mit dem Muth der Verzweiflung und fiel durch die Schwertstreiche zweier Türken unter dem Thor des heiligen Romanos; sein abgeschnittenes Haupt wurde auf die Porphyrsäule gestellt, die der erste Constantin seiner Mutter Helene zu Ehren errichtet hatte; einige tausend Griechen wurden bei der Einnahme nieder gehauen. Umsonst hatte sich die Volksmenge zuletzt in die Sophienkirche geflüchtet und gen Himmel geschrieen: alle, die sich nicht lösen konnten, wurden in die Sclaverei verkauft und an ihre Stelle 5000 Familien aus Asien gesetzt; die Häuser wurden geplündert, die Kirchen ihres Schmuckes beraubt und in greulicher Weise entweiht und von der Kuppel der Sophienkirche wurde das Kreuz herabgeworfen, um fortan dem türkischen Halbmond zu weichen.

Also wurde, 1043 Jahre nach dem Falle Rom's die „siebennamige Stadt der sieben Hügel und sieben Thürme (das alte Byzanz, die Antonina, das neue Rom, die Stadt Constantin's, die Erdtheil-scheidende, die Fülle des Islam's, die Weltmutter) 1025 nach ihrer Erweiterung und Gründung unter dem ersten Constantin, — unter dem eilften und letzten in der 29sten, seit ihrer Gründung erlittenen Belagerung" die Beute der Türken. Der griechische Geschichtschreiber Ducas schließt die Beschreibung ihres von ihm erlebten und mit eigenen Augen gesehenen Untergangs mit den Worten: „Also ward das Wort des Propheten Amos (über Jerusalem auch an Constantinopel) erfüllt: „Von den Altären Bethel's will ich Rache nehmen; — eure Feste werde ich verabscheuen; — entferne von mir den Schall deiner Lieder und die Psalmen deiner Orgeln will ich nicht hören; das Ende meines Volkes ist gekommen, spricht der Herr; ich werde seine Züchtigung nicht länger verschieben und an jenem Tage werden die Gewölbe des Tempels heulen!" (Nichts desto weniger scheint

die prophetische Inschrift auf den Kuppelziegeln der Sophienkirche: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden!" wenigstens in so fern ebenfalls erfüllt zu werden, als derselbe Bau noch steht und die Zeit vielleicht nicht allzu fern mehr ist, da das Kreuz auf die Spitze der Aja Sophia wieder erhöht werden wird.)

Einige nähere Züge aus der von Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des osmanischen Reichs (B. I. S. 503—563) gegebenen lesenswerthen Beschreibung der Eroberung Constantinopels mögen hier noch eine Stelle finden. — Die Griechen führten ihr Endschicksal zunächst dadurch herbei, daß sie aus Habsucht für den Unterhalt des Prinzen Urchan (des Sultans Großneffen), der in Constantinopel sich aufhielt, das Doppelte des vertragsmäßigen Kostgelds verlangten und dem Sultan drohten, wenn er es nicht bezahle, würden sie ihn als Thronnebenbuhler loslassen. Von dem Augenblick an war bei Muhammed Constantinopels Untergang beschlossen. — Die Vorbereitungen zur Belagerung wurden von Adrianopel aus betrieben, und Muhammed's stets reger Unternehmungsgeist war dabei, so wie auch nachher bei der Belagerung, Tag und Nacht unablässig thätig und seine Willenskraft unermüdlich. Alles, was zur Bestürmung nöthig schien, wurde in kolossalem Maaßstabe beigeschafft. So goß ein aus dem Dienst des Kaisers in den des Sultans übergegangener ungar'scher Stückgießer, Namens Orban, unter andern die ungeheuerste Kanone, deren die Geschichte gedenkt: sie konnte kaum von 50 Paar Ochsen und 700 Bedienungsmännern fortgeschafft werden und brauchte darum zwei Monate lang, um die 36 Wegstunden nach Constantinopel zurückzulegen, wo sie vor dem Thore des heiligen Romanos aufgepflanzt wurde, das darum heute noch Kanonenthor heißt. Sie brauchte zwei Stunden, um geladen zu werden und schoß daher nur siebenmal des Tags; nach einiger Zeit zersprang sie und zerriß den Meister, der sie gemacht und bedient hatte, wurde aber wieder hergestellt, und ein zufällig anwesender ungar'scher Gesandter lehrte die Türken besser damit treffen. So mußten Christen mit am Untergang von Christen helfen. Dagegen wurde das griechische (flüssige) Feuer von einem Deutschen, Namens Grant, so glücklich geleitet, daß die größte Belagerungsmaschine, die den Thurm des heiligen Romanos umstürzte, in Einer Nacht in Flammen aufgieng.

Die Uneinigkeit der Griechen in der belagerten Stadt war eine Folge des Henotikon's d. i. des erneuerten Decrets der sogenannten Kirchenvereinigung, indem der Hof und die Hofklerisei den Gottesdienst in der Sophienkirche in lateinischer Weise von dem Cardinal Isidorus halten ließ, der Großadmiral Notaras aber mit den Archimandriten und Mönchen sammt dem Volke aus Abscheu dagegen ihren Gottesdienst bei dem in's Kloster verwiesenen Patriarchen hielten, mit der Aeußerung, sie wollten lieber tür-

kisch, als römisch werden! Statt gemeinsam die Vertheidigung der Stadt zu betreiben, mieden sich Lateiner und Griechen und wirkten einander oft entgegen. Außerdem waren die Genueser, als Bewohner der Vorstadt Galata, zweideutige Helfer, da sie zugleich aus Gewinnsucht mit dem Sultan Freundschaft hielten. Als z. B. der tapfere Genueser Giustiniani, der vorzüglich die Vertheidigung der Stadt leitete, die in den Hafen eingedrungenen türkischen Schiffe in der Nacht verbrennen wollte, verriethen die Genueser in Galata diesen Plan den Türken, die nun den Brander in den Grund schoßen und so die Befreiung des Hafens verhinderten.

Als auf der Landseite die vier Thürme zusammengeschossen waren und am Thor des heiligen Romanos eine weite Bresche geöffnet war, ließ Muhammed noch einmal den Kaiser zur Uebergabe der Stadt auffordern, erhielt aber zur Antwort, er sey entschlossen, in ihrer Vertheidigung zu sterben. Eine allgemeine Beleuchtung im ganzen türkischen Lager, welche die Stadt mit einem feurigen Halbmond umgab, verkündete den Jubel über des Sultans Entschluß zum allgemeinen Sturm, während innerhalb der dunkeln Stadt der schauerliche Klaggesang des Kyrie eleison durch die Nacht ertönte. — Der Hauptangriff von der Landseite war gegen das Romanosthor gerichtet: dort war der Kaiser mit Giustiniani und 300 auserlesenen Genuesern; an allen andern Thoren und Hauptthürmen befehligten andere Tapfere, den Hafen vertheidigte Notaras. Als sich mit Sonnenuntergang im türkischen Lager Alles zum Sturm rüstete, empfieng der Kaiser in der Sophienkirche die heiligen Sacramente und bat seine Umgebung um Verzeihung, wobei Alles in Thränen schwamm. — Mit dem Anbruch des Morgens gab die große Kanone das Signal und plötzlich erschien die ganze Stadt von den Türken „wie mit einem Strick, der sie zu erwürgen drohte, umschlungen"; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken mit Schlachtgeheul vermischt, scholl durch die Luft, alle Batterien donnerten aus ihren Geschützen und in einem Nu deckte schwarzer Pulverdampf „die Stadt und die Sonne". — Als der Sturm am heißesten war, entfloh Giustiniani „seines bisherigen Ruhms und künftiger Schmach vergessend," nach Galata und brachte dadurch Muthlosigkeit unter die Reihen der Belagerten. Dennoch vertheidigte der Kaiser das Hauptthor mit der größten Standhaftigkeit, indeß die Türken durch ein anderes Thor eindrangen, das sonst wegen einer Prophezeihung, daß durch dasselbe der Feind eindringen werde, stets verrammelt gewesen und erst Tags zuvor auf Befehl des Kaisers zu einem beabsichtigten Ausfall geöffnet worden war. Der Ruf, die Türken seyen in der Stadt, verbreitete Schrecken unter die ohnedieß schon zusammengeschmolzene Umgebung des Kaisers: der Widerstand wurde immer unmöglicher, und eben als der Kaiser rief: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme?" fiel er unter den Streichen zweier Türken, von denen der eine ihm über das Gesicht hieb, der andere ihm das Schwert in den

Rücken stieß. — Mit ihm fielen der gelehrte Paläologe Theophilos und andere Getreue. Prinz Urchan stürzte sich von einem Thurm hinab, um seinem grausamen Großoheim nicht in die Hände zu fallen, und bald rollten die Köpfe Constantin's und Urchan's, des letzten Throninhabers und des gedrohten Thronnebenbuhlers, zu Muhammed's Füßen. Nachdem des Kaisers Kopf an jener Säule einen Tag lang dem Hohn ausgesetzt gewesen, ließ der Sultan ihn ausgestopft durch alle asiatische Städte zur Schau herumsenden.

Bei dem Umstand, daß die Volksmenge in die von ihr seit der Kirchenvereinigung wie eine Räuberhöhle gemiedene Sophienkirche flüchteten, bemerkt der griechische Geschichtschreiber Ducas: „Wäre in diesem Augenblicke wirklich ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte die Worte verkündet, sie sollten die Kirchenvereinigung annehmen, er wolle dann den Feind aus der Stadt treiben: so würden sie sich dennoch nicht dazu bekannt, sondern sich lieber den Türken, als der römischen Kirche überliefert haben!“ So groß war die durch den Vereinigungsact gestiftete Zwietracht! Nachdem die Türken das verschlossene Thor der Kirche mit Beilen aufgebrochen hatten, schleppten sie das darin zusammengedrängte Volk, „wie zahme Schlachtthiere“ in die Sclaverei fort. Für des Sultans Harem aber wurden die schönsten Jungfrauen und Jünglinge ausgewählt.

Die Hafenseite wurde zuletzt erobert, der Admiral Notaras gefangen und mit seinen beiden Söhnen enthauptet: ihre Köpfe wurden von dem blutdürstigen Sultan zum Mahle unter die Becher gestellt. Aehnliches Schicksal hatten die meisten gefangenen Führer mit ihren Söhnen. — Das ganze Lager und alle Schiffe waren voll unermeßlicher Beute an Gold, Silber, Erz, Stoffen und Kleidern. Die zahllosen Bücher der reichen griechischen Bibliotheken wurden auf Schiffen und Wagen nach Osten und Westen verladen. Um Ein Stück Münze konnte man 10 Bände von Platon's Aristoteles und andern alten Schriftstellern erkaufen. Die Bilder, Statuen und Gemälde aber verbrannten sie alle und kochten sich beim Feuer derselben ihre Speisen. „Am dritten Tage war das Werk der Eroberung, Plünderung, Zerstörung und Entvölkerung vollendet.“

Der Eindruck, den die Nachricht vom Fall Constantinopels im Abendland machte, und die Angst vor dem weitern Vordringen der Türken ist bereits oben (K. 4, 2.) geschildert worden, wie denn noch heute das Mittagläuten in deutschen Städten von der damaligen Anordnung der sogenannten Türkenglocke herrührt. Es war dies auch nur der Anfang von Muhammed's Siegeslauf. Nachdem er seine neue Residenz wieder bevölkert und in türkischer Weise eingerichtet hatte, drang er gleichzeitig in Europa und Asien erobernd weiter. Im Jahr 1456

erschien er vor Belgrad, um diese starke Festung den Ungarn abzuringen. Doch der Tapferkeit Hunyad's und dem fromm=begeisterten Muthe des Franziscaners Johann von Capistrano (einem Städtchen in den Abruzzen) — der, einem Peter von Amiens gleich, auf eigne Hand ein kleines Kreuzheer zusammengebracht und sich mit demselben in die geängstete Stadt geworfen hatte,— gelang es, durch einen glücklichen Ausfall die Türken zu vertreiben und für eine Zeit lang von Ungarn die weitere Gefahr abzuwenden. Dagegen wurden Serbien, Bosnien, die Wallachei erobert und Streifzüge nach Krain, Kärnthen und Steiermark machten bereits Deutschland zittern.

In Kleinasien lieferte der letzte Comnene (David) den Rest seines trapezuntischen Reiches ohne Vertheidigung in Muhammed's Hände, und die Karamanenherrschaft, des Großtürken gefährlichste Nebenbuhlerin, mußte sich endlich für immer unter seine Füße legen. Auch der Chan der Krimm mußte sich ihm beugen und die Genueser Kaffa räumen. — In Südgriechenland wurden Constantin's Brüder ihrer Despotate beraubt und die übrigen kleinen Fürstenthümer und Herrschaften bis auf einige venetianische Häfen nach grausamen Verheerungen unterjocht, so daß nun ganz Griechenland fortan den harten und verachtenden Fußtritt des Siegers zu fühlen hatte und darum ein von Geschlecht zu Geschlecht forterbender Haß die beiden durch Abstammung und Religion unvereinbaren Nationanalitäten stets getrennt hielt. Nur dem Umstand, daß die Türken den Cultus der Besiegten nicht störten, verdankten die Griechen die Erhaltung ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in Religion, Sitte und Sprache.

Muhammed's sechzehnjähriger Krieg mit den Venetianern (der von Seiten der Türken mit so großer Grausamkeit geführt wurde, daß z. B. bei der Eroberung von Negroponte alle dortigen Venetianer gespies't, geviertheilt oder zersägt wurden) endete 1479 mit einem Friedens= und Freundschaftsbündniß, das aber der venetianischen Republik die größten Opfer (Negroponte, Croja, Scutari und einen Tribut) kostete und Veranlassung gab, daß die Türken bald darauf auch in

Italien erschienen, indem sie den Venetianern in deren Krieg mit Neapel mit 100 Schiffen Otranto einnehmen halfen. Ja der siegestrunkene Eroberer hatte schon beschlossen, Rom als „den Mittelpunct der Christenheit" und damit, wie er meinte, den ihm verhaßten Christenglauben von der Erde zu vertilgen, als er zum Glück für das Abendland am 3. Mai 1481 starb und sich zwar bei seinem Volke den höchsten Ruhm als Begründer des osmanischen Staats, bei den Christen aber das Andenken an ihren furchtbarsten Bedränger hinterließ.

Als er das Reich seinem Sohne Bajazeth II übergab, stellte er durch ein förmliches Gesetz den von ihm und frühern morgenländischen Despoten geübten Regierungsgrundsatz auf, daß jeder künftige Thronfolger zur Sicherung der Herrschaft („zur Sicherheit der Ruhe der Welt") seinen Brüdern das Leben nehmen lassen solle! — So wie dieser Muhammed II seinem Volk als der tapferste Krieger und größte Eroberer noch heute erscheint, so verehrt es in ihm auch den großen Gesetzgeber, Staatseinrichter und Bildungsförderer. Das von ihm besorgte Gesetzbuch (Kanunname) regelt die Reichsämter, bestimmt deren Einkünfte und enthält eine Strafordnung. Die Verfassung des osmanischen Staats ist ein auf militärischer Grundlage ruhender Mechanismus der Verwaltung nach den Rangstufen der Aemter und Würden, die sämmtlch in der unbedingten und unbeschränkten (nur durch den Islam hie und da gemäßigten) Willen des Oberhaupts ihren Bestand haben.

Dem Sultan zunächst steht als dessen Stellvertreter der Großvezier (=wessir), der zugleich im Divan oder Staatsrath den Vorsitz führt. — Der Staat selbst wird in morgenländischer Weise als ein Wanderhaus oder Zelt gedacht und diesem Bilde gemäß werden die verschiedenen Zweige der Verwaltung benannt. Wie das Zelt auf vier Pfeilern ruht, so ruht der osmanische Staat auf vier Aemterordnungen, indem die Veziere (Wessire) als Stützen des Divans, die beiden Kadiaskere oder Heeresrichter (der eine für Europa, der andere für Asien), die beiden Defterdare oder Finanzrechnungsverwalter, und die Nischandschi's oder Staatssecretäre (für die auswärtigen Angelegenheiten) die vier Säulen des Reichs darstellten. Die Vorsteher des Hofstaats waren die innern Aga's, die Generale der regelmäßigen Kriegsmacht die äußern Aga's. — Die verschiedenen europäischen und asiatischen Provinzen wurden von Pascha's oder Statthaltern verwaltet, welchen die beiden Beglerbeg's (der eine in Europa, der andere in Asien) vorgesetzt waren. Unter den Pascha's und Aga's stunden die Sandschackbeg's. (Späterhin, zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung war das Reich in 21 Statthalterschaften, und diese zusammen in 250 Sandschacken eingetheilt). — Unter den beiden Kadiaskeren

oder obersten Richtern standen die Mollah's in den größern, die Kadi's in den kleinern Städten. Von hohem politisch-religiösem Einfluß auf die Verwaltung und Regierung des Reichs war das Collegium der Ulema's oder theologisch-juristischen Gesetzlehrer, die in allen wichtigen Angelegenheiten um ihr Fetwa oder Gutachten gefragt wurden. Sie waren in Rangstufen abgetheilt, in denen sie vorrückten, und hatten den Mufti zum Oberhaupt. Aus den Ulema's wurden die höhern Richterstellen besetzt. Zur Bildung von Rechtsgelehrten errichtete Muhammed II mehrere hohe Schulen, wie er sich denn auch Gelehrten und Dichtern als Gönner erwies. — Der Kern der Kriegsmacht waren die Janitscharen, deren Entstehung schon oben angegeben wurde (XVII. 8, 2. a. E.), und von deren Ausartung in Prätorianer in der Folge die Rede seyn wird. Außer den stehenden Truppen konnte ein Befehl an die Beglerbege von Rum und Anatoli in jedem Augenblick eine beträchtliche Lehensmacht aufbieten: denn in den meisten Provinzen war Grund und Boden in größern oder kleinern Theilen an Osmanen verliehen worden, die als Lehenträger, jedoch nicht erbliche, je nach ihrem Einkommen eine Anzahl Reiter ins Feld stellen mußten. — Die Einkünfte des Staats floßen aus dem Zehnten, den die Muselmänner zu entrichten hatten, aus dem Kopfgeld, der Grundsteuer und der Vermögensteuer der Nichtmuselmänner, die noch außerdem von den Pascha's und deren Unterbeamten durch Frohnden und Erpressungen auf das willkührlichste gedrückt wurden, endlich aus den Tributen der Zinspflichtigen.

Unter Bajazeth II (1481—1511), der sich einem beschaulichen Leben hingab und darum die Ruhe liebte, genoß die Christenheit einige Erholung: denn während die Unternehmungen der Türken auf Aegypten begannen, hatte der erneuerte Krieg mit Venedig nur geringen Erfolg; dennoch unterließ er es nicht, von Zeit zu Zeit wenigstens durch Streifzüge nach Ungarn und Oesterreich (selbst bis Vicenza) hin die Furcht vor den Türken rege zu erhalten.

12. Kapitel.

Die italienischen Staaten im 14. und 15. Jahrhundert unfrei im Innern bei aller Regsamkeit in Politik und Cultur.

1. Venedig seit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Eroberndes Auftreten. Andrea Dandolo. Kriege mit Genua. Die Signorie. Oligarchische Verfassung. Venedig's Gefahr und Rettung; Genua gebrochen. Venedig Herr der adriatischen Küstenlande. Krieg mit Mailand. Die Staatsinquisition. Krieg mit den Türken. Erwerbung Cypern's. Venedig auf dem Gipfel seiner Macht. Genua's Verfall.

Indem wir die Türken bereits ihre Streifzüge selbst nach Italien hin, (nach Otranto und Vicenza) machen sahen, wenden wir unsern Blick auf die italienischen Staaten, um durch sie wieder nach Deutschland zurückzukehren, mit dessen Geschicken sie bis zum Ende des 14. Jahrhunderts verflochten waren. Nachdem bereits oben die Beziehungen Deutschland's zu Ober- und Mittelitalien unter den Kaisern Heinrich VII, Ludwig dem Bayern, Karl IV und Wenzel —, die Verhältnisse Unteritaliens aber besonders bei der Verzweigung der aragonisch-catalonischen Herrschaft über Sicilien, Sardinien nach Neapel — dargestellt worden sind, fassen wir jetzt bei der Betrachtung der italienischen Staaten nur die Hauptmassen in's Auge, die von der Mitte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eine ziemlich feste politische Stellung einnahmen. Im Norden hielten sich an Macht Mailand und Venedig das Gleichgewicht, im Süden der Papst und Neapel, zu welchem letztern Staat auf eine Zeit lang wieder Sicilien (unter Alfons) gehörte. Eben so hielt von Zeit zu Zeit der Norden dem Süden und eben so die Republiken den Monarchieen die Wage. Unter den erstern nehmen Venedig, Florenz, Genua, unter den letztern Mailand, der Kirchenstaat und Neapel die Aufmerksamkeit in Anspruch.

In Bildung durch Wissenschaft und Kunst, in Wohlstand durch Handel und Gewerbe war Italien allen andern europäischen Ländern noch immer voraus, ja erreichte gerade im 15. Jahrhundert seine höchste Blüthe. Aber die beständ-

digen Kämpfe zwischen den Regierenden und Regierten, die Grausamkeit und Lustgier der vielen größern und kleinern Gewaltherren, der Neid und die Eifersucht der Staaten unter einander, die trügerischen Künste, durch welche jeder seine Macht zu vergrößern und die des Andern zu unterdrücken trachtete, und die daraus entstandenen landverderblichen Kriege zerrütteten die besten Kräfte, lockten Fremde herbei und führten zum theilweisen Verlust der Unabhängigkeit, so wie zur Zerstörung der Blüthe des Wohlstandes und des Reichthums.

Venedig's Geschichte hatten wir (XVII. 3, 1) bis dahin geführt, wo der Zehnerrath, der alle andern Staatsgewalten in sich aufnahm, 1335 zu einer bleibenden Staatsbehörde erklärt wurde. Es geschah dieß unter dem Dogen Franzesco Dandolo, der — gleichwie sein Großvater Enrico Dandolo die Venetianer zuerst zu den überseeischen Eroberungen geführt hat, — im Jahr 1339 mit dem Ruhme starb, zuerst Venedig's Gebiet auf dem italischen Festlande vergrößert zu haben, indem er den Veronesern Treviso und Bassano abnahm.

Von da an tritt die Republik Venedig auch in Italien erobernd auf, um, gleich so vielen Regierungen ihrer Zeit, sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu vergrößern. Unter dem Dogen **Andrea Dandolo**, einem der ausgezeichnetsten und gebildetsten Staatsmänner seiner Zeit (der selbst eine treffliche Geschichte Venedig's geschrieben hat) erwarb die Republik — bei Gelegenheit ihrer Theilnahme an dem von Clemens VII aufgebotenen, übrigens unglücklich abgelaufenen Kreuzzug gegen die Türken — das Recht, in allen Häfen Kleinasiens, Syriens und Aegyptens Handelsniederlassungen anzulegen. Dagegen erschöpfte sich Venedig im wieder aufgenommenen Kriege mit Genua, der zwischen diesen beiden Freistaaten mit der größten Erbitterung in allen Theilen des Mittelmeeres geführt wurde.

Als bei Dandolo's Tode 1354 der Staat eine kurze Zeit ohne Haupt war, fügte man zur beständigen Ueberwachung des Dogenraths zu dessen sechs Mitgliedern die drei Vorsitzer der peinlichen Quarantania hinzu und gab der dadurch entstehenden eigentlichen Regierung den Namen der durchlauchtigsten Signoria. Der neue Doge Marco Faliero, unter welchem der Krieg mit Genua 1355 durch einen Waffenstillstand beendet wurde, stiftete wegen einer von der Signoria ihm versagten Genugthuung eine Verschwörung, scheiterte aber damit und wurde auf der Galerie des Palasthofs enthauptet; daher unter den Bildnissen der Dogen das seine fehlt und die Stelle desselben mit einem schwarzen Flor verhangen ist.

Um dem erschöpften Staatsschatz aufzuhelfen, wurde den Patriziern das

Recht entzogen, Handel zu treiben; allein dieses Gesetz concentrirte die Gewalt vollends in den Händen einiger wenigen aristokratischen Familien und begründete Venedig's Oligarchie. Die Dogenmacht wurde ein solcher Schatten, daß, als Andrea Contarini diese Würde deßhalb ausschlug, der Staat ihn unter Bedrohung der Gütereinziehung zur Annahme derselben zwang.

Ein Rangstreit des venetianischen und des genuesischen Gesandten am Hofe in Cypern führte 1378 zum Wiederausbruch des Kriegs mit Genua. Anfangs hatte Venedig durch den Admiral Victor Pisani die Obmacht; dann, als dieser tapfere und auch durch seinen edlen Character achtungswerthe Mann nach dem Verlust einer Seeschlacht ins Gefängniß geworfen wurde, setzten sich Genueser, die den Herzog Franz Carrara von Padua und den König Ludwig von Ungarn zu Verbündeten hatten, in so großen Vortheil, daß sie sogar schon in die Lagune von Chioggia eindrangen und mit ihrer Landung den Venetianern der Untergang ihres Staates nahe schien. Schon mußte sich Venedig zur Bitte um Frieden herablassen und von dem genuesischen Admiral Peter Doria die stolze Antwort hören, er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier (metallenen) Pferden auf dem Marcusplatz den Zaum angelegt habe. Da zwang das Volk die Zehnerherren, seinen Liebling, den tapfern Pisani loszugeben, und dieser, von der äußersten Anstrengung des Volkes unterstützt, rettete durch den Sieg bei Chioggia 1379 Venedig aus seiner schrecklichen Bedrängniß.

Der Krieg währte zwar noch eine Zeit lang fort, beschränkte sich aber zuletzt auf Seeneckereien und endete 1380 mit dem Frieden zu Turin, in welchem Venedig seine Trevisaner Mark an Carrara abgeben sollte, sie aber lieber an Oesterreich, so wie Dalmatien an Ungarn abtrat. So gieng es zwar geschwächt aus dem Kampf hervor, hatte aber fortan Genua nicht mehr zu fürchten, und in Kurzem gelang es ihm durch die Kraft seiner Institutionen seine Verluste wieder gut zu machen, Corfu zu erwerben, Durazzo den Neapolitanern abzunehmen, durch seine Verbindung mit Mailand gegen Carrara nicht nur sein ehemaliges Gebiet auf dem Festland zu erhalten, sondern es auch mit Padua, Verona, Vicenza, Rovigo zu vermehren (1405).

Demnach übertraf die Republik Venedig im Anfang des 15. Jahrhunderts an Macht die größten Staaten Italiens, sah sich aber von nun an auch in alle Kriege und Umwälzungen der Lombardei verwickelt und mußte den größten Theil ihrer Kräfte, die sie vorher auf Seeunternehmungen verwendet hatte, auf die Vertheidigung ihrer Festlandsbesitzungen wenden. Nichts desto weniger war ihre Blüthe im Fortschreiten; denn im Kampf mit Ungarn und dessen lombardischen Verbündeten eroberte sie Feltre, Belluno, Udine und das ganze Friaul, so daß der dortige Patriarch nur seine Hauptstadt Aquileja behielt (1421); und nachdem sie so alle ihre Feinde auf dem Festlande besiegt hatte, gewann sie Dalmatien wieder und sicherte sich durch aufeinander folgende Siege den Besitz vom

ganzen Küstenlande des adriatischen Meeres von der Po-Mündung an, Friaul, Istrien und Dalmatien vorüber, bis nach Albanien, wo sich ihr Scutari ergab. Zugleich vermehrte sie ihren Besitz im Osten durch die Eroberung von Cephalonia, Zante, Lepanto und Candia und erwarb sich, gleich den Phöniziern des Alterthums, durch ihre hohe Betriebsamkeit (vorzüglich in Seide, Glas und Schiffsbauten), so wie durch den ausgebreitetsten Handel nach allen Theilen des Morgenlandes große Reichthümer.

Dieser Handel wurde jedoch durch die Fortschritte der Türken mehr und mehr bedroht. Während die Venetianer unaufhörliche Kriege mit denselben bestanden und ihre Seeplätze in Griechenland von den Türken eingeschlossen wurden, führten sie einen Krieg mit dem Herzog Philipp Visconti von Mailand, und hatten das Glück, durch ihren tapfern Condotiere Franzesco Carmagnola im Frieden von Ferrara 1428 Brescia und Bergamo zu gewinnen, so daß die Adda die Gränze gegen Mailand bildete.

Doch nicht lange dauerte der Frieden und unter dem nichtigsten Vorwand begannen sie den Krieg wieder; allein die venetianische Flotte erlitt eine schwere Niederlage und da sich auch Carmagnola einer Nachlässigkeit schuldig machte, ward er vom Zehnerrath auf eine hinterlistige Weise gefangen, gefoltert und enthauptet. Der bald darauf erfolgte Friede schmälerte zwar das Gebiet der Republik nicht, aber Handelsstockung und Minderung des öffentlichen Credits war die Strafe. Ein vierter Krieg mit Mailand, wobei sich Venedig des tapfern Condotiere Franz Sforza bediente, lief gleichfalls ohne bedeutenden Gewinn ab.

Als nach dem Tode Philipp Visconti's Franz Sforza sich 1450 des Throns von Mailand bemächtigte, begann die Republik, die sich selbst gerne zur Herrin der Lombardei gemacht hätte, den Krieg gegen ihn, mußte ihn aber doch im Frieden 1454 als Herrn von Mailand anerkennen.

In diesen Zeitpunct fällt die Einführung der venetianischen **Staatsinquisition,** durch welche die Furchtbarkeit des Zehnerraths (XVII. 3, 1), aus dem sie hervorgieng, noch weit überboten wurde. Der mit dem Datum 16. Juni 1454 versehene und in neuerer Zeit durch den Grafen Daru unter der venetianischen Staatsurkunde aufgefundene Beschluß lautet: „In Betracht der Nützlichkeit der permamenten Institution des Zehnerraths, und in Betracht der Schwierigkeit, diesen unter allen Umständen, welche seine Dazwischenkunft erfordern möchten, zu versammeln, ermächtigt ihn der große Rath, drei seiner Mitglieder, von denen einer aus den Räthen des Dogen genommen werden kann, zu wählen, um unter dem Titel von Staatsinquisitoren diejenige Oberaufsicht und repressive Justiz auszuüben, die ihm selbst übertragen sind." — Drei nicht verantwortliche Personen also, bekleidet mit der ganzen Macht der Zehner, konnten gegen jeden beliebigen, vornehmen oder geringen Bürger, sogar gegen ein Mitglied des Zehnerraths, ja gegen den Dogen selbst, peinlich verfahren! Und ein solches Opfer wurde im Geheimen entweder gleich durch Ertränken (der Doge nur durch Gift)

aus dem Wege geschafft, oder es wurde in die Brunnen d. i. in verpestete, unter den Kanälen angebrachte Löcher, in denen das Meerwasser zwei Fuß hoch stand, geworfen, so daß der Gefangene in kurzer Zeit in Krankheit verfiel, oder auch in die Bleikammern unter dem mit Blei gedeckten Dache des Marcuspalastes gesperrt, wo der Gefangene durch die, von den auf das Blei fallenden Sonnenstrahlen vermehrte Hitze zur Verzweiflung gebracht wurde. — Wen die Wahl zu Inquisitoren getroffen, blieb Jedem ein Geheimniß und wie unter einer grauenhaften, unsichtbaren Macht stehend, waren alle Staatsangehörigen im Inland wie im Ausland keinen Augenblick sicher, von ihr, ob schuldig oder unschuldig, erfaßt zu werden und plötzlich aus der menschlichen Gesellschaft oder aus dem Leben zu verschwinden. — Die Inquisitoren waren bei ihrem geheimen Verfahren an gar keine Regel gebunden; sie richteten sich nach den Umständen, nur mußten sie alle drei in dem Urtheil übereinstimmen. — Diese Staatsinquisition war weniger gegen das Volk, wenn es sich nicht in Staatssachen mischte, als gegen die Adeligen gerichtet, um staatsumstürzende Pläne im ersten Keim zu ersticken. Sie hatte eine Unzahl von geheimen Beobachtern und Spionen im Dienst, die an allen Orten und in allen gesellschaftlichen Kreisen unerkannt spähten; selbst jeder Gesandte im Auslande war von vier Spähern umgeben. Ja, die mit dieser furchtbaren Gewalt bekleideten Männer waren „selbst nicht sicher vor dem Schrecken, den sie einflößten“: denn ließ sich einer von ihnen etwas zu Schulden kommen, so wählten die beiden andern Einen aus dem Zehnerrath als seinen Stellvertreter und verurtheilten ihn. — So waren Alle, von dem geringsten Gondelier bis zum Staatsoberhaupt hinauf, der ununterbrochenen geheimen Aufsicht und den furchtbaren Mahnungen der Inquisition untergeordnet, und der Standesgeist ließ sich diesen Terrorismus gefallen, bloß weil er auf keine andere Weise den Bestand der Aristokratie für gesichert hielt. Selbst Papst und Kirche konnte in diesem venetianischen Regierungssystem keine Milderung hervorbringen, da Venedig überhaupt nicht den leisesten Eingriff der Hierarchie duldete und der Papst sich mit dem bloßen Schein der Anerkennung begnügen mußte. Auch die eigene Geistlichkeit Venedigs durfte sich nicht die entfernteste Anspielung auf Politik und Staatseinrichtungen erlauben, mußte sich vielmehr nicht selten zu Denunciationen und Spionerieen hergeben. Nur der allmählig eintretenden politischen Ruhe (Kirchhofsruhe), bei der keine Verschwörung mehr gewagt wurde, und die vorschreitende Aufklärung brachte in der Folge viele Milderungen in das Verfahren dieses übrigens bis an das Ende der Republik dauernden Tribunals. — (Treffend vergleicht daher Galibert die venetianische Regierung wegen ihrer steten Heimlichkeit mit einer tausendjährigen ununterbrochenen Verschwörung, und bezeichnet die Maske, welche dem Venetianer allmählig unentbehrlich wurde und zu seinen Kleidungsstücken gehörte, zugleich als das Sinnbild dieser Republik.)

Die Vergünstigung, welche Muhammed II den Venetianern einräumte, in seinen Staaten Handel zu treiben, vereitelte die Unehrlichkeit des venetianischen Comman-

danten zu Coron, der mit einem Sclaven, welcher eine türkische Casse bestohlen hatte, den Raub theilte. Der daraus entstehende Krieg mit den Türken verlief zur Schmach der Venetianer: sie verloren 1464 zuerst alle ihre Besitzungen auf Morea bis auf die festen Plätze, die sie vor dem Bruch hatten; sie wetteiferten im fortgesetzten Krieg mit den Türken an Grausamkeit, erlitten 1470 den Verlust von Negroponte (Euböa), und während sie in Verbindung mit andern christlichen Mächten, anstatt die Türken ernstlich anzugreifen, in ihrer Ohnmacht die Küsten Kleinasiens verheerten, zogen die Türken zweimal durch Kärthen in's Friaul, verwüsteten alles und kehrten mit Beute beladen zurück. Erschöpft schloß endlich Venedig 1479 den fast sechszehnjährigen gefahrvollen Krieg und mußte froh seyn, gegen Aufopferung von Scutari seine übrigen verlorenen Besitzungen und gegen einen jährlichen Tribut die Handelsfreiheit in den türkischen Häfen wieder zu bekommen.

Indessen erfolgte die im Frieden durch List erschlichene Erwerbung des Königreichs Cypern, das unter der Oberherrlichkeit Aegyptens stand. Jakob, ein natürlicher Sohn des letzten cyprischen Königs aus dem Hause Lusignan, von Aegypten als Thronfolger anerkannt und von dem Venetianer Marco Cornaro unterstützt, heirathete dessen Nichte Katharina Cornaro, die von der Republik zu ihrer Adoptivtochter erklärt wurde, um einst Ansprüche auf Cypern machen zu können. Als nach zwei Jahren der König Jakob starb, war Venedig gleich bei der Hand, um sich das Erbe der Tochter der Republik zu sichern. Ein zwischen der Türkei und Aegqpten ausbrechender Krieg diente sodann zum Vorwand, die Insel zur Sicherung gegen unvermutheten Anfall mit Truppen zu besetzen und hierauf an die Königin das Ansinnen der Abdankung zu stellen. Katharina Cornaro, wohl wissend, daß man sich dem Willen der Zehner nicht ungestraft widersetzte, dankte ab und die Republik schämte sich nicht, Cypern 1489 gegen Tributzahlung als ein Lehen vou Aegypten, also aus muselmännischen Händen zu empfangen.

So war die Republik Venedig, aller Glücksschwankungen ungeachtet, auf dem Höhenpunct ihrer Macht angelangt, um von da aus allmählig wieder herabzusteigen. Außer dem Dogat, das aus der Stadt Venedig mit den Lagunenstädten bestand, und außer den schon bezeichneten Besitzungen auf dem Festland, umfaßten ihre Seeländer das ganze adriatische Küstenland mit den albanesischen Inseln, einen Theil von Livadien mit Lepanto, einen Theil von Morea mit Patras, Argos, Napoli, einen Theil von Macedonien mit Thessalonich, die Inseln Zante, Corfu, Negroponte, Cypern und Candia — zusammen 25,400 Q. M. Landes mit 3,800,000 Seelen, so daß sie, ungeachtet der Zerstückelung ihres Gebiets und der geringen Anzahl ihrer Unterthanen, doch die erste See- und Handelsmacht jener Zeit war und an Reichthum die größten Monarchieen Europas übertraf, daher denn Kaiser und Könige sich stets um ihren Beistand bewarben.

Genua's Macht (XVII. 3, 1) war durch den 123jährigen Kampf mit seiner Nebenbuhlerin Venedig, von welchem so eben in der Geschichte Venedig's die wesentlichsten Züge angegeben worden sind, gebrochen. Nachdem es sich wegen Venedig's Uebermacht von 1353—1363 dem mailändischen Einflusse hatte hingeben müssen, von dem es im Frieden zu Turin sich wieder losmachte, konnte es nur zeitweise eine selbstständige Stellung behaupten. Einerseits die wachsende Macht Mailand's und Venedig's, anderseits innere Zwietracht brachte die Genueser von 1369—1409 unter Frankreichs Herrschaft. Von 1431—1436 gehorchten sie wieder den Visconti's in Mailand; dann 1458—1461 abermals der französischen Herrschaft, bis sie sich 1464 der Gewalt des neuen Herrn von Mailand Franz Sforza unterwarfen. Im Morgenland hatten sie in Galata ihre Hauptniederlassung und Kaffa im Besitz, das sie aber an Muhammed II verloren.

2. Florenz im 14. und 15. Jahrhundert. Weitere Ausbildung der demokratischen Verfassung. Ostracismus. Gewaltsames Aufstreben der niedern Zünfte. Steigende Macht der Signorie. Aufgang der Mediceer. Cosimo's alleinherrliches Walten. Lorenzo der Prächtige. Pflege der Künste und Wissenschaften. Verschwörung der Pazzi. Krieg mit Sixtus IV und Neapel. Sinken und Wiedersteigen der Mediceer.

Florenz, als demokratische Republik der Gegensatz von Venedig, war seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, ungeachtet innerer Parteikämpfe durch den Handel und Gewerbfleiß seiner Bürger an Bedeutung gestiegen. Der dabei hervortretende Gegensatz zwischen den Reichen und Armen führte durch die Unterdrückung der letztern zu dem Emporkommen der **Mediceer,** welche der Gedrückten sich annehmend, durch Reichthum, Bildung und Staatsklugheit zu einer fast fürstlichen Stellung gelangten und in derselben auf die Leitung dieser Republik, wie auch auf die geistige Entwicklung Italiens den größten Einfluß gewannen.

Nachdem die siegende Partei der Schwarzen (XVII. 3, 1) den Angriff Kaiser Heinrich's VII glücklich abgewehrt und einen Versuch, die Rückkehr der verbannten Weißen zu erzwingen, zurückgewiesen hatte, befestigte sich die Herrschaft des höhern Bürgerstandes (des populo grasso) d. i. der reichen Mitglieder der 7 oberen Zünfte durch neue Einrichtungen. Um Revolutionen vorzubeugen, wurde die Wahl der Signorie geändert, indem man die Prioren, welche den obersten Stadtrath ausmachten und durch Selbstergänzung ihre Familien in dem ausschließlichen Besitz der Regierung erhalten hatten, von nun an durch das Loos wählte. Auch führte man den Ostracismus ein, durch welchen man einflußreiche Bürger, von denen man Gefahr für die bestehende Ordnung besorgte, auf eine Zeit lang verbannte (1323).

Um den inneren Parteiungen vorzubeugen, wurde später ein Volksrath von 300 Mitgliedern und ein Gemeinderath aus 250 adeligen und 250 bürgerlichen Beisitzern gewählt, und bestimmt, daß jeder dieser Beamten nur 4 Monate, die Prioren nur 2 Monate im Amt bleiben sollten, damit möglichst Viele Antheil am Regieren bekämen und Keiner seine Amtsstellung zu eigner Erhöhung benützen könnte.

Neue Versuche des Adels, sich mit Hülfe fremder Herren, die sich die Stadt einigemal in ihrer Bedrängniß gab, wieder die Herrschaft zu verschaffen, gaben Veranlassung zu innerer weiterer Ausbildung der Demokratie. Mehr und mehr strebten auch die 14 niedern Zünfte nach Betheiligung am Regiment, bis sie 1343 nicht nur den gleichen Antheil mit den höhern Zünften errangen, sondern auch die Adelsgeschlechter nöthigten, sich in die Zünfte einschreiben zu lassen und so gleichsam in den Bürgerstand überzutreten.

Noch bestand aus alten Zeiten eine sogenannte Guelfenverbindung, mit Hauptleuten an der Spitze, in welche dem Adel der Eintritt nicht verschlossen war. In dieser Verbindung schloß er sich desto enger dem populo grasso an, um die untern Zünfte durch Parteiumtriebe vom Eintrit in die Aemter abzuhalten. Darüber entstanden Gährungen. Um daher der Verfolgungssucht der Guelfenpartei entgegenzuwirken, verbanden sich selbst mehrere bedeutende Männer aus den höhern Zünften (darunter ein Medici) 1378 mit den niedern Zünften zur Abstellung jenes Mißbrauchs. Allein die niedern Zünfte giengen in ihren Begehrungen weiter, verbanden sich mit dem gemeinen, nicht zünftigen Volk und forderten gänzliche Aenderung der Verfassung. Bald erzwangen sie in einem Aufruhr die Aufhebung der bisherigen Verfassung, schafften die Signorie ab, ernannten den Wollkrämer Lando zum Gonfalonière, der mit neun Räthen (drei aus den höhern Zünften, drei aus den niedern, und drei aus dem gemeinen Volk) die neue Regierung bilden sollte. Lando, ein wohlgesinnter, energischer Mann, brachte den wüthenden Pöbel zur Ordnung, stellte die alte Verfassung wieder her und legte nach zwei Monaten seine Würde nieder, worauf 1382 der höhere Bürgerstand wieder die Obmacht erlangte.

Obgleich nun die Welfenherrschaft die Besetzung der Aemter wieder in ihre Gewalt brachte, so war doch die florentinische Aristokratie, bei welcher der Geburtsadel vom Geldadel getrennt war, keine so drückende wie die venetianische. Ihre Macht stieg bald so hoch, daß halb Toscana und selbst Pisa, dem Gebot der Signorie von Florenz gehorchte. Bald aber bekam die mächtige Familie Albizzi vorherrschenden Einfluß, der das Volk um seine Freiheit besorgt machte; daher es seine Hoffnung auf die Familie **Medici** setzte, die wegen ihres ungeheuern, in Wechselgeschäften gewonnenen Reichthums in großem Ansehen stand und deren Haupt Johann (Giovanni) durch Freigebigkeit und staatskluge Mäßigung selbst der herrschenden Partei Achtung einflößte. Er starb 1428 mit dem Ruhm, ein Hort und Schild drr Aermern gewesen zu seyn, und hinterließ seinem Sohne

Cosimo (Cosmus) die Grundlage zu einer fast fürstlichen Macht, die derselbe, an der Spitze der Volkspartei, durch Freigebigkeit und Großmuth zu erweitern strebte. Weil er aber dabei nicht die Milde und Mäßigung seines Vaters besaß, zog er sich den Haß der Albizzi zu und wurde auf deren Betrieb auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433).

Allein das Volk setzte schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch und sein Gegner Albizzi mußte in die Verbannung. Von da an war Cosmus 30 Jahre lang die Seele der Republik, und ob er gleich kein Staatsamt annahm und keine Waffengewalt anwendete, leitete er doch in der That den Staat durch seine Klugheit und Umsicht mit solchem Erfolg, daß Florenz unter ihm den Gipfel seines Glückes und Glanzes erreichte. Um seinen Einfluß auf die Staatsregierung zu sichern, bewirkte er eine Abänderung der Beamtenwahlart, indem fortan ein Ausschuß, genannt Balia, mit dictatorischer Gewalt bekleidet, die Wahl in die Hand nahm, so daß die Aemter stets im Sinne seines Systems besetzt, aber freilich dadurch auch die demokratischen Grundlagen des Staats dem Wesen nach aufgehoben wurden.

Eben so bekundete er seine Hinneigung zu alleinherrlichem Walten dadurch, daß er den Franz Sforza von Mailand in der Befestigung seiner Fürstengewalt unterstützte. Nichts desto weniger ließen sich die Florentiner diese Eingriffe in ihre Rechte gefallen, weil sie sich bei der größern Stetigkeit der neuern Regierungsart besser befanden und seine Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gegen alle Hülfsbedürftigen ihn gegen die Bisse des Neides schützten. Die Freigebigkeit, womit er seinen Reichthum zum Besten des Gemeinwesens, insbesondere zur Förderurg der Kunst und Wissenschaft (z. B. durch Stiftung einer platonischen Akademie) anwendete, so wie die hohe Geltung, die er dem florentinischen Staat auch im Auslande verschaffte, erwarb ihm die Bewunderung Italiens sowohl, als des übrigen gebildeten Europa, und als er 1464 starb, ehrte ihn das dankbare Florenz mit dem Namen „Vater des Vaterlandes."

Sein Sohn Pietro, dem des Vaters großartiges, achtunggebietendes Wesen abgieng, erhielt sein Haus nur mit Mühe und durch rechtzeitige Vereitlung einer Verschwörung; doch behauptete er sich nachher durch ein Bündniß mit Mailand und Neapel gegen die von seinen Gegnern auswärts versuchten Anzettlungen in seiner mächtigen Stellung. Bei seinem Tode 1469 hinterließ er seinen beiden, noch jungen, von den größten Gelehrten damaliger Zeit gebildeten Söhnen Lorenzo und Giuliani (Julian) die Regierung.

Unter diesen gewann **Lorenzo** der Prächtige (Magnifico) durch den Adel seiner Gesinnung, die Vielseitigkeit seines Geistes, die Feinheit seiner Bildung und durch die großartige, ja verschwenderische Freigebigkeit, mit der er die Kunst und Wissenschaft pflegte, die Liebe des Volks und die Bewunderung seiner Zeit in noch höherem Grade als Cosimo. Schon in den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens aber bekam er an den Gliedern der Familie Pazzi, die nach der medi-

ceischen die vornehmste in Florenz war, so heftige Feinde, daß diese den Plan zum Sturz der Medici faßten. In diesem Plan wurden sie vom Papst Sixtus IV unterstützt, weil Lorenzo den hierarchischen Bestrebungen desselben nicht günstig war. Zu gleichem Zweck schloß der Papst ein Bündniß mit Neapel und einigen kleinern italienischen Höfen, wogegen sich die Medici mit Mailand und Venedig verbanden.

Die **Verschwörung der Pazzi** kam am 26 April 1478 zum Ausbruch. Lorenzo und Julian sollten in der Kathedreale jeder von zwei Verschwornen, in dem Augenblick ermordet werden, wenn der Priester die Hostie emporhob. Als beim Beginn des Gottesdienstes nur Lorenzo erschien; eilten Franzesco Pazzi und Baroncelli, die den Mord Julians übernommen hatten, in dessen Wohnung und beredeten ihn unter verstellten Freundschaftsbezeigungen zum Gang in die Kirche. Als der bezeichnete Moment eintrat, fiel Julian sogleich unter den Dolchstichen seiner Mörder; Lorenzo aber hielt den Stoß derer, die ihn zu erdolchen übernommen hatten — es waren zwei Priester! — mit seinem Mantel auf und trieb sie in die Flucht. — Unterdeß hatte der Erzbischoff Salviati von Pisa, einer der Verschworenen, die Glieder der Signoria in ihrem Versammlungssaal gefangen nehmen wollen: diese vertheidigten sich aber und überwältigten mit Hülfe des mediceischen Anhangs ihre Angreifer, worauf sogleich der Erzbischoff mit noch zwei Häuptern der Verschwörung vor das Fenster hinaus gehängt und die andern auf die Straße hinabgestürzt wurden. Das erbitterte Volk wüthete mehrere Tage lang gegen alle Feinde der Medici; nur Baroncelli entkam nach Constantinopel, wurde aber von Muhammed II ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet.

Hierauf schleuderte Sixtus IV den Bann gegen die Florentiner und begann mit Neapel den Krieg gegen die Republik. Als der Krieg für Florenz eine unglückliche Wendung nahm und die Bürgerschaft in ihrer Stimmung für die Medici zu erkalten schien, eilte Lorenzo heimlich nach Neapel und wußte den König durch seinen Geist und seine beredten, nicht ungegründeten Warnungen vor den ihm von Venedig und Frankreich her drohenden Gefahren so für sich einzunehmen, daß dieser sich zum Frieden mit Florenz entschloß. Der Papst setzte zwar den Krieg fort; als aber die Türken in Verbindung mit Venedig Otranto einnahmen (K. 11, 2) und durch diese Gefahr die italienischen Staaten zur Einheit gemahnt wurden, söhnte er sich mit Florenz wieder aus (1480).

Diese Wendung der Dinge befestigte die Macht der Medici nur um so mehr und Lorenzo trat von nun an, besonders da nach Sixtus' Tod der neue Papst Innocenz VIII ein Freund seines Hauses war, mit der Macht und Pracht eines Fürsten auf, weßhalb er auch seine Handelsgeschäfte ganz aufgab. Sein Hof war fortwährend der Sammelplatz der größten Gelehrten und Künstler, die an ihm, der selbst Dichter und Kunstkenner war, den freigebigsten Förderer ihrer Bestrebungen hatten, wie denn namentlich viele der griechischen

Gelehrten, die nach dem Falle Constantinopels aus ihrem Vaterlande flohen, bei ihm ein ehrenvolles Asyl fanden. Unter den Männern der Wissenschaft begünstigte er besonders den Philologen Ficinus, der den Plato übersetzte, und Poliziano, um dessentwillen aus ganz Europa lernbegierige Schüler nach Florenz strömten; unter den Künstlern vor allen den großen Baumeister Michel Angelo, der sein täglicher Tischgenosse war. (Ein Näheres von dem Einfluß der Mediceer auf den Aufschwung der Wissenschaften in Italien wird weiter unten am geeigneten Ort beigebracht werden). Seine ungemessene Freigebigkeit brachte zwar sein Haus dem Bankbruch nahe; allein so groß war die Liebe des Volks zu ihm, daß die Republik seine Schulden übernahm und ihm nach wie vor mit Freuden gehorchte.

Lorenzo starb in seinen besten Jahren an der Gicht (1492). Sein Sohn und Nachfolger Pietro II konnte das Ansehen seines Hauses nicht aufrecht erhalten: er verdarb es mit dem Herzog von Mailand, gerieth dadurch mit Karl VIII von Frankreich in Krieg (K. 13, 1) und schloß einen nachtheiligen Frieden, der die Florentiner so empörte, daß sie ihn vertrieben und alle seine gewaltsamen Versuche, sich wieder in die Herrschaft zu setzen, vereitelten. Er ertrank 1498.

In demselben Jahre starb auch der merkwürdige Mann, der als Führer der demokratischen Partei zu Florenz der Haupturheber der Vertreibung der Mediceer gewesen war. Es ist dieß der Dominicaner Hieronymus (Girolamo) **Savonarola**, einer der bedeutendsten Geister jener Zeit. Geboren zu Ferrara 1452 und ausgestattet mit vorzüglichen Geistesgaben, widmete er sich dem Klosterleben. Seine außerordentliche Vorliebe für die Wissenschaften und sein strengreligiöser Wandel erwarben ihm die allgemeine Aufmerksamkeit nnd insbesondere die Achtung Lorenzo's, der ihm 1490 die Stelle als Prior des Dominicanerklosters S. Marco in Florenz erwirkte. Dort fesselte er durch seine gewaltigen Predigten alle Zuhörer, indem er die herrschende Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, insbesondere aber die Verweltlichung der Kirche und das lasterhafte Leben der Geistlichkeit mit dem ganzen Feuer seiner eindringenden Beredtsamkeit angriff und zuletzt mit leidenschaftlicher Begeisterung auf eine gänzliche Umwandlung des kirchlichen und politischen Lebens drang. Vergebens suchte Lorenzo, dem die rücksichtslose Schärfe des Redners mißfiel, ihn zur Milderung seiner Lehren zu bewegen. Sein Wächterruf wurde immer lauter und kühner. Erfüllt von der Ueberzeugung, daß die Welt im Aergsten liege, prophezeihte er ein großes Strafgericht, das Florenz und ganz Italien treffen und das Gott durch das Schwert Frankreichs schicken werde. Als nun einige Jahre darauf Karl VIII wirklich einen Eroberungszug nach Italien unternahm (K. 12, 1. 3.), stieg Savonarola's prophetisches Ansehen im Volke, aber auch der Haß seiner Gegner, insbesondere der jungen Aristokraten, die sich in ihrem genußsüchtigen Leben gestört, und der Geistlichen, die sich durch seine Strafreden getroffen fühlten.

Nach dem Einrücken der Franzosen und nach der Vertreibung der Medici, welche vorzüglich durch seinen Einfluß bewirkt wurde, war er die Seele der politischen Umwälzung, durch welche Florenz nun wieder eine demokratische Verfassung bekam, indem zwar nicht alle Bürger, aber doch alle diejenigen Antheil an der Regierung bekamen, deren Voraltern schon dieses Recht geübt hatten. Auf seinen Betrieb wurden nun Gesetze gegeben, welche die Vertilgung der Laster und die Einführung eines sittenstrengen Lebens unter allen Ständen bezweckten. Bald sah man keine Karten- und Würfelspiele mehr, die Wirthshäuser waren geschlossen, die Theater standen leer: der Sitteneifer war so groß, daß in den kirchlich geschlossenen Zeiten eine Anzahl adeliger Jünglinge von Haus zu Haus gieng und sich Spielkarten, Würfel, anstößige Gemälde und Bücher (z. B. den Boccaccio) geben ließ, die sie am Carnevalstag auf Einem Haufen verbrannten. Die Fasten wurden so streng gehalten, daß das Fleisch wegen geringen Verbrauchs tief im Preiße fiel. Von allen Weltgegenden kamen vornehme Fremde herbei, um den berühmten Sittenprediger zu hören; selbst der Sultan ließ sich seine Predigten kommen und in's Türkische übersetzen.

Dagegen vermehrte der übertriebene Eifer seiner Anhänger die Zahl seiner Feinde, so daß man schon von Anschlägen gegen sein Leben sprach. Da er auch gegen das Verderbniß des Papstthums die ganze Schärfe seines kühnen Wortes richtete und ein Papst wie Alexander VI alle Ursache hatte, diesen Mann zu fürchten, zumal Savonarola in seinen Briefen an viele christliche Fürsten sich geradezu über dessen Entwürdigung des päpstlichen Stuhls ausließ, so drohte ihm von Rom her die meiste Gefahr. Alexander ließ ihm zuerst den Cardinalshut bieten, wenn er schwiege. Savonarola antwortete, „er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums", und gab keiner päpstlichen Weisung Gehör. Nun suchte Alexander die Signorie von Florenz zur Auslieferung des ihm so gefährlichen Redners zu bewegen. So lange diese Signorie am Ruder war, wurde jedes solche Ansinnen abgeschlagen. Aber das eingeführte demokratische System war seinem Urheber selbst verderblich. Der jährliche Aemterwechsel führte im darauffolgenden Jahr eine andersgesinnte Signorie herbei, unter der man einen Versuch wagen konnte, den Redner sogar auf der Kanzel zu überfallen: mit Noth wurde er von seinen Anhängern gerettet. Hierauf wurde ihm das Predigen verboten und vom Papste der Bann über ihn ausgesprochen. Als aber nach abgelaufenem Jahr wieder eine ihm günstige Signorie an das Ruder kam, betrat er die Kanzel wieder, stellte den Bann als ungerecht dar und griff schonungsloser als je die Verderbtheit der Kirche an.

Nicht lange darauf trat abermals ein ihm ungünstiger Aemterwechsel ein. Die Spaltungen der Parteien und die Leidenschaft der Gemüther erreichte den höchsten Grad. Ein Franziscaner (ein Minorit) gerieth mit einem Schüler Savonarola's, dem Dominicaner Domenico da Pescia, in Streit und erbot sich die Falschheit der Lehren Savonarola's durch die Feuerprobe darzuthun. Das Anerbieten

wurde von dem Dominicaner angenommen und der Tag bestimmt, da beide durch's Feuer gehen wollten. Die beiden Scheiterhaufen, durch welche sie hindurchgehen sollten, waren errichtet, das ganze Volk versammelt und voll Erwarten über den Ausgang des Gottesgerichts. Aber die beiden Kämpfer blieben aus; die Mönche der beiden Orden zankten sich auf's heftigste, und als die Nacht unter vergeblichem Warten herbeikam, trieb die Signorie beide Parteien auseinander.

Der Unwille der Getäuschten richtete sich nun gegen Savonarola: der Pöbel, der ihn noch vor Kurzem als Propheten verehrt hatte, stürmte sein Kloster, legte sogar Feuer ein, und führte ihn gebunden und unter Beschimpfungen und Mißhandlungen vor die Signorie. Ein aus seinen Gegnern zusammengesetztes Gericht suchte ihn durch die Qualen der Tortur zum Widerruf zu bewegen. Deßungeachtet konnte man, da er jedesmal seine durch den Schmerz ihm ausgepreßten Aussagen wieder zurücknahm, keinen Grund der Verurtheilung finden. Daher verfälschte man die Protokolle, und auf diese hin erfolgte die päpstliche Verdammung.

Savonarola wurde nun von der Signorie nochmals gefoltert und dann verurtheilt, als Ketzer und Schismatiker, mit noch zwei Dominicanern (darunter jener da Pescia) verbrannt zu werden. Mit Ruhe hörte er das Urtheil, gab sich selbst das Abendmahl und gieng standhaft in den Tod. Noch in den Flammen hob er die halbversengte Hand wie segnend empor (den 23. Mai 1498).

Da sein Reformationswerk, obwohl aus tiefsittlichem Grunde entsprungen, dennoch großentheils auf die eigne Kraft gebaut war und darum nicht völlig auf selbstverläugnender Demuth und ungetheiltem Glauben ruhte, sondern in einer unglücklichen Vermischung von Religion und Politik bestand, so gieng es unter, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Vierzehn Jahre darnach gelangte das mediceische Haus wieder zur Regierung, um fortan dieselbe zu behaupten, und sogar der Kirche zwei Päpste und dem französischen Throne zwei Königinnen zu geben, — ob mehr zum Wohl oder zum Weh der Menschheit, wird zum Theil schon die folgende Periode zeigen

3. Mailand im 15. Jahrhundert. Die Gewaltherrschaft der Visconti. Johann Galeazzo Alleinherr. Treulose Staatskunst der Visconti. Krieg mit den Venetianern und deren Verbündeten. Die Condottieri. Sturz der Visconti. Die Herrschaft der Sforza

In Mailand hatte sich durch Matteo Visconti, der sich durch Schlauheit vom Kaiser Heinrich VII (s. oben XVII. 3, 1) das Reichsverweseramt und von seinen Mitbürgern das Signorat zu verschaffen wußte, eine Gewaltherrschaft gegründet, die seine Nachfolger durch Eroberungen und despotische Künste weiter ausdehnten, bis nach dem Aussterben der Visconti

eine kurze Freiheitszeit eintrat, nach welcher Mailand unter die Herrschaft Franz Sforza's, eines jener vielen Söldnerführer gerieth, die damals in den Kriegen der Italiener zu einer wichtigen Bedeutung kamen.

Die **Visconti** stunden als Ghibellinen im Anfang des 14. Jahrhunderts noch im Bann sammt ihrem ganzen Gebiet, bis Azzo Visconti 1330 durch seinen Uebertritt auf die welfische Seite die Aufhebung des Bannes bewirkte. — Unter seinen Nachfolgern begünstigte Galeazzo II, ein prachtliebender Fürst, zwar die Wissenschaften und die Literatur, so daß Petrarca ihn sehr rühmt; aber seine harten Strafedicte und Steuerbedrückungen machten ihn beim Volke verhaßt. Er starb, vom Geiz verzehrt, 1378. Sein Neffe Bernabo war ein so unmenschlicher und grausamer Despot, daß der Papst die Ungarn und Deutschen zu einem Kreuzzug gegen ihn aufrief: aber dennoch vermochten alle seine Feinde wenig gegen ihn auszurichten. Seine Tyrannei gieng so weit, daß er jede Beleidigung, die einem seiner 5000 Jagdhunde widerfuhr, mit dem Tode bestrafte. Als er auch seinen Neffen Johann Galeazzo seiner Besitzungen berauben wollte, wurde er von diesem überlistet, gefangen und vergiftet.

Johann Galeazzo, dadurch im Alleinbesitz des ganzen mailändischen Gebiets, war ein persönlich feiger, dagegen in allen Künsten des Trugs gewandter Mann. Ohne selbst Kriegsmann zu seyn, dehnte er bloß durch seine schlaue Politik, insbesondere durch stets wechselnde Bündnisse, vorzüglich mit Venedig, seine Macht so weit aus, daß zwischen den Alpen und den Apenninen nur Savoyen sich frei von seiner Herrschaft hielt, Montferrat, Gonzaga und Este wenigstens seinem politischen Einfluß folgen mußten. Seiner Macht fehlte nur noch der Herzogstitel und diesen für Geld zu ertheilen, ließ sich 1395 Kaiser Wenzel herbei (XVII. 4, 4). Sein Versuch, sich des Herzogthums Mantua zu bemächtigen, scheiterte an der Festigkeit der Republik Florenz. Doch mußte sich ihm Pisa ergeben. Auch schlug er den Angriff Kaiser Ruprecht's glücklich ab. Obgleich herrschsüchtig, stolz und grausam, war er doch nicht ausschweifend und begünstigte die Wissenschaften. Er starb 1402 an der Pest.

Unter seinem unmündigen Sohne Johann Maria und dessen Mutter, als Vormünderin, brach der Kampf der Ghibellinen und Welfen mit der größten Erbitterung aus, und als der schwache und elende Fürst zur Regierung kam, sah er sich mit seiner Herrschaft fast nur auf die Stadt Mailand beschränkt, übte aber eine so grausame Despotie, daß er die Verbrecher vor seinen Augen mit Hunden zerreißen, und diese, um sie zu solchem Henkerdienst geschickt zu machen, mit Menschenfleisch füttern ließ. Er fiel daher unter den Dolchen von Verschwornen.

Sein Bruder und Nachfolger Herzog Philipp Maria wußte durch treulose Staatskunst, mit der er „Freunde und Feinde" betrog, die verlorne

Macht seines Hauses wieder zu gewinnen, beugte durch seinen Feldherrn Franzesco Carmagnola die Republik Genua unter sich und war schon im Begriff, auch gegen Florenz siegreich vorzuschreiten, als er sich durch seinen Argwohn jenes gewandten Feldherrn beraubte, der nun (wie oben K. 12, 1 in der Geschichte Venedig's erwähnt wurde) zu den Venetianern floh, ein Bündniß zwischen Venedig und Florenz gegen Mailand zu Stande brachte, dem sich auch Savoyen anschloß, und an der Spitze der verbündeten Heeresmacht den Mailändern in mehreren Kriegen die empfindlichsten Verluste beibrachte. Nach dem Sturze Carmagnola's (s. K. 12, 1) übernahm der eben so berühmte und gefürchtete Söldnerführer Franz Sforza im Dienste Venedig's die Führung des Krieges gegen Mailand, und lange schwankte das Kriegsglück, da auch der Herzog an dem Söldnerführer Piccinino einen tüchtigen Feldherrn hatte. Als aber dieser mit andern Generalen von dem kinderlosen Herzog verlangte, daß er seine Länder unter ihnen vertheilen solle, bot der Herzog seine einzige uneheliche Tochter Blanca seinem bisherigen Gegner Franz Sforza mit der Aussicht auf das mailändische Erbe an und verschaffte sich dadurch einen annehmbaren Frieden (1441).

Der Kampf, der sich nach dem Tode dieses unruhigen Fürsten über das mailändische Erbe erhob, endete nach einem vergeblichen Versuche der Mailänder, ihre ehemalige Republik wiederherzustellen, damit, daß der glückliche Condottiere **Franz Sforza**, bereits Herr von Carrara, sich 1450 auch zum Herrn von Mailand machte und bald auch mehrere der abgefallenen Städte unter seine Herrschaft brachte. — Sein Sohn und Nachfolger Galeazzo Sforza (1466—1476) machte sich durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß er in der Kirche ermordet wurde. Dennoch wurde sein erst achtjähriger Sohn Johann Galeazzo Sforza (1476—1494) als Herzog anerkannt, aber in der Folge von seinem tückischen Oheim Ludwig Moro verdrängt. (Von diesem wird weiter unten näher die Rede seyn. S. Kap. 13, 3).

4. Der Kirchenstaat seit Martin V. Befestigung der weltlichen Herrschaft Rom's unter Eugen IV und Nicolaus V. Der Nepotismus unter Calixt III und Sixtus IV. Römisches Sittenverderbniß unter Alexander VI. — Neapel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder aragonisch.

Im Kirchenstaat erscheint nach der Aufhebung des Schisma die lang gestörte Ordnung durch Martin V wieder hergestellt, obwohl selbst unter ihm noch ein Versuch zur Einführung einer Republik gemacht wurde. Seine nächsten Nachfolger befestigten die weltliche Herrschaft der Päpste im Kirchenstaate mehr und mehr, bis dieselbe sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts durch Alexander VI vollendete, der mit List und Gewalt die

noch übrigen Parteihäupter in den verschiedenen Städten seines Gebiets unterdrückte. Dagegen zeigte sich das vorzüglich von seinem Vorgänger Innocenz VIII veranlaßte und durch ihn in's Gränzenlose vermehrte Sittenverderbniß Rom's in seiner grauenhaftesten Tiefe, also, daß die abscheulichen Laster, womit der eben so herrschsüchtige, als wollüstige und rachsüchtige Alexander, in Verbindung mit seinem an Frevelmuth und Verruchtheit alle Vorstellung überbietenden Sohne Cäsar Borgia, seine Tiare befleckte, dem Papstthum selbst die tiefsten Wunden geschlagen haben.

Schon dem oben mehrfach erwähnten Papst Eugen IV (1431 — 1447) gelang es — ungeachtet der vielen Stürme, die seine Regierung (durch die Angriffe Franz Sforza's auf Rom, durch den von Mailand angestifteten Aufruhr, durch die vom Basler Concil ausgegangene Aufstellung eines Gegenpapst's) betraf, — die weltliche Herrschaft Rom's bedeutend zu befestigen, und zwar vorzüglich durch die von den Cardinälen errungene Capitulation, daß kein Papst Lehen und Gebietstheile ohne Beistimmung der Cardinäle solle vergeben dürfen.) Daher konnte **Nicolaus** V (1447—1455) den Kirchenstaat als solchen völlig beruhigt und geordnet übernehmen. Das von ihm 1450 ausgeschriebene Jubeljahr füllte den päpstlichen Schatz so, daß es ihm möglich wurde, durch die Verschönerung der Kirchen und die Pracht der Kirchenfeste den Glanz Rom's zu erhöhen, und diese „Stadt der Christenheit" durch Stiftung der vaticanischen Bibliothek, durch Unterstützung von Künstlern und Gelehrten, besonders durch Aufnahme vieler, nach dem Fall Constantinopels dahin flüchtender Griechen, zum Sammelpunct der Wissenschaft und Kunst zu machen, wozu der gelehrte Cardinal Bessarion das Meiste beitrug. Unter diesem Papste sah Rom zum letztenmal das Schauspiel einer Kaiserkrönung (Friedrich's III) 1452.

Sein Nachfolger Calixt III aus der spanischen Familie Borgia gab durch seinen Nepotismus (d. i. durch die parteiische Vergabung wichtiger Aemter, Würden und Staatsbesitzungen an Glieder seiner Familie) zu heftigen Unruhen und Parteikämpfen Anlaß, so daß **Pius** II, jener geistvolle und vielseitig gebildete Aeneas Sylvius, von dessen Kirchenregierung oben (K. 3, 3) die Rede war (1458—1464), nur durch große Strenge gegen den empörerischen Adel die Ruhe zurückführen konnte. Eben diese Strenge bewog die Cardinäle, der landesherrlichen Gewalt seines Nachfolgers Paul's II eine starke Beschränkung aufzulegen, welche dieser aber nicht achtete. —

Sixtus IV (1471—1484), eines Fischers Sohn, nichts weniger als ein apostolischer Mann, übte den ärgsten Nepotismus, wodurch die blutigsten Fehden

entstanden, nahm (wie oben K. 12, 2 erzählt wurde) Theil an der Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer in Florenz, suchte eben nicht auf die ehrbarste Weise dem erschöpften Staatsschatz aufzuhelfen und bestätigte die Einführung der spanischen Inquisition (K. 8, 2). Seinem Nachfolger Innocenz VIII, (1484—1492) glückte es, mit seinem Freunde Lorenzo Medici, die Ruhe in Italien wieder herzustellen. Während er einen Kreuzzug gegen die Türken — wiewohl vergebens — betrieb, hielt er den vom Großmeister von Rhodus übersandten Bruder Bajazeth's gefangen, aber zum Vortheil dieses Sultans, der ihm dafür eine große Geldsumme zahlte, damit nicht durch seine Loslassung Bajazeth's Herrschaft gefährdet würde. Der frühere Privatwandel dieses Papstes, der seine 16 Kinder möglichst zu bereichern suchte, trug viel zur Sittenlosigkeit in Rom bei, die unter seinem Nachfolger den höchsten Grad erreichte.

Alexander VI (1492—1305), ein Papst, der durch Habsucht und Ehrgeiz, Wollust und Grausamkeit, wie keiner vor und nach ihm, den römischen Stuhl auf das schmählichste entwürdigt hat, hieß als Cardinal Rodrigo Borgia und hatte als solcher vier natürliche Söhne und eine Tochter. Er wußte durch Bestechungen die Stimmen zur Papstwahl zu erkaufen, obgleich er schon so verrufen war, daß König Ferdinand von Neapel bei der Nachricht von seiner Stuhlbesteigung mit Thränen sagte, „Italien, ja die ganze Christenheit würde die verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden." Bald bereuten auch die meisten Cardinäle diese Wahl bitter, und vergebens trachteten sie nach einem Concil, um dieses fluchwürdigen Hauptes los zu werden.

Vor allem gieng er darauf aus, seine Stellung zur Erhebung seiner Bastarde zu benützen und ihnen durch alle Mittel der Gewalt und Intrigue auf Kosten Anderer Fürstenthümer zuzuwenden. Unter seinen Söhnen war der zweite, Cäsar (Cesare) Borgia, sein Liebling, weil er in ihm sein Ebenbild sah, das ihn an wilder Feuerkraft und ungezähmter Lust noch zu übertreffen schien. Er gab ihm das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampeluna als Pfründen, ja erhob ihn sogar zum Cardinal, nachdem er ihn durch falsche Zeugen als ehelichen Sohn eines andern Vaters hatte darstellen lassen. Um nun zunächst seinem ältern Sohne Johann Borgia, dem er durch den König von Spanien schon den Titel Herzog von Gandia hatte geben lassen, ein erbliches Herzogthum zuzuwenden, suchte er die römische Adelsfamilie Orsini mit Waffengewalt ihrer Güter zu berauben, und als dieß nicht gelang, trennte er Benevent vom Kirchenstaat und gab es als ein Herzogthum seinem Sohne Johann. Darüber wurde Cäsar bis zur Wuth neidisch. Kurz darauf, als Johann und Cäsar in einer Nacht von einem Besuche im Hause ihrer Mutter zurückkehrten und beide Brüder sich auf der Straße getrennt hatten, ein jeder um in seine Wohnung zu gehen, ward Johann am andern Morgen nicht mehr gefunden. Ein Arbeiter sagte aus, daß er in dieser Nacht einen Leichnam in die Tiber habe werfen sehen. Der allgemeine Verdacht bezeichnete den Cäsar als Brudermörder, und andere Zeugen bestärkten den

Verdacht. Es bestand ohnedieß das Gerücht, beide Brüder hätten in verbotenem Umgang mit ihrer Schwester, der berüchtigten Lucretia Borgia, gelebt, und nun nannte man Eifersucht die eigentliche Triebfeder zum Morde. — Cäsar konnte nun wenigstens nicht mehr Cardinal bleiben; er legte selbst die Würde nieder, und der französische König Ludwig XII wurde vermocht, ihn zum Herzog von Valentinois zu ernennen. Um für ihn ein weltliches Fürstenthum in Italien zu gründen, wurde nun die Adelspartei der Colonna verfolgt. An der Spitze französischer Truppen fiel Cäsar in die Romagna ein, worin die Colonna's und ihre Anhänger als fast unabhängige Dynasten herrschten, und eroberte theils durch Waffengewalt, theils durch List und Verrath eine Reihe von Städten. Dabei verübte er die ärgsten Erpressungen und zum Zweck der Gütereinziehungen die abscheulichsten Mordthaten. Die also erworbenen Reichthümer vergeudete er mit seinem Vater in den üppigsten Bacchanalien, deren schamloser Lärm auch da nicht verstummte, als das Ablaßjubiläum des Jahres 1500 große Schaaren Andächtiger nach Rom zog. — Im Mordfrevel war Cäsar Borgia ein wahres Ungeheuer: so ließ er auch einen ihm verwandten Cardinal Borgia vergiften und den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia erdrosseln. Vier seiner mächtigsten Gegner (darunter einen Orsini), die sich gegen ihn verbündet, aber sich wieder mit ihm versöhnt hatten, ließ er, als er sie durch erheuchelte Freundschaft in seine Gewalt bekam, im Kerker umbringen.

Sein Vater ließ alle diese Frevel ungestraft, ja hatte selbst an vielen Theil. Doch die Vergeltung blieb nicht aus. Alexander VI hatte zu einem Gastmal mehrere Cardinäle geladen, denen er (nach Guicciardini) im Einverständniß mit seinem Sohne Gift reichen lassen wollte, um ihr Vermögen an sich zu nehmen; allein die Becher wurden durch ein Versehen des Dieners verwechselt, so daß Alexander und Cäsar das Gift bekamen. Der erstere starb, aller ärztlichen Bemühungen ungeachtet, kurz darnach (den 18. August 1503); des letztern Kraftnatur überwand die Wirkung des Giftes. Doch lag er eine Zeit lang krank darnieder: mittlerweile aber zerfiel seine Macht in der Romagna; der neue Papst Julius II nahm ihn gefangen und ließ ihn nur gegen Auslieferung aller festen Plätze los; als er sich sodann nach Frankreich wenden wollte, gerieth er in Neapel in die Gefangenschaft der Spanier (Gonsalvo's s. K. 13, 3), entkam aber zwei Jahre darauf aus Spanien zu seinem Schwager, dem König von Navarra, focht von da aus gegen die Castilier und wurde zuletzt in einem Gefechte vor dem Schlosse Viana durch einen Schuß getödtet, 1507. (Ueber den Tod Alexander's s. Ranke „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber".) — Alexander's Nachfolger war Paul III, ein wohlgesinnter Mann, der aber noch in demselben Jahre starb. Ihm folgte der kriegerische Papst Julius II, von welchem im K. 13, 5 näher die Rede seyn wird.

Von Neapel, dessen frühere Geschichte schon mit der des übrigen Italiens verflochten betrachtet wurde, sey hier nur noch

erwähnt, daß der von der Königin Johanna II adoptirte Alfons V von Aragonien — nachdem er dieses sein Recht gegen Ludwig III von Anjou und dessen Bruder Renatus (René) durchgesetzt und 1442 Neapel eingenommen hatte, — dieses Königreich bis an seinen Tod 1458 behauptete und es seinem legitimirten Sohne Ferdinand I hinterließ, während er seinem Bruder Johann II die Regierung von Aragonien und Sicilien übertrug (K. 8, 1), so daß also von da an Sicilien wieder von Neapel getrennt erscheint.

Von dem Versuche Karl's VIII von Frankreich, die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel geltend zu machen s. K. 13, 1. u. 3.

13. Kapitel.

Deutschland und Italien zur Zeit Maximilian's I.

1. Befreiung Oesterreich's vom Joche der Ungarn. Tod des Matthias Corvinus. Thronstreit in Ungarn. Kampf Maximilian's mit Wladislaw. Vergleich. Friedrich's III Tod und Maximilian's Regierungsantritt. Verworrene Lage Deutschland's. Maximilian's Vermählung mit Blanca von Mailand. Ludwig Moro Anstifter des französischen Einfalls in Neapel; Eroberungszug Karl's VIII. Französische Herrschaft in Neapel.

Indem wir wieder nach Deutschland zurückkehren, wo sich das Unglückswetter über dem grauen Haupte Friedrich's III nicht verziehen wollte, versetzen wir uns in die Zeit zurück, da Maximilian 1489 den ersten Frieden mit Frankreich geschlossen und sich dadurch den Besitz der Niederlande gesichert hatte. (K. 6, 4. a. E.) Noch war Oesterreich in den Händen der Ungarn und der alte Friedrich fern von seinen Erblanden, ein Kaiser ohne Land! Zwar war es ihm gelungen, den kranken Matthias Corvinus zum Frieden zu bewegen; allein die Ungarn durchstreiften deßungeachtet Steiermark, Kärnthen und Krain, und Corvinus wollte Oesterreich nur gegen eine Kriegsentschädigungssumme herausgeben, die aber dem Kaiser zu hoch war. Noch schwebten die Unterhandlungen, als 1490 der Tod den König Corvinus von seinen körperlichen Leiden und dadurch den Kaiser von seinem schlimmsten Feinde befreite. Die Wiener Bürger ver-

jagten nun mit Maximilian's Hülfe die ungar'sche Besatzung von Wien und legten Oesterreich wieder in die Hände seiner Erbherzöge.

Die Erledigung des ungar'schen Throns aber führte zu neuen Verwicklungen. Denn Maximilian, dem frühere Verträge ein Anrecht auf den Thron Ungarns gaben, hatte drei gefährliche Thronbewerber: den Johann Corvinus (Sohn des Matthias), den König Albert von Polen und dessen Bruder den König Wladislaw von Böhmen. Unter diesen gaben die Ungarn dem letztern den Vorzug und machten ihn zu ihrem König. Dieser bot nun dem König Maximilian einen Vergleich an. Maximilian aber, von einer ungar'schen Partei unterstützt, ließ sich nicht darauf ein, sondern machte einen Einfall in Ungarn, eroberte die Krönungsstadt Stuhlweißenburg und legte sich den Titel „König von Ungarn" bei. Schon wollte sich Ofen ergeben, als ein Theil von Maximilian's Truppen wegen rückständigen Soldes ihn verließ, und Max, dem es stets an Geld mangelte, deßhalb genöthigt war, Ungarn seinem Gegner zu überlassen. Vergebens forderte Max die Reichshülfe auf: er mußte froh seyn, daß Wladislaw sich zu einem gütlichen Uebereinkommen erbot, das ihm den Besitz von Oesterreich mit einer Kriegsentschädigung, den ungar'schen Königstitel und für den Fall, daß Wladislaw ohne männliche Erben sterben würde, die Anwartschaft auf die Krone Ungarn's sicherte (1491).

Nachdem hierauf Max in dem erneuerten Kriege mit Karl VIII von Frankreich (dessen schon oben K. 6, 5. näher gedacht wurde) durch den Frieden zu Senlis 1493 wieder theilweise zu seinem von Karl so schimpflich verletzten Rechte gekommen war, trat in Deutschland eine Zeit der äußern Ruhe ein, die dem alten Kaiser Friedrich noch einen friedlichen Lebensabend gab, dessen Genuß sich ihm durch die Aussicht auf Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht erhöhte, die ihm seine Unterhandlungen über eine Vermählung seiner beiden Enkel mit Sprossen des spanischen Regentenhauses gewährten. Doch hatte er noch den Schmerz, die Türken in Krain einfallen und unter entsetzlichen Grausamkeiten bis Laibach vordringen zu sehen, wo ihnen aber ein Auf-

gebot Maximilian's eine große Niederlage beibrachte. Unter Beschäftigungen mit Astronomie und Alchymie nahte dem Kaiser die letzte Stunde. Er starb im 78. Jahre seines Alters und im 53. Jahre seiner Regierung.

Sechs Jahre zuvor hatte er sich durch die üble Gewohnheit, die Thüren mit dem rechten Fuß aufzustoßen, einen Schaden zugezogen, der zuletzt in Brand übergieng. Zweimal mußte ihm ein Theil des Fußes abgenommen werden. Während der Heilung zog er sich durch das Essen vieler Melonen, in die er Wasser trank, die Ruhr zu, die seinen Tod herbeiführte.

Müde des schwachen Regiments schöpfte ganz Deutschland bei Maximilian's Regierungsantritt die frohsten Hoffnungen, da seine (oben K. 6, 4. schon bezeichnete) reichbegabte Natur und seine herzgewinnende Persönlichkeit eine bessere Zeit zu verbürgen schien. Es bedurfte aber auch einer bedeutenden Kraft, um das in sich schwer zerrissene und vielfach zerklüftete Reich, das kaum dem Namen nach mehr eine Einheit bildete, aus dem Chaos der mannigfaltigsten Gegensätze herauszureißen: das Reichsoberhaupt mit nur schwacher Autorität und ohne alle Mittel, da die meisten Regalien verloren gegangen und deren Erträgnisse in die Kassen der Landesfürsten übergeleitet waren; der Reichskörper, zum Theil schon mit abgerissenen Gliedern, im Innern in unzählige, in ihren Interessen einander entgegengesetzte Theile gespalten, ohne organisch lebendige Einigung, in stetigem Widerstand gegen einen ordnenden Willen von Oben, theilweise in Anarchie begriffen, alle nur auf Mehrung ihres Vortheils und nicht auf Erhaltung des Ganzen bedacht, ohne Selbstverläugnung und Aufopferung für das Ganze, voll Selbstsucht und particularistischer Strebungen: — die Fürsten nur nach Vollendung ihrer Landeshoheit begierig; der Adel ungeachtet seines Besitzverfalls anspruchsvoll und übermüthig; die Städte, durch Handel und Gewerbfleiß zwar meist blühend, aber meist voll Trotz, mit vorherrschendem Gelüste nach Selbstherrlichkeit und ohne Sinn für das gemeinsame Ganze. Von den 340 Herrschaften, in welche Deutschland damals getheilt war, hatte jede das Waffenrecht, ja jeder freie Reichsritter machte Anspruch auf das Fehderecht; selbst Stände und Zünfte erließen noch Fehdebriefe: die auf Fehden gesetzte Acht

half nichts, da dem Gesetze „Hüter und Vollstrecker" fehlten; nirgends war ein völlig gesicherter Rechtszustand, außer einigermaßen da, wo der (schon oben XVII. 4, 3. erwähnte) unterdeß erstarkte schwäbische Städtebund mit seinem schützenden Schwert hinreichte. — Dazu kam, daß Deutschland nach Außen von Mächten umgeben war, die größtentheils den entgegengesetzten Entwicklungsgang genommen hatten und unter denen namentlich die romanischen Völker, vor allen Frankreich, die Macht des Königthums zur absoluten steigerten und darum durch einheitlichen Willen gewaltige Stöße auf ihre Gegner zu führen im Stande waren.

Es war also hohe Zeit, daß bei solchen Schwächen im Innern und solchen Feinden von Außen das deutsche Reich wieder zu einem Haupte kam, das sich's zur Aufgabe machte, Ordnung und Gesetzlichkeit zurückzuführen und der Kaiserwürde wieder Kraft und Bedeutung zu geben. Allein Maximilian hatte zwar reiche geistige Gaben, hohen ritterlichen Sinn, feurigen Muth, begeisterten Eifer für das, was er als gut und recht erkannte, und einen zum Entwerfen und Schaffen stets regen Thätigkeitstrieb; aber es fehlte ihm bei seinem sanguinischen Temperament an kluger Besonnenheit und fester Ausdauer, — Eigenschaften, die gerade bei der obengeschilderten verwickelten Lage des Reichs, den vielfachen Hindernissen und Schwierigkeiten gegenüber, in hohem Grade nöthig gewesen wären. Seine Unbeständigkeit, Vielgeschäftigkeit und leichtsinnige Verschwendung waren nicht geeignet, ihm bei dem Eingreifen in die allgemeinen Weltverhältnisse die beabsichteten Erfolge zu sichern, und mit Bedauern erkennt man, daß Max bei seinen vielen trefflichen Regenteneigenschaften weder ein eigentlicher Staatsmann, noch bei allem persönlichen Kriegstalent ein eigentlicher Feldherr war: daher er auch in seinen meisten Unternehmungen, besonders aber in seinen oft unklugen Verbindungen mit andern Mächten meist den Kürzern zog.

Schon gleich bei seiner zweiten Vermählung mit der allerdings durch Geist und Bildung ausgezeichneten Blanca Maria Sforza, der Nichte des herrschsüchtigen Herzogs Lud-

wig Moro von Mailand — Tochter des ermordeten Herzogs Galeazzo Maria (K. 12, 3), Enkelin einer unehelichen Tochter aus dem Hause Visconti, Urenkelin des vom Bauernstand zum Condottiere emporgestiegenen Vaters des Franz Sforza, Usurpators von Mailand — war ein Mißgriff, zu dem er sich vorzüglich durch ihre reiche Mitgift, die seinen Geldbedrängnissen abhelfen sollte, und durch die Vorspieglungen des schlauen Mailänders, das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können, verlocken ließ, dadurch aber fortan in die Händel Italiens gezogen wurde, wo sich Frankreich unter Karl VIII durch einen ungemein raschen und glücklichen Zug Neapels bemächtigt hatte und dadurch bewies, daß es in Italien festen Fuß fassen wollte.

Unter den italienischen Fürsten jener Zeit war nämlich **Ludwig Sforza,** genannt **Moro** (der Maulbeerbaum), damals noch Vormund seines Neffen, des jungen Galeazzo Sforza (Sohns des ermordeten Galeazzo Maria s. K. 12, 3) der ränkevollste. Er gab diesen seinen Neffen für blödsinnig aus und herrschte an seiner Statt. Dadurch gekränkt und für die Rechte ihres Hauses fürchtend forderte Galeazzo's Mutter Isabella ihren Vater, den Herzog Alfons von Calabrien, Sohn König Ferdinands von Neapel, zur Einschreitung auf. Aus Furcht vor Neapel verband sich daher Moro mit dem Papst Alexander VI und der Republik Venedig. Da er aber diesen seinen Verbündeten nicht recht traute, suchte er auch an Frankreich einen Bundesgenossen und stiftete den König Karl VIII an, mit seinen von dem, (mit René ausgestorbenen) Hause Anjou geerbten Ansprüchen auf Neapel hervorzutreten. Karl jung, eitel und ruhmgierig gieng um so mehr auf Moro's Lockungen ein, da die Eroberung Neapel's und die Vertreibung der Türken aus Europa unter seine Lieblingswünsche gehörte. Für die Unterstützung Moro's versprach Karl demselben Frankreich's Schutz in Betreff der Herrschaft Mailand's.

König Ferdinand von Neapel, von jenem Bündnisse unterrichtet, wußte den Papst dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er in die Heirath seiner Enkelin mit einem Sohne des Papstes (K. 12, 4) willigte nnd ihr ein Fürstenthum zur Mitgift gab. Zwar starb nun Ferdinand; aber sein Sohn Alfons II erhielt den Papst dadurch auf der Seite Neapels, daß er ihm noch für ein andern Sohn eine seiner Töchter sammt einem Fürstenthum bewilligte.

Plötzlich landete König Karl 1494 mit 12,000 Mann zu Fuß (darunter 8000 Schweizern), 6000 Reitern und vielem Feldgeschütz. Eben als er in Pavia ankam, starb der blödsinnige Galeazzo (wie man allgemein glaubte, von Ludwig Moro vergiftet) mit Hinterlassung eines 5jährigen Sohnes, den Moro bei Seite schob, um selbst die Herrschaft anzutreten. Hierauf durchzog Karl ohne

Widerstand das florentinische Gebiet, wo ihm der schwache Petro Medici sechs wichtige Plätze nebst 120,000 Ducaten übergab, sich aber dadurch einen Aufstand in Florenz zuzog, der die Vertreibung der Mediceer zur Folge hatte. (K. 12, 2 a. E.)

Von Florenz zog Karl durch das römische Gebiet und in der Neujahrsnacht des Jahres 1495 bei Fackelschein in Rom ein. Dort hatte sich Papst Alexander in die Engelsburg eingeschlossen, verglich sich aber bald mit König Karl, überließ ihm die drei wichtigsten Festungen und stellte seinen Sohn Cäsar Borgia als Geisel, der ihm aber bald zu entwischen wußte.

Hierauf setzte Karl seinen Zug nach Neapel fort, wo Alfons aus Angst, das Volk möchte ihm seine an demselben verübten Grausamkeiten entgelten lassen, eilig die Regierung seinem Sohne Ferdinand II abtrat, um sich nach Sicilien zurückzuziehen, wo er noch im gleichen Jahre starb. Aber der Schrecken, der den Franzosen, welche die Besatzungen zweier erstürmten Festungen niedergemacht hatten, vorausgieng, erfüllte das neapolitanische Heer mit solcher Furcht, daß sie schon beim bloßen Anblick der Franzosen die Flucht ergriffen. Ferdinand selbst floh nach der Insel Ischia, worauf Karl ohne Schwertstreich seinen Einzug in Neapel hielt. In kurzer Zeit hatte er das ganze Land (bis auf wenige Städte) in seiner Gewalt und während er die Neapolitaner mit Festen und Turnieren zu gewinnen suchte, erlaubte er sich und seinen übermüthigen Franzosen die größten Ausschweifungen, so daß man sich bald sogar nach der Rückkehr der aragonischen Herrschaft sehnte.

Zu spät bereute Ludwig Moro, die Franzosen nach Italien berufen zu haben, weil der Herzog Ludwig von Orleans, dem Ludwig Moro beim Einzug der Franzosen in Italien das feste Novara hatte einräumen müssen, als Nachkomme einer Visconti bereits von Ansprüchen auf Mailand redete und die Besorgniß erregte, Frankreich werde sich zum Herrn von ganz Italien machen wollen. Das war der Grund, warum Ludwig Moro den römischen König Maximilian die Hand seiner Nichte Blanca anbot; denn nicht nur empfieng er dafür die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, wobei sein Großneffe ausgeschlossen wurde, sondern er gewann auch den König Max durch die Hoffnung, das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können, für den Beitritt zu einem neuen Bündniß zwischen Mailand, Venedig, dem Papst und Spanien, welches letztere auch für Sicilien fürchtete.

2. Maximilian in den Niederlanden. Verwirklichung der habsburgisch-spanischen Familienverbindung. Reichstag zu Worms. Stiftung des ewigen Landfriedens. Das Reichskammergericht. Eintheilung Deutschlands in anfangs sechs, dann in zehn Kreise. Beginnende Lösung der Schweiz vom deutschen Reiche. Der Schwabenkrieg. Wachsende Bedeutung der Eidgenossenschaft.

Um sich ungehinderter mit Italien beschäftigen zu können, begab sich Maximilian gleich nach seiner Vermählung mit seiner Gemahlin nach den Niederlanden und übergab dort seinem eben mündig gewordenen Sohne Philipp die Regierung über die Niederlande als dessen mütterliches Erbtheil. Der Erzherzog Philipp, von hoher, schlanker Gestalt, mit hellblonden Locken, blauen Augen, blühendem Gesicht, war einer der schönsten und einnehmendsten Männer seiner Zeit, daher er auch den Beinamen der Schöne bekam. Darum und weil das Land eines Fürsten bedurfte, der ganz demselben lebte, ließen es sich die stolzen Niederländer gefallen, daß er die unmäßigen, seiner Mutter abgezwungenen Privilegien, die so vieles Unheil verursacht hatten, aufhob und seinen Regenteneid nur auf die bis zu Karl's des Kühnen Tod bestandenen Rechte der Stände ablegte. Auch kehrte wirklich von da an Einigkeit und Friede in's Land zurück und Handel und Gewerbe blühten neu auf, zumal der Handelstractat, den er mit England 1496 schloß, den Holländern und Seeländern freien Handel und freie Schifffahrt nach den englischen Häfen und Küsten verschaffte. Seitdem zog sich der Hauptsitz des Handels von Brügge weg nach Antwerpen, wohin auch die deutsche Hansa, von Brügge's Stolz beleidigt, ihre Niederlage verlegte. Auch mit Spanien wurden die bereits früher angeknüpften Verbindungen durch ein verwandtschaftliches Doppelbündniß befestigt, indem sich Philipp 1496 mit Johanna von Castilien (der Tochter Ferdinand's und Isabella's von Spanien) vermählte, während seine Schwester Margaretha an den Bruder derselben, den spanischen Thronerben Johann von Castilien vermählt wurde, so daß durch diese Verbindungen Frankreich für die Zukunft von zwei Seiten bedroht wurde. Von welchen weitgreifenden Folgen diese Vermählungen seyn würden,

ahnete man indeß damals noch nicht, da König Ferdinand außer den beiden genannten Kindern, noch drei Töchter hatte.

Während Maximilian die niederländischen Angelegenheiten ordnete und sich mit der von seinem Vater schon eingeleiteten und nun von ihm kräftig betriebenen Begründung der künftigen Größe des habsburgischen Hauses beschäftigte, schrieb er seinen ersten Reichstag aus, den er (nicht wie es Herkommens war, in Nürnberg, sondern) in dem ihm nähergelegenen Worms hielt. Auf diesem verlangte er die Reichshülfe an Geld und Leuten auf 12 Jahre sowohl zu einem Römerzug, der Mailand als Reichslehen gegen die Franzosen zu schützen bezweckte, als auch zu einem Krieg gegen die Türken, von denen ein neuer Einfall in die deutschen Ostlande zu befahren war.

Die Fürsten zeigten sich zwar geneigt; allein die Städte wollten nicht eher in eine Beschlußnahme willigen, als bis zuvor in Deutschland Friede und Einigkeit, Recht und Ordnung hergestellt wäre, ohne welche Handel und Gewerbe nicht aufkommen könnten. Da aber die erste Bedingung zur Herstellung eines geordneten Rechtszustandes die Aufstellung eines vom Reichsoberhaupt unabhängigen Gerichts war, Maximilian aber darin eine Schwächung der Kaisergewalt erblickte, so zogen sich die Unterhandlungen in die Länge. Erst als auch die Fürsten den Städten in dieser Forderung beitraten, anderseits sein neuer Oheim Ludwig Moro und der Papst auf die Beschleunigung seines italienischen Zugs drangen, sah sich Maximulian genöthigt, in die Errichtung eines Reichskammergerichts und in die darauf sich gründende Stiftung eines allgemeinen und ewigen Landfriedens (7. August 1495) zu willigen, ja selbst mit an dem Entwurfe dieses neuen, von den Ständen begründeten segensreichen Reichsgrundgesetzes zu arbeiten, dessen Ausführung man übrigens hauptsächlich dem vaterländisch gesinnten Kurfürsten Barthold von Mainz zu danken hatte.

Diese neue, alles Faustrecht aufhebende Landfriedensordnung enthielt folgende Bestimmungen: Niemand, wer es auch sey, Geistlicher oder Weltlicher, sollte einen Andern befehden, bekriegen, belagern, berauben, durch Brand oder auf sonst eine gewaltsame Weise beschädigen oder ihm die Freiheit nehmen dürfen

weder in eignem Namen, noch durch Beihülfe oder Vorschub; auch sollte man keinen Friedensbrecher beherbergen, speisen, schirmen, geleiten dürfen. Jeder Uebertreter dieses Verbotes sollte in die Strafe der Reichsacht verfallen und mit Leib und Gut haften. Herrenlose Reisige und Fuß-Knechte oder sonst Herumstreifende sollten im Reiche nicht geduldet werden, außer gegen Bürgschaft und Eid. Alle diesem Frieden Zuwiderhandelnden oder gegen dieselben mit Einschreitung Säumenden sollten des Reichsschutzes verlustig seyn: denn zur Vollstreckung der Reichsacht mitzuwirken, war auf Forderung des Gerichts Jeder verpflichtet. — Alle diesem Landfrieden widersprechenden Freiheiten sollten aufgehoben seyn, derselbe jedoch dem gemeinen Recht und dem des Reiches keinen Abbruch thun, sondern dasselbe vielmehr stärken. Die Geldbuße für Verletzung des Landfriedens sollte auf 2000 Mark reinen Goldes steigen.

Jeder Beeinträchtigte oder Beschädigte sollte daher seine Klagen zunächst vo die gewöhnlichen Gerichte —, gegen Reichsunmittelbare aber vor das neuerrichtete Kammergericht bringen. — Dieses **Reichskammergericht,** als höchster Gerichtshof für die Reichsstände und als Appellationsgericht für die mittelbaren Stände, war anfangs aus 17 Richtern zusammengesetzt, davon jeder der 6 Kurfürsten und jede der 8 Reichsprovinzen einen, die Städte zusammen zwei und der Kaiser einen ernannte; dieser kaiserliche Richter hatte zugleich den Vorsitz. Acht von jenen Beisitzern sollten aus der Ritterschaft gewählt, acht aus Rechtsgelehrten bestehen. Ihre Besoldungen für die ersten 4 Jahre sollten aus dem „gemeinen Pfennig" d. i. aus einer deßhalb auszuschreibenden allgemeinen Reichssteuer verabreicht werden (von 500 fl. einen halben Gulden, von weniger als 500 fl. $^1/_{24}$ von 1 Gulden). In gewichtigen Fällen sollte das Gericht auch des Kaisers, der Fürsten und der Stände Rath einholen, jedenfalls aber sollte es in des Kaisers Namen die Acht aussprechen dürfen. Die bisherigen sogenannten Fürstengerichte (Austrags- oder Austrägalgerichte), welche zuweilen Fürsten zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten unter einander gebildet hatten, sollten dabei bestehen dürfen. — Zum ständigen Sitz des Gerichtes wurde Frankfurt gewählt und dasselbe dort von Max selbst feierlich eingesetzt. Der erste Kammerrichter war Graf Eytel Friedrich von Zollern. (Im Jahr 1530 wurde das Gericht nach Speyer, 1693 nach Wetzlar verlegt.) — Zur bessern Handhabung des Friedens und Rechts trugen die Stände auch auf Errichtung eines Reichsregiments an, das aber zugleich auch über alle Reichssachen sollte Beschlüsse fassen dürfen; allein Max widersetzte sich dieser Maaßregel, weil dadurch der ohnedieß so geringe Rest kaiserlicher Krongewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach eine Staatenrepublik geworden wäre. Dagegen erbot er sich zur Errichtung eines Reichshofraths, dessen Mitglieder aus redlichen und verständigen, von ihm gewählten, Männern bestehen sollten, die mit ihm über Ordnung und Recht berathen und in seiner Abwesenheit über die Angelegenheiten des Reichs verhandeln sollten. Indeß wurde im Jahre 1500, auf Andringen des Kurfürsten Barthold von Mainz

dennoch das Reichsregiment als oberste Behörde in Staatssachen eingeführt; allein die Schwerfälligkeit seiner Verhandlungen und des Kaisers Abneigung dagegen war seinem Gedeihen hinderlich. Der Entwurf des Reichshofraths kam erst 1512 zur Verwirklichung und bildete sich nachher weiter aus.

Wie schwer das eingerissene Uebel der Gleichgültigkeit gegen Unordnung und Rechtsunsicherheit dem neuen Schutzmittel wich, zeigt der Umstand, daß die Steuer für das den Landfrieden schützende Gericht nicht eingieng, und besonders der Adel sich nicht dazu verstand. So kam es, daß der erste Kammerrichter schon im ersten Jahre abdankte und daß der alte Fehdeunfug und faustrechtliche Zustand noch geraume Zeit fortdauerte. Erst 1545 wurde das Kammergericht wieder hergestellt und zur leichtern Handhabung der Ruhe und Ordnung, so wie zur raschen und durchgreifenden Vollziehung der Reichskammergerichtsbeschlüsse Deutschland anfangs in sechs, späterhin in zehn Landfriedenskreise eingetheilt, deren jedem ein Kreisoberster mit einigen Räthen vorgesetzt wurde. Obgleich diese Eintheilung unvollkommen war, so legte sie doch den Grund zu einer festern Gestaltung des Reichs und erleichterte dessen Verwaltung bedeutend.

Die anfängliche Eintheilung Deutschlands in sechs Landfriedenskreise umfaßte Franken, Bayern, Schwaben, das Rheinland, Westfalen und Sachsen. — Erst im Jahr 1512 kam die Eintheilung in zehn Reichskreise zu Stande. Diese zehn Kreise waren: 1. der **österreichische** Kreis, 2025 Q. M. bestehend aus Oesterreich, Kärnthen, Krain, Steyermark und den übrigen habsburgischen Erwerbungen vom adriatischen Meere bis zum Oberrhein, also die ganze Südgränze Deutschlands umfassend; — 2. der **bayerische** Kreis, 1020 Q. M. bestehend aus dem damaligen Rest der altbayerischen Herzogthümer, dem Erzbisthum Salzburg, den Bisthümern Freysingen, Regensburg, Passau und mehreren Abteien; — 3. der **schwäbische** Kreis 729 Q. M. bestehend aus 90 geistlichen und weltlichen Ständen, darunter die Fürstenthümer Württemberg (das 1495 zum Herzogthum erhoben wurde) und Baden, die Bisthümer Augsburg und Constanz, 20 Grafschaften, 32 Reichsstädte 2c.; — 4. der **fränkische** Kreis, an 500 Q. M. mit den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Eichstädt, dem Deutschordensgebiet Mergentheim, den brandenburgischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth und fünf Reichsstädten, darunter das wichtige Nürnberg; — 5. der **oberrheinische** Kreis, enthaltend die Bisthümer Straßburg, Basel, Worms, Speyer, Fulda, drei Propsteien, die rhein-pfälzischen, hessischen und nassau-

ischen Lande, mehrere andere kleine Fürstenthümer und Grafschaften mit 5 Reichsstädten, darunter Speyer, Worms, Frankfurt a. M.; — 6. der **kurrheinische** Kreis mit den drei geistlichen Kurfürstenthümern Mainz, Trier, Köln, der Kurpfalz, dem Fürstenthum Amberg; — 7. der **burgundische** Kreis (erst späterhin enger mit dem Reiche verbunden) mit seinen 4 Herzogthümern, 8 Grafschaften und 9 andern Herrschaften: — 8. der **westfälische** Kreis, 1250 Q. M. mit 3 Stiftern, 7 Bisthümern, darunter Kammerich (Cambray), Münster, Paderborn, Osnabrück, nebst 8 Abteien; späterhin kam noch Jülich, Berg und Cleve hinzu. Friesland, das seine alte freie Verfassung verlor, wurde theils dem westfälischen, theils dem burgundischen Kreise zugetheilt; — 9. der **niedersächsische** Kreis, 1420 Q. M. mit den Erzbisthümern Magdeburg und Lübeck, den Herzogthümern Braunschweig und Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein und Mecklenburg, einigen Herrschaften und 6 Reichsstädten, darunter Lübeck, Hamburg und Bremen; — 10. der **obersächsische** Kreis, 1450 Q. M. enthielt die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg nebst Zubehör, das Herzogthum Pommern, die Fürstenthümer Anhalt und Schwarzburg, das Bisthum Kamin, einige Abteien, und fünf Grafschaften, darunter Mannsfeld, Reuß rc.

Eine Rangordnung unter diesen Kreisen fand nicht Statt. Die darin enthaltenen dritthalb hundert Stände hatten beim Reichstag zusammen 500 Stimmen, da die kleinern nur curienweise stimmen durften. Einige Reichsstände hatten gar keine Stimme; auch gab es Reichsstände ohne Reichslande. — Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, die preußischen und liefländischen Stände, die Grafschaft Mömpelgard, die schweizerische Eidgenossenschaft und die überalpischen Länder wurden nicht zu dieser Kreiseintheilung gezogen.

Vergebens wurde auch die Schweiz eingeladen, die nun zu Worms getroffene Reichseinrichtung anzuerkennen, sich den Entscheidungen des Kammergerichts zu fügen, vom Bunde mit Frankreich abzulassen und sich durch Anschließung an den schwäbischen Bund die Natur der deutschen Reichsgliedschaft zu bewahren. Die Eidgenossen, durch Frankreich's glänzende Versprechungen gewonnen, weigerten sich beharrlich, und die darum auf beiden Seiten gesteigerte Leidenschaft führte zu dem sogenannten Schwabenkrieg, in welchem Max, aller Anstrengung ungeachtet, nichts gegen die Schweizer ausrichtete und sich unter Vermittlung Mailand's zu dem Frieden von Basel (1499) herbeilassen mußte, der die Lösung der Schweiz von Deutschland eigentlich schon zu einer vollendeten Thatsache machte.

In den Verhältnissen der **Schweiz** war überhaupt im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts manche Veränderung eingetreten. Seit der burgundischen Kriegsbeute (K. 6, 3.) hatten sich Neid und Haß zwischen verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft, insbesondre Zwiespalt zwischen Städtern und Landleuten festgesetzt. Die Frage über die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in den Bund hatte sodann die darüber uneinigen Parteien so erhitzt, daß es zum Bürgerkrieg gekommen wäre, wenn nicht der edle Nicolaus von der Flüe, ein wegen seines strengen Lebenswandels wie ein Heiliger verehrter Einsiedler, durch seine ehrwürdige Erscheinung und seine eindringliche Friedensermahnung die Streitenden zur Ruhe und zur Schließung des Stanzer Verkommnisses 1481 bewegen hätte, durch welches Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurden. Dennoch kehrte die alte Sitteneinfalt nicht zurück, und Eigennutz und Händelsucht, erhöht durch das zunehmende Reißlaufen, (K. 4, 1 a. E.) — in Folge dessen die zurückkehrenden Söldner fremde Laster und fremde Krankheiten in's Land zurückbrachten, — verwickelte die Schweizer mehr und mehr in auswärtige Kriege (mit Venedig, Mailand, Neapel), welche ihrer kräftigen Jungmannschaft zum großen Theil das Leben kostete, wie denn z. B. von den 12,000 Schweizern, die König Karl VIII gegen Neapel führte, (K. 13, 1. a. E.) nur wenige zurückkehrten. — Auch in ihrem Innern waren sie häufig in blutigem Zwist, wiewohl eine allgemeine Landesgefahr sie doch stets wieder zur Einigkeit trieb.

Als der obenerwähnte Schwabenkrieg ausbrach — der seinen Namen daher hat, weil König Max die Schweizer vorzüglich durch den schwäbischen Bund bekriegte, — traten der graue Bund (Graubündten) und der Gotteshausbund mit sieben von den alten eidgenössischen Orten in ein Bündniß. Nachdem die Verbündeten die Verbindung mit Frankreich erneuert hatten, brachten sie an verschiedenen Orten (z. B. bei Dornyk, beim Schanderloch, bei Frastanz ꝛc.) den Schwaben und Oesterreichern so schwere Niederlagen bei, daß der Kaiser und der schwäbische Bund an jedem Erfolg verzweifelten und sich zum Basler Frieden entschloßen. In diesem Kriege wurden an 2000 Flecken Dörfer und Schlösser verbrannt und 20,000 Menschen verloren das Leben.

Seitdem unterblieb jeder Angriff der Fremden auf die Schweizer, deren Bund 1501 durch den Zutritt von Schaffhausen und Basel und 1513 durch Appenzell, als den 13ten und letzten Canton, verstärkt wurde. Von nun an bewarben sich Oesterreich und Frankreich in die Wette um die Freundschaft der Schweizer, die aber nur dem zu Theil wurde, der sie am besten bezahlte.

3. Vertreibung der Franzosen aus Neapel. Rückkehr Unteritaliens unter die aragonische Herrschaft. Gonsalvo de Cordova. Ludwigs XII Entwürfe auf Italien. Seine Heere in Mailand; Ludwig Moro's Sturz. Der Friede von Trient. Krieg zwischen Frankreich und Spanien wegen Neapel. Siege Gonsalvo's. Spanien's Ferdinand Herr von Neapel.

Unterdessen war die französische Eroberung in Italien (K. 13, 1.) wieder zu nichte geworden. Denn als König Karl VIII von dem Bündnisse zwischen Mailand, Venedig, Spanien, dem Papst und dem römischdeutschen Könige hörte, faßte er nach vollzogener Krönung in Neapel den Entschluß, mit der Hälfte seines Heeres nach Frankreich zurückzukehren, zumal der bei ihm befindliche Adel ohnedieß nach der Heimath zurückverlangte, um sich daselbst am Lobe seiner Siegesthaten zu laben. Schon standen die Mailänder und Venetianer gerüstet da, um dem Könige den Rückweg zu versperren; allein Karl schlug sich bei Fuornuovo nicht nur durch, sondern besiegte seine Gegner so, daß Ludwig Moro sich gegen Herausgabe Novara's zu einem Vergleiche verstand und Karl sonach Frankreich glücklich erreichte. — Allein der in Neapel unter dem Befehl des Vicekönigs von Montpensier zurückgebliebene Theil des französischen Heeres wurde von dem aus Sicilien zurückkehrenden Ferdinand II mit spanischer Hülfe gezwungen, einen Platz nach dem andern zu räumen, und mußte zuletzt, weil von Frankreich keine Unterstützung kam, den glücklichen Waffen des berühmten spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova gänzlich weichen. Dazu kam, daß der größte Theil des französischen Ueberrestes noch vor seiner Einschiffung nach Frankreich von einer Seuche hinweggerafft wurde, — also daß von dieser ganzen abenteuerlichen Unternehmung der Franzosen auf Italien keine Spur zurückblieb, außer daß dieses Land durch solche Störung des italienischen Gleichgewichts noch größeren Wirrnissen anheimfiel. — Noch vor vollendeter Räumung Unteritaliens war Ferdinand II gestorben und hatte den Thron von Neapel seinem Oheim Friedrich hinterlassen.

Zwar schien nun die französische Gefahr für Italien beseitigt; da sich aber Karl VIII auf's Neue rüstete, so suchte Herzog Lud-

wig Moro den König Max (der gerade in Insbruck war, um die seit 134 Jahren durch Erbtheilung getrennt gewesenen östlichen Lande nach dem Tode des edlen Erzherzogs Siegmund von Tirol wieder für immer zu vereinigen) zu einem neuen Bündniß mit Mailand und Venedig und zugleich zu einem persönlichen Zug nach Italien zu bereden. Obgleich nun die Reichsstände sich zu keiner Hülfe verstanden, so zog doch Max mit einem kleinen, von mailändischen und venetianischen Hülfsgeldern geworbenen Heere über die Alpen. Weil er aber in Italien Alles ruhig und für seinen Thätigkeitstrieb keine Unterstützung fand, so kehrte er mißmuthig wieder nach Deutschland zurück (1498).

Herzog Ludwig Moro hatte ihn nämlich dazu benützen wollen, um mit seiner Hülfe Pisa, das sich während der französischen Invasion von Florenz losgerissen hatte und von Venedig bedroht war, wieder für die mailändische Herrschaft zu gewinnen. Max, froh, nicht unthätig zu liegen, gebot den Florentinern, die Feindseligkeiten gegen Pisa einzustellen, und schritt, da diese, durch Savonarola (K. 12, 2) bewogen, fest widerstanden, zur Belagerung Livorno's. Allein die späte Jahreszeit und die laue Unterstützung der Venetianer, die selber Absichten auf Pisa hatten, bewogen den König nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zur Rückkehr nach Deutschland.

Indessen fand sich wenige Jahre darauf ernste Gelegenheit, wieder an Italien zu denken. In Frankreich starb 1498 Karl VIII, erst 28 Jahr alt, an den Folgen seiner Ausschweifungen, und sein Vetter Ludwig XII (von Orleans), der ihm in der Regierung folgte, nahm gleich bei seiner Krönung nicht nur den Titel eines Königs beider Sicilien, sondern auch den eines Königs von Jerusalem und Herzogs von Mailand an, und bezeichnete damit deutlich, welche weitgreifende Absichten auf Italien er hege. Selbst ohne Einfluß und Rechtssinn, und geleitet von seinem schlauen Günstling, dem Cardinal d'Amboise, schloß König Ludwig ein Schutzbündniß mit Ferdinand von Spanien, gewann den Papst Alexander VI und die Venetianer durch Versprechungen, so wie den Herzog von Savoyen für Gestattung ungehinderten Durchzugs, und rückte mit einem Heere von 28,000 Mann (worunter 5000 Schweizer) über die Alpen. Vergebens wendete sich Ludwig Moro um Hülfe an Friedrich von Neapel,

der selbst von seinen widerspenstigen Großen gedrängt wurde, — vergebens an Venedig, das ohnedieß gerade durch die Türken beschäftigt war: daher fiel eine mailändische Festung nach der andern theils durch Ungeschick, theils durch Verrath seiner Feldherren in französische Hände, bis Mailand selbst sich im Aufruhr erhob¹ und Moro sich genöthigt sah zu fliehen. Er wendete sich nach Insbruck, um Maximilian zur Hülfe zu bewegen; allein dieser war wegen der Saumseligkeit der deutschen Reichsstände außer Stande, das mailändische Reichslehen zu schützen. Zwar gelang es dem Herzog, sich mit Hülfe einer mailändischen Partei, die der Druck der Franzosen empörte, wieder des größten Theils seiner Besitzungen zu bemächtigen; allein sein Glück war von kurzer Dauer: er wurde bei Novara von den Franzosen gefangen und verlor Mailand und seine eigene Freiheit für immer.

Als er nämlich in Novara, wo er von den Feinden eingeschlossen wurde sich vertheidigen wollte, weigerten sich die Schweizer in seinem Heere, gegen ihre Brüder im französischen Heere zu streiten. Da sie keinem Versprechen Gehör gaben, bat er sie wenigstens um sicheres Geleit bis an einen sichern Ort. Sie gestatteten ihm aber nur, in der Kleidung eines gemeinen Schweizers mit ihnen durch das feindliche Lager zu ziehen. Allein bei diesem Durchmarsch wurde er von einem Schweizer, den der auf seine Auslieferung gesetzte Preiß reizte, verrathen und von den Franzosen ergriffen und nach Frankreich in die Gefangenschaft abgeführt, in der er erst nach zehn Jahren (1510) starb. So fiel der Mann, dessen Ränkesucht die Franzosen zuerst in das Land gezogen hatte, in sein eigenes Netz.

Der Verlust Mailand's an die Franzosen, der auch Neapel wieder bedrohte, bewog den Kaiser zu abermaligen Versuchen, die deutschen Stände zu einer Reichshülfe zu vermögen. Sie wurde ihm aber wieder verweigert², doch bewirkte eine ernste Vorstellung an den französischen König Ludwig, daß derselbe mit dem deutschen Reich einen Waffenstillstand auf ein halbes Jahr schloß, der sodann von dem schlauen Könige zur Aufrichtung des für Frankreich höchst vortheilhaften Friedens von Trient (1501) benützt wurde, in welchem Ludwig XII die Belehnung mit Mailand für sich und seine männlichen Erben erhielt. (Sie wurde 1505 vom Reichstage bestätigt.) Insgeheim aber schloß er mit dem spanischen Ferdinand ein Bündniß, in welchem es auf

Neapel abgesehen war, das unter Frankreich und Spanien getheilt werden sollte. Der betrogene, von aller Hülfe verlassene König Friedrich von Neapel sah sich genöthigt, sein Reich abzutreten und sich mit dem Herzogthum Anjou zu begnügen. Allein bei der Theilung der Beute kam es zwischen den beiden hinterlistigen Mächten zu einem Zwiespalt, weil ein geheimer Vertrag Ludwig's mit dem Erzherzog Philipp von Burgund dem kleinen Sohne des letztern, dem Erzherzog Karl, als künftigem Gatten der Tochter Ludwigs, den Besitz Neapels zusprach. Darüber entstand Krieg. Der von dem spanischen König Ferdinand überlistete König Ludwig sah sein Heer von dem nicht minder unredlichen spanischen Feldherrn Gonsalvo in drei Schlachten geschlagen und mußte im Frieden 1505 Neapel ganz an Spanien überlassen.

4. Maximilian's vergebliche Bemühung um einen Türkenkrieg. Der bayrische Erbfolgekrieg. Das Haus Habsburg in Philipp von Burgund auf castilischem Thron. Philipp's Tod. Ludwig's XII Eifersucht auf das habsburgische Haus und erneuerte Absichten auf Italien. Maximilian's Römerfahrt. Erwerbung des Kaisertitels. Maximilian's Krieg mit Venedig. Waffenstillstand.

Eben so, wie in Bezug auf Mailand, scheiterten Maximilian's Versuche, die Reichshülfe zu einem Türkenkriege — diesem seinem Lieblingswunsche, den er seit seiner Jugend mit stets wiederkehrender Begeisterung hegte, — zu gewinnen, an der nüchternen Berechnung der Kurfürsten, welche, übrigens mit Recht, von einem Krieg gegen diesen übermächtigen Feind nur dann einen Erfolg hofften, wenn ihn die Gesammtheit aller, oder doch der bedeutendsten christlichen Mächte unternehmen und der Papst, anstatt (wie es damals gerade der Fall war) in einem Bunde mit den Türken zu stehen, an die Spitze dieser christlichen Unternehmung treten würde. — Nun machte Maximilian Anschläge und Anstalten, den Türkenkrieg auf eigne Faust zu beginnen, wurde jedoch durch den Ausbruch des bayrischen Erbfolgekriegs genöthigt, vor der Hand solche weitaussehende Plane zurückzustellen.

Es hatte nämlich Herzog Georg der Reiche von Niederbayern (Landshut), weil er keine männlichen Erben hatte, seinen Eidam, den Pfalzgrafen

Ruprecht, zum Erben seiner Lande eingesetzt, während, den Hausverträgen gemäß, das Erbe an den Herzog Albrecht den Weisen von Oberbayern (München) hätte fallen sollen. Obgleich nun der Kaiser den Herzog Albrecht damit belehnte, so setzte sich doch Ruprecht mit Gewalt in den Besitz von Niederbayern und trotzte mit dem größten Uebermuth dem Kaiser und Reich, so daß er sammt seinem Vater, dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der ihm beistand, in die Reichsacht erklärt wurde. Da nun Ruprecht zu den Waffen griff, und auch der Kaiser mit Ansprüchen auf mehrere bayrische Besitzungen, die ehemals österreichisch waren, gegen ihn auftrat, so kam es zu einem verheerenden Krieg, der 9 Monate hindurch von Seiten der streitenden Parteien in ganz Bayern und in der Pfalz mit einer an Barbarei gränzenden Raub- und Zerstörungssucht geführt wurde. Zwar starb während desselben Pfalzgraf Ruprecht an der Ruhr; allein sein Vater, der Kurfürst, führte für dessen zwei hinterlassene Söhne den Krieg fort. In der Schlacht bei Menzesbach kam der Kaiser sogar in Lebensgefahr; als er aber die Festung Kufstein (durch seine größten Geschütze „Weck' auf!" und „Purlepaus") eroberte und alles Land sich nach Frieden sehnte, bequemte sich der alte Kurfürst zu Unterhandlungen. Die streitenden Parteien unterwarfen sich dem Schiedsrichterspruch des Kaisers, und auf dem Reichstag zu Köln 1505 wurde zu Gunsten der Söhne Ruprecht's die sogenannte junge Pfalz oder **Pfalz-Neuburg** (die nachmalige Oberpfalz) errichtet, welche die nördlich von der Donau gelegenen Länder Georg's (mit Ausnahme von Ingolstadt) umfaßte; der übrige Theil fiel an den Herzog Albrecht, der dann 1506 in seinem Land nnd Haus die Alleinherrschaft und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt einführte. Eben der in diesem Kriege so grell hervorgetretene Land-Friedensbruch veranlaßte die obenerwähnte Wiederbefestigung des Reichskammergerichts.

Hatte Max allerdings aus seiner Verbindung mit der Familie Sforza und aus seiner darausfolgenden Verwicklung in die italienischen Händel weder für sein Haus, noch für sein Ansehen den gehofften Gewinn, so empfieng dagegen der Stern des habsburgischen Hauses aus der schon (K. 13, 2) erwähnten Verbindung seines Sohnes Philipp's mit dem spanischen Hause plötzlich einen ungeahneten Zuwachs an Glanz und Größe. Es war nämlich am 26. November 1504 Königin Isabella von Castilien, Gemahlin Ferdinand's des Katholischen, gestorben und hatte in ihrem Testament ihre einzige Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp zum Erben ihres, aus neun spanischen Königreichen bestehenden castilischen Reiches eingesetzt. Denn nicht nur war der spanische Infant Johann, fünf Monate nach

seiner Vermählung mit Philipp's Schwester Margaretha, gestorben, sondern es war auch die nach ihm zum Thron berufene älteste Schwester Johanna's, die Königin Isabella von Portugal, sammt ihrem Sohne mit Tod abgegangen, so daß also nun die Kronen von Spanien, Sicilien und Burgund miteinander auf Philipp's Haupt kamen und darum Alles in Spanien sich von Ferdinand ab — der neuaufgehenden Sonne zuwendete.

Von diesem Augenblick an trat nicht nur zwischen Ferdinand und Philipp eine tiefe Uneinigkeit hervor, sondern es zeigte nun auch Ludwig XII, dem die wachsende Macht der Habsburger bange machte, gegen Philipp und den Kaiser die Kehrseite seiner Politik, die nun vorherrschend eine feindliche blieb. Indeß genoß Philipp sein Glück nicht lange; er starb schon 1506 in der Blüthe seiner Jahre, und mit ihm gieng auch für Maximilian ein treuer Bundesgenosse und, da er ihn zugleich als seinen Nachfolger im Reiche zu denken gewohnt war, eine große Hoffnung zu Grabe.

Isabella's Testament war ihrem Gemahle Ferdinand ein arger Dorn im Auge: er wollte weder die Regentschaft Castiliens aufgeben, noch auch auf das mit seinem Erbreiche Aragonien früher verbunden gewesene Neapel verzichten. Daher schloß Ferdinand mit dem ihm hierin entgegenkommenden Ludwig XII einen Vertrag, nach welchem er einer Verwandtin Ludwig's, Germaine de Foix, seine Hand gab und Ludwig ihr zu Gunsten auf seinen Antheil an Neapel unter der Bedingung verzichtete, daß, wenn diese Ehe kinderlos wäre, ganz Neapel an Ludwig und seine Erben fallen solle. Beide gaben sich nun alle Mühe, den Erzherzog Philipp an dem Antritt seiner castilischen Erbschaft zu hindern. Allein Philipp trieb nicht nur einen Einfall der Franzosen in Geldern zurück, sondern schlug auch die ihm von Ferdinand gebotene Rücktrittssumme aus und segelte nach Spanien. Unterwegs wurde er von einem Sturm nach England verschlagen, wo er von dem schlauen König Heinrich VII (K. 7, 2 a. E.) glänzend empfangen und zu einem nachtheiligen Handelsvertrag beredet wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine Verlobung zwischen Philipp's Sohn, dem jungen Erzherzog Karl (von Gent) mit Margaretha von England, der kleinen Tochter Heinrich's VII, verabredet, weil die frühere Verlobung desselben mit Ludwig's XII Tochter Claudia von diesem rückgängig gemacht worden war. — In Spanien angekommen, bestund Philipp, welchen Ferdinand und sein kluger Kanzler Ximenes in aller Weise zur Nachgiebigkeit zu bringen suchten, fest auf seinem Rechte. Doch kamen beide endlich überein, daß Castilien zwar

ganz an Philipp fallen, Neapel aber bei Ferdinand bleiben und die Einkünfte Amerika's nach Verhältniß getheilt werden sollten. Hierauf wurde Philipp zum König von Castilien gekrönt. Allein die Begeisterung der Castilier für ihn nahm bald ab, weil Philipp in seiner noch jugendlichen Unbesonnenheit schwere Fehler begieng, indem er namentlich den mitgebrachten niederländischen Adel vor dem castilischen begünstigte, über den Stolz der Castilier sich mißbilligend äußerte und Einleitung traf, seine geisteskranke Gemahlin Johanna von der Regierung auszuschließen. Der Widerstand, den er deshalb von den Castiliern erfuhr und die fortwährende Spannung mit seinem Schwiegervater Ferdinand verleideten ihm daher den spanischen Aufenthalt. Da machte plötzlich ein Trunk in die Hitze (nach einem Ballspiel) durch ein Fieber seinem Leben ein Ende. Sein Tod versetzte seine Wittwe in völligen Wahnsinn, denn sie hatte ihn wegen seiner Schönheit wie einen Abgott geliebt. Sie ließ den Leichnam wieder aus der Gruft nehmen und ihn, prächtig gekleidet, in ihr Zimmer setzen, um ihn unverwandt anzusehen, in der Hoffnung, er werde wieder aufleben. Dabei wurde sie ohne alle Hülfe (denn sie wollte aus Eifersucht, womit sie auch im Leben ihren Gatten stets geplagt hatte, keine weibliche Person im Zimmer dulden) von einer Tochter (Johanna) entbunden. Eben so nahm sie nachher den Leichnam auf Reisen mit, bis sie endlich sich bewegen ließ, den Halbverwesten in der Karthäuserkirche zu Burgos beisetzen zu lassen. In diesem Zustand des Wahnsinns lebte sie noch 50 Jahre lang! —

Nach Philipp's Tod nahmen die castilischen Stände, auf Ximenes' Betrieb, den König Ferdinaud zu ihrem Regenten an, und Maximilian willigte ein, jedoch mit Vorbehalt der Rechte seines Enkels Karl. Die Statthalterschaft der Niederlande aber legte er in die Hände seiner verwittweten Tochter Margaretha.

Ludwig XII, stets über die wachsende Größe der Habsburger beunruhigt, bot nun Alles auf, der Römerfahrt Maximilian's, die derselbe nach mehrjähriger Zurückstellung endlich auszuführen vorhatte, Hindernisse in den Weg zu legen, indem er nicht nur die Venetianer aufforderte, ihm den Durchzug zu verweigern, sondern auch den Papst zu bewegen suchte, ihm die Kaiserwürde nicht zu ertheilen.

Da aber Ludwig durch die Eroberung Genua's Miene machte, in Italien Fuß zu fassen, ersuchte der neue Papst Julius II, ein Mann von scharfem Verstande und festem, entschlossenen Willen, der alle Fremdherrschaft in Italien, am meisten aber die französische haßte, den König Max um Hülfe gegen Frankreich und

bot ihm dafür die Kaiserkrone an. Nachdem Max endlich einmal mit ständischer Bewilligung ein Heer aufgebracht hatte, trat er seine Römerfahrt an (1508). Als er aber von Trient aus in Italien einrücken wollte, versperrten ihm die Venetianer die Zugänge und die Franzosen das Veronesische. Auch der Papst wünschte ihn nicht gerade mit einem Heere in Rom zu sehen und ließ ihm daher durch einen Legaten in Trient erklären, daß er ihn des Zuges überheben und den Titel „Erwählter römischer Kaiser" bewilligen wolle. Max war es zufrieden, behielt sich aber doch die Krönung noch vor, wenn er Venedig gedemüthigt haben würde, gegen das er nun die Waffen kehrte, die er gegen Frankreich ergriffen hatte.

Der Krieg nahm aber für den Kaiser einen ungünstigen Verlauf und er mußte froh seyn, daß sich die Venetianer, wiewohl gegen Frankreich's Willen, zu einem dreijährigen Waffenstillstand verstunden.

5. Die Ligue von Cambray zwischen Frankreich, dem Kaiser, Spanien und dem Papst gegen Venedig. Demüthigung Venedig's. Julius II. Die heilige Ligue zwischen dem Papst, Spanien, Venedig und den Schweizern gegen Frankreich. Maximilian anfangs noch auf Seite Frankreich's Gaston de Foix. Das Lateranconcil. Maximilian's und England's Zutritt zur Ligue und Venedig's Austritt. Der Kampf um den Besitz von Mailand. Demüthigung Frankreich's. Friedensunterhandlungen. Tod Ludwig's XII. Wiederbeginn des Kriegs. Eroberung Mailand's durch die Franzosen. Der Friede zu Noyon. — Maximilian und die Ungarn. Wachsthum der habsburgischen Hausmacht durch Verstärkung des Anrechts auf Ungarn und Böhmen mittels Wechselheirath.

Erbittert über den Uebermuth der stolzen Republik, die sogar einen Triumphzug nach altrömischer Art über ihn hielt, ließ sich nun der Kaiser zu einem verderblichen Schritt hinreißen und schloß, um Frankreich von der Verbindung mit Venedig zu trennen, mit demselben Feind, der ihn schon so oft betrogen hatte, am 10. Dezember 1508 die Ligue von Cambray, worin Frankreich um den Preiß der Belehnung mit Mailand seinen Beistand zur Bestrafung Venedig's versprach. Diesem Bunde trat sodann nicht nur Ferdinand von Spanien in der Absicht, die Venetianer aus ihren neapolitanischen Besitzungen zu vertrei-

ben, sondern zuletzt auch der Papst bei, weil ihm die Venetianer ihre Eroberungen im Kirchenstaate nicht herausgeben wollten. Dem Bunde fehlte sonach die sittliche Grundlage, da er nicht nur aus Rachsucht und Habsucht, sondern auch von Mächten geschlossen war, welche unter sich selbst in innerlich feindseligem Gegensatz und nur so lange einig waren, als ihre auf Lüge und Selbstsucht gebaute Staatskunst es zuließ.

Da die Republik Venedig, auf ihre Stärke bauend und auf ihrem Grundsatze, einmal Gewonnenes nie wieder herauszugeben, eigensinnig beharrend, nichts Wesentliches that, um die Gefahr von sich abzuwenden, so begann ein Krieg, der acht Jahre lang Italien tief zerrüttete. Venedig wurde gleich anfangs schwer gedemüthigt, bewirkte aber bald durch Befriedigung einzelner Gegner eine Trennung unter denselben, worauf sich in der sogenannten heiligen Ligue, an welcher Venedig, der Papst, Spanien, später auch England und der Kaiser Theil nahmen, der Kampf gegen Frankreich wandte, das anfangs siegreich war, dann aber, bedrängt, gleichfalls durch einzelne Verzichtleistungen seine Gegner trennte und zuletzt mit dem Gewinn von Mailand aus diesem unheiligen Kampfe hervorgieng, — während Venedig, in den Grundfesten seines Wohlstandes erschüttert, nie wieder zu seiner vorigen Größe gelangte, der Kaiser aber für sein längeres Halten an Frankreich nur Schaden und Nachtheil aus diesen von ihm eingegangenen unnatürlichen Verbindungen davon trug.

Als die Ligue zu Cambray geschlossen war, eröffnete der Verabredung gemäß Ludwig XII (damals noch vom Cardinal Amboise berathen) den Krieg gegen Venedig. Die Franzosen besiegten gleich anfangs die Venetianer bei Agnadello (1509) und entrissen ihnen Bergamo, Brescia, Cremona, Crema und selbst das feste Peschiera. Hierauf schleuderte der Papst den Bann gegen die Republik und bemächtigte sich der ganzen Romagna. Der Kaiser, der sich das Geld zu diesem Krieg von seinen drei Bundesgenossen erst hatte borgen müssen, traf am spätesten ein, nahm aber mit seinen tapfern Landsknechten Verona, Padua, Vicenza in der Lombardei, alsdann Görz, Triest und andere Städte Friaul's und Istrien's ein, während sich die venetianischen Seehäfen im Neapolitanischen ohne viel Widerstand den Spaniern öffneten.

Nun versuchte Venedig einzelne seiner Gegner auf seine Seite zu ziehen. Zuerst erboten sie sich gegen den Kaiser, alle frühern Eroberungen an Oesterreich zurückzugeben und künftig kaiserlichen Geboten zu gehorchen. Allein Maximilian gieng aus treuer Rücksicht gegen seine der Ligue gegebenen Versprechungen in keinen Separatfrieden ein. Da indeß Padua wieder von Venedig abfiel und der König Ludwig, zufrieden mit seinen Eroberungen, persönlich wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, auch die Spanier, mit ihren Eroberungen zufrieden, sich großentheils vom Kriegsschauplatze zurückgezogen hatten: so konnten die Venetianer kräftiger gegen den Kaiser auftreten. Dieser war eben auf's thätigste beschäftigt, das aufständische Padua wieder zu gewinnen, als mitten in der Bestürmung die bei seinem Heere befindlichen französischen Ritter sich weigerten, neben seinen deutschen Landsknechten zu streiten. Aus Verdruß darüber hob der Kaiser sogleich die Belagerung auf, entließ (freilich auch aus Geldmangel) einen Theil seines Heeres und — kehrte nach Deutschland zurück.

Von diesem Augenblick an stieg Venedigs Glück wieder und veranlaßte den Papst Julius, — in der unterdeß gewonnenen Ueberzeugung, daß nach Venedigs Sturz Italien ganz eine Beute der Fremden werden würde, — auf die Friedensanerbietungen Venedig's einzugehen und unter den für ihn günstigsten Bedingungen nicht nur den Kirchenbann aufzuheben, sondern auch auf die Seite Venedig's gegen Frankreich zu treten, gegen das er im Grunde den tiefsten Haß hegte. Dieser Wortbruch gegen die Ligue bestimmte ihn darauf weiter vorzuschreiten und einen neuen gegen Frankreich gerichteten Bund zu Stande zu bringen.

Zuerst zog Papst Julius die Schweizer von Frankreich ab, indem er sie, da gerade ihre Capitulation mit Frankreich abgelaufen war, durch den beredten Bischoff Schinner von Sitten (in Wallis) für ein Bündniß auf 5 Jahre „zum Schutze der Kirche" bewog. Darauf suchte er vor Allen den Kaiser zu gewinnen; dieser aber glaubte noch treu mit Frankreich stehen zu müssen, und als Frankreich, um den Papst zu schrecken, ein allgemeines Concilium zur Absetzung desselben und zur Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern in Vorschlag brachte, gieng Maximilian nicht nur gleich darauf ein, sondern faßte und verfolgte auch eine Zeit lang den abenteuerlichen Gedanken, die päpstliche Krone mit der kaiserlichen auf seinem eignen Haupte zu vereinigen, — ein Gedanke, der, so grundverkehrt er war, doch darum leicht in ihm entstehen konnte, weil sich in der Hand des Papstes Julius das geistliche Schwert völlig in das weltliche verwandelt hatte. Doch Papst Julius, ein willenskräftiger und furchtloser, übrigens ganz weltlich, ja selbst kriegerisch gesinnter Mann, ließ sich nicht schrecken, rückte selber, obgleich fast schon ein Siebziger, geharnischt an der Spitze seiner Truppen aus, um zunächst den mit Frankreich verbündeten Herzog von Ferrara zu züchtigen. Zwar wurde Julius von den Franzosen in Bologna eingeschlossen, behielt aber, obgleich fieberkrank, den Muth, und sah sich bald durch venetianische und spanische

Hülfe aus der Gefahr befreit, worauf er sogleich mitten im Winter zur Belagerung von Mirandola schritt und diese Stadt eroberte, indem er selbst eine Sturmleiter erstieg und mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche eindrang.

Kurz darauf aber brachten die Franzosen unter einem bessern Führer, dem Marschall Trivulzi, in Verbindung mit den Deutschen unter dem tapfern Landsknechtführer Georg von Freundsberg, den Papst durch die Eroberung Bologna's in ein großes Gedränge, und da derselbe von einer Versöhnung nichts wissen wollte, ließen der Kaiser und der König das angekündigte Concil und zwar zu Pisa eröffnen, obgleich kaum 9, meist französische Cardinäle sich dazu eingefunden hatten, die, weil sie vom Volke beschimpft wurden, schon nach wenigen Tagen das Concil nach Mailand und später nach Lyon verlegten. Sogleich berief Papst Julius ein Concil im Lateran (1511) und belegte jenes, als ein schismatisches, mit dem Bann. Darauf, kaum von einer schweren Krankheit, ja vom Scheintod aufgestanden, entband er den König Ferdinand von Spanien seines Eides gegen die frühere Ligue und gewann ihn durch die Belehnung mit Neapel zu einem Bündniß gegen Frankreich. Diesem trat auch Venedig und die Schweiz bei und so entstand die sogenannte **heilige Ligue** mit dem Zweck, die Einheit der Kirche gegen die Schismatiker zu schützen und dem Kirchenstaate wieder zu seinen, ihm entfremdeten „unmittelbaren und mittelbaren Lehen" zu verhelfen, jeden diesem Zweck Widerstrebenden aber aus Italien zu vertreiben.

Da sandte Ludwig ein neues Heer unter dem Befehl seines jungen thatendurstigen Neffen **Gaston de Foix**, Herzogs von Nemours und Gouverneurs von Mailand, der sogleich das belagerte Bologna entsetzte und das reiche, von den Venetianern besetzte Brescia erstürmte und gänzlich ausplünderte. Zwar hatte unterdeß der Papst den Kaiser zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Venedig (den 11. April 1512) bewogen; aber noch befanden sich die deutschen Landsknechte beim französischen Heere und vorzüglich mit ihrer Hülfe gewann Gaston die entscheidende Schlacht bei Ravenna über das päpstlich-spanische Heer (11. April), bezahlte aber den blutig errungenen Sieg mit seinem Leben. Ein französischer Ritter hatte den allzufeurigen Gaston vor diesem Treffen gewarnt; nach dem Sieg äußerte Gaston gegen den Ritter lächelnd, daß seine Prophezeihung nicht eingetroffen sey: — „Es ist noch nicht Alles zu Ende!" antwortete dieser und zeigte auf ein noch anrückendes Corps von 2000 Spaniern. Sogleich stürzte sich der ehrgeizige Jüngling mit nur Wenigen seiner Getreuen mitten in den Feind, fiel verwundet vom Pferd und starb in einem Graben. Dies war das frühe Ende des jungen Helden, den man nur den „Donner Italien's" nannte.

Fiel auch gleich in Folge dieses Sieges die ganze Romagna in die Hände der Franzosen, so gieng doch von da an das Glück derselben rückwärts. Obgleich der

Papst bei solcher Nähe des Feindes in seinem Gebiete in der augenscheinlichsten Gefahr war, wich er dennoch nicht von Rom, sondern eröffnete das Laterankoncil mit 83 Prälaten und hatte die Genugthuung, daß nun selbst Heinrich VII von England förmlich zur Ligue trat, und daß, auf die Nachricht hievon, die Franzosen sogleich die Romagna und, als der Kaiser alle Deutschen aus den französischen Heeren abrief, auch Mailand räumten, wo sogleich Maximilian Sforza, Ludwig Moro's ältester Sohn, auf Betrieb der ihn unterstützenden Schweizer zum Herzog ausgerufen wurde. Hierauf wurde Florenz, das bisher zu den Franzosen gehalten hatte, gezwungen, die vertriebenen Mediceer (K. 12, 2) wieder aufzunehmen und sich eine oligarchische Verfassung gefallen zu lassen. Der Kaiser erkannte nun auch das Lateranconcilium an und trat der heiligen Ligue bei, aus der übrigens nun die Republik Venedig schied, weil sie sich nicht dazu verstehen wollte, dem Kaiser die früher von ihm beanspruchten Gebiete abzutreten.

Nun stand Ludwig XII allein dem mächtigen Bund gegenüber: seine Stütze, der Cardinal Amboise, war gestorben, seine Heere aus Italien vertrieben, sein eignes Land sogar mit dem päpstlichen Interdicte belegt. Da starb plötzlich Papst Julius, die Seele der Ligue, und obgleich ohne Säumen ein neuer Papst in der Person eines Mediceers unter dem Namen **Leo** X gewählt wurde (den wir später noch in kirchlicher Beziehung näher werden kennen lernen), so wandelte sich doch dadurch der Zweck und Gang des Kriegs. Denn es handelte sich jetzt um die Herrschaft in Oberitalien und sonach vorzüglich um den Besitz von Mailand. Alsbald erfolgte von Seiten des Kaisers, des Königs Ferdinand von Spanien und des Königs Heinrich VII von England eine Kriegserklärung gegen Frankreich. Die Engländer fielen zuerst in Frankreich ein: der Kaiser unterstützte sie und schlug die Franzosen 1513 bei Guinegate in so eilige Flucht, daß dieses Treffen davon den Namen die Sporenschlacht erhielt (nicht zu verwechseln mit jener Sporenschlacht, in welcher die Fläminger bei Kortryk 1302 den vornehmsten Adel besiegten, so daß sie 5000 goldne Sporen in der Kortryker-Kirche aufhängen konnten). Mit der Besetzung Tournay's durch die Engländer ruhte dann der Krieg von dieser Seite. Zu gleicher Zeit hatte sich König Ferdinand des südlichen (spanischen) Navarra's bemächtigt und es im Namen seiner Gemahlin Germaine, welche darauf Ansprüche vorgab, mit Castilien vereinigt.

In Italien, wo es die Venetianer nun mit Frankreich hielten, eröffneten die Franzosen unter Tremouille den Krieg, besetzten Mailand, aus welchem Sforza mit den Schweizern, die sich dort durch Uebermuth verhaßt gemacht hatten, nach Novara entwich. Vergebens belagerten die Franzosen sie daselbst: denn die Schweizer machten den Verrath, den sie einst in dieser Stadt an Sforza's Vater begangen hatten (K. 13, 3,) nicht nur durch die tapferste Ver-

theidigung gut, sondern erfochten auch in der darauffolgenden Schlacht bei Novara einen glänzenden Sieg über die Franzosen, welche hierauf Italien den entsetzlichen Plünderungen und Erpressungen der Liguisten preißgaben, bis der Papst einen Waffenstillstand vermittelte.

Jetzt näherte sich König Ludwig dem Papste, indem er gegen Zurücknahme des Interdicts das Laterankoncil anerkannte. Darauf zog er die Schweizer durch große Geldversprechungen (die er aber nachher nicht hielt) auf seine Seite; gewann den Kaiser durch das Versprechen, seine Tochter Renata dem Enkel desselben, dem Erzherzog Karl von Burgund, zu verloben und ihr Mailand zur Mitgift zu geben; schloß dann mit England, wo nun Heinrich VIII herrschte, einen Frieden, in Folge dessen der 53jährige Ludwig die 16jährige Schwester desselben Maria (die frühere Verlobte des Erzherzogs Karl) zur Gattin nahm; und glich sich endlich auch mit dem König Ferdinand aus, indem er auf das spanische Navarra verzichtete und allen Ansprüchen auf Neapel entsagte.

So schien der allgemeine Friede hergestellt, — als plötzlich Ludwig XII (vier Monate nach seiner Heirath) zur Betrübniß seines Volkes, das ihn trotz seiner Schwäche als einen „Vater" liebte, am 1. Januar 1515 starb, und sein rascher, kriegslustiger Nachfolger und Eidam **Franz** I (von Valois), auf den wir später noch näher zurückkommen werden, wieder Alles in Frage stellte. Theils aus ritterlicher Abenteuerlust und Ruhmsucht, theils aber auch in der Absicht, für die Gefahr der voraussichtlichen baldigen Vereinigung der spanischen und deutschen Krone auf Einem Haupte wenigstens einen Stützpunct in Italien zu haben, brach Franz sogleich die eingegangenen Verbindungen und Verbindlichkeiten seines Vorgängers, verband sich mit Venedig, täuschte die Schweizer, welche ihm die nach Italien führenden Engpässe verlegten, durch Scheinangriffe, und brach plötzlich auf andern Wegen mit einem Heere von 58000 Mann, worunter 22000 deutsche Landsknechte den Kern bildeten, unversehens über die Alpen in's Mailändische ein. Nicht lange, so kam es mit den dort befindlichen Schweizern zu der zweitägigen blutigen Schlacht bei Marignano (13. und 14. September 1515), in der er ihnen, ungeachtet ihrer löwenmüthigen Tapferkeit, eine so große Niederlage beibrachte (es blieben 12,000 Schweizer auf der Wahlstatt), daß von da an der Glanz schweizerischer Unbezwinglichkeit erblaßte und dagegen der kriegerische Geist des französischen Volks einen mächtigen Aufschwung nahm.

Nun gaben die Mailänder allen Widerstand auf und ihr träger, in Gemeinheit sich wälzender Herzog Sforza trat in dem Unterwerfungsvertrag gegen ein Jahrgeld alle seine Ansprüche auf Mailand an Franz I ab, der sogleich Besitz davon nahm und von dem Papste Leo, dessen Benehmen in diesem Kriege stets zweideutig war, um so leichter die Anerkennung erhielt, da der gealterte Kaiser — theils aus Besorgniß eines Verraths von Seite seiner schweizerischen Söldner, womit ihn die Franzosen zu täuschen wußten, theils aus gewohntem

Mangel an Geld, — sein Heer entließ und sich nach Tirol zurückzog. Der Friede zu Noyon (13. August 1516), zu welchem sich am Ende alle streitenden Parteien, selbst der Kaiser, verstanden, bestätigte zuletzt den Franzosen den erstrittenen Besitz von Mailand und Genua. — Zwischen Venedig und dem Kaiser kam wenigstens ein anderthalbjähriger, nachher verlängerter Waffenstillstand zu Stande, wobei der Kaiser, gegen die Herausgabe Verona's, Roveredo und einige andere Plätze nebst 200,000 Ducaten erhielt.

Kurz vor der Beendigung der Liguenkriege, in denen sich der vollendete Verfall des mittelalterlichen Staates und der mittelalterlichen Kirche auf's deutlichste darlegte, richtete sich Maximilian's immer noch thätiger Geist nach einer andern Seite hin, wo sich für die Ehre des Reichs und die Größe seines Hauses ein besserer Erfolg erwarten ließ Schon vor seiner Römerfahrt hatte er die Ungarn wegen ihres eigenmächtigen Versuchs, den Vertrag von 1491 zu brechen, der ihm die Erbfolge zugesichert hatte, falls Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen, ohne männliche Erben stürbe (s. K. 13, 1), durch einen Kriegszug zu züchtigen begonnen, — als die unerwartete Geburt eines Kronprinzen der Sache eine andere Wendung gab, indem nun der Kaiser in einem neuen Vertrag den ungar'schen Thronerben anerkannte, die Ungarn dagegen das künftige Erbrecht des österreichischen Hauses auf's Neue beschworen.

Um diese Aussicht auf den ungarischen (und zugleich böhmischen) Thron seinem Hause gewissermaßen noch näher zu rücken, unterhandelte Maximilian schon mehrere Jahre her durch seinen gewandten Rath und Historiographen Johann Cuspinianus wegen einer Wechselheirath zwischen seinen beiden Enkeln Ferdinand und Marie (Philipp's Kindern) und den beiden Kindern des Königs Wladislaw's Anna und Ludwig, bis endlich der folgenreiche Vertrag bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen 1515 dem Kaiser in Wien machten, zu Stande kam, und die Hoffnung Maximilian's in der Art in Erfüllung gieng, daß nachher Ludwig und Maria, desgleichen Ferdinand und Anna sich heiratheten und letztere die Stammmutter der deutschen Linie des habsburgischen Hauses wurde.

Da uns nun die mehr und mehr zum Niedergang sich nei-

gende Lebenssonne Maximilian's an den Gränzpunct des Mittelalters geführt hat, und in dem Hervorbrechen einer lang verhaltenen mächtigen Geisterbewegung der Anfang der, durch bestimmte Vorboten angekündigten Neuzeit eintritt: so wird es, vor der nähern Kennzeichnung dieser Vorboten, hier am Orte seyn, erst noch einen Rückblick auf das Leben und Wesen deutscher Art und Kunst zu werfen, wie es sich im 15. Jahrhundert dargestellt hat.

---

14. Kapitel.

Deutsches Wesen im 15. Jahrhundert in Bezug auf sociales und sittliches Leben, so wie auf Handel, Gewerbe und Kunst.

1. Rühriges Leben im Handels- und Gewerbswesen Deutschlands im 15. Jahrhundert. Fortblühen der Hansa nach Außen. Schwächung derselben durch innere Zwiste. Süddeutscher Handel. Steigender Luxus. Zunehmender Sittenverfall. Geist des Bürgerthums. Unterschied unter den aristokratisch und demokratisch regierten Städten. Einreißende Sittenlosigkeit im Herrenstand.

In dem bisher geschilderten Gang der Dinge in Deutschland werden jedem aufmerksamen Mitbeobachter die großen Gebrechen in die Augen gesprungen seyn, an denen das öffentliche Leben bei dem Zerfall der mittelalterlichen Zustände litt. Kamen auch viele dieser Gebrechen bei den Reichstagen zur Sprache, so blieben doch die meisten bei dem schleppenden Gange der Verhandlungen, bei den sich widerstrebenden Interessen der Stände und bei der zunehmenden Ohnmacht kaiserlicher Gewalt, unerledigt und ein Jeder suchte sich eben in seinem engen Kreise zu helfen so gut er konnte. Das große Ganze war in den sich entgegengesetzten Strebungen des Particularismus untergegangen.

Während sich so die mittelalterlichen Institutionen des Staats und der Kirche im Allgemeinen ohne belebenden Geist und sittigende Kraft dahinschleppten, zeigte sich nur im deutschen Bürgerthum und in dem damit zusammenhängenden Handels- und Gewerbswesen ein reges, kräftig bewegtes Leben: denn

die gewerbliche Blüthe deutscher Städte fällt gerade in diese Periode. Von ihrer politischen Bedeutung und Macht im 14. Jahrhundert wurde oben (XVII. 4, 5) gehandelt, und welchen eingreifenden Einfluß die Städtebündnisse auf den Gang der Reichsbegebenheiten und auf die allgemeine Ruhe und Sicherheit auch noch im 15. Jahrhundert hatten, ist uns in dem eben beendigten Geschichtsabschnitt oft entgegengetreten. Noch blühte die norddeutsche Hansa, und wenn auch Lübeck, das Haupt des Bundes, aus Mangel an einer kräftigen Vollziehungsgewalt, vielfältig in derselben beschränkten Lage war, wie der Kaiser im Reich, so war doch diese Städteconföderation im Norden noch so mächtig, daß sie zu keiner ihrer Anordnungen, selbst nicht zu ihren Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, die kaiserliche Genehmigung nachsuchte, wenn gleich die Bundesglieder in ihrer Eigenschaft als Reichsglieder sich ihrer Reichspflichten nicht entschlugen, die sie freilich oft aus Eigennutz ziemlich karg und ungenügend erfüllten. Nach Außen fortwährend und mit Glück auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Handelsherrschaft bedacht, behauptete die Hansa im Kampf mit den scandinavischen Unionskönigen ihre alten Vorrechte und wußte nicht minder die Handelsbestrebungen der Engländer niederzuhalten. Dagegen schadete ihr innere Zwietracht, in Folge deren z. B. die wendische Abtheilung der Hansa aus Neid die Holländer, Seländer, Flamänder und Brabanter wegen ihrer errungenen Theilnahme an dem Ostseehandel aus ihrer Gemeinschaft stieß. Diese Trennung, desgleichen der Verlust von Nowgorod (K. 10, 3), ferner die Unterwerfung der preußischen Ostseestädte unter die polnische Hoheit (K. 10, 1), endlich ein Krieg mit England — wirkten bereits schwächend auf die Hansa ein, wenn auch der Friedensvertrag mit England 1474 wieder eine Zeit lang das frühere Verhältniß der Hansa zu diesem Staate herstellte.

Welche Despotie übrigens die Hansa bei Behauptung ihres Alleinhandels in fremden Landen übte, zeigt unter Anderm der vergebliche Versuch des norwegischen Statthalters Nielson, den Uebermuth der deutschen Handwerker und Kaufleute in der Stadt Bergen zu zügeln. Dort befanden sich in einer eigenen Straße 3000 deutsche, an die dortigen deutschen Kaufleute sich anschließende und

ihnen dienende Handwerker, Meister und Gesellen, welche sich auf dem Markte den Vorkauf vor den einheimischen Bürgern erzwangen. Als Nielson 1455 diesem ihrem Uebermuthe entgegentreten wollte, verfolgten sie ihn in ein Kloster, das sie sammt der Kirche niederbrannten, so daß dabei der Statthalter, der Bischoff, mehrere Domherren und 60 andere Personen umkamen. Die deutschen Factoreien mußten zwar für diesen Frevel das Kloster und die Kirche wieder aufbauen und der erschlagenen Geistlichen wegen einen theuern Ablaß kaufen: das war aber die ganze Genugthuung, die man von ihnen erlangen konnte. — Alle diese im Dienst der Factoreien stehenden Personen, Handwerker, Comptoristen, Meister und Gesellen lebten in eigenen Gebäuden unter klösterlicher Zucht und strengen zünftigen Formen und durften während der 10 Jahre, die sie dort dienen mußten, ehe sie wieder in die deutsche Heimath entlassen wurden, bei Todesstrafe nicht heirathen, weil die Hansa den Zusammenhang ihrer Diener mit der Außenwel als nachtheilig für den Gesammtzweck betrachtete. Eine ähnliche Einrichtung fand sich in London (in der dortigen deutschen Gildhalle), auch in Brügge, obgleich die Hansa in diesen Ländern keine so großen Alleinberechtigungen hatte, wie in den an Bildung und Handelskenntnissen zurückstehenden nordischen Reichen. — Da die Hanseaten im Ausland wegen ihrer Vorrechte von den Einheimischen gehaßt und nicht selten mit Gewalt angegriffen wurden, so waren manche dieser Factoreien wie Festungen mit hohen Mauern und Thürmen versehen.

Die Handelsbündnisse der süddeutschen Städte standen allerdings der Hansa weit nach, ja waren längst in bloße Vertheidigungsbündnisse gegen die Angriffe des Adels übergegangen. Aber auch ohne förmlichen Handelsbund blühte dort der deutsche Handel, der seine Wege nach Ungarn und Italien nahm und Frankfurt, Augsburg und Nürnberg zu Hauptstätten hatte. Die wichtigsten Erzeugnisse des deutschen Bodens und Fleißes fanden durch die Vermittlung der nord- und süddeutschen Handelsplätze ihren sichern Absatz nach der Fremde, aus welcher auf demselben Wege der Ueberfluß des Auslandes ungehindert einströmte; daher nicht nur die großen Städte, sondern auch die Mittel- und kleinern Städte eine weit größere Bedeutung und regere Lebensfülle hatten, als es heut zu Tage der Fall ist. Noch zeugen die soliden Thürme, Kirchen, Rathhäuser und andere öffentliche Bauten, so wie die Ueberreste großartiger Stiftungen und Anstalten für das Gemeinwohl in vielen längst heruntergekommenen und verarmten Städten von der damaligen Kraft und Gesinnung städtischer Corporationen.

Unter den deutschen Städten — schrieb damals Aeneas Sylvius — „ragt Augsburg im Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Brügge ist der Sammelplatz und das Lager für alle Kaufleute und Waaren in Europa; Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig; Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck die nordischen Reiche; Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunct des ober- und niederdeutschen Handels und Köln durch unübertreffliche Meisterwerke der Baukunst die prächtigste Stadt Europa's." — Zwischen Oberdeutschland und Italien bestund ein ausgedehnter Handel. Der levantische Waarenzug gieng von Venedig aus mit Maulthieren über die Alpenpässe auf der Handelsstraße über Füssen und Kempten nach Augsburg, das den Handel der schwäbischen Städte durch seinen Verkehr mit den niederdeutschen und den Ostseestädten auch an den nördlichen Handel anschloß. — Auch der Bergbau vermehrte den Reichthum mancher deutschen Länder, und namentlich gaben die meißnischen und sächsischen Bergwerke, vorzüglich die 1471 eröffnete Silbergrube in Schneeberg, reiche Ausbeute. Der Landbau hob sich in gleichem Maaße und der Weinbau und die Obstbaumzucht in den Rheinlanden, in Franken und Schwaben, so wie der Getreidebau in Schwaben und Sachsen erfüllte den Fremden mit Bewunderung.

Bei allem dem aber, daß wenigstens in diesen mercantilen und industriösen Beziehungen sich die deutsche Nationalkraft noch als eine vorwiegend bedeutende erwies, war doch unter dieser äußern frisch aussehenden Lebensfülle bereits der Wurm längst geschäftig, der überhaupt an dem innern Mark des deutschen Volkslebens zehrte. Mit dem eingerissenen Kirchenverfall waren auch die Sitten mehr und mehr verfallen und gerade in den reichsten, handelsgeschäftigsten Städten in zunehmender Entartung begriffen, so daß deren vorgehendes Beispiel im Kleiderprunk, im Tischaufwand, in der Spielsucht und andern Zuchtlosigkeiten höchst verderblich auf das Bürgerwesen anderer Städte einwirkte. Doch ließ sich hiebei ein Unterschied zwischen denjenigen Städten, in welchen nach den oben (XVII. 4, 5) angegebenen zünftischen Umwälzungen das aristokratische Element noch einigermaßen die Oberhand erhalten hatte, und denjenigen wahrnehmen, in welchen der demokratische Geist der Zünfte der herrschende geworden war. Gieng auch die ernstere Strenge des Regiments der „Geschlechter" (Patrizier) oft zu weit und faßte es die Heilung sittlicher Uebel meist nur äußerlich, so hat es doch dem gänzlichen Sittenverfall in solchen Städten noch eine wohlthätige

Schranke gesetzt und erfüllte den fremden Beobachter noch mit Achtung vor dem deutschen Wesen, während bei rein demokratischem Regiment unter der Führung sogenannter Volksmänner nicht bloß eine größere Tyrannei den Bürger drückte, sondern auch der allgemeine Hang zu Ausschweifungen, folglich die Sittenlosigkeit einen weit größern Spielraum fand.

Die Schilderung, welche Konrad Celtes, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Wien als Bibliothekar lebte, in einer eigenen Schrift „über den Ursprung, die Lage, die Sitten und Einrichtungen Nürnberg's" gab, läßt auch in das Leben der übrigen Städte jener Zeit einen belehrenden Blick thun. **Nürnberg,** damals die gewerb- und zugleich erfindungsreichste Stadt, so daß das Sprüchwort sagte: „Nürnberger Hand geht durch alle Land!" übertraf an Zahl der Künstler und Kunstarbeiter, so wie an soliden, stattlichen Bauten (Kirchen, Thürmen, Brücken, Springbrunnen, Rathhaus, Burg, schönen Privathäusern) fast alle andern deutschen Städte, wie denn auch Aeneas Sylvius in seiner Schilderung Deutschlands von Nürnberg sagte, „die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten." Künste und Wissenschaften wurden daselbst, wie in keiner andern Stadt so emsig gepflegt, so daß dort selbst viele Frauen und Jungfrauen nicht nur die zum Waarenhandel nöthige Rechenkunst, sondern auch Musik und Latein verstanden. — Da sich unter den deutschen Bürgern, so sehr wie bei den Fürsten, Prunkliebe und Rangsucht allenthalben geltend zu machen suchte, und viele Familien sich namentlich durch ungemessenen Kleideraufwand zu Grunde richteten, so suchte der Magistrat denselben durch eine Kleiderordnung zu beschränken, welche den Frauen Gold und Edelgesteine nur an den Fingern, und Perlen, Seide, Purpur, Pelz nur als Verbrämung zu tragen gestattete. Eben so wurde der Aufwand bei Gastmälern und Hochzeiten beschränkt und sogar die Zahl der Gäste und die Art der Speisen dabei bestimmt; weder in öffentlichen, noch in Privathäusern wurde das Würfel- und Brettspiel oder ein Zechgelage geduldet. Eine sogenannte Trinkstube für die höhern Stände war erlaubt. Nach Celtes' Bemerkung wurden Geistliche niemals in Trinkstuben gesehen, wie das in vielen andern Städten der Fall war, wo sie, mit dem Pöbel vermischt, bei Wein und Spiel fluchten und tobten. — Dagegen übten sich die Nürnberger in ihren Feierstunden gern im Büchsen- und Armbrustschießen, in der Fechtschule, in sonstigen kriegerischen Uebungen, wodurch sie sich bei einer gewissen Frische und Kraft erhielten und zur rüstigen Vertheidigung ihrer Vaterstadt geschickt machten. — Die Justiz wurde streng gehandhabt: Gotteslästerer, Meineidige, Kupplerinnen, feile Dirnen, Fälscher und andere Verbrecher wurden streng gestraft, zum Theil freilich im Geiste jener Zeit auf unmenschliche Weise. — Die strenge Polizei, welche der Nürnberger Magistrat übte

(indem er weder öffentliche Volksversammlungen, noch geheime Handwerkerzusammenkünfte erlaubte, und entstandene Streitigkeiten theils durch obrigkeitliche Ermahnungen, theils durch Geld- und Leibesstrafen dämpfte,) fand ihre Rechtfertigung in der sittlichen Zügellosigkeit und in dem rohen Empörungsgeist anderer Städte, in denen ein laxeres Regiment herrschte. So erzählt Aeneas Sylvius von **Wien**, wo weder der Fürst, noch der Magistrat die Ordnung gehörig aufrecht zu halten verstand, daß es dort Tag und Nacht zwischen Handwerkern und Studenten Zänkereien gab, die in wahre Schlachten ausarteten; daß dort selten ein Zusammenfluß von Menschen gewesen, ohne daß ein Mord dabei vorfiel; daß dort fast jeder Bürger eine Zechstube gehalten, das weibliche Geschlecht sich der zuchtlosesten Aufführung hingegeben, das ganze Volk dem Bauche gedient habe; daß die Gerechtigkeit käuflich war und die Sonn- und Festtage durch Werktagsleben entheiligt wurden. — Uebrigens gab es auch Städte, in welchen die Beschränkungen des bürgerlichen Genossenschaftswesens nicht so stark waren, wie in Nürnberg, und wo dennoch im Allgemeinen ein mehr ehrbarer Geist herrschte: das war z. B. in dem gleichfalls aristokratisch regierten **Basel** der Fall, wo (nach Aeneas Sylvius), ungeachtet der strengen Scheidung des vornehmen Standes von dem gemeinen, das gesellige Leben freier und doch dabei im Ganzen wohlgeordnet war. — Welch' ein wilder Geist des Aufruhrs und beständiger Agitation in den demokratisch regierten, meist ehrgeizigen Demagogen hingegebenen Städten, (wie Gent, Lüttich, Brügge u. a.) oft herrschte — ein Geist, der die reichen Früchte eines höchst thätigen Gewerbs- und Handelslebens selten in jener wohlthätigen Ruhe genießen ließ, bei welcher allein die Segnungen stiller Häuslichkeit und strengen Züchtigkeit gedeihen, — das ersieht man am besten aus der genauern Betrachtung der oben (Kap. 6, 4) berührten Kämpfe Maximilian's mit enen mächtigen niederländischen Städten.

Zeigte sich demnach in dem Leben des reichern deutschen Bürgers dieser Periode ein zunehmender Hang zur sittlichen Ungebundenheit, so war das Leben an den Höfen der Fürsten und in den Schlössern des Adels dem größern Theile nach sittlich weit anbrüchiger. Denn seit weder Kreuzzüge, noch Römerfahrten mehr dem Thätigkeitstriebe des Adels Nahrung boten, gab er sich daheim unritterlichen Bestrebungen und müssiggängerischen Beschäftigungen in häufigerer Weise hin. Die sittenverwildernde Fehdesucht, von der fast alle ergriffen waren, die schändliche Raubsucht, durch die ein nicht kleiner Theil des im Vermögen herabgekommenen Adels sich entehrte; die unmäßige Trinksucht, die selbst in den höchsten Ständen überhand nahm; die Prunksucht und Aufwandliebe, die bei fürstlichen Zu-

sammenkünften und Vermählungsfeierlichkeiten, bei Turnieren und sonstigen zahllosen öffentlichen Lustbarkeiten und Volksfesten, selbst bei den Versammlungen der Reichsstände überhand nahm; die leidenschaftliche Spielwuth, von der Vornehme und Geringe, Geistliche und Weltliche ergriffen waren, so wie die abscheulichsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit und Ueppigkeit, welchen sich viele, selbst manche der höchsten geistlichen und weltlichen Würdeträger, ungescheut hingaben, — alle diese sittlichen Uebel bewiesen, daß das Leben der Nation von keiner höhern, veredelnden Idee mehr getragen war, insbesondere daß mit der Vergrabung des Evangeliums unter die erdrückende Last der Menschensatzungen auch die guten Geister der heiligen Zucht und Sitte mehr und mehr wichen und den unheiligen Geistern der Tiefe das Feld überließen.

Des Deutschen Trink- und Trunkliebe war zwar ein alter Nationalfehler, kam aber vom 15. Jahrhundert an zur vollsten Ausbildung. Man trank sich nach gewissen Gesetzen und Gebräuchen aus großen Bechern oder Humpen zu und rühmte sich (nach Celtes) „wie über einen großen Sieg", wenn man einen durch Zutrinken sinnlos und gleichsam todt zu Boden getrunken hatte. In dieser Absicht brachten Fürsten und Herren sogar ein noch größeres Gefolge mit, als es früherhin Sitte gewesen. So waren bei der Hochzeit des Grafen Eberhard II von Württemberg 14000 Personen zusammengekommen und man trank dabei Wein „wie Wasser". — Von der guten alten vaterländischen Tracht waren die Vornehmen fast ganz abgekommen. Sarmatisches Pelzwerk, ungar'sche Jacken, italienische Mäntel, französische Röcke und Manschetten wurden in wechselnder Mode getragen. Mancher kleidete sich dreimal des Tages um, und erschien jedesmal in einer andern Fremdtracht. — Die Turniere, die noch immer in Uebung waren, wurden mit großem Prunk gehalten. Tänze waren mit allen dergleichen Festlichkeiten verbunden: Friedrich III hielt einmal (auf dem Reichstag zu Regensburg) ein Tanzfest auf offenem Markt. — Zur Kurzweil hielten sich die Fürsten und großen Herren **Hofnarren** d. i. Lustigmacher, wie man sie denn auch „lustige Räthe" hieß, die übrigens nicht selten ihren Herren mit der Miene des Scherzes die stärksten Wahrheiten sagten und guten Rath ertheilten. Mancher war durch seine Klugheit und durch sein treues Verhältniß zu seinem Herrn berühmt geworden, wie jener Kunz von der Rosen, der seinem Herrn Maximilian mit eigner Gefahr das Leben zu retten sich erbot (K. 6, 4). Von diesem kurzweiligen Rath hat Flögel (in seiner Geschichte der Hofnarren) folgende Anecdote mitgetheilt: „Als Kunz mit einigen Fürsten in Max'ens Gegenwart Karten spielte und zwei Kartenkönige bekam, fragte er, ob derjenige das Geld

gewönne, welcher drei Könige hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff den Kaiser beim Arm und sagte: Hier ist der dritte König! wobei er sein Geld einstrich. Zugleich sagte er zum Kaiser: „Sieh' Max, für solch' einen Kartenkönig halten Dich deine Fürsten!" — Eben so berühmt war Klaus Narr im sächsischen Kurhause. Als Kurfürst Friedrich von einem andern Fürsten um einen Theil seines Landes mit der Behauptung, es sey ihm „angestorben", stark angegangen wurde und den Klaus fragte, was er thun solle? sagte dieser: „Fritz, gieb mir Deinen besten Kammerrock, so will ich Dir's sagen!" Als Klaus den Rock hatte, zerschnitt er ihn mit der Scheere in zwei Stücke, zog die eine Hälfte an und stellte sich dem Kurfürsten mit den Worten dar: „Wie mir der Rock steht, so wird Dir dein halbes Land stehen!" — Unter den öffentlichen Volksfestlichkeiten (als Pferderennen, Thierhetzen, Fastnachtsaufzügen ꝛc.) findet sich in Nürnberg das sogenannte Schönbartlaufen, ein öffentlicher Aufzug in Masken und mit Verkleidungen, der anfangs ein Vorrecht der Fleischerzunft war zum Lohn für ihren im Jahr 1349 dem Magistrat gegen einen Aufruhr geleisteten Beistand. Weil aber in der Folge der Aufwand dazu den Fleischern zu kostspielig wurde, ließen sie sich von den höhern Ständen (meist jungen Patriziern) das Recht des Schönbartlaufens abkaufen, die dann dergleichen Aufzüge mit ausschweifender Pracht und mit satirischen Beziehungen auf die Zeitumstände alljährlich veranstalteten. — Die Leidenschaft des Spiel's gieng in's Unglaubliche. Das Würfel-, Brett- und Kartenspiel war bei Vornehmen und Geringen, Weltlichen und Geistlichen, an der Tagesordnung. — Die Ehen wurden selten heilig gehalten und der Rath von Basel mußte 1498 laut darüber klagen. Manche Fürsten hatten Kebsweiber; sogar im Bürgerstand kam die Haltung eines „Zuweibes" häufig vor. Die privilegirten Frauenhäuser, selbst vom Uebel, halfen dem Uebel durchaus nicht ab.

2. Die deutsche Kunst im 14. und 15. Jahrhundert. Verfall der Kunstpoesie. Umdichtungen und Umarbeitungen. Geschmacksverirrungen. Der Theuerdank. Die Reimkunst der Meistersänger. Das Volkslied. Hebung der deutschen Prosa durch die Chroniken und ascetischen Schriften. — Die deutsche Malerkunst, insbesondere die niederländische und oberdeutsche Malerei im 15. Jahrhundert.

Wie konnte in einer Zeit, in der alles Dichten und Trachten der Herrschenden und Beherrschten nur auf das Erwerben, Mehren und Genießen irdischer Güter ausgieng und die Geschäfte und Sorgen eines kleinlichen Lebens fast den ganzen Menschen einnahmen, der ideale Geist der Kunst, insbesondere der Dichtkunst, seine früher so freudig und hoch geschwungenen Flügel regen und das Volk noch für die Weihe höherer Eingebungen empfänglich

seyn? Giengen doch schon von Rudolf von Habsburg's Hofe die Sänger „ungeehrt und unbegabt" hinweg und bald hörten auch die übrigen Fürsten nur mit halbem Ohr deren Lieder, bis diese allmählig vor dem Getümmel wilder Fehden, vor dem rohen Lärm der Trinkstube und vor der regsamen, aber kalt berechnenden Geschäftigkeit des Handels und Gewerbs verstummten. Mehr und mehr trat in der Poesie Formlosigkeit, Geschmacklosigkeit und Geistesleerheit in den Erzeugnissen der Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts hervor. Insbesondere wurde die Kunstpoesie nicht mehr vorherrschend von Berufenen geübt, sondern entweder von Gelehrten, die ihr aufblähendes Wissen in spitzfindiggekünstelten Versen vortrugen — oder von Unwissenden, die ihre poetischen Regungen meist nur in roher, ungeschlachter Form aus sich herausstellen konnten. Die gelehrte Poesie wurde vollends aberwitzig, als man bei der erneuerten Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur anfieng, über dem Betrieb der lateinischen Sprache die deutsche so zu vernachlässigen, daß nachher eine Zeit kommen konnte, in der man der frühern „Herrlichkeit der deutschen Poesie" anfangs mit Verachtung gedachte, dann sie vergaß, „als wäre sie niemals vorhanden gewesen."

Kein Wunder, wenn auch auf diesem Wege das Nationalgefühl und Nationalbewußtseyn mehr und mehr erlosch. Nur die Volkspoesie versuchte noch eine Zeit lang den alten Heldengesang mit seinen vaterländischen Stoffen zu pflegen; ja sie suchte, im Gegensatz gegen die gelehrte Poesie, „zu größerer Volksmäßigkeit zurückzukehren", wenn ihr es auch in keiner Weise gelang, der Kraft und Zier der ältern bessern Zeit nahe, geschweige gleich zu kommen.

Der Verfall der Kunstpoesie im Allgemeinen, der schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dem Uebergewicht der Form über den Stoff, der Phrase über den Sinn und die Bedeutung, der bunten Schilderei über die natürliche Färbung sich zeigte, nahm von dem 14. Jahrhundert an zu, bis im 15. Jahrhundert diese ganze Dichtkunst in todter Aeußerlichkeit erstarrte und nach Geist und Form, Sprache und Maaß in Plattheit und Leerheit, ja in Rohheit und Gemeinheit ausartete und zu ungeschickter Reimkunst herabsank.

Das Volksepos, das sich am längsten erhielt, erfuhr neue Bearbeitungen, in denen aber die Darstellung breiter und geistloser wurde. Nur in der Vers-

form ist ein Fortschritt zu bemerken, indem sich aus der ursprünglichen Langzeile des Nibelungenliedes die gereimte, aus acht Kurzzeilen bestehende Strophe (der sogenannte Hildebrandston) entwickelte, mit deren Hülfe viele Gedichte des zweiten und dritten Rangs umgeschmolzen, dabei aber auch viele Schönheiten des Originals dem Reim geopfert wurden. — Dergleichen Umdichtungen sind in dem früher (XVI. 8, 4) erwähnten, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörigen Heldenbuch enthalten, das wenigstens eine Zeit lang noch eine bessere Erinnerung an die alten Heldensagen wach hielt, bis es ebenfalls in Vergessenheit gerieth. Das spätere sogenannte Heldenbuch hat alles Schöne und Echte an den alten Heldenliedern verwischt und sein Urheber Kasvar von der Roen wird an Geschmacklosigkeit nur von dem Reimschmied Ulrich Füterer (Fürterer) übertroffen, der 1478 die Artussagenlieder arg verhunzt hat.

Unter den geschichtlichen Reimwerken ist die österreichische Reimchronik des Ottokar von Horneck, als die älteste, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts die beachtenswertheste. (S. Schacht über Ottokar von Horneck).

Die Legendenpoesie hat nur in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch zwei nennenswerthe Dichtungen aufzuweisen: das große Passionale und den Littower d. i. die anmuthige Bekehrungsgeschichte eines heidnischen Königs von Litthauen; im Uebrigen verirrt sie sich, besonders in den niederdeutschen Legenden des 15. Jahrhunderts in oft sinnlose, nur den Aberglauben fördernde Abgeschmacktheiten.

Die Thiersage (XVI. 8, 5.) trat zum zweitenmal im Reineke Vos (Reineke dem Fuchs) hervor, indem zu Ende des 15. Jahrhunderts das holländische Gedicht Reinaert des Willem de Matoc von Nicolaus Baumann, einem in Lübeck lebenden Westfalen, in's Plattdeutsche übersetzt und ihm eine stärkere satirische Beigabe zugemischt wurde. (Späterhin im 16. Jahrhundert bildete sich die bis auf unsere Zeit fortgehende, aber unbegründete Ansicht, daß dieses Gedicht eine gegen den jülichischen Hof gerichtete Satire sey, durch welche sich Baumann, oder wie andere annehmen, Heinrich von Alcmar, für erlittenes Unrecht habe rächen wollen. Dieser Ansicht (als sey es ein Spiegel des Hoflebens) hatte es dann sogar seine Uebersetzung in's Lateinische zu danken. Es erfuhr dann im 17. und 18. Jahrhundert noch mehr Umarbeitungen, sogar eine von Göthe, der aber Grimm alle „Vertrautheit" mit der einfachen Natur dieser Sage abspricht.)

Die erzählende Poesie dieser Periode gab gleichfalls nur Altes möglichst verabenteuerlicht und verungeheuerlicht wieder, wie z. B. die aus dem Morgenland herrührende Sage vom Apollonius von Tyrus, die nun Heinrich von der Neuenstadt in Reime brachte; die Geschichten von Wilhelm von Oesterreich, Friedrich von Schwaben, Peter von Staufenberg und die Meerfei. Die aus dem Indischen durch das Arabische, Griechische, Lateinische und Französische hindurchgegangene Sage von den sieben weisen Meistern wurde

von Hans von Bühel in einer gereimten Erzählung in's Deutsche versetzt. — Vorzüglich hat es diese Periode mit der eifrigen Betreibung der Allegorie zu thun, die jederzeit ein Anzeichen absterbender Dichtkunst ist. Hierher gehört die damals allgemein bekannte Mörin, worin „die Reise in den Venusberg, der christliche Widerstand eines dahin entrückten Ritters und der treue Eckart" geschildert ist. Die Spitze dieser Gattung Poesie bildet aber der **Theuerdank**, eine über alle Begriffe trockene, unbeholfene und abgeschmackte Allegorie, in welcher Kaiser Maximilian seine Jugendschicksale unter dem Bilde einer Brautfahrt des Theuerdank's (Maximilian's) nach der schönen Ehrenreich (Maria von Burgund), der Tochter des Königs Romreich (Karl's des Kühnen) erzählt. Die drei Feinde, die der Held auf dieser Fahrt zu bekämpfen hat, sind Fürwittig (die jugendliche Unbesonnenheit), Unfallo (Unglücksfälle) und Neidelhart (der französische König). Zuletzt werden diese Feinde überwunden und der erste geköpft, der zweite gehängt, der dritte zu Tod gestürzt! Stoff und wohl auch ein Theil der Form rührt von Maximilian selbst, die übrige Ausführung und die Redaction von seinem Kaplan Melchior Pfinzing her. Hauptsächlich die prachtvolle Ausstattung des anfangs nur in 40 Exemplaren auf Pergament gedruckten, mit meisterhaften Holzschnitten geschmückten Buchs und der Ruhm seines Urhebers begründeten die Berühmtheit dieser Curiosität. (Von demselben Kaiser rührt auch der von seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein redigirte, in Prosa geschriebene Weißkunig her, der die in wunderliche Allegorie gekleidete Regierungsgeschichte Friedrichs III und Max I enthält, und an denen gleichfalls die Holzschnitte das Beste sind.

Der Minnesang hatte zwar im 14. Jahrhundert noch hie und da einzelne ritterliche Vertreter, erlosch aber mit dem Verfall des Ritterthums im 15. Jahrhundert gänzlich und die „Kunstlyrik gerieth aus den Händen der Herren in die Hände der Bürger", insbesondere der zünftigen Männer des ehrsamen Handwerks, von denen sie nach festgestellten Regeln schulmäßig betrieben wurde. So gieng der Minnesang in den Meistersang über, und Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Ulm, Colmar, Straßburg, Frankfurt a. M. rc., also meist Reichsstädte, finden sich zum Theil schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts als Hauptstätten der Meisterschulen, deren eigentliche Stiftung dem früher genannten Frauenlob von Mainz (XVI. 8, 5.), jedoch ohne nachweislichen Grund, zugeschrieben wird. Obgleich diese zünftige Dichtkunst nur den Namen Reimkunst verdient und wenig höheren poetischen Werth hatte, so giebt sie doch, dem in ihr vorwaltenden sittlichen Geiste nach, Zeugniß von der ehrbaren,

ernsten und frommen Haltung des schlichtern Theils der deutschen Bürgerschaft in einer Zeit, da die vornehme Welt im Herren- und höhern Bürgerstande ihre Kraft in wilden Händeln und eitler Genußgier verzehrte und die Massen müssiggängerischer und fahrender Leute in dem Schlamm roher Sittenlosigkeit versanken.

Was der sinnige Handwerksmeister nach fleißigem Tagewerk in der Stille des Feierabends nachbildend oder erfindend in Reime gebracht, das trug er nach dem sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst in der Sängerschule, die anfangs auf dem Rathhause, nachher (als der Meistergesang nur biblische Stoffe nahm) in der Kirche gehalten wurde, der versammelten Sängerzunft und ihrer Jüngerschaft, so wie vielen andern dabei anwesenden hörbegierigen Bürgern und Bürgersfrauen vor, denen alle die an diesem Tage aushängende schöngemalte Schultafel das zur Versammlung einladende Zeichen gegeben hatte. Der Vorstand der Gesellschaft oder das sogenannte Gemerk bestund aus dem Büchsenmeister (Cassier), dem Schlüsselmeister, dem Merkmeister und dem Kronmeister. Der Merkmeister hatte neben sich eine Anzahl Merker d. i. Richter oder Kritiker, die sorgfältig auf die Fehler merkten und am Schluß das Urtheil sprachen. Der beste unter den aufgetretenen Sängern wurde dann von dem Kronmeister mit einem Kranze gekrönt und auch wohl mit einem Kleinod an einer Kette geziert, was ihm und seiner Familie große Ehre eintrug. — Die vorzüglichsten Gedichte wurden in ein Buch zusammengeschrieben und vom Schlüsselmeister aufbewahrt. — „Falsche Meinungen" d. i. anstößige oder unchristliche (in der folgenden Periode auch unevangelische) Gedanken oder Lehren; desgleichen „blinde Meinungen" d. i. Undeutlichkeiten im Ausdruck, wurden nicht geduldet. Im Uebrigen kam es dabei nicht auf Geist, desto mehr aber auf Worte und Silben an, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit nach 32 Strafregeln beurtheilt wurde. — Der Bau der Strophen war ein Hauptgegenstand der Erfindungsgabe; es gab Strophen, deren Reime auf 100 stiegen. Dergleichen Töne oder Tonweisen hatten verschiedene, oft sonderbare Namen z. B. die Gelbveigeleinweis', die warme Winterweis', die gestreifte Safranblümleinweis' die geschlossene Helmweis', u. s. w. und am Ende des 17. Jahrhunders waren 222 solcher Weisen in Uebung. Der Inbegriff aller dieser Gesetze und Regeln hieß die Tabulatur. — Zwölf der alten Meister aus der Minnesängerzeit (darunter Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Frauenlob ꝛc.) waren gleichsam ihre Kunstpatrone. Die berühmtern Meister dieser Kunst wird uns die folgende Periode nennen.

Dem regelsteifen Meistersange gegenüber entwickelte sich als ein Ableger der alten Volkspoesie das — ungekünstelt und lebendig aus der Brust hervorquellende, wenn auch oft derbe und lei-

denschaftliche, nicht selten tiefpoetische weltliche Volkslied, dessen Wurzeln übrigens höchst wahrscheinlich in's 12. Jahrhundert zurückgehen, wo dieses Lied neben dem künstlichen Minnesang und zum Theil innerlich mit ihm verwandt, seine einfachen Töne anschlug, aber unbekannt und unaufgezeichnet verhallte. Als sodann im 14. Jahrhundert das Minnelied verstummte, brachen die Naturlaute des Volkslieds ungehindert hervor und ließen sich im 15. und 16. Jahrhundert oft als unmittelbarer Ausdruck innerer oder äußerer wirklich erlebter Erfahrungen kräftig und frisch auf Straßen und in Herbergen aus dem Munde wandernder Zunftgenossen, in's Feld ziehender Reisigen und Landsknechte, durch Stadt und Land fahrender Leute in mannichfaltiger Weise vernehmen. Das echte Volkslied mit seiner vollen und starken Naturwahrheit kennt kein Bemühen um lückenlose Gedankenfolge, kein absichtliches Streben nach Ausschmückung, überhaupt keine künstlichen Mittel, sich geltend zu machen, sondern von der augenblicklichen Empfindung sprung- und stoßweise eingegeben, reißt es durch die, mit seinem Inhalt zu gleicher Zeit und auf demselben Weg entstandene, einfache und oft ergreifende Melodie die gleichgestimmten Herzen der Hörer hin, so daß selbst die größten Kunstdichter „mit bewußtem Streben nur äußerst selten eine dem Volkslied nahe kommende Uebereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben!" Doch hat das Volkslied (wie überhaupt die Volksdichtung) auch starke Auswüchse, welche späterhin selbst die Satire gegen sie herausforderten, — wiewohl die gelehrte Pedanterie und aufklärerische Kritik der spätern Zeit auch das echte Volkslied in Vergessenheit und eine geraume Zeit lang auch in Verachtung brachten.

So wenig wie man die Verfasser der alten volksmäßigen Heldengedichte kennt so wenig kennt man die Verfasser der Volkslieder. Der Dichter sprach nur aus, was von Allen in gleicher Lage empfunden wurde; Andere sangen es nach und setzten zuweilen Neues aus ihrer Erfahrungs- und Empfindungswelt hinzu, bis das Lied sich abschloß. — Der Stoff zu diesen Liedern war, besonders in der ältern Zeit, oft auch historisch, wie das Lied vom Heinrich dem Löwen, vom Möringer, vom Lindenschmidt, von der Soester Fehde, von der Sempacher Schlacht, Veit Weber's Schlachten der Schweizer gegen Burgund, Hans Rosenblüt's Nürnberger Krieg, die Eroberung Kufstein's durch Maximilian u. s. w. Die meisten jedoch, drücken theils freudvolle oder wehmüthige Stimmungen aus, wie die

Naturlieder, Wanderlieder, Gesellschaftslieder, Liebeslieder, Scheidelieder, Grußlieder' theils besingen sie die Freuden und Ehren der verschiedenen Stände, wie die Jägerlieder, Soldatenlieder, Hirtenlieder ꝛc. Auch die Kinderwelt ist von der Volksdichtung in Liedern und Sprüchen oft sinnig bedacht. — Während das Minnelied, als vorzugsweise dem Frauendienst gewidmet, etwas Eintöniges und Weibliches hatte, sind diese Volkslieder mannichfaltiger, vielseitiger nnd zugleich kernhafter und männlicher, wenn auch mitunter keck und derb.

Die gelehrte Reimerei des 17. Jahrhunderts brachte das Volkslied in Vergessenheit, die aberwitzige Kritik des 18. Jahrhunderts brachte es in Verachtung, bis Herder sich des Volkslieds annahm und in seinen „Stimmen der Völker" eine Sammlung veranstaltete, aber damit nicht durchdrang. Erst 30 Jahre später fand das Volkslied seine feste Stelle im Gebiete der deutschen Dichtkunst wozu die von Clemens Brentano und Achim von Arnim veranstaltete Sammlung „des Knaben Wunderhorn" wesentlich beitrug. Späterhin gab L. Uhland eine Auswahl alter Volkslieder mit dem echten Texte; die neuste, beste gab Simrock.

Auch das Lehrgedicht verläßt in dieser Periode seinen kunstmäßigen Schritt und geht in die lebhafte, kräftige, wiewohl die Form vernachläßigende Weise volksmäßiger Spruchdichtung über, worin sich besonders die österreichischen Spruchdichter Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt hervorthaten.

Von der Satire, so wie von der komischen und dramatischen Dichtung, davon in dieser Periode die Anfänge sich zeigten, wird am zweckmäßigsten bei der folgenden Periode im Zusammenhang gehandelt. (Näheres über die vorliegende Entwicklungsstufe der deutschen Poesie s. bei Vilmar a. a. O.)

Die deutsche Prosa begann in einigen Werken dieser Zeit sich zu heben und nahm, sowohl der Sprache, als dem Geiste nach, etwas Gemeinsam-Ansprechendes an. Sie bildete sich zunächst als eine historische, wie sie in zahlreichen Chroniken vorliegt, von denen viele, insbesondere aus dem 14. Jahrhundert, in ihrem schlichten, fast epischen, den Thatsachen sich genau anschließenden Styl ein nicht geringes Verdienst haben. Zu einer reifern Ausbildung gelangte die Prosa in der ascetischen Literatur jenes Zeitalters, welche natürlich nicht von der scholastischen Theologie, die nur lateinisch redete und schrieb, sondern von der mystischen ausgieng, welche ihren Zweck, den innern Menschen zu erfassen und zu Christus zu führen, nur durch Anwendung der Muttersprache erreichen konnte, die daher durch sie an Schmiegsamkeit, Zartheit und Gewandtheit merklich gewann.

Unter den guten Chroniken sind erwähnenswerth die berühmte Straßburger vom Dompriester Friedrich Closener, der sie 1362 als die erste

Chronik in deutscher Prosa vollendete und dabei auch die allgemeine Geschichte berücksichtigte; ferner die Chronik des Jakob Zwinger von Königshofen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; die Limburger Chronik, die ursprünglich bis 1398 geht; die hessische Chronik des Johann Riedesel u. a. Die dem 15. Jahrhundert angehörigen Schweizerchroniken haben in der Sprache viele Härten. — Unter den ascetischen Prosaisten des 14. Jahrhunderts sind Heinrich Suso und Johann Tauler, deren schon an einer andern Stelle (K. 1, 2) gedacht wurde, die bedeutendsten. Die Gränze dieses Literaturgebietes bildeten die geistlichen Reden des Straßburger Predigers Johann **Geiler**, genannt von Kaisersberg, (geb. 1445, gest. 1510), welche durch ihre scharfe Richtung gegen die obenbezeichneten Zeitsünden, insbesondere gegen Luxus und Genußsucht im Allgemeinen, so wie insbesondere gegen die Verweltlichung des geistlichen Standes, um so mehr Aufsehen erregten, als ihr treuer, christlicher Eifer „seltsame und barocke" Vergleichungen liebte, wie er denn sogar das „Narrenschiff" des Satirikers Sebastian Brandt, seines Zeitgenossen und Landsmanns, (der in diesem seinem merkwürdigen Buche, dessen in der folgenden Periode näher gedacht werden wird, mit strengem Ernst die Laster und Gebrechen aller Stände geißelt), eigens zu seinen Predigten benützte.

Während die deutsche Dichtkunst in der eben angedeuteten Art abnahm, die Baukunst aber ihre oben (XVI. 8, 6.) geschilderten Denkmale deutschen Wesens theils weiter führte, theils beendigte, hob sich die Malerei in Deutschland zu einer vorher ungekannten Höhe. Besonders blühte die Malerkunst in den Niederlanden, unterstützt vom Reichthum der dortigen Städte und vervollkommnet von den Gebrüdern Hubert und **Johann von Eyk** aus Brügge (zwischen 1366 und 1445), von denen der letztere die Oelmalerei erfand, beide aber sich durch richtige Zeichnung, durch Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gestalten, Leben und Frische der Farbengebung und treue, bis in die feinsten Einzelnheiten gehende Ausführung die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erwarben.

Von den beiden Eyk sagt Kugler: „Mit vollkommener Unabhängigkeit (von den Werken Anderer) gehen sie zugleich auf die Erscheinungen der Natur ein; alles, was den Menschen in der Enge seines häuslichen Verkehrs, wie in dem offenen und heitern Leben der Natur umgiebt, nehmen sie in ihre Bilder auf, ahmen es mit der liebevollsten Sorgfalt nach, und bringen es in solchem Streben zu einer fast illusorischen Wirkung." Ihr Hauptwerk ist ein von ihnen gemeinschaftlich gefertigtes Altarwerk zu Gent. — Unter ihren Schülern sind zu bemerken Gerhard

van der Meeren, Hugo van der Goes, Rogier van Brügge, — Ein Schüler des letztgenannten bezeichnet ein neues Entwicklungsmoment der flandrischen Schule: es ist Hans **Hemling**, (auch Memling) von Brügge, der mit einer reichen dichterischen Phantasie eine eigenthümliche Anmuth der Darstellung und im Colorit mit der hohen Farbenpracht einen zarten Schmelz des Vortrags verbindet. Seine Blüthe fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Außer ihm haben sich in dieser Periode auch die beiden Israel von Mecheln und Cornelius Engelbrechtsen von Leyden einen geachteten Namen erworben. — Mit Martin Schön von Culmbach in Franken und Michael Wohlgemuth von Nürnberg, (geb. 1434, gest. 1519) — beginnt die oberdeutsche Malerschule, welche erst in der folgenden Periode ihre Blüthe feiert. Auch sie liebten leuchtende Farben, standen aber noch in Zeichnung, Form und Ausdruck zurück und sind besonders am scharf gebrochenen Faltenwurf zu erkennen.

Indem wir nun die eigentlichen Vorboten der neuern Zeit — die Entdeckungsreisen des 15. Jahrhunderts, die Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens durch das Wiedererwachen des Studiums der klassischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst — noch zur nähern Anschauung bringen müssen, mit ihnen aber die neuere Geschichte im folgenden Band einzuleiten gedenken, wo zugleich auch die Schilderung des Zustandes der Theologie und Kirche, wie sich dieselbe unter den letzten Päpsten des 15. Jahrhunderts dargestellt hat, zur Einleitung in das Reformationszeitalter dienen wird, — versparen wir dahin auch noch den allgemeinen Rückblick auf das theils von der Unwissenheit oder Ungerechtigkeit unterschätzte, theils von der Unklarheit und Schwärmerei überschätzte, im Ganzen aber jedenfalls eben so thaten- als folgenreiche Mittelalter, von dessen wesentlichen Erscheinungen wir das Gute, wie das Schlimme mit Treue und Unbefangenheit zu würdigen bisher bestrebt waren.

Dittmar, Heinrich, / Schmitz-Aurbach, Carl von / Vogt, Wilhelm

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker ; für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt
Bd.: 3,2

Heidelberg 1850